FREUNDSCHAFTLICHE

POESIEEN

EINES

SOLDATEN.

NEUE AUSGABE.

BERLIN,

BEY F. T. LAGARDE, 1793.

A

L 153,

MEINEN

BRUDERLICHEN FREUNDEN

DEM

OBERSTEN VON L'ESTOCQ

UND DEM

MAJOR VON NEUMANN

ZUGEEIGNET

VOM

VERFASSER

Je vous livre mes rêveries
Que quelques vérités hardies
Viennent librement mélanger.
J'abandonne l'exactitude
Aux gens qui rimen[t] par métier.

---

*) Nehmt sie hin, all' meine Traumereyen,
Mit manch' dreuster Wahrheit frey vermengt.
Mag der Schreibkunst Feile weniger de: scheuen,
Der sich in die Dichterzunft als Künstler drängt.

D'autres font des vers par étude.
J'en fais pour me désennuyer.
Loin de faire un travail d'écrire,
Je m'en fais une volupté;
Moins délicatement flatté
De l'honneur de me faire lire,
Que de l'agrément de m'instruire
Dans une oisive liberté.
"On ne doit écrire qu'en maître." —
Il en coûte trop au bonheur;
Le titre trop chéri d'auteur

Andre sinnen tagelang auf Lieder,
Ich nur, wenn die Zeit zu lang mir dunkt.
Manchen drückt die Autorsorge nieder,
Statt dafs mir die Feder Freude bringt,
Und die Ehre, dafs mich viele lesen,
Ist noch nie so schmeichelnd mir gewesen
Als die Wonne, mich bey'm Liederdichten
Ganz auf eigne Hand zu unterrichten.
"Was man schreibt sey stets ein Meisterstück." —
Das zu liefern raubt zu viel vom Lebensglück,
Und der liebe Autortitel

Ne vaut pas la peine de l'être.

Aussi n'est-ce point sous ce nom,

Si peu fait pour mon caractère,

Que je rentre au sacré vallon,

Moi qui ne suis qu'en volontaire

Les drapeaux brillans d'Apollon.

Blos unter'm Schilde vorstehender *Gressetschen* Verse liefs ich 1764 ein Bändchen Poësieen drucken, die mein Freund *Rönler* damals zwar durchsah, aber wenig ausbesserte, weil er des zu verbessernden vermuthlich zu viel fand. Jetzt aber schreib' ich eine Vorrede dazu; denn der Verfasser der Lebensläufe nach aufsteigender Linie sagt im 3ten B. 1 Th. p. 254. nach seiner gewöhnlichen Lebensweisheit: „es ist

---

Heischt zum Einkauf gar zu theure Mittel;

Darum mag auch unter seinem Stempel,

Der nie meiner Weise recht entsprach,

Ich mir nicht den Weg zum Musentempel

Noch in ihre heilge Thaler bahnen.

Denn ich folg' den schimmerreichen Fahnen

Des Apolls nur als Freywill'ger nach.

»nicht gut dafs das Buch allein sey. Die Vorre
»ist der erste Eingang, wo Bitte, Gebet, Fürbi
»und Danksagung vorkommt, damit der Autor
»geruhiges und stilles Leben führen möge in al
»Gottseeligkeit und Ehrbarkeit.«

Freylich wag' ich sehr viel, noch einmal mit d
se: Gedichten zu erscheinen, die zwar zu ihrer Z
Leser und Kunstrichter fanden, die sie nicht mifsl
ligten; aber wie sehr haben sich Art und Kunst der P
sie geändert, seitdem *Wieland* durch sein Beyspiel
wiesen, was deutsches Genie und deutsche Spra
vermögen, so dafs der Gedanke an seine unsterbli
Werke ein gewisses Niederschlagendes für alle an
Dichter, wes Standes und Kopfs sie seyn mögen,
sich führt. Hätt' ich mich also nicht auch durch
bekannte: ist dir wohl, so bleib davon! vor ei
neuen Ausgabe sollen warnen lassen —? Wenn al
selbst der grofse König im hohen Alter die Rei
schwachheit nicht ablegen konnte, ist's denn bey
befremdender, dafs nach Verlauf vieler verslo
Jahre diese alte Liebe noch nicht verrostet ist, u

dafs ich, da nach Rechtslehrerversicherung die Liebe mehr hinab als hinauf steigt, in meinem 57ten Jahre versucht habe, meinen Geisteskindern bey ihrer Firmelung mehr mitzugeben, als ich ihnen bey der Taufe einzubinden vermochte?

Längst schon wollt' ich dem Rath eines einsichtsvollen Beurtheilers *) folgen, allein theils konnt' ich mir kein eignes Exemplar zum Revisionsbehuf schaffen, theils beschäftigten mich andre Dinge, die sich mit der Poësie ungefähr so vertragen, wie täglicher Gesellschaftsbesuch mit schuldigem Dienstfleifs. Endlich erlaubte mir ein ruhiges Landleben viele Stunden der Ausfeilung meiner Poësieen zu widmen.

Besser, wie sie jetzt erscheinen, konnt' ich, und durft' ich sie auch vielleicht nicht machen; denn hätten viel mehr neuere Gedanken die alten abgelöst, so wäre eine Art von Anachronismus entstanden, dem ich dadurch auszuweichen suchte, dafs ich manches

*) N. Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, XII Band p. 120.

unterdrückte, was ich in spätern Jahren hinzu gesehen und gedacht hatte, in frühern aber noch nicht sehen oder denken konnte. Ein anderes ist's mit neuen Ausgaben speculativer Schriften aus dem weltlichen oder geistlichen Fach; ein anderes mit Versen, denen Zeit- Orts- und Umständ'-Eigenheiten so eingewebt sind, wie den meinigen. Wär' es nicht schon eine unschickliche Schmeicheley gewesen, wenn ich z. B. statt der Nahmen, selbst verstorbner Schriftsteller, Nahmen jetzt lebender, oft gröfsrer, und überdem meiner Freunde hätte nennen wollen? Diese Anmerkung bitt' ich nicht zu übersehen, wenn man die zahlreichen Abänderungen dem Zeitgeschmack nicht genug angemessen finden sollte.

Einige Gedichte aus jener Soldatenzeit hab' ich hinzugethan, weil ich ein gut Theil der alten so schlafend fand, dafs es mir vergeblich schien sie wach zu rütteln, indem sie doch immer ein verstörtes Aussehen behalten hätten. — Sieht man aber allen eine gewisse Schläfrigkeit an, so, lieber Leser, lafs dir sagen, dafs sie zwar alle den Gegenständen, wie

ich sie theils vor mir sah, theils mich ihres Anblicks und Genusses fröhlich oder traurig erinnerte, oft nur zu genau nachportraitirt, aber eben so gewifs auch beynah' alle in Lägern und auf Märschen gemacht sind, wo Pegasus am hängenden Kopf' des müden Reitpferdes leicht ein böses Exempel nehmen konnte, oder auch in Umständen, wo ich die Plagen des Tages und der Nächte unter den Verszwang gefangen zu nehmen suchte, wobey ich mich denn auch jedesmal besser befand als bey'm Gefangennehmen der Vernunft unter den Glauben, ob es mir gleich meine Hofmeister fleifsig empfohlen hatten, und noch zur Zeit sogar Christusseher dazu anräthig sind.

Die Corpulenz meiner Sammlung hat daher nicht zugenommen, und darf keinen hindern ihr einst im Feldkästchen ein Räumlein zu gönnen. Möchte sie doch von vielen aus dem Stande gelesen werden, der zwar zu den Bosheitssünden der Politik gehört, allein, wie alle Übel der besten Welt, durch die gute Bildung seiner grofsen Glieder und kleinen Zucht ein heroisches Mittel werden kann, die Cultur des hö-

hern und niedern Volks schneller zu verbreiten. Je
so wenig ich wünsche, dafs irgend ein Civilbedienter
Poësie und Musik treibe, so gern wollt' ich's sehen,
dafs jeder Offizier die Geige, Flöte u. s. w. spielte
und Verse machte: nur vor'm Druckenlassen all' ihre
Noten und Verse behüt' uns, lieber Herre Gott!

Berichtigungen.

S. 3. Z. 11. von unten statt Amilie lies: *Amilie.*
- 7. - 11. v. u. statt Einfall l. *Einfalt.*
- 16. - 9. von oben statt Erstick l. *Erstickst.*
- 20. - 1. v. o. statt Profil l. *Profit.*
- 20. - 13. v. o. statt Abgeländer l. *Traubgeländer.*
- 36. - 11. v. u. statt Empfindungspflug l. *Empfindungsflug.*
- 45. - 4. v. o. statt geendigter l. *geendigten.*
- 47. - 3. v. o. statt ersetzen l. *ansetzen.*
- 47. - 5. v. u. statt Erfulle l. *Erfüllte.*
- 47. - 4. v. u. statt lase l. *liefs.*
- 63. - 13. v. o. statt er l. *es.*
- 78. - 16. v. o. statt noch l. *nach.*
- 78. - 4. v. o. statt nicht l. *nichts.*
- 104. - 7. v. o. statt für'm l. *für'n.*
- 109. - 10. v. u. statt Entlehnt l. *Entehrt.*
- 118. - 1. v. o. statt Es reizt l. *Reizt es.*
- 129. - 3. v. u. statt scherz' l. *schwatz'.*
- 135. - 3. v. u. statt als l. *als euch.*
- 157. - 8. v. o. statt der l. *den.*
- 157. - 9. v. o. statt Ernst l. *Frost.*
- 162. - 10. v. o. statt Rylande l. *Eylande.*
- 165. - 10. v. u. statt an l. *am.*
- 163. - 7. v. u. Lenznatur Einfluss l. *Lenznaturseinfluss.*
- 169. - 15. v. o. statt jedes l. *das.*
- 169. - 3. v. u. statt mit l. *nicht.*
- 177. sollte die Strophe *Wischt, Fürsten* die erste, und die *Und schwört* die lezte seyn.
- 182. - 8. v. o. statt in l. *im.*
- 192. der Custos: Und soll heifsen *Wo.*
- 198 - 4. v. o. statt blofs stellt l. *blofsstellt.*

Über die Quellen meines Vergnügens.

An Amilien.

Mein Stand ist zwar, doch nicht mein Herz geändert;
Und wird mein Degen gleich nicht zierlich mehr umbändert,
Ist gleich ein Portepée, das Schwarz und Silber streift,
Nach Preufsens Kriegsgebrauch ihm stattlich umgeschleift,
So bin ich doch dein Freund. Dort, wo die Ruhe wohnte,
Sang' ich dir manches Lied, wofür dein Lob mich lohnte,
Und wenn dich mein Gesang jetzt, Freundin, wen'ger rührt,
So schreib's nicht auf mein Herz; denk, mein Apoll kampirt.
Wie Mars im Kupferstich auf ein Geschofs sich stützet,
So lehn' ich mich auf eins, das einst auf uns geblitzet,
Doch jetzt, von uns ersiegt, dem Feind die Mündung zeigt:
Wie in der Wolken Schoos der laute Donner schweigt,
So liegen Blitz und Knall in seinem Schafft begraben,
Wo sie zum Ausbruch nur Ein Fünkchen nöthig haben.
Sanft labte mich vordem des Schlafes Panacé
Bey Nacht im Vorhangsbett, bey Tag' im Canapé:

In denen Leib und Geist in Wonne sorglos schwimmt.
Der Thor genießt sie nicht; sich und der Welt beschwerlic
Ist seinem innern Glück er selbst allein gefährlich:
Fleißübung ebnet bald die rauhste Pflichtenbahn:
Wer gern den Lauf beginnt, hat ihn schon halb gethan.
Wagt, der die Wohllust liebt, nicht Leben oft und Ehre
Für eine schöne Nacht? Schreckt je des Goldes Schwere
Den Geiz vom Zählen ab? Durchwacht für einen Stern
Des Hochmuths Sclave nicht die längste Nacht sehr gern?
Wen gleicher Eifer treibt im Dienst für seinen König,
Strebt, so wie er, nach Ruhm, und schätzt die Mühe wen

Sc manchem scheint im May, und ohne daſs Gefahr
Ihm auf der Wache droht, der Tag lang wie ein Jahr;
Mir scheint, es lohn' der Lenz für das voraus mit Freuden
Was wir, dem Feinde nah, im rauhen Herbst oft leiden.
In scheinbarm Müſsiggang fliegt mir der Tag vorbey:
Bald wird das Schauspiel selbst, bald die Coulisse neu;
Bald heftet sich das Aug' an blauer Berge Rücken;
Bald tränkt der Vögel Lied die Seele mit Entzücken;
Die Meiſsnerschaale tönt, der braune Kaffé winkt,
Wenn in fast brauner Hand ihn der Kalfakter bringt.
O schöner Bohnentrank! du Nektar der Levante,
Wie viel gebrach der Welt als sie dich noch nicht kannte
Dein Dampf durchwürzt die Luft, dein Wohlschmack re
den Gaum;
Ich trink' dich, und mein Herz giebt keinem Miſsmu
Raum:
Doch ja, — wenn's den Verlust der Tage wiederdenket,

Wo ihn Ämilie mir lieblich eingeschenket. —
Die graue Nacht verkürzt der Nachtigallen Lied;
So manches helle Feu'r, das in den Lägern glüht,
Sät Sterne auf das Feld; hier seh' ich mit Vergnügen
Im Wechselkampfe Licht und Dunkel sich besiegen.
Sanft überschattet mich der Hütte grünes Dach:
Und schützt es wider Sturm und Regen gleich nur schwach,
Sie hören endlich auf, und dann wehn Zephyrs Lüfte
Durch ihre Blatterwand viel tausend Kräuterdüfte.
So wie der Philosoph beym Lampenflämmchen sitzt,
Den Kopf voll Gott und Welt sanft auf die Hand gestützt,
Der Dinge Kettenreih' nachforschend überziehet,
Und manche Lichtidee aus einem Chaos ziehet;
So sitz' ich auch vertieft im Selbstgespräch mit mir,
Und traum' oft stundenlang, Ämilie, von Dir,
Von Dir, die mehr mein Herz als Gold ein Harpax schätzet,
Zu der mich alles führt und die mir nichts ersetzet.

Der Seelen innre Ruh, die nur die Tugend giebt,
Baut uns ein daurhaft Glück, läfst nie den Geist betrübt.
Ich fühl' sie auch in mir: — macht' ich sie ewig fühlen!
So dürft' kein finstrer Harm je meine Brust durchwühlen;
Sie treibt zum Kraftgebrauch, der nie den Geist entnervt,
Und nach erreichtem Ziel zu neuem Lauf ihn schärft.

Der rohen Freude feind, die Tausend mühsam suchen,
Früh ihnen ekel wird und sie zuletzt verfluchen,
Reizt mich weit feinre Lust, die ihre Unschuld würzt,
Die ohne Mord der Zeit den Tag zur Stunde kürzt.
Hilft nicht das Leiden oft mehr als verkehrtes Trösten?

Wenn Wein in Bechern blinkt, wählt Kleon sich den gröfs
So Sorge als Vernunft wird im Pokal ertränkt,
Wo Mifsbrauch in den Wein schon Krankheitskeime men
Die Stirn vom Dienstschweifs nafs eilt der zu Spielertisc
Die Karten in der Hand noch wärmer sich zu mischen;
Die Würfel sind sein Heil, sein Trost ein Paroli,
Verzweiflung und Verdrufs umringt ihn ohne sie
»Froh hilft das edle Spiel die Tage mir verleben,
»Und wenn der Sold nicht reicht, mufs dies den Zus
geben:
»O glücklicher Verstand, der einst das Spiel erdacht!
»Venedig wär' ein Dorf würd' dort nicht Bank gemacht
»Spiel', Bruder, immerhin; still' Geld- Noth und
gierde,
»Sey Meister deines Glücks und aller Spieler Zierde;
»Mich trifft ein schönres Loos, wenn mich ein Mädchen
»Das nicht beym Kostbarthun den Minnesold vergifst:
»Dich quält oft dein Verlust; mich tränkt, bey steten Si
»In jeder Phyllis Arm, in Dorf und Stadt Vergnügen;
»Lust, wie der Capwein süfs, braust schwellend durch
Blut
»Wenn — « Keusche Muse schweig, denk' nicht was
thut.
Bemitleid' sie — dem mehr läfst sich nicht thun für Th
Die bis auf die Gestalt das Menschliche verlohren. —
Stürzt Strohme Wein in euch, bereichert euch durch's
Nennt euren Wohllusttrieb der Liebe Vollgefühl,
Vergefst die Mittelbahn auf der die Tugend wandelt,

Die um stets froh zu seyn mit Mäfsigkeit stets handelt;
Vielleicht lacht ihr mich aus, wenn ihr mit Siegen prahlt,
Dafs Ernst die Stirne zeigt und Schaam die Wange malt?
Lafst mir mein stilles Glück bey Buch und Promenaden,
Zu denen Berg und Thal und Wald und Feld mich laden.

Ich such' die Bahn auf der man sich dem Tempel naht,
Den Stille einst und Kleist, unsterblich grofs, betrat.
Bramarbas bleib' stets roh, er nenn' bey grauer Scheitel
Verstand Pedanterie, und Sittenfeinheit eitel;
Er preise den nur hoch, der einen Stock gut schlägt,
Viel flucht, nett präsentirt, auf keine Kunst sich legt. —
O Ruhm von ächter Art, die Grenzen deiner Gröfse
Sind kein Paradeplatz, wo des Verstandes Blöfse
Die Uniform verhelt. Witz, Licht und Sittlichkeit
Sind wahrer Krieger Ruhm im Frieden und im Streit.
Wer stets vom Handwerk spricht, wird seinen Geist nie finden.

Nur Einfall kann ihr Lob auf Standesvorzug gründen,
Den Vorurtheil allein unübertrefflich glaubt,
Und dem des Prüfers Aug' den Goldschaumglanz leicht raubt.
Der Ehre dienen wir, und die wohnt nur in Seelen
Die nicht das Reglement zu ihrem Hauptbuch wählen.
Auch diefs wifs' ein Soldat; doch wer nicht weiter geht,
Ist wen'ger werth wie der, der blofs im Gliede steht.

Kriegsbrüder, kann euch denn nicht Friedrichs Vorbild reizen?
Wann wird eur Geist mit ihm nach gleichen Preisen geizen?

Wie grofs und gut ist er wenn er die Kriegskunst singt,
Vor ihrem Mifsbrauch warnt, auf Geistesanbau dringt:
Trieb je sein Kunstgefühl, sein Umgang mit den Musen
Den Heldengenius aus seinem Königsbusen?
Zeigt, dafs ihr Menschen seyd, und Einsicht und Gefühl
Begleit' euch überall selbst bis in's Schlachtgewühl.
Eilautert den Geschmack, erhöht des Geistes Würde,
Sorgt für den Körper auch, doch sucht nicht seine Zierd
In jener Kunst, nach der man Haar in Locken krümmt,
Manschetten parfümirt, Toback mit Anstand nimmt,
Den Rock französisch trägt, kleinmeisterlich sich zieret
Und doch im Umgang leicht den Wohlstandstakt verliere
Nennt den nicht Sonderling, der Witz und Tugend lieb
Der ohne eur Geräusch die Kunst des Frohseyns übt.
Durch Wissenschaften lernt des Krieges Wildheit zähmen
Hört auf euch des Gefühls der Sittlichkeit zu schämen,
Seyd Freunde kluger Kunst und der Natur zugleich,
Sucht nicht im Kleinen Ruhm, seyd Freunde unter euch
Glaubt, was mein Reim hier lehrt, das lehrte mich Erfahr
Aus diesen Quellen schöpft mein Geist zur Freude Nahr

Wie wohl thut das Gefühl, das zärtlich mich durchdr
Wenn Philomele hier der Liebe Schmerzen singt,
Wenn über's tiefe Thal sich Berge drohend biegen
Und Bäche rieselnd sich durch sein Gesträuche schmiege
Ehrwürdig wie ein Greis, von dessen Vorderhaupt
Die langdurchlebte Zeit das Silberhaar geraubt,
Um dessen Nacken nur noch weifse Locken schwimmen,
Stehn nakte Felsen hier, die bis zu Wolken klimmen:

Auf ihren Koppen hat der Wintergott sein Reich;
Hier macht kein Hundastern je den Schnee zum schmelzen
weich,
Kein Grün keimt durch ihr Eis, doch ihren Fuſs umziehet
Manch zarter Birkenstrauch, der sich im Bach besiehet,
Und seiner Blätter Hauch mit dem Geruch vermischt,
Durch den ein sanfter West die schwüle Luft erfrischt;
Berauchte Hütten stehn in ihren offnen Gründen,
Die Nahrung da für sich und ihre Heerde finden.
Mayblumen drängen sich aus trockner Erde Schoos,
Ihr weiſses Unschuldskleid strahlt zwischen Stein und Moos,
Und feiner Balsam quillt aus ihren offnen Glocken,
Die neben sich mich oft zum süſsen Schlummer locken.
Amphitheatre schuf für Geld Rom und Athen
Die, längst Ruinen schon, wir noch bewundernd sehn:
Hier baut sie die Natur ganz aufwandlos aus Höhen,
Die stufenweis' bebaumt oval um Wiesen stehen,
Von denen oft Geschütz mit Tod und Wunden dröhnt,
Wie Thier' und Fechtern dort beym Spiel der Grausamkeit.
O der verwegnen Kunst, die Mittel holt aus Schachten,
Dem Weltverwüster Mars der Opfer mehr zu schlachten!
Dieſs Thal, in dem ein Fluſs durch junge Weiden schleicht,
Der Tausenden von uns sein helles Wasser reicht,
Das, von der Ruh bewohnt, ein zweytes Tempe wäre,
Wird ein Verderbensschlund durch Mavors Feuraltäre.
Dort lacht ein andres Thal, das stiller Friede ziert,
Wo das neugier'ge Aug' sich im Prospekt verliert,
Dem die Natur nicht Schmuk, nicht Haltung angezwungen,

Von dem kein Nachbild noch, gleich schön, der Kunst ge-
lungen.
Hier wächst so mancher Baum, den keine Hand beschor,
Im Garten der Natur spitzsäulig stolz empor
Und sieht um sich ein Beet von Blumen, Kräutern, Büschen,
Die Farbenglanz und Duft mit seinen Schatten mischen.
Ein kühlendes Quadrat von schlechtbehaunem Stein
Schließt hier in seinen Schoos die Sauerquelle ein,
Die sich durch Berge drängt, und wo sie aufwärts steiget,
In Blaschen von Crystall die Wasseradern zeiget.
Oft lieg' ich neben ihr von manchem Dienstlauf matt,
Hor' ihr Gerieseł an, und trink' aus ihr mich satt,
Bin mit durch sie gesund, ohn' erst zum Arzt zu laufen,
Und mir sein Kunstgebräud zur Frühlingscur zu kaufen.
Wohlthatige Natur, nichts lafst du ungeschmückt!
Dem Sumpfe selbst hast du hier Blümchen eingestickt
Die durch ein Sternchen Gold ihr Himmelblau erheben,
Doch in der Menschenhand nur Augenblicke leben.
Nichts ist in deinem Reich arm oder einerley.
Gestaltenwechselnd schön, bey jedem Anblick neu
Ergreifst du mein Gefühl und stärkst die junge Seele,
Auch wenn sie fühlt, wie viel zum vollen Glück ihr fehle,
Und schwächst den Mismuthsdrang, der nicht früh gnug ge-
hemmt,
Oft mit Lavinenwuth die Seele überschwemmt.
Der Thor klagt überlaut, wenn leeren Zeitgeschwätzen
Nicht stets die Zunge fröhnt; nach seinen Schlufsgesetzen
Bin ich ein Wunderthier, wenn ich oft stundenlang

Bey Blumen, Bach und Feld, beym Lied, das Flaccus sang,
Froh wie ein König bin. Den Vogel zu erreichen
Muſs man ihn vor dem Schuſs nicht durch Geräusch ver-
scheuchen.
Malt sich die Gegend wohl im weiſsbeschäumten Meer?
Wer hört die Sängerin, wenn kreischend um sie her
Ein trunknes Paar sich neckt? Zum Vollgenuſs des Schönen
Muſs man sich erst durch Selbstbefriedigung gewöhnen.
Dank sey Ämilien: Sie mit hat mich gelehrt,
Wie man die Welt genüſst, wie man die Welt entbehrt.
An Lust fruchtbare Zeit, still sahen wir dich schwinden,
Um in der kommenden stets schönre Lust zu finden.
Wenn du mit Placiden, der Freundin der Natur
Zu Urnenhügeln gingst, was da dein Herz erfuhr,
Was da dein Auge sah, mir malerisch erzähltest
Und zum Gespräch daraus die feinsten Stoffe wähltest: —
Wie sprang um dich entzückt die kleine Menschenzucht,
Wenn du das Obst, das wir in Körbchen aufgesucht,
Mildlächelnd ihr vertheilt'st. — Bey abendlichem Schweigen
Sahn wir das Mondgesicht rund, feurroth aufwärts steigen,
Sahn, wie sein Strahl, indem der West durch Linden blies,
Die Schatten änderte und neue Bilder wies.
Oft zeigte die Natur sich uns im Festtagskleide;
Dann sah'n wir überall Glanz, Schönheit, Pracht und
Freude. —
Der Lampe schwaches Licht schuf durch den Wald uns Tag.
Wenn über ihm der Flor der Nachtgewölke lag.
Des Abends denk' ich noch, als abgeirrt vom Wege

Im Hayn ich sie und dich vor einem schmalen Stege
Traf, und eur Führer ward: — wie manche Stunde ward
Zum Lesen und Gespräch, Visiten abgespaart.
Aus Mitleid lachten wir bey aller Thoren Possen,
Die unsern Beyfall draus gewifs sehr unrecht schlossen.
Natur und Kunst bot uns die Freude reichlich dar,
Die nie der Unschuld feind, wild oder schläfrig war.
Scheinheilgen schien die Lust so seltner Art unmöglich;
Sie hinderten uns dran, sie wurden unerträglich,
Und dachten nicht, wenn sie der Witz schlau hintergieng,
Dafs unsre Lust dadurch nur feinern Reiz empfieng.
Unschatzbar frohe Zeit, schnell bist du hingeflossen,
Und Trost ist die Idee, dafs wir dich klug genossen.
Doch, **Freundin**, blieb in Dir auch noch der Himmelszug,
Durch den nie deinen Muth das Schicksal niederschlug?
Herrscht ein Gedank an mich noch in dem jungen Busen?
Lebst du noch für den Freund; lebst du noch für die Musen?
Selbst sprech' ich Ja für dich, du lebst noch für den Freund,
Mit dem du sanftgerührt beym Lebewohl geweint.
Du lebst, und denkst mich noch. Der Ursprung unsers Bundes
War gleicher Seelenton, nicht Schmeicheley des Mundes
Dem Herzen unbewufst. Die reinste Anzugskraft
Hob das Gefühl für dich fast bis zur Leidenschaft,
Die Thoren ohne Wahl für jedes Bild begeistert,
Des Klugen sich zwar auch, doch mit Verstand bemeistert.

Im Frühling unsers Seyns, wenn Witz und Glut nicht fehlt,
Dann ist der Zeitpunkt da: wer dann nicht Freunde wählt,
Lebt ewig ohne Freund: das Herz in spätern Jahren
Ist selten beugsam gnug sich freundschaftlich zu paaren.
Wenn gleich im Herbst ein Zweig noch einmal Blüthen zeigt,
Wird doch von ihrer Frucht die Reife nicht erreicht.
Der Lüfte Unbestand ist ihrem Wuchs entgegen;
Nur was im Frühling blüht trägt reicher Früchte Seegen.
Der Jugend weicher Sinn fühlt jeden schönen Strich;
War der im Anfang gut, glaubt, er verschönert sich:
Schnitzt Züge in den Baum, sie wachsen mit der Rinden,
Und ihren Riss wird man nach langer Zeit noch finden.
Der Absicht Unterschied nimmt mit den Jahren zu;
Der Jüngling liebt Geräusch, der Greis die stille Ruh,
Die Herzensharmonie, der Freundschaft reinste Quelle
Versiegt, und Geiz und Stolz tritt oft an ihre Stelle:
Der Sorgen finstrer Schwarm zieht in die Seele ein,
Läfst, nur auf sich bedacht, uns kalt für andre seyn. —
Noch, Freundin, ist für uns der Zeitpunkt der Empfindung,
Noch ruft uns die Natur zur seeligsten Verbindung,
Die selbst dem Zeitflug trotzt. Wer sie zu nutzen weifs
Wird nie an Freuden arm, bleibt Jüngling auch als Greis.
Die Grazien, die einst bildsam dein Herz erzogen,
Die jüng dein reich Genie zum Tugenddienst berufen,
Die pflanzten auch in dich der Freundschaft fruchtbarn Hang:
Mein Herz preist sie dafür, und sagt dem Tage Dank,

Da ich Ämilien sah, die edler Unmuth röthet,
Wenn man des Alters Glück im Keim der Jugend tödtet.
O warum kannt' ich doch Ämilien nicht eh'r!
Kaum sah ich sie, mein Glück, und ach — sie ist nicht mehr!

Die Tage sind vorbey, die köstlichsten des Lebens. —
O Zukunft, Einen nur! — Vielleicht wünsch' ich vergebens,
Nach Zeiten, reich an Lust, als Jüngling froh durchlebt,
Ohn' dafs die Seele je dem Blendwerk nachgestrebt,
Das vor des Pöbels Aug', Metall und Titel spielen;
In euch lernt' ich das Glück der Menschheit, Freundschaft, fühlen,
Und meine Sehnsucht ward Amiliens Freund zu seyn,
Die auch den Wunsch gebahr der Tugend Freund zu seyn.
Ein Eindruck auf ihr Herz, den nicht die Zeit vertilget
Sey dieser Freundschaft Lohn. Sprich, ist er mir bewill'get?

Aus einem Schreiben an Ämilien.

Geh hin, beschriebnes Blatt, Ämilien zu grüßen,
Sie soll durch dich die Dau'r von meiner Freundschaft wissen.
Vielleicht triffst du sie an, daß sie mit Fritzchen spielt,
Der einst den Kriegsberuf gleich seinen Ahnherrn fühlt;
Vielleicht beschäftigt sie ein bunter Arbeitsbeutel,
Den jede schöne Hand, oft müßig und stets eitel,
Mit zum Besuche nimmt; vielleicht beschleichst du sie
Auf ihrem Canapé bey Büchern voll Genie.
Ich weiß, wenn sie dich sieht, so läßt sie Fritzchen gehen,
Legt Buch und Beutel weg, läßt ihren Kaffé stehen,
Und sieht vorher dich durch. — Wie heiter wird ihr Blick!
Du bist bey ihr, ich — fern von ihr, auch fern von Glück.
Doch hör' ich, wie sie frägt: Wo hat er dich geschrieben?
Wie hat mein Freund bisher die Tage sich vertrieben?
Antwort' ihr dann: Er lebt nicht wie, nicht wo er will,
In eines Heers Tumult, jetzt ohne Freund, ganz still.
Die Musen, die er einst zum Quell des Glücks erwählte,
Sind, wenn er gleich ihr Ziel im Friedensweg' verfehlte,
Auch hier sein Zeitvertreib: bald liest er Hallers Lied,
Bald singt er laulicht nach was ihm im Busen glüht.
Nun sag' auch du: Was hat dein Herz jetzt für Geschäfte?
Gebrauchst du jung und schön auch alle Lebenskräfte?

Der Hang zum Frohseyn ward einst in dein Herz gewebt,
Und mit ihm manch Talent, das Kunst nicht giebt, doch hebt.
Geschmackreich von Natur, empfindlich für das Schöne
Wird jeder Silberbach zu einer Hippokrene.
So war's bey dir: — nur du sahst deine Geist'skraft nicht.
Von dir zum Freund gewählt hielt ich's für Freundespflicht
Dein glimmendes Genie durch Kunstfleifs anzufachen,
Und Deutschlands Musen dir vorzüglich werth zu machen.
Erstick' du nicht dies Feur, so giebt dir einst die Zeit
Das Lob, das oft die Saat zu gröfserm Guten streut;
Und unser Vaterland wird auf dich stolz seyn können,
Und ihre Grafigny den Franzen nicht misgönnen.

»So manche Schöne hat die Musenbahn besucht,
»Allein des Kenners Hohn 'war ihrer Arbeit Frucht,
»Der Dichterlinge Zahl, Freund, mag ich nicht vermehren,
»Und Welt und Freundschaft kann mein Lied sehr leicht
entbehren.
»Was hilft dir selbst dein Witz? steigst du im Regiment
»Mit schnellerm Schritt empor, wenn dich Apollo kennt?
»Macht dich die Dichtkunst reich? —
Lafs diese Sorge schwinden.

Streb' nicht nach äufserm Ruhm, studier für dein Empfinden:
Verstandsfleifs lohnt sich selbst. Wer recht die Tugend liebt,
Liebt sie um ihrer selbst, nicht weil sie Schätze giebt.
Die Musen laben uns mit ewigen Vergnügen,
Die den verwandten Fleifs zehnfältig überwiegen.
Die Schönheit des Gesichts wird durch die Zeit verheert,
Die über jede Stirn mit schwerem Pfluge fährt.

Und

Und manche muſs voll Gram aus ihrem Spiegel lesen:
Dein Vorzug ist dahin, du bist einst schön gewesen.
Doch Geistesschönheit stöhrt der Jahre Fortschritt nicht,
Wenn dem Naturpfund nur der Kunstfleiſs treu entspricht.
Zufriedenheit, die Gold auch selbst aus Eisen machet,
Die auch beym kleinen Glück selbstgnügsam scherzt und lachet,
Die Schätze leicht entbehrt die bloſs das Glück gebahr,
Durch das heut Irus wird, wer gestern Krösus war;
Auch die verleiht Apoll. Der Körper muſs zertrümmern;
Allein um seinen Putz wird nur ein Thor sich kümmern.
Ich führe nicht [illegible] an;
Gnug, daſs mein Herz es weiſs, daſs der stets froh seyn kann,
Der sein Verstandsfeld baut. — Vom Vaterland entfernet,
Wo ich der Ruhe Glück, und Freund zu seyn gelernet,
Oft arm an allem, hab' ich alles doch genung,
Wenn mir den Musen nur des Geistes leichter Schwung
Mit stillen Umgang läſst; — sie haben mich begleitet
Auch hieher, wo so viel mit ihrer Sanftmuth streitet;
Hier, wo der Krieg ein Schloſs oft zum Ruin entstellt,
Verwandelt sich durch sie leicht in ein Schloſs mein Zelt.
Kein Umgang kommt dem gleich mit Mnemosynens Kindern:
Für diese laſs drum nie die Glut in dir sich mindern,
Und glaub', daſs sich das Herz auch in der Tugend übt,
Wenn es mit klugem Ernst die Pierinnen liebt.
Ja, ja, du liebst sie noch, du opferst ihnen täglich,
Durch sie wird dir, wie mir, so manche Last erträglich,

Die andre seufzen macht, wenn sie moralisch blind,
Des Thier- und Menschen-Reichs Grenzkreaturen sind.
Doch das, Amilie, heißt noch nicht Musen lieben,
Wenn man den ganzen Tag pedantisch übertrieben
In Büchersälen wohnt, von Menschen sich entfernt,
Nicht sich, nicht andre kennt, und selbst nicht denken lernt;
Auch die liebt sie noch nicht, die wie Madam Pernelle,
Den steifen Eintrittsknix, schon auf des Zimmers Schwelle
Mit einem Einfall paart, vorher vielleicht erdacht,
Und durch verschrobnen Witz sich lächerlicher macht,
Als durch den dreusten Wunsch mit silberweißen Haaren,
Vom Puder nicht verheelt, Eroberungen zu paaren.
Auch die kennt sie nur schlecht, die überall ein Kind,
Das was ein Gellert schreibt, dem, der es nicht empfindt,
Geschwatzig recitirt; die bald wie Klopstock betet,
Bald ein Gewäsch von Putz und Moden drunter knetet.
Noch minder ehrt sie der, der laut extemporirt,
Der fremder Völker Witz stets auf der Zunge führt;
Und weil er den Parnaß im Kupfer wo gesehen,
Dreust wähnt im Musensitz einst neben dir zu stehen.
Wer liebt die Musen denn? Der sie im Stillen ehrt,
Der ohne Eitelkeit durch sie die Einsicht mehrt,
Ruh' nur bey ihnen sucht, durch sie sein Herz verbessert,
Durch sie der Freundschaft Glück, erst gründet, dann vergrößert;
Gelehrtenzwist verschmäht, im Freudenschwarm der Welt
Und im Geschäfftstumult noch Zeit für sie behält. —

Ich schweig': der Musenwerth wird ohne mich erhoben:
Fein Gold und guten Wein darf Geiz und Kranz nicht loben
Und ohne Vorwort preist sich dem die Rose an,
Der Auge und Geruch noch fühlbar brauchen kann.

* *

* *

Auch seh' ich, wie du gähnest,
Und dich nach dem Beschluss des langen Briefes sehnest.
Bald soll dein Wunsch geschehn; allein wer lässt ein Ross,
Von dem beym raschen Ritt der Schweiss in Tropfen flos,
Gleich an die Krippe ziehn? Lässt man's vorher nicht leiten,
Damit die Sehnen sich gemach zur Ruh bereiten?
Verzeih' drum, Gnädigste, dass mein bereimtes Blatt
Dich manches erst noch frägt, eh' es ein Ende hat.

*

* *

Spielst du auch noch die Laute,
Die ihr Erfinder einst zum Schmuck der Schönheit baute?
Kein Zeitvertreib schickt sich so für ein schön Gesicht,
Als wenn's die Fingerchen durch sanfte Saiten flicht,
Beym Klang der Melodie der Wörterkunst entbehret,
Oft besser als durch sie, Empfindungen erkläret.
Den Lautenhals im Arm, wird Schönheit doppelt schön:
Diess weiss Paris wie Rom, Berlin wie einst Athen.
Wenn der Eroberungsgeist gleich nie dein Thun beseelet,
Wenn ohne die Musik dir gleich nicht Beyfall fehlet;
So ist es löblich doch, wenn dein Genie und Fleiss,
Auch so dein fühlbar Herz schön zu beschäfft'gen weiss.

Wie manchen Fächer hat Profil schon liefern müssen?
Was macht dein klein Archiv? ist noch nichts draus zerrissen?
In's meine ist von dir kein Blatt noch eingeschickt:
Vielleicht, dafs mir der Wunsch in Reimen besser glückt.
Zwey Zeilen, Freundin, nur, von Herzen aufgezeichnet,
Ohn' dafs im Federstrich sich dein Gefühl verleugnet. —
O wären sie schon hier! kein brennender Amant
Würd' so gerührt, so schnell, so zärtlich, so galant
Vom Liebesbrief den Lack mit leisen Fingern heben,
Als ich vom deinigen; durch ihn würd' neues Leben
Dem Freunde eingehaucht, der jetzt auf Bergen irrt,
Die keines Baumes Laub mit kühlen Schatten ziert,
Kein Abgeländer schmückt, wo, um den Durst zu stillen,
Man Bäche sucht, die aus den Felsenritzen quillen;
Der einsam promenirt, sich über Blumen freut,
Mit denen die Natur die Felder bunt bestreut;
Ein Buch bisweilen liest, ans Vaterland gedenket,
Und um die grofse Kluft, die uns jezt trennt, sich kränket;
Den oft die Wache trifft, wo beym Soldatensang
Und ihres Spiels Gewäsch, die Zeit oft furchtbar lang
Ihm dünkt, die Zeit, die wir oft gern an Zauberketten,
Wenn sie so schnell uns floh, zurückgezügelt hatten.

* * *

Gilt noch in deiner Stadt der doppelsinn'ge Spafs,
Bey dem so mancher Herr sich bis zum Knecht vergafs?
Witz, solcher Art, hat hier sich Hütten aufgeschlagen,
Und wer belacht seyn will, mufs gar nichts feines sagen.

Hier geht ein Fahnrichscherz meist bis zur Thätlichkeit;
Der heifst ein muntrer Kopf, der keine Thorheit scheut.
In Frankreich ist ein Mann zu artig, um zu keifen,
Wenn Stutzer in sein Recht bey seiner Gattin greifen;
Allein auch hier nimmt man es nicht mehr so genau. —
Krieg kennt kein Eigenthum, und bey des Kriegers Frau
Weicht er am seltensten von seiner Angriffssitte;
Doch Krieg und Friede hat, so gut wie Thron und Hütte,
Wohl solcher Scherben viel. —

Nun das heifs' ich gereimt! So viele Blatter voll!
Nun ganz im Ernst der Schlufs: Amilie; leb' wohl! —
Wie traurig tönt dieß Wort! Wie mehrt es mein Verlangen
Bald, — o recht bald von dir ein Briefchen zu empfangen,
Das, wenn in ihm, wie sonst, die Freundschaft lebt und
webt,
Schnell jede Kummerlast von meinem Herzen hebt.

Über Sittlichkeit und Empfindung.

An meinen Freund N.

Erschrick nicht, gutes Herz, bey so viel Trauerspielen!
Hör' auf des Nächsten Leid wehmüthig mit zu fühlen;
Sey taub beym Mordgeschrey, sey stumm und kieselhart,
Wenn sich Gewalt und List zu neuen Frevln paart.
Nimm mit die Denkart an von jenen Nationen,
Die um den Wolgastrand halb caraibisch wohnen,
Mit Lust an Mord und Brand durch Friedrichs Länder ziehn,
Und alle von dem Wunsch nach seinem Umsturz glühn.
Dämpf', nach Huronenbrauch, dein zärtliches Empfinden,
Such' dir durch Rauhigkeit den stolzen Kranz zu binden,
Der manchen Held umflicht, der Menschenwerth nicht kennt,
Den, der ihn fühlt und schätzt, aus Irrthum blöde nennt.
Nähr' künftig in der Brust neronisches Vergnügen,
Wenn von verheerter Stadt die Flammen aufwärts fliegen.
Hör' das vertriebne Volk, aus Furcht, lautjammernd schreyn,
Sey, wie ein Atreus, hart, um recht Soldat zu seyn.
Wer fremde Wunden sieht, mit Thränen in den Augen,
Wie soll der zur Gefahr, zu Tod und Wunden taugen?
So schwärme ein Kroat, dem Wuth und Tapferkeit
Aus Unvernunft Eins sind, der jeden Tag bereut,
Den nicht ein Bubenstück, der Hölle werth, bezeichnet,
Der, unwerth Mensch zu seyn, Natur, dein Recht verleugnet.

Mitleiden schimpft kein Herz: der Held gebraucht den Stahl
Nur wider'n streitbar'n Feind, nicht zu des Landes Qual.
Es sind mit Bürgerblut, in Magdeburgs Geschichten,
Die Thaten aufgemerkt die Tillys Ruhm zernichten.
Wer hat den Namen, Held! dem Tatar zuerkannt,
Der Heinrichs edles Heer, bey Liegnitz, überwand?
An Wahlstadts Mauern stehn die Bilder seiner Schande,
Und Abscheu, Schimpf und Hafs lohnt noch der Räuberbande.
Ja, mancher Lorbeerkranz, durch Schlachtgewinst ersiegt,
Welkt, wenn auf ihm der Fluch beraubter Länder liegt.
Man tadle mein Gefühl, das sympathetisch weinet,
Wenn ihm der Unschuld Noth, sonst unbeklagt, erscheinet;
Wenn bald ein schwarzer Dampf, der aus den Flammen raucht,
Der Gegend hellen Tag in graue Dämmrung taucht;
Bald um die Mitternacht die Wolken rothlich tagen,
Der Barbarn Feuerzug mit Schrecken anzusagen;
Wenn selbst der Thiere Herz durch manche Handlung zeigt,
Dafs sein Gefühl, nicht todt, zu solchem Greuel schweigt:
Dort sucht ein Taubenvolk den alten Schlag, wo heute
Frühmorgens man ihm noch sein Futter reichlich streute,
Und findet Asch' und Staub; hier sitzt ein traurig Paar,
Im halbverbrannten Baum, voll Ahndung der Gefahr
Die seine Brut bedroht, wenn streifende Barbaren
Das nachbarliche Haus zu gleichem Feur nur sparen;
Jetzt jagt der Schreck sie auf, jetzt reifst ein Bombenstofs

Mit pfeifendem Geräusch den Arm des Baumes los,
Schlägt in ein neues Dach, wo, wenn sie laut zerspringet,
Zerschmettrung, Brand und Tod aus ihrer Höhlung dringet.
Mein Herz klopft nicht aus Furcht, wie manches Prahlers Herz,
Der laut im Dorf bravirt von nie empfundnem Schmerz,
Mit dem, der gar nichts sah, auf Kaffehäusern plaudert,
Und, wenn's zum Angriff geht, bey der Bagage zaudert.
Die Feinheit des Gefühls verkleinert nicht den Muth,
Auf dem des Kriegers Ruhm, der Heere Wohl beruht.
Der schwärmende Pandur mag längs den Büschen streifen:
Ich hör' im Bogenschuss die Kugel furchtlos pfeifen;
Es glänz' der Feinde Feu'r in naher Nachbarschaft:
Dieſs raubt der innern Ruh nicht ihre Himmelskraft.
Ich schlaf' am Brustwehr sanft, so, dafs kaum Schreckideen
Der nahenden Gefahr, im leichten Traum entstehen.
Wenn jenes Berges Höh', der Striegau übersieht,
Ein zweyfach feindlich Heer mit Zelten überzieht,
So sagt der Geist doch nicht: auf den gespaltnen Spitzen
Sieht meine Phantasie Apoll und Musen sitzen;
Und Schlesiens Schutzgeist, der mit tief gerührtem Blick
An seinen Günther denkt, der durch ein Mifsgeschick
Die Geisteschwingen oft in Lebenssümpfe tauchte,
Aus Mangel an Geschmack, oft sein Genie mifsbrauchte.
Sey weiser, wie Sokrat, sey Held, wie Peleus Sohn,
Besitze Indiens Gold auf einem Kaiserthron;
Doch, sey nicht tugendhaft, verbann' Gefühl und Sitten,
Lafs dich, wenn Jammer weint, durch Thränen nicht erbitten:

So hafst dich doch die Welt; der dich nicht fürchten darf,
Macht gegen dich den Pfeil des kühnen Satyrs scharf,
Und Kluge zählen dich zum grobheitsreichen Pöbel.
So wie der Gegend Reiz in giftig dicken Nebel
Sich unsichtbar verhüllt, so wird das Vorzugsrecht,
Das manch Verdienst dir gab, durch Rauhigkeit geschwächt.
Ein Mädchen, das Natur und Künste schön geschaffen,
Das zärtlich denkt und fühlt, das seiner Reize Waffen
Nicht buhlerisch mifsbraucht und Thoren übersieht,
Singt taktreich ins Klavier ein Weifsisch Freundschaftslied:
Die Laube rauscht nur schwach, der Zephyr scheint zu
schweigen,
Den Beyfall der Natur der Sängerin zu zeigen;
Der Freunde Cirkel lauscht, ganz Ohr für den Gesang,
Und nach Minuten erst, klatscht man ihr lauten Dank.
Doch, wem gefallt der Lerm des jauchzenden Soldaten?
Wenn er mit vollem Kopf von falschen Heldenthaten
Ein ekles Leibstück singt, und mit geballter Faust
Den Takt so hörbar schlägt, dafs Tisch und Schenke braust.
Das Aug' der Welt dringt nicht bis in die Herzenstiefen,
Und kann beym Ersten Blick nicht unsern Werth gleich
prüfen;
Es sieht die Schale an, das Urtheil wird gefallt,
Und dem der Preis ertheilt, der sichtbar wohlgefallt;
Doch soll darf sie von uns nur eine Handlung sehen,
Um unsrer Denkungsart Gewebe auszuspähen.
Der Steinverständige sieht den Demant nur an,
Und weifs Gewicht und Werth, bis auf Karat und Gran.

Den Marmor roh im Bruch, das Gold in finstern Schachte
Wird der, der sie nicht kennt, als Erd' und Stein ver
achten:
Doch Glut und Politur giebt ihnen Glanz und Pracht;
Und wenn zum Kunstwerk sie die Hand des Meisters macht,
So wird jedweles Aug' ihr neues Ansehn reizen,
Und Volk und Meister wird sie zu besitzen geizen.
Dein Herz sey redlich, schön, es denke edel, grofs;
Doch, zeig' im Umgang dich geschmack- und sittenlos,
Wie viel verlierst du nicht? Dein Werth rührt keine Sinnen
Der Art'ge wird dir leicht den Vorzug abgewinnen.
Wer dem Gefühl entsagt, wird als Tyrann gehafst;
Selbst, wenn er wohlthun will, wird seine Wohlthat Last.
Der Freundschaft zärtlich Glück flieht ungeschliffne Seelen,
Die zu Vertraun und Scherz die Zeit nie klüglich wählen,
Die keines Freundes Witz, kein Unterricht gewinnt,
Die, wenn sie tadeln, hart; im Scherz beleid'gend sind.
Die Grobheit hafst ja selbst der, den nicht Feinheit adelt,
Wie Molier's Harpagon den Geiz am lautsten tadelt.
Wer eine ebne Bahn nach seinem Ziel betritt,
Gelangt weit eh'r dahin, als der mit heftgem Schritt
Durch rauhe Wege stürzt, die anfangs näher schienen,
Und eh' er's sich versieht, ihn abzulenken dienen.
Bläst tobend gleich der Sturm, legt doch der Wandre
nicht
Den schweren Mantel ab; der Sonne warmes Licht
Bewegt ihn leicht dazu. — Wo Wildheit nichts erzwungen,
Da ist der Sanftmuth oft der schönste Sieg gelungen.

Freund, den Ein Trieb mit mir dem Vaterland entzog,
Ein Trieb, der selbst das Glück der Liebe überwog;
Der Muth genug bewies, für Friedrichs Recht zu sterben,
Und Sittenfeinheit gnug sich Beyfall zu erwerben;
Die Freundschaft, die uns einst so brüderlich gestimmt,
Die fern von dir nur schwach an Freude Antheil nimmt,
Die gleiche Wißbegier in unserm Busen mehrte,
Die selbst kein Misverstand nur Augenblicke stöhrte,
Die Freundschaft spricht auch heut von Sitten und Gefühl,
Durch die dein edles Herz mir und der Welt gefiel,
Vertraut mit dir, und darf auf deinen Beyfall hoffen.
Hat gleich die Muse nicht den feinen Ton getroffen,
Aus dem die deine spielt, spricht nicht die Kunst für mich,
So thut's die Wahrheit doch, und, Freund, die rühret dich.
Du denkst viel zu gerecht, um Schwarmern beyzupflichten,
Die, ohn' ein rauh Gerausch, ihr Pflichttheil nie entrichten,
Die finstrer Launendrang zu Menschenfeinden macht,
Aus derer Miene nie Gefühl und Freude lacht,
Die jenen rohen Sinn, der Sittlichkeit mishandelt,
Statt ihr Panier zu seyn, gar in Natur verwandelt,
Die, wenn die Unschuld seufzt, der Jammer hülflos traurt,
Der Wunsch nach Beystandskraft elektrisch nie durchschauert.
Dir, Freund! von seltner Treu, von Biedersinn und Sitten,
Dir, wag' ich es, gerührt, mein Herz hier auszuschütten;
Dir klagt es misvergnügt, die Lasten, die es trägt,
Wenn man mit frecher Stirn der Tugend Wunden schlägt.

Wie von dem Staube sich Kleid und Gesicht beflecket,
Wenn man am Brustwehr schläft, vom Himmel nur bedecket,
So schwärst die Wildheit auch hier tausend Seelen an,
Und brennt die Flecken ein. Wer denken will und kann,
Find't selten äußres Glück, und vom Gefühl des Schönen,
Lernt sich ein Jünglingsherz hier nur zu leicht entwöhnen,
Hier, wo man Menschenhaß oft Muth und Fassung nennt,
Wo mancher Feldherr kaum der Taktik Namen kennt,
Und zum Cartheuser wird, wenn man nach Dingen fragt,
Die nicht bloß Handgriff sind, die kein Rapport ihm sagt;
Wo oft das Ordenskreuz, einst fürs Verdienst erdacht,
Des Ritters armen Geist gedoppelt sichtbar macht;
Wo man im finstern Blick, im saubern Westenputzen,
Bald in dem Kleiderschnitt, und bald im Krempenstutzen,
Soldatengröße sucht, sonst wie ein Körper lebt,
In den ein Vaucanson Beweglichkeit gewebt.
Wohl dem, dem Fassung bleibt, wenn Sonderlinge sanken,
Die sich und uns zur Last, in Plan und Mitteln wanken,
Bey denen kein Verdienst des Vorzugs Grad bestimmt,
In deren dickem Hirn kein Fünkchen Einsicht glimmt,
Die nicht des Ranges Glanz durch große Thaten adeln,
Die, armes Geistes selbst, doch andrer Stumpfheit tadeln.
Oft räch' ich einsam mich durch Lachen an der Welt,
Wenn sie die Thoren hoch auf goldne Stufen stellt,
Arlekinaden lobt, die Unverschämtheit rühmet,
Glückssprünge ihr erlaubt und ihr den Weg beblühmet.
Ich bin kein Schüsselsklav, dien' nicht allein um Brodt,

Und werde noch, wie sonst, bey einer Grobheit roth.
Kein reicher Commissair, der Heer und König plündert,
Kein Münzisraelit, der unsern Sold vermindert,
Kein Marschall ohne Kopf, kein Krieger ohne Herz,
Kein unverdienter Rang, kein pöbelhafter Scherz,
Kein Kleinigkeitenheld, der Tag und Nächte grübelt,
Wie man die kleine Last im Kriegsdienst mehr verübelt,
Erwarte je mein Lob, das dem nur Weyhrauch streut
Der frey und edel denkt, den Schwachen viel verzeiht,
Dem bey des Nächsten Noth nicht Thränen schimpflich
scheinen,
Die Balsam auf den Schmerz, nach offnen Wunden, weinen.
Noch, Freund, riss nicht mein Herz der Lagerstrom mit hin.
Noch jetzt trägt ihm Vernunft und Tugend nur Gewinn,
Noch heute fühl' ich es für die empfindsam schlagen,
Die Eines Sinns mit mir in gleichen Kampf sich wagen.
Noch schuf ein rauher Stand mich nicht gleich grausam um,
Noch bin ich nicht für dich, nicht für mein Mädchen
stumm. —

Heut, als im tiefen Schlaf rund um mich alles ruhte,
Eh' Russlands Stücke noch, voll Durst nach unserm Blute,
Auroren aufgeschreckt, sah ich im Traume sie,
Schön, wie ich sonst sie sah. Glut und Melancholie
Wies mir ihr blaues Aug', das ch'mals mich entzückte,
Wenn sie beym reinsten Kuss die Hand mir zärtlich drückte.
Sie las ein Lied von mir, das Wonnegefühl und Dank
Dem Tag', der sie gezeugt, ohn' allen Kunstschmuck sang,
Dem Tage, den ich heut mit stiller Wehmuth feyre,

An dem ich dir und ihr die Daur der Glut betheure,
Die Liebe und Vernunft im Busen angezündt,
Für die ein redlich Herz, nicht Schwüre Bürgen sind. —
Sie las, und Thränen sah ich ihrem Aug entfliessen:
Ich eilte, tröstend sie der Wange abzuküssen;
Schnell floh der Traum, mit ihm der Wonne Ebenbild. —
Und so fehlt alles mir, was bey mir alles gilt.
Ämilie lebt entfernt, — fern von des Mädchens Küssen
Kann auch die Freundschaft dich in ihren Arm nich
schlüssen!
Sie denkt Euch tausendmal, und denkend härmt sie sich.
Ihr lebt vielleicht nicht mehr — vielleicht nicht mehr fü
mich —
Tod und Gefahr umgiebt die Besten meiner Freunde. —
Ich hasse nicht für mich, nein! mehr um Euch die Feinde
Sie trennen mich von Euch. — Freund, sieh mein ganze
Herz,
Es fühlt vielleicht um dich noch unheilbarern Schmerz
Als deine Doris fühlt, und eilt auf raschen Flügeln
Der Phantasie, die nicht den Lauf der Wünsche zügeln,
In deinen Arm, und sucht und findt in deinem Blick
Erinn'rung vor'ger Zeit und künft'ger Zeiten Glück.

Die Freundschaft, nach dem Young.

An Herrn von B.

Wie Bienen aus duftreichen Kräutern
Und Blumen ihren Nektar sammeln;
So zieht der Mensch aus dir, o Freundschaft,
Vergnügen und erhab'ne Weisheit,
Die traulich gern beysammen wohnen;
Getrennt, wie Rosenknospen welken,
Die man vom Stock vor ihrem Aufblühn trennte.
Selbst der Vernunftquell wird zum Sumpfe,
Schafft ihm kein Freund ein sanft Ergiessen.
Ohn' Freundsgespräch verstocken die Gedanken,
Wie Waaren, ohne Luft und Sonne.
Schön ist das Denken zwar, allein nicht alles;
Der Himmel gab uns mehr: die Rede,
Zum Zeichen und Kanal des Denkens,
Das ungenutzt im Kopfschacht ruhet,
Bis Sprache es zu Tage fördert,
Sein Erz von groben Schlacken säubert,
Und Lebens Bild und Schrift ihm aufgeprägt.
Zum künftgen Brauch bewahr' das ächte:
Hoff' Vortheil, oft auch Ruhm davon.
Mittheilend mehrt sich dieser Reichthum,
Und lehrend lernt man neue Weisheit.

Verschneid't Polypen, und es wächset
Aus jedem Theil neu ein Polyp.
Unausgesprochene Gedanken
Vernimmt kein Ohr, und keiner denkt sie wieder.
Die Red' facht auf die Glut des Herzens,
Giebt Politur dem Geistesschwerdte,
Schleift scharf es aus und hilft es brauchen.
Rost frißt den Degen in der Scheide,
Der nur geschwungen blinkt und sieget.
So auch Gelahrtheit in dem todten
Buchstab bestäubter Folianten,
Die stark auf Herzen würken könnte,
Wenn Rede sie in Umlauf brächte.
Witzschaum schwindt beym Gedankentausche,
Des Gröblers Hefen werden lauter.
Nehmt stolz zum stillen Tiefsinn Zuflucht:
Auch er ist arm, hilft ihm kein Umgang.
Er, der den schwärmenden Gedanken
Im Zaum der Lebenssitte bändigt,
Und selbst zur Einsamkeit geschickt macht.
Wie Arbeit, Ruhe vorbereitet.
Ohn' Umgangsmild'rung rast der Tiefsinn;
Und der Naturthor scheint halb weise,
Steht neben ihm der Weisheitsucher,
Der sich im Tiefsinnsrauch verstiegen.
Viel reicher, als die Schachte Peru's,
Viel süßer als Hymettus Honig,
Ist Weisheit, doch braucht sie die Kräfte

Nicht stets zum Fleiſs in guten Werken;
So kriecht sie tiefer noch als Thorheit.
Ihr Lehrton wird zur Thorheitsschelle.
O Freundschaft, Tageschöpferinn,
Wenn Nacht die Seele überschattet,
Du sichrer Weg zu weiser Weisheit!
Selbst die Natur versagt und dämpfet
Die Freude, die sich keinem mittheilt,
Und giebt die Frucht der Himmelspflanze
Nur dem, der sie mit Freunden aufsucht.
Wer andern lebt, der schmeckt sein Leben.
Der Luststral, fällt er grade nur,
Wärmt schwach: — die stärkre Wirkung
Wird ihm durch Wiederschein gegeben.
Glückseeligkeit, wenn sie herabsteigt,
Mit milder Hand die Welt zu segnen,
Welch Heiligthum kann dann den Himmel
Der Wonneschöpferinn ersetzen?
Nur Eins: — der Busen eines Freundes,
Der sanft dem Freund entgegen wallet,
Und zum Genuſs der süſsten Freude
Die weiche Lagerstatt ihm darbeut.
Auch Glut der Leidenschaft schmilzt Herzen; —
Doch Tugend rührt aufs ganze Leben. —
Aufs Leben nur? Sie rührt auf ewig.
Und ist der Freundschaft schönste Tochter.
Sie sieht den Wuchs der Nebenbuhlerinn,
Und schiefst wetteifernd muntig aufwärts. —

O seliger Streit! Heilsame Zwietracht! —
Wenn Herzen, die die Freundschaft paaret,
Wetteifernd ihren Weg hinwandeln,
Und Schmerz und Unruh zärtlich theilen:
Aus solchen Seelen keimt die Tugend,
Die selbst die Leidenschaft beherrschet,
In ihren Kreis sie aufnimmt, da sie umformt
Und ihre Stärke nützt zum Guten.
In solchen Seelen wohnet Klugheit,
Ihr Element ist süßer Ernst,
Der Ernst, der wahren Frohsinn schaffet,
Aus dem die fromme Thränen rinnen,
Die mit des Freundes Leid sich mischen,
Die Herzen öffnen und ihr Balsam sind;
Durch den die Freundschaftswonne zunimmt,
Ihr Band sich unauflöslich umschlingt.
Die Freundschaft wächst aus Himmelssaamen.
Verpflanzt aufs gute Land der Tugend,
Trägt sie der Erde Glück, die Weisheit,
Der edle Freude Kränze windet.
Auch blüht die schöne Himmelsblume
Nur in dem milden Boden weicher Herzen. —
Sey selbst ein Freund, — so hast du Freunde.
Leicht ist nicht Freundschaft zu erbeuten.
Nicht Zauberkraft des stolzen Lächelns,
Nicht der Syrenenton des Hofes
Erwirbt sie den selbstsücht'gen Großen.
Werft Gnade aus nach andrer Herzen,

Wie Buhlerinnen, geizt mit eurem,
Und wir — behalten unsre Herzen.
Des Glücks Schatzmeister, Reichthumsgötter!
Lasst Freundschaft sich durch Geld erwerben?
Der frechen Hoffnung kecker Thorheit! —
Der Erdmensch, zeugt er je wohl Engel?
Sat Liebe aus, um Liebe einst zu ernoten.
Die Freundschaft ist der Wunsch der Erde;
Doch wen'gen nur dünkt nicht ihr Preis zu theur.
Ist Freundschaftsseltenheit nun noch ein Wunder,
Sie, die so zart, so keathar ist, so sterblich
Ohn' schonende Behutsamkeit
Verblutet? — Mistraun ist ihr Mörder.
Nicht jeder Zweig trägt fruchtbar Freunde,
Nicht jeden Frucht wird völlig reif,
Und trägt zu neuen Stämmen gute Kerne.
Steh still, und prüf' zuvor den Freund,
Stürz nicht zur Wahl mit junger Hitze;
Doch nach der Wahl verbann den Argwohn.
Entschluss und Urtheil geh' vor Freundschaft,
Dann folg' Vertraun ihr bis zum Grabe.
Dem Freund ein Glück, — dir gröfsre Ehre.
Freundlose Herrn der Welt sind dürftig.
Ein Freund, der Edle hochster Kleinod,
Der edelsten Gefahren ist er werth:
Gieb eine Welt für einen solchen Freund,
Und glaub', du bist beym Tausche der Gewinner.

* * *

Young, Englands Stolz, der Tugend Liebling,
Singt von der Freundschaft: — Engel hören,
Und Menschen, voll Gefühl, bewundern. — —
Gleich kommt ihm keiner; schon ist's viel,
Nur nachzusingen seinem Vorgesange.
Der Reichthum aller Töne schläft
Im Flügel; doch, wenn seine Saiten
Nicht Bachsche Meisterfinger spielen,
Läfst sich die Harmonie der Töne,
Die in ihm ruht, nicht herzerbebend hören.
Gehn Zwerg und Riese gleichen Weg,
Wie bald wird zwischen ihnen weiter Raum! —
Du, dem Youngs hoher Nachtgesang,
Gedankenreicher als manch grofses Buch,
Der Tugend und der Menschheit Höhe malt,
Denk diefs, — eh du mein nachgesungnes Lied
Auf deiner Schärfsicht Goldwaag' prüfst,
Und glaub dafs mein Empfindungspflug
Sehr weit den Schwung der Muse übersteigt.
Ich fühl' der Freundschaft hohe Würde,
Ich fühl' den Himmel ihres Glückes,
Des Herzens wärmsten Hang zu ihr;
Ich denk' die Göttlichkeit der Tugend,
Den Felsengrund des Freundschaftstempels,
Und wünsch' ein Band mit deinem Herzen.
Wie zärtlich wird mein Busen klopfen,
Am Busen dess, für den die Sympathie
Ihn jetzt mit edler Neigung aufschwillt. —

Du, dessen Lob nicht Dichter schwindeln,
Dem Thaten Friedrichs Gunst erworben,
Und Mars das Herz nicht rauh versteinert;
Ich weiß, Empfindung dünkt ihm köstlich,
Es geizt nach heiterm Freundschaftssegen,
Und strebt voll Edelmuth nach Ehre: —
Und meins — es liebt, es ehrt die Tugend,
Denkt offen, schätzt die Kleistschen Krieger,
Und wünscht mit dir ganz Eins zu seyn,
Um Mensch und Freund, wie du, zu werden.

Der Triumph der wahren Liebe.

Entwöhnt vom Glück am Busen der Geliebten
Des Herzens ganze Zärtlichkeit zu kosten,
Das Steigen der Empfindung zu belauschen,
In unbescholtner Liebeslust zu schwimmen,
Und mit Vergessenheit den Harm zu decken,
Wag' ich ein Lied, Freund, vom Triumph der Lieb
Wie Unschuld und die Tugend sie beschützten,
Nicht achtend auf der falschen Ehre Nachklang.

Denk, Lieb'entwöhntes Herz, zurück die Zeiten,
Da Lenz und Welt mit freundschaftlicherm Lächeln
Dich ansah'n; — jetzt: — ein Frühling ohne Liebe,
Dem Jünglinge ein schrecklicher Gedanke:
Vergifs ihn Seele! — Sammle jede Freude,
Die die Natur dir beut, und knüpfe jede
Dem abgerissnen Faden an, dir zum Ersatze.
Und theile mit dem Freund die Segensfülle,
Die keusche Liebe reichlich auf ihn thauet.

Dort, wo die Lindenschatten Nächte schaffen,
Wo Buchen sich zu Bogengängen wölben,
Wo Blumen blühn vom höhern Gras bedecket,
Die mit Orangenduft die Gegend würzen,
Wo im Bassin der Wolkenzug sich abprägt,
Wo heilge Still' in Labyrinthen wohnet,

In deren Grün Naturorchester tönen,
Da sah ich, Freund, so wie Horaz den Bacchus
Auf Felsen lehrend sah, den kleinen Amor
In eines edeln Paares Mitte wandeln:
Bald blickt' er aufwärts nach dem Aug' der Schönen,
Die Chloen glich, für die der schönste Tändler
Aglajen selbst den Korb gegeben hätte;
Bald hob sein Lächeln von des Freundes Stirne
Den Vorhang, den, gewebt aus Blicken
In Künftigkeit, die Schwermuth vorgezogen.
Wie einfach Weifs die Mayenblume kleidet,
Der feines Grün und sanfte Purpurröthe
Den zarten duft'gen Kelchgrund färben:
So schien dieß Paar, gekleid't in stille Sanftmuth,
Stolzlos geschmückt mit glücklichen Talenten,
Des Freundes Achtsamkeit nur kenntbar.
Furcht, Wehmuth, Zärtlichkeit verrieth ihr Auge,
Durch das des Herzens Redekunst sich zeigte,
Wenn's aufsah und auf Wangen Thränen thaute.
Nah', wie der Neid der edlen Tugend nachtritt,
Folgt diesem Paar die Göttinn falscher Ehre.
Mit Vorurtheil gewahrt, fliefst von den Lippen
Spitzfünd'ger Schlüsse Trug; ihr Haupt umschmückten
Unächte Steine, Kennern nur bemerklich,
Und Blumen ohne Duft, nur schön an Farbe.
Die falsche Schaam, der Anstofsfels der Tugend,
Der jegliches Phantom die Wange purpert,
Und kühner Spott mit aufgeschwung'ner Geifsel

Und bittrem Lächeln, statt Vernunft, bewaffnet,
Führt die mit eitler Majestät gezierte
Nach irrem Einfall an vergoldten Ketten,
Und half ihr Gift den Gegenden mittheilen,
Den weichgeschaffnen Seelen zum Verderben.
Der sympathet'sche Hang, der erst diese Paar
An Amors Seite zog, erbebt in beyden:
Ein Athemzug, Ein Blick der falschen Göttinn
Sucht ihre Denkart neidisch umzuschaffen;
Umsonst versucht der Liebling zarter Seelen
Den Bluhmenkranz, an dem sein Köcher schwebte,
Um beyder Arm vereinigend zu knüpfen:
Doch beyder Arm entzog sich seinem Wunsche,
Verleugnete ihr Blick gleich diesen Weigern.
Der kleine Gott, voll edles Zorns und Mitleids,
Faßt beyder Hand mit seinen netten Fingern.
Elektrisch fuhr sein Feur in ihre Adern;
Da wollt' er schnell die duftende Guirlande,
Um ihre Schultern werfen, und den Knoten schlingen. —
Des Habichts scharfes Aug' sieht sanfte Tauben
Im leisen Fluge sich vertraulich schnäbeln,
Und stößt schnell, wie der Stein vom Thurme fallend,
Auf das geliebte Paar, und trennt sie kläglich:
So stürzt voll Wuth der falschen Ehre Göttinn
Schnell auf diese Paar, entreißt dem guten Amor
Das Bluhmenband, und haucht in beyde Hersen
Gedanken, die, vom Glanz der Vorurtheile
Geblend't, vor ihrem Übermuth sich beugen. —

Jetzt irrt das Paar in Zweifellabyrinthen,
Fühlt Vorurtheil und Liebe in sich kämpfen;
Sieht, wie das Bluhmenband zerrissen da liegt. —
Cytherens Sohn ging, still in sich gekehret,
Die hingeworfnen Bluhmen wieder sammeln,
Die, als ein Thränchen seines Auga sie netzte,
Wie welkes Gras vom Thaue, sich erholten;
Und band für sein geliebtes Paar Buquette,
Von deren Duft sich Glut und Marter nährten.

Die Ertgeschaffnen gingen schmerzgebeugt
Aus Eden einst, und sahen oft zurücke;
Der grose Richtspruch schuf Trostabndungen
In ihnen, die das Flammenschwert verscheuchte.
So ging diese Paar, dem den Vereinigungspunkt
Sein Schicksal auch nicht in der Ferne wies:
So laufen Parallelen fort in ew'ger Gleichheit,
Und beugen nie den Arm zur Winkelspitze.

Allein der Himmel, der beym guten Wunsche
Nie eisern ist, vernahm der Liebe Seufzer,
Sah an den Stolz des ungerechten Siegers,
Das warme Schmerzgefühl der stillen Wehmuth,
Dacht' ihr Erretten und der Frevler Beugung.

Von ew'gem Licht umstrahlt, auf Wolken sitzend,
Fuhr sie herab, die Tugend und die Unschuld,
An beyder Arm der ächten Ehre Gottheit.
Die Unschuld sicherte mit ihrem Schilde
Das tief gerührte Paar: — und half entlarven
Die Gnomina, die der Ehre Anschein trug.

Ein strenger Blick entwaffnete die Spottsucht;
Die falsche Scham erstarrt' in Todesblässe;
Und alle sahn auf die in Staub Getretnen.
Jetzt lachelte der Liebesgott Triumphe,
Nahm von der Tugend ihre goldne Kette,
Flocht sie mit Rosen durch, und eilte
Dem freudetrunknen Paar sie umzuschlingen.
So fliefst zur Pracht die gold'ne Ordenskette,
Von eines Höflings Schulter, nie ihm lastbar.
In Lust verloren standen beyde staunend,
Bis Amor sie aus sel'gen Träumen weckte.
Jetzt stürzten sie, von Dankbarkeit beflügelt,
Der Tugend und der Unschuld in die Arme.
Der Liebesgott, stolz auf so edle Bürger,
Hielt unterm Fufs den Nacken falscher Ehre,
Und reicht, gestützt auf seinen Bogen,
Dem neubelebten Paar die kleine Hand.
So stand sie da die liebenswürd'ge Gottheit,
Und segnete die himmlische Umarmung,
Bis sie zurück zum Mutterschoofse kehrte.
In Cypern läfst sie die Geschichte mahlen,
Und das Gemählde in alle Tempel hängen:
Ein trostreich Lehrbild edel Liebenden. —

Ansichten und Betrachtungen.

An meinen Freund von L.

Von dem Flohr, der den Busen der Blumengöttin schmückte, fliegen die dünne Fäden durch die Luft *). Mit schiefem Strahl bescheinet die Sonne den Berg. Gelbe, rothbraune und dunkelgrüne Schatten zeigen die Baumarten des nahen Waldes. — O wie schön ist die Natur auch im Herbst! So schön ist ein Mädchen, über die erste Blüthe der Jugend weg, vom Reichthum des guten Herzens und des feinen Geschmacks umglänzt. Noch klopft der Busen, der die glückliche Stunde zurückdenkt, da ich, Hand in Hand mit dir, in den Eichenwald ging, wo ein Meer von Empfindung über uns floß. Die ganze Natur, und wir auch, schwiegen, so laut die Beredsamkeit des Auges auch sprach. Jene druidische Andacht, die die Germanen in tiefen Eichenwaldern erschütterte, floß verfeinert in unsere Seelen. — Wie groß, wie reich, wie unermeßlich ist die Natur! Sie, der Gottheit Erstgebohrne! Aufsteigender Rauch, und wenige Dachspitzen, von Fruchtbäumen umarmt, verriethen das Dorf, geziert vom Thurme, dessen weiße Mauern die Sonne rosenfarb anstrich, indem sie hinter einer Gebirgskette zur

*) Sommermetten, fliegender Sommer, *Capillitium Veneris*, oder *fila divae virginis*.

Ruh ging. Lange noch blickte ihr aufwallendes Licht
nachtwartenden Flur, bis hohe und tiefe Landschaft
Abend ward. — Die Hymnen der Natur ruhten in
Pause: des Sperbers Ruf und das Sausen breitfittiger
ben unterbrachen nur die Stille. Die glatten, festen
blatter glänzte der Mond an, indem er durch die vom H
bepflückten Äste schien. Auf Moos gelagert sprachen
von der Pracht des Himmels; — aber weit übertraf das
den stammelnden Ausdruck! Wie das Auge sich auf der
im Prospekt verliert, wie einsame Bäume mit ausgespa
Armen, hin und her gepflanzt, die Aussicht erheben, bi
Schlufswölbung des Himmels ihr ein Ende macht: so, I
ster, war's in unsern Seelen. Mitten im Meere der Be
tung brach hie und da Ein Wort aus; Gedanken des
mels, würdig unsterblicher Menschen, schlossen die S
Kleine Nachtfeuer glimmten auf den Bergen, Sterne mi
geborgtem Licht stiegen über ihnen empor, und schiene
den Gebirgspitzen zu ruhn, bis ihr funkelnder Glanz i
Höhe ging, und sie im Fortschritt ihrer gebognen Reise
Dunkel der Nacht neue Helle zu entlehnen schienen.
lich ist es, die Natur anzusehen und zu empfinden.
empfindet sie aber so, wie die fromme Tugend, die de
schichte einer edeln That Thränen der Freude und des
falls zollt?

Wohl uns, mein Bester, dafs der Himmel einst
Herzen paarte und unsre Gefühle gleichstimmte. Auc
gefällt die ländliche Scene, wenn der Hirt die w
Heerde nach ihren Ställen treibt, wenn den Busch, d

durchzielt, sein kunstloser Gesang und das Blöken der Heerde durchschallt. Auch du theilst die Freude des Landmanns, der den umgekehrten Pflug vom bestellten Felde zurückführt, und froh ist der geendigter Arbeit, so froh, wie der Weise nach erfüllter Pflicht, wenn er den Dank des Herzens fühlt für Thaten, die die lachende Welt kaum bemerkt. —

Lange schon hatte der Mond der Nacht gesteurt, dafs sie nicht, alles so schwärzte, wie die Schlüchte der Berge, als wir durch das dürre Laub den Fufs rauschen liefsen, und auf ausgezeichneten Steigen zur Hütte gingen. Sahst du am Sumpf, wo der West durch Schilf siechte, wohl im Strauch die glänzenden Würmchen, diese lebenden Sterne? Wie traurige Schicksale den Goldschein um's Haupt der Tugend schaffen, so glänzt nur im Dunkeln diefs blinkende Insekt. Unbemerkt vom Blicke des Hofmanns, der nur an Demanten gewohnt ist, kriechen die kleinen Thiere unter dicken Gesträuchen, und brauchen die Hülfe des Tages nicht, um heller als indische Steine zu schimmern.

Der zurückkehrende Weg führte uns über einen Bach, den bald sein Fall beflügelte, bald sein ebnes Bette fast unbemerkt fortschleichen hiefs. Schön war es unter den Weyden seines Ufers, wo bald ein lauer Luftstrich, bald ein kalter Nachtwind uns die nahe Nachbarschaft zwischen Sommer und Herbst verkündete. Die blaue Blühmchen mit Goldsternen, und die violetblühenden Stauden, die seinen Gang einfafsten, waren in Dämmerung verschwunden. Seine verschiedne Stimme, wenn er durch Steine sich wälzte, und über

Reis stoberte, beschäftigte das achtsame Ohr. Welche Labyrinthe durchlief er! Manchmal versilberte das einfallende Mondlicht seine krausen Wellen — dort war er abgedämmt und ging Kunstwege, um mit vermehrter Kraft Räder zu treiben. Diese Irrgänge, diese Ableitungen, diese Fälle, dieses Gedränge durch Steine und Wurzeln, diese Stellen vom Monde beschienen, diese Wasserspiegel, sind sie nicht das Bild unsers Lebens? Finden wir nicht in ihnen unsre verlebten Jahre zum Sprechen getroffen? Möchten doch unsre Herzen immer so crystallklar gewesen seyn wie der Bach! Hatten sie doch so schnell ihre Klarheit wieder angenommen wie er, wenn des Wandrers Fuss oder durstige Thiere sein Wasser trüb gemacht. Wie geschwind rauscht das unlautre Wasser vorbey, und wird aus der Quelle durch neufliessenden Crystall ersetzt!

Nach dem Maass ihrer Entfernung hatten die Gegenstände Farben, wie sie im menschlichen Leben oft ihren ganzen Werth haben. Wolken, die auf dem Gesichtskreise ruhen, scheinen oft Felsgebirge, Palläste und Städte; so scheinen oft schwache Menschen auf Thronen mehr als Menschen, und sind es oft weniger als wir. So stellt die weisinnige Birke in der Ferne prächtige Gestalten dar; wir gehen näher zu ihr, und finden einen gekrümmten Baum, dessen Zweige mehr als bey anderm Gesträuch zur Erde hängen.

Sey mir gegrüfst, gesegneter Herbst; o möchte einst der Herbst unsers Lebens auch so fruchtreich wie du, dem blühenden Frühlinge und dem schweisheissen Sommer unsers Daseyns folgen! Freund, lafs uns alle Kräfte sammeln, lafs

uns die Jugendblüthen vor schädlichem Reif des Lasters bewahren; so werden sie edle Früchte ersetzen, und unsre Seelen sich selbst genug seyn können.

Könnten wir einst beysammen leben! Lebten wir denn auch schon Jahre lang vom Zufall getrennt, und wäre nur dem Winter unsers Lebens stete Vereinigung gegönnt! Keine Freude sollte uns dann fehlen. —

Der Fluss theilt sich in Arme, fliesst getheilt um die Insel, und vereint sie dann wieder, und fliesst so dem Meer zu. — Träf' uns doch ein ähnliches Schicksal, dass wir neben einander dem Meer der Ewigkeit zurinnen könnten! Das natürliche Schrecken des Sterbens, wie viel schwächer würde es seyn! — Schon durch diesen Gedanken gewinnt die Zukunft neue Reize. —

Erfülle doch der Himmel einst die Sehnsucht der Freundschaft, und lass' uns jetzt noch oft so glückliche Stunden erleben, noch oft solche Empfindungsfeste feyern, noch oft unsre Herzen in solcher Andacht schmelzen, noch oft getränkt werden aus den Freudenquellen der Natur!

Über die platonische Liebe.

An Chloen.

Recht, Vater Plato, recht! — Für mich umgänst
Wahrheit
Dein Zärtlichkeitssystem mit himmlischheitrer Klarheit,
Wenn es die Glut verdammt, die nur im Blute kocht,
Im Auge funkelnd blitzt, und in den Nerven pocht;
Die ohne Seele lebt, nur Wollustströhme hauchet,
Und wie ein Tropfen schnell auf heifsem Erz verrauchet
Die, wenn ein fein Gefühl auf Zephyrflügeln schwebt,
Der Leidenschaft Orkan zur Scheiterung erhebt.
Die Schule Epikurs, unwerth des feinen Weisen,
Mag dieses Thiergefühl statt edler Liebe preisen;
Es lehre ein Ovid die Kunst der Zärtlichkeit,
Die Weyhrauch seinem Witz, so wie dem Laster, stre
Es mag ein Crebillon die Feder blöhmelnd schärfen,
Und uns ihr Zauberbild im Angola entwerfen;
Der nichts als Körper glaubt, der Wüstling La-Mettri
Schmück' die Genufskunst *) aus mit Wolusttheorie
Der Ninon Lebenslauf voll paradoxer Scenen,
Gemischt mit hohem Muth und mit Gefühl des Schöne

*) *L'art de jouir.*

Zeig' wie der Sinne Reiz zum höchsten Gipfel steigt,
Wenn er im Lieblings Arm der Wollust Ziel erreicht.
Mich reizet kein Ovid, den Lusterinn'rung blendet,
Wenn er, von ihr erhitzt, Talent und Kunst verschwendet,
Der, von den Schwelgern Roms entfernt, nur seufst und klagt,
Und keinen dreusten Schritt ins sichre Glückland wagt.
Es mag ein Sybarit in schlüpfrigen Romanen
Den Weg zu dem, was er die Liebe heifst, sich bahnen:
Weg mit der Schminke Glanz, mit welscher Larven Schmuck!
Nur Wollüstlinge täuscht eu'r fernender Betrug:
Der Tugend Aug' entdeckt die Mine, eh' sie spielet,
Und Einsicht und Gefühl verrätherisch durchwühlet.

Nennt immer mein System ein sittlich Hirngespinnst,
Dem ein entnervter Leib nur seichten Beyfall zinst:
Mir ist es ausführbar, jetzt da in Jünglingstagen,
Die Nerven noch gespannt, die Adern hurtig schlagen.
Ich tadle nicht die Glut, die mächtig uns entzückt,
Wenn Schönheit, sieggewohnt, uns in die Seele blickt;
Ich lob' des Jünglings Herz, wenn es ein Mädchen wählet,
Dem's nicht an Zärtlichkeit zur Gluterwiedrung fehlet;
Doch mehr gilt mir der Reiz, der Beyfall sich erwirbt,
Auch wenn der Jugend Lenz schon auf der Wange stirbt.
Und weh der Leidenschaft, die blofs im Blute lodert,
Den Geistgenufs verkennt, nur Körperfreuden fodert! —

Wie seelig ist das Glück, das Liebe auf uns thaut,
Die auf ein rein Gefühl ihr Daseyn dauerhaft baut;
Die selbst durch den Genufs das Maafs der Freude häufet,
Und nie das junge Herz im Meer der Lust ersäufet.

Was hilft es, Wildheit, dir, wenn du nach Scenen ringst,
Bey deren Ende du in trunkne Ohnmacht sinkst?
Du sättigst dich an Schaum auf wenige Minuten,
Und kömmst nie zum Genufs des ächten Kerns vom Guten.
Erhaben, redlich, schön, wie man für Freunde denkt,
Für die nicht Zweifelfurcht mehr das Gefühl verengt,
So schön und gut denkt auch die ächte Art zu lieben,
Und strebt, was sie gedacht, auch fruchtbar auszuüben.
Oft, wenn der Freundschaft Aug' ein heil'ger Ernst umfliefst,
Selbst dann, wenn sie den Freund in offne Arme schliefst,
So lacht der Liebe Blick, und seel'ge Freuden rauschen
Durch Seelen, die so rein der Liebe Himmel tauschen.
Wo nicht der Balsam hilft, wird von der Freundschaft Hand
Auch bittrer Mittel Kraft catonisch angewandt:
Der Liebe glückt es stets; sie lehrt durch Schmeicheleyen,
Heilt ohne Schnitt, und weifs zu bessern durch Verzeihen.
Oft fehlt der Freundschaft Witz, Geschmack und Sittenschwung;
Ihr scheint zur Freundeswahl ein redlich Herz genung;
Der Liebe schärf'rer Blick sucht Redlichkeit im Herzen,
Der Sitten Biegsamkeit, Geschmack und Witz zum Scherzen.
Stimmt einen Flügel aus, spielt den Diskant allein,
Und ohne ihn den Bafs; — spielt beide silberrein,
Bringt jeden Kunstgriff an, wie leicht wird man nicht gähnen,
Und sich nach dem Beschluss so magrer Noten sehnen!
Doch hört, jetzt wird Diskant und Bafs zugleich gespielt.
Es tönt Bachs Meisterstück; und jede Seele fühlt,
Und schmilzt in Harmonie. — Der Freundschaft kält're Regung

Kommt durch der Liebe Kraft in wärmere Bewegung.
Von allem, was ein Herz glücksel'ges fühlen kann,
Facht edler Liebe Hauch den raschen Zunder an:
Stets sorgt der eine Theil auch für des andern Freude,
Und jedes Wonne ist ein Himmelreich für beyde.
Es brennt kein Sonnenstral, der durch die Lüfte streift;
Doch wenn der Spiegel sie im Punkt zusammen häuft,
Wird aus der Wärme Glut.

Kein Bild durchlebter Zeiten.
Macht ihrem Herzen bang; ein Blick in Künftigkeiten
Droht keinen Überdruſs; in ihrem Boden bleibt
Stets von dem Samen viel, der seine Glückfrucht treibt.
Die Unschuld mehrt den Reiz des Blüthendufts der Jugend,
Und für sein Fruchtgedeyh'n sorgt ihrer Herzen Tugend.
Auch ich genoſs dieſs Glück, das nur die Quelle giebt,
Die nach gestilltem Wunsch der Reue Furcht nicht trübt.
Mit jedem Tage wuchs die Wonne unsers Lebens,
Genuſsveredlung war der Hauptzweck unsers Strebens,
Und bis zur Trunkenheit, die nur den Durst vermehrt,
Ward nie beym Liebesmahl der Freudenkelch geleert.
Oft sah um Einsamkeit, zu seiner Lust gewöhnet,
Sie voll Vertraun zu mir an meinem Arm gelehnet. —
Wie pochte nicht mein Herz, wenn es den Schlag vernahm.
Der Chloens Busen hob, und nicht von Wollust kam!
Die Tugendwarnung half das seltne Glück uns kennen,
Erwärmt vom Lebensfeu'r nicht flammend aufzubrennen.
Der Augen Ausdruck, der oft, wenn der Mund gleich schweigt,
Mehr als ein Redner spricht, gefällt und überzeugt,

Befriedigte das Herz, dem oft die Lustentbehrung
Dauerhaft'res Glück erschafft, als volle Lustgewährung.
Strebt nach Genüssen nur, die auch das Thier schon kennt,
Das Löschung seiner Glut das Glück der Liebe nennt;
Vergeßt nach kurzem Schlaf, beym neuen Gegenstande
Die Thorheit eurer Lust und eures Rausches Schande:
Mein Herz denkt viel zu stolz, und gäb' nicht Einen Blick
Aus meines Mädchen Aug' für solch ein Ohnmachtsglück.
Der Liebe, die im Geist mehr, als im Körper lodert,
Die Herzensreinigkeit zu ihrem Opfern fodert,
Die der Entfernung trotzt, selbst ohne Küsse dauert,
Mit süßem Wehmutsschmerz um die Geliebte trauert,
Der Liebe dient mein Herz, der Liebe Regung theil' ich
Mit Chloen, und auch ihr ist diese Liebe heilig.
O Du, die auch entfernt des Herzens Abgott bleibt,
Von der das Bild kein Krieg aus jungem Busen treibt,
Bleib dem System getreu, von dem die Grundideen
Natur Dir eingepflanzt, die besser einzusehen
Dein reif'rer Geist Dich lehrt. Denk oft an jene Zeit,
Da wir im Schoofs der Ruh der Liebe Seeligkeit
Mit froher Sympathie zum Trotz der Thoren fühlten,
Die Feu'r und Unschuld nicht zugleich für möglich hielten.
Auch jetzt denk oft an mich, der einst ganz Liebe war
Beym sanften Druck der Hand, den Mühe und Gefahr
Jetzt jeden Tag umschwärmt, der in dem Rauch der Hütten,
Die Armuth meist bewohnt, von Einfalt erster Sitten
Sich ein Gemälde macht, dem Unschuld göttlich scheint,

Der oft mit Schwärmern lacht, wenn seine Seele weint.
Lafs Weyhrauch fremder Glut dein' keusches Herz nie bill'gen,
In ihren Rauschgenufs lafs nie es sorglos will'gen,
Weil Unschuldstod aus ihm wie Brand aus Nesseln fliefst.
Die Tugend, Theure, die stets gutesfleifsig ist,
Sey Schutz und Führer Dir in allen Lebensscenen:
Und perlen aus dem Aug' beym Schmerzgefühl Dir Thränen,
So denk: ein Nebel fällt in trübe Dämmerung
Aufs blumenreiche Feld; doch wenn der Erde Schwung
Die Sonne wieder zeigt, so mufs der Nebel fliehen,
Und die umwolkte Flur ihr erster Reiz umblühen.

Empfindungen.

An Ämiliens Geburtstage.

Die Blumen haben längst den Blätterkelch geschlossen,
Längst ist der trocknen Flur Thaubalsam zugeflossen,
Längst hat den Wolkensaum der Abendstrahl vergoldt;
Das laute Kriegsgeräusch, dem Müh' und Ungeduld
Auf allen Seiten folgt, dem Menschenfeind zur Strafe,
Der Krieg und Unruh liebt, liegt mit dem Heer im Schlafe
Doch bald steigt von der Flur strahlreicher Thau herauf,
Bald schliefst ein Sonnenblick die Rosenbusen auf. —
Schon naht Aurora sich den Nachtflor aufzuheben,
Und in die Lerche flöfst die Dämm'rung neues Leben;
Sie singt ihr frühes Lied: und ich — ich wache noch,
Denk' meinem Lebensglück, denk' meinem Lebensjoch,
Mein Herz durchblätternd, nach, find' keinen Glückesquell lauter,
Beklag' und tröste mich, und bin mir selbst Vertrauter.
Wenn sonst die Mitternacht mich ohne Schlaf beschlich,
Indem ich Lust und Leid wog, schätzte und verglich;
So war die Nachtigall doch meines Harms Begleiter,
Und machte durch ihr Lied die trübe Seele heiter;
Allein auch sie schweigt jetzt, und tiefe Einsamkeit
Hüllt mich ins Leichentuch der Unzufriedenheit. —

Sie ist dahin, die Zeit, das Himmelreich des Lebens;
Der Freundschaft heifser Trieb klopft, — doch beynah' vergebens!
Kaum wiederholt mir noch die Phantasie ein Bild,
Aus dem der jungen Brust Trost wider Unmuth quillt.
Sie ist dahin, die Zeit, da manche Abendstunde
Mehr Wollust auf mich gofs, als aus des Herzens Wunde
Betrübnifs jetzt sich drängt. — Dieses fälbes Licht,
Das dort die Gegend färbt, hier durch die Zeltwand bricht,
Führt Bilder vor'ger Lust, entfloh'ner Augenblicke
Jetzt recht erkannten Werth stumm in mein Herz zurücke. —
Vielleicht, Amilie, bist Du, wie ich, noch wach,
Und denkst, wie sonst geschah, auch dönem Schicksal nach.
Die Tugend war dein Heil, Dir quoll aus ihr Vergnügen,
Und Muth und Kraft dem Schwarm der Thoren obzusiegen,
Dem oft dein Thun mifsfiel; bist ihr auch jetzt noch treu.
Ein Herz, das recht sie kennt, wird nie ihr ungetreu. —
Des Hofes lauter Schwarm, wo ohne Glanz nichts rühret,
Wo Oper, Spiel und Ball zu Spiel und Oper führet;
Wo nur der Schmeichler reizt, der gleich der Schlange kriecht,
Die den geschmeid'gen Leib liebkosend um uns schmiegt,
Und dem, der ihr getraut, der sie mit Milch genähret,
Oft mit dem Gifte lohnt, das schnell zum Herzen fähret.
Hat dieser Hofschwarm nicht in Dir den Hang erstickt
Für alles, was Natur mit Mutterhänden schmückt,
Nichts von dem Geist, mit dem du Menschheit überdachtest,
Die Tugend göttlich fandst, der Thorheit Staub verlachtest?
Das schönste Blumenbeet, das Lob dem Gärtner trägt,

In das sein steter Fleifs die schönsten Saamen legt,
Zeigt auch manch unächt Kraut; doch kaum empor gekeimet,
Wird's gleich, so wie vom Baum die Raupe, weggeräumet. —
Wenn deiner Phantasie der Vorzeit Bild erscheint,
Ständ' dann vor Dir auch der, der manche Thräne weint,
Wenn er den Theil, den ihm dein Herz an Dir erlaubet,
So weit entfernt von Dir, für sich verloren glaubet.
Der Adler, dessen Flug zur Sonnenhöh' sich schwingt,
Verliert, wenn er gleich dort die Luft viel feiner trinkt,
Nichts von der edeln Art. — Zu schimmerreichen Stufen
Hat dich, Ämilie, gerecht'res Glück berufen; —
Doch hat die neue Sonn' den Trieb nicht ausgebrannt,
In dem ich Ruhm für Dich, und Freude für mich fand?
Dein Herz, wie dein Verstand, sind, ausgebild't, zu mächtig;
Gold, Titel, Schmeicheley sind Dir noch jetzt verdächtig.
Im Labyrinth des Hofs, wo jeder Schwächling irrt,
Wo durch ihr gutes Glück die Thorheit dreuster wird,
Wo kleine Geister sich, in ihrem Nichts zufrieden,
Für einen Sonnenblick selbst goldne Ketten schmieden,
Wo das erhitzte Herz stets Meereswasser trinkt,
Aus dessen salz'gem Trunk nur stärk'rer Durst entspringt,
Da führt Ämilien im Vollglanz ihrer Jugend,
Mentorisch unsichtbar, die sichre Hand der Tugend;
Da schlägt in ihrer Brust der Sittlichkeit Gefühl,
Steckt ihrer Thätigkeit kein eitler Stols das Ziel. —
Am Thronsbesitzthum gnügt sich sonst der Stols der Erden:
Doch eines Herrscherthrons durch Tugend würdig werden,
Sein Selbstbeherrscher seyn, ohn' Diademenschmuck,

Im Glanze eigner Kraft, ohn' allen Kunstbetrug,
Ein Menschheitsmuster seyn, heifst mehr, als Kronen tragen;
Dieſs ist der Stolz, für den selbst Weise alles wagen;
Ist es nicht Deiner auch? —
Der Freundschaft Göttlichkeit,
Die sich vor Höflingen wie Wild vor Jägern scheut;
Der Klugheit stilles Glück, nach dem nie Thoren laufen,
Wenn sie ihr Lustgeräusch um Gold und Tugend kaufen;
Der edle Zeitgebrauch, der uns, in uns gekehrt,
Die Lebenswürde zeigt, mit ächter Lust uns nährt,
Witz, der nicht tändelnd spielt, wie Böhmens Demant flittert,
Den Fehlern schmeichelnd lacht, der Tugend Ernst erschüttert;
Verstand, der hell das lehrt, was aus dem Herzen stammt,
Und so des Lesers Herz zu gleicher Glut entflammt:
Dieſs sind, Amilie, für hohe Geisteskräfte,
Für Herz und für Geschmack, wie du sie hast, Geschäfte.
Dich, Freundinn, sah ich einst, und jeder Blick auf Dich
War mehr als Sittenspruch, war Beispiel oft für mich.
Welch schöner Unterricht, wenn Freundschaft und Vertrauen
In lernbegier'ger Brust den Tugendaltar bauen;
Wenn eine Priesterinn im Heiligthume steht,
Von der so Blick als Ton zum Herzen fühlbar geht,
Und die durch Grazien der Tugend Ernst erheitert!
So wie das leichte Schiff am Felsgestade scheitert,
Wenn es der Wellen Kraft an seine Wände schlägt;
Wie eben solch ein Schiff am Felsen Anker legt,
Wenn's bey gleich kühner Flut ein Palinur regieret,

Der klug das Segel streicht, eh's ihm der Sturm entführet: —
Seht, wie das Volk des Schiffs die Klippe jetzt ersteigt,
Von deren Zinne sich das sichre Land ihm zeigt;
Ein Wohnsitz stiller Ruh, ein Heiligthum des Schönen,
Von der Natur bestimmt zu ihren Festtagsscenen. —
Am Arm der Freundschaft, die von Schwachheit uns entwöhnt,
Und Muth uns einhaucht, scheint der Tugendweg gebahnt;
Der Büchermoralist verscheucht durch Kunstprobleme,
Ohn' dafs er Tugend wirkt, von ihr das Angenehme:
Vom Freunde lehrt Ein Wort oft mehr uns, als ein Buch,
Die Buchstabsweisheit thut dem Herzen selten genug.

Ich red', was ich erfuhr, wenn lachende Gespräche
Die Seele besserten, wenn, wie die Frühlingsbäche
Durch bunte Ufer gehn, des Herzens Redekunst
Von schönen Lippen flofs; wenn ohn' des Schulstaubs Dunst
Die Muse uns gefiel, weil sie natürlich redte,
Nicht zu erröthen zwang, sich nicht im Wortpomp blähte;
Wenn Mensch und Thier und Flur uns rührend unterhielt;
Wenn nie die Zunge sprach, was nicht das Herz gefühlt.

Da, Freundinn, war mein Herz ein Krösus an Empfindung,
Da schwamm es in der Lust der seligsten Verbindung: —
Und jetzt; — o welch ein Raum! Du in des Hofes Meer,
Vom Glück umglänzt: — und ich, — im unruhfruchtbar'n Heer,
Wo Tugend und Vernunft und Lust kaum dämmernd schimmert,
Wo keiner Freundinn Trost sich um mein Herz bekümmert:

Wo Cronegk und Horaz, Creus, Düclos, Young
und Kleist
Das sonst entzückte Herz dem Mismuth kaum entreifst;
Wo ich der Jugend Glut, wie Gold ein Harpax, brauche,
Wo ich die Lebenskraft fast ungenutzt verhauche,
Wo, wenn mein Busen schlägt, er blofs aus Unmuth klopft,
Weil man dem Lebensglück den Zugang hier verstopft.
»Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich schöne Pflichten;
»Und sie im Stillen thun, heifst, mehr als Held verrichten.«
Doch, Gellert, thut der Mensch nicht williger die Pflicht,
Wozu ihn Freundschaft reizt, und die ihm Frucht verspricht?
Zwar quält kein Ruhmdurst mich, ich hass' die schönsten
Thaten,
Wenn sie dem scharfen Blick Selbstsüchtigkeit verrathen.
Mich kenne nicht die Welt: — doch ohne Freundschaft seyn,
Sich seines Lebens nicht auf kluge Art erfreun,
Das, Schicksal, heifst zu viel von einer Jugend fodern,
In der der Triebe viel für Menschenglück noch lodern.
Zu tief — ja, viel zu tief bist Du, Äemilie,
In meine Brust gedrückt. — Bis auf den Grund der See
Fällt der geworfne Stein, und bleibt da ewig haften;
So bleibt der edle Keim fruchtbarer Leidenschaften
Im Busen ewig fest. Die Freundschaft, die die Welt
In ihrem Tummel zeigt, mit dem sie steigt und fällt,
Ist blofse Umgangsart; doch einsam aufgeschlossen,
Im Schoofse seel'ger Ruh so manche Zeit genossen,
Und in ein Herz geprägt, das wenig Welt besafs,
Den eignen Werth nur nach Empfindungsgraden mafs,

Ist sie von fest'rer Dau'r, trotzt sie den Kriegessitten,
Kann sie nicht feine Welt, nicht Hofgeschwätz zerrütten.
Die Wuth des Meeres wälzt sich um den Felsen her,
Der Fels bleibt Fels im Sturm' und spiegelglatten Meer. — —
Schon eilt der junge Tag die Nacht zu überwinden,
Und sanftes Morgenroth heifst Cynthien verschwinden:
So, Freude, wälze dich auch aus der Brust empor,
Reifs von dem nassen Aug' der trüben Launen Flor. —
O möcht' mein Schicksal sich auch nur verfinstert haben,
Um in der Zukunft mich mit hellerm Glück zu laben!
Ein Schiff vom Forschungsgeist ins weite Meer gedrängt,
Wo's neue Hafen sucht, und Glück zu erndten denkt,
Wird von der Sturmgewalt oft auf der Fahrt ergriffen,
Fangt an, nach ihrem Stofs, bahnlos umher zu schiffen,
Kämpft kühn mit Sturm und Flut, die ihm den Schiffbruch dräun;
Jetzt bringt's ein Ohngefähr in eine Meerbucht ein
(Ein Hafen von Natur); es findt ein Land voll Seegen,
Vorher ganz unbekannt; — mit frohen Herzensschlägen
Sieht jetzt des Schiffers Blick zurück auf die Gefahr,
Und dankt der Wuth des Meers, weil sie sein Glücksquell war.
Darf ich, Ämilie, solch einen Hafen hoffen?
Fänd' ich doch dann dein Herz noch für die Freundschaft offen,
Die Glück und Ruhm mir war, und unaussprechlich süfs
An deiner Seite mich in ihren Strudel rifs;
Dann würd' mein Wonngefühl von keiner Grenze wissen,
Aus Freude sollten dann die Thränen reichlich fliefsen,

Die Wehmuth und Gefühl an deinem Jahresfest,
Das heut' die Seele fey'rt, aus finstern Augen preſst.
Vielleicht wird Hofgewühl heut' auch dieſs Fest begehen,
Und manches Dichters Geist dein Glück prophetisch sehen:
Der wähl' ein Feu'rwerk, der den höchsten Dichterprunk,
Der Hof brauch' seine Pracht, der Dichter seinen Schwung:
Es mögen Kunst und Pomp weit über mich sich schwingen:
Ich habe nur ein Herz voll Freundschaft Dir zu bringen,
Ein Herz, das nicht zum Fest nach eines Höflings Art,
Für deines Lebens Wohl die Wünsche kärglich spart,
Und mit Apollens Kunst den Kaltsinn überblühmet;
Nein, das mit jedem Schlag' Dich segnet und Dich rühmet,
Und laut Dir zuruft: Bleib der Tugend stets getreu!
So darf der Ordensstern, den oft zur Pralerey
Der Hofmann theu'r erkauft, Dir die Geburt gegeben,
Nicht Dir erst Würde leihn; — sie nur glanzvoller heben.

Das Landleben.

An meinen Freund von L'.

O dreimal sel'ges Volk, du Liebling der Natur,
Verstündest du doch ganz das Himmelreich der Flur,
Die aus dankbarem Schoofs dir ohn' der Zwietracht Waff
Kann Brot, Gewand und Haus, und Kraft und Fre
schaffen! —
Stürmt der Klienten Heer, das Antichambern füllt,
Und seinen Falschheitsdolch in Komplimente hüllt,
Gleich früh dein Vordach nicht, stehn deine Thürenflüge
In Marmorpfosten nicht, schmückt deine Wand kein Spie
Verbrämt dein Kleid kein Gold, putzt deinen Nachtti
gleich
Kein meifsnisch Meisterstück, Krystall und Silberzeug;
Wenn gleich Britanniens und Galliens Fabriken
Dir weder Tuch noch Sammt zum Sonntagskleide schicken
Wird dir vom fremden Koch, der Pflanz- und Thierrei
mischt,
Den Gaum durch Würze reizt, nichts kostbar aufgetischt,
Wie leicht entbehrst du dies! — Du lebst, von R
umgeben,
Beym Reichthum deiner Flur ein gleichmuthreiches Leben,
Machst nicht den Kopf zu heifs, nicht zu kalt dein Gefül
Bald wird in blüh'nden Thal dir deine Stirne kühl,

Bald ruft dich eine Kluft in ihrer Wölbung Schatten,
Du tafelst unter'm Baum, auf dem sich Vögel gatten;
Der Hügels bringt dir den Schlaf, der weiche Polster liefert,
Und Bach und Heerdgeläut singt dir ein Schlummerlied. —
Des Thierensegens freun sich alle Thiergeschlechte;
Der Jüngling wie der Greis, den keine Stadtlust schwächte,
Sind ihres Daseyns froh, und ihren Sinn erhält
In ungestörter Ruh die Unschuld erster Welt,
Von der die leichte Spur in kunsterfüllten Städten
Schon meistens Üppigkeit und falsches Recht verwehten.
Kommt, Musen, die mein Herz mit aller Innigkeit
Der Jugendwärme liebt, dem ihr oft alles seyd,
Was er sich wünscht; lehrt mich die Laufbahn der Kometen,
Der Flammenstrahlen Grund, die Nordens Himmel röthen;
Zeigt mir, wodurch das Meer sich hoch ins Land ergießt,
Wenn Zeit und Maaße erfüllt ins seicht're Ufer fließt;
Welch eine Riesenkraft der Erde Mark erschüttert,
Und Aetna's Gegenden mit ew'gem Schau'r durchzittert;
Woher sich zum Magnet das Eisen hinbewegt,
Woher von Ahndungen mein Herz prophetisch schlägt. — —
Doch weg mit Wünschen, die den Newtons, den Baconen
Ihr selbst noch nie erfüllt! — Für unsrer Einsicht Zonen
Vielleicht noch lang zu steil! Nein, Musen, hört sie nicht!
Hört lieber, was das Herz mit euch vom Lande spricht,
Wo es der Wiesen Schmuck, vom Silberbach befeuchtet,
Und Walderdämm'rung reizt, vom Monde still durchleuchtet. —
Gesegnet seyst du, Fluß, der du das Thal durchschleichst,
Dich durch die Wurzeln drängst, und Steine übersteigst!

Das schönste Blumenheer umwachse dein Gestade,
Es spiegle sich in dir die reizendste Najade;
Heil dir, du dunkler Hain, der steilen Berge Kleid!
Kein Kriegerbeil erhell' je deine Dunkelheit!
Streu Schatten in das Thal, bleib ein Naturorchester,
Und jährlich wurzle sich dein junger Anschlag fester. —

Der Geist ist glücklich zwar, der alle Dinge merkt,
Den Weisheit fest umstählt, der, kühn durch sie gestärkt
Geschick und Furcht beherrscht, nicht ums Vergang'ne trau
Die Gegenwart geniesst, den Zukunft nicht durchschauert;
Allein auch dem lacht Glück mit heitrer Miene zu,
Der hohe Bahnen flieht, und den im Schoofs der Ruh
Die Nacht der Büsche reizt, dem Lust aus Fluren keimet
Der nicht an Perlen denkt, wenn seine Quelle schäumet:
Der auf der weiten Trift, wo Flora kunstlos blüht,
Zum Kranz für Grazien mehr als ein Treibhaus sieht.

Der Titel Meteor, der Zauberblick der Fürsten,
Der Zorn, der Brüder reizt nach Brüderblut zu dürsten,
Der Türke, dessen Schwert das Blut des Persers trinkt;
Ob Rom sich heilig blaht, und ob der Mogul sinkt?
Wie wenig kümmert's ihn! — Ihm fliefst das Mitleid weic
Viel seltner vom Gesicht: — er sieht das Gold des Reiche
Und neidet es ihm nicht: — was Baum und Feld ihm tr
Die mehr des Himmels Huld, als wie sein Schweifs verpf
Ist seinem Wunsche gnug. Er flichet Rechtsgeschwätze,
Den Moder des Archivs, den Strudel der Gesetze. —
Ein andrer pflüg' das Meer, und plündre Peru's Schacht;
Den treib' der Durst nach Ruhm in den Tumult der Schla

Der küss' den Staub des Throns, und schmeichle eiteln Prinzen;
Der saug' gleich Igeln, Geld aus jammernden Provinzen,
Dass jeder Kunst Triumph in seinem Marmorsaal,
Und um sein Schwanenbett ein seidner Vorhang strahl';
Ein andrer mag das Gold, der Grube kaum entrissen,
In seinen Kastenschacht, als Welt- und Selbstfeind, schliefsen;
Der suche sich Homer, ein Cicero zu seyn;
Der sammle Beifallsrauch von Volksaltären ein;
Der mag mit Bürgerblut die Hände sträflich färben,
Verbannt vom eignen Heerd' im fremden Klima sterben. —
So oft die Erde sich um ihre Axe wälzt,
Und sanfte Frühlingsluft das Eis der Berge schmelzt,
Zerschneid't des Landmanns Pflug anscheinende Gefilde,
Bestreut mit Körnern sie, die dann der Witt'rung Milde
Aufblühn und reifen lafst, — und die gemähte Saat
Lohnt seinen Arbeitsfleifs, und unterstützt den Staat.
Lust thaut auf ihn herab, wenn an gestützten Zweigen
Ihr roth durchstreiftes Gold gerathne Früchte zeigen;
Wenn seiner Heerde Wuchs die Horden reicher füllt,
Und aus dem Schnuenraum der Garbensegen quillt.
Der Herbst mit seinem Reif bestäubt die welken Felder,
Ein gelb und roth Gemisch färbt die verstummten Wälder:
In härnen Schlingen fangt sich fraſs'ger Drosseln Schaar;
Der abgelass'ne Teich beut seine Fische dar;
Der Trauben Purpur winkt der Kelter zu bereiten;
Die muntre Lese wird ein Quell von Fröhlichkeiten;
Der Reben Blut ersetzt im Herbst des Sommers Schweifs,
Und macht beym frischen Tanz die starken Glieder heifs. —

O dreimal seelig Volk, im Flurenschooße erzogen,
Dem die Natur sein Glück nicht kärglich zugewogen,
Das an der Unschuld Arm dem Plan nur folgen darf,
Den diese Meisterinn zum Erdenwohl entwarf!
Die Ebnen öffnen sich der forschenden Betrachtung,
Aus ihrem Reichthum quillt der Künstlichkeit Verachtung
Von unkaufbarer Lust bleibt dir das Eigenthum;
Kein Schwärmen macht dein Herz bey so der Freude stumm
Der Lämmer muntres Spiel wenn sie durch Kräuter springt
Die Stiere, die im Schilf mit jungen Hörnern ringen,
Der Kinder muntre Schaar, die um ein Lustfeu'r scherzt,
Dorfspiele festlich fey'rt, und ohne Falsch sich herzt,
Froh um den Milchnapf jauchzt, und handreichen stiftet,
Wo Spiel und Buhlerei die Herzen nicht vergiftet: —
Welch Schauspiel! welche Lust! —

Freund, meiner Welt Or
Den mein Gedanke nie, den nie mein Wunsch verlaßt,
Was sagt dein offnes Herz zu diesen Bleystiftbildern,
Die, nach Virgils Gemäld', der Landlust Werth dir schilder
Dein Herz lobt sie gewiß, weil's meinem ähnlich fühlt,
Und denkt sich stärker das, was ich schwach nachgespiel
Ich buhl' um keinen Stern, geiz' nicht nach Fürstenblicke
Sie könnten meinen Stolz, doch nie mein Herz beglücken
Ein Landgut ist mein Wunsch klein, wie Horazens Feld
Das ohne Müh' sein Herr mit eignem Pflug bestellt;
Thränt auch der Weinstock nicht auf seinen nahen Hüge
Gnug, sind nur Quellen da, worin sich Büsche spiegeln:
Statt Reben bind' ich dann den blüh'nden Pfirsichbaum

An sein Geländer an; des Gartens mafs'ger Raum
Bedarf der Grotte nicht voll theurer Muschelschalen,
Nicht prächtiger Bassins und hoher Springbrunnsstrahlen;
Um eine Laube wird Jasmin und Geisblatt blühn;
Kann's ohne Zwang geschehn, so zieht ein Bächlein ihn;
Auf einem Beet lass' ich Narcissen und Aurikeln,
Und Nelk' und Rose sich aus ihren Knospen wickeln;
Und auf ein andres pflanz' ich Bluhmen von der Flur,
Duftvolle Kräuter, — kurz, im Kleinen die Natur.
Ein dichter Buchengang, den keine Scheeren zwingen,
Mufs kühl und liederreich die Gartenwand umschlingen.
Die Aussicht sey gemischt, und frey und angenehm;
Mein Haus sey kein Pallast, nur dauerhaft und bequem,
Zum Freundbesuch geraum; vom Schatten naher Linden
Mocht' ich den Eingang gern dicht überwölbet finden.
Vom Hügel, den Gesträuch voll Vogelsang umschlingt,
Zeig' alles sich dem Aug, was Kleist und Tompson singt,
Und jener Schönheit Meer, das nie sich wild empöret,
Das Weisheit sicher uns und froh durchschiffen lehret.

Kehr' ich vom Feld zurück, wo der geschäft'ge Geist
That, was der Wirthschaft Ernst zum Wohl des Hauses heifst,
So find' ich im Bezirk von hundert kleinen Pflichten
Gnug Stoff zu andrer Glück, gnug mich zu unterrichten.
Kein Herbst mit jedem Schatz, den uns sein Füllhorn giebt,
Mit jedem Ungemach, das seine Stirn umtrübt,
Lass' meiner Einsamkeit geschäft'ges Glück entarten;
Am glühenden Kamin will ich ihn froh erwarten.

O Muse des Gefühls, die Deutschlands Theokrit
Für Tugend und Natur mit seltnem Feu'r durchglüht,
Die seinen Wunsch erschuf, die Wollust in mich hauche
Wenn Kleist den starken Kiel in Sonnenflammen tauche
Und Gott ein Loblied singt; die laut im Herzen redt,
Wenn Wieland die Natur, und Pope uns durchspäht;
Die, Klopstock, dich befeu'rt: — wenn mich dein Segen
träfe!
O krönte'st du mein Haupt wie Cronegks junge Schläfe!
Verwegner Wunsch! — nein, nein; — lobt nur ein Freund
mein Lied,
Der auf Empfinden merkt und Stammeln übersieht;
So krön der' Nachwelt Ruhm die Scheitel ew'ger Dichter,
Ein Mädchen voll Gefühl sey meiner Muse Richter:
Wirkt sie nur auf ihr Herz, lohnt sie ihr Kuss, ihr Blick,
Was kümmert Nachwelt mich! — Ein mit uns lebend Glück
Ist mehr als Nachruhmeshall. —
Ha! welch ein Strohm von Freude
Ergießt sich über mich! — Wer wird mich nicht beneiden
Schon um der Hoffnungen! — Mich liebt ein reisend Kind
Für Hausglück, Landnatur und Ruh, wie ich, gesinnt;
Jetzt reicht sie mir die Hand; wir gehn in Feld und Garten
Wo wir mit munterm Fleiss der jungen Blumen warten.
Der Strauss riecht doppelt schön, den sie mir küssend reicht
Die grüne Rasenbank, die keinem Sopha weicht,
Lad't uns zur Ruhe ein, und was wir herzlich sprechen,
Scherz oder Ernst, wird nie der Wahrheit widersprechen.
O Gessner, Gellert, Gleim, wie glücklich rührt ihr uns

Wir lesen Unsre Kunst stets froh zu seyn, und thun's.
Ich seh' die Rose froh am vollen Stocke glühend;
Seh' meine Männinn an, und find' sie schöner blühend;
Voll Freude, dafs sie mich, ich, dafs ich sie gewählt,
Ist nichts, das unserm Glück . . . Eins ist noch, das ihm fehlt,
Ein Freund. — Er kommt, er kommt, belauscht uns im Entzücken,
Und unsern Herzen hilft sein Herz sich ausdrücken.
Der Gipfel ist erreicht. — Selst unser Kleeblatt jetzt,
Wie fröhlich es sich hin zum mäfs'gen Tische setzt,
Zum Tisch, den nicht Paris mit Platmenagen schmücket,
Dem kein entferntes Land die Einschiebessen schicket,
Wo kein Fasan erscheint, wo man den Wein nicht trinkt,
Der den verarmten Wirth zuletzt zum Wasser zwingt.
Es schmücken das Dessert nur eigne Gartenfrüchte,
Kein Komplimentenschwarm empfiehlt hier die Gerichte,
Es wächst der Freude Maafs nicht durch der Gläser Zahl,
Man martert nicht zum Wein, man singet bei'm Pokal,
Hört nicht mit Neid vom Glück des reichern Nachbars sprechen,
Noch jeglichem den Stab mit scharfer Zunge brechen.
Wir forschen nicht, wie theu'r Rosettens Reize sind;
Wie viel Meran im Quina', im Lotto Mops gewinnt;
Nicht nach dem Lebenslauf der Modenschmetterlinge;
Uns ist die Kunst verhafst, wie man die Mienen zwinge:
Wir reden, was das Herz theils froh macht, theils belehrt,
Ob Tugend mehr als Gold zum Herzensglück gehört.

Ob edler Freundschaft Reiz mehr aus Empfindung stammet,
Ob nicht Verstand das Herz für sie noch mehr entflammet,
Ob ein besternter Rock den Geist erhabner macht?
Erfahrung zeigt uns hell, dafs Freude den umlacht,
Der in der Felder Schoofs nach inn'rer Gröfse geizet,
Nicht beyder Indien Meer aus Eigennutz durchkreuzet,
Der sich kein kostbar Ait bey seinem Freunde giebt,
Der, weil sie Tugend ist, die Tugend zärtlich liebt.
Wir scherzen ohne Spott, wir lachen aus Empfindung;
Bey uns stehn Lust und Ruh in ewiger Verbindung.
Oft folgen wir im Busch dem Bachgeschlängel nach,
Der Zweige Wölbungen bau'n uns ein schattig Dach;
Wir setzen sanft uns hin, und lassen Philomelen
In Liedern ohne Kunst uns ihren Gram erzählen.
Verlassen sitzt sie da in grüner Dämmerung,
Und seufzet um die Brut, die unbefiedert jung
Ein Frevler ihr geraubt; — doch bringen Klagelieder
Ihr, so wie keinem je, verlornes Glücke wieder.

O süfse Phantasie! — Riss' nur des Schicksals: Nein!
Mit stolzender Gewalt nicht deinen Bauplan ein!
Wer weifs, führt nicht der Tod mich bald zu andern Scenen,
Die kein Gedank' hier fafst, zum Urquell alles Schönen! —
Freund, sterb' ich dann, wie Kleist, den Tod für's Vaterland,
Auf Tugend stolz, wie er, nur wenigen bekannt;
So denk' mit nassem Aug' an eines Freundes Leben,
Dem die Natur schon früh den Landhang eingegeben,

Den Busch und Feld und Berg mit Freude übergießt,
Der nichts so gern, so tief, wie Landnatur genießt,
Der Lasten willʼger trug, wenn er nur im Prospekte
In eines Landguts Schooſs je seinen Lohn entdeckte,
Dem nach dem Schwarm der Welt kein Seufzer je entfährt,
Den ein einsames Glück mit süſsʼrer Freude nährt,
Der zwar allein auch nicht aus Langerweile gähnet,
Doch nach dem Freund sich mehr, als einer Herrschaft, sehnet,
Der statt der Städte Ruh des Lagers Lärm gewählt,
Weil hier ein L'— ficht, und dort ein L'— fehlt.

Über den Tod meiner Mutter.

An meine Schwester.

Lang schlug der Mutter Tod mit stummen Schmerz m
nieder,
Jetzt hall' mein Schmerzgefühl im Trau'rgesange wieder!
Sie starb, die Zärtlichste, die, bis ich reif genug
Zur Erdbetretung war, mich unter'm Herzen trug,
Die uns so stark geliebt, der, unser Herz zu bilden,
Kein Streben lästig ward. Von himmlischen Gefilden,
Die sie gewifs bewohnt, sieht sie vielleicht noch jetzt
Auf eines Sohnes Aug', das stiller Kummer netzt.
Dort erndtet sie den Lohn der mütterlichen Sorgen,
Des Wunsches, des Gebets, das am bethauten Morgen
Von ihr zur Gottheit stieg, das vor dem sanften Schlaf
Dank opferte, und stets der Kinder Wohl betraf.
Dort lohnt die Tugend sie, die sie von Herzen ehrte,
Die sie durch's Leben mehr, als durch Sentenzen, lehrte
Die Tugend, deren Bild sie uns mit ern'nem Stil
In weiche Busen grub, die uns durch sie gefiel,
Die Heiterkeit ihr gab, den guten Muth ihr stählte,
So dafs Geduld und Trost nie ihrem Herzen fehlte;
Die Tugend, die so sanft auf ihrer Stirne safs,
Die nie des Nächsten Thun nach falscher Regel mafs;
Die Tugend, die die Last des Vaters untersäulte.

Manch Übel ihm verbarg, die Lust stets mit ihm theilte;
Die in der Häuslichkeit reich an den Freuden ist,
Die der, der Tugend haßt, nie einsieht, nie genießt.

Wenn gleich das Weyhrauchskorn in Asche schon zerfallen,
Wird doch sein Wohlgeruch die Lüfte noch durchwallen:
So bleibt auch nach dem Tod der Tugend Werth im Flor,
Und ihr Gedächtniß blüht auch aus dem Staub' empor.
Ja, ewig soll es blühn, so lang bis die Ideen
Von Freude und Verlust in meinem Geist vergehen,
So lang mein zärtlich Herz nicht die Natur verkennt,
Und Freundschaft und Gefühl des Lebens Leben nennt.

Sie ist nunmehr dahin, für die, als sie noch lebte,
Und nur vom Sterben sprach, schon unser Busen bebte.
Justine, welche Zeit! wenn sie an unsrer Hand
Die Lust bey uns zu seyn recht sichtbarlich empfand!
Wenn sie den Segenkuß auf unsre Lippen drückte,
Mit Mutterherzlichkeit, die aus dem Aug' ihr blickte,
Den eignen Lebensgang mit uns vertraut durchging,
Und nie des Mißtrauns Furcht ihr unser Herz verhing. —
Welch ein Verlust ist Sie! Natur und Freundschaft klagen.
Wer hilft, wer lehrt mich hier, was ich verlor, ertragen?
Umsonst beschäftigt mich der krieg'rische Tumult,
Umsonst preist die Vernunft das Hohe der Geduld,
Umsonst steht rund um mich so mancher Kunstquell offen;
Doch für Naturverlust läßt sich kein Kunsttrost hoffen.

Vom kleinen Busch, der hier voll rother Blühmch
glüht,
Aus deren zartem Kelch die Biene Honig zieht,
An dessen Stengelchen theils welke Blüthen hangen,
Theils Knospen aufwärts stehn, die nach dem Bruch
langen,
Pflückt' ich ein Blühmchen mir: — wie kostbar ist sein B
Wie schmückt sein Kolombin durchsicht'ger Morgenthau
Süfs hauche es um sich den Duft von blüh'nden Linden
Doch während dafs Geruch und Aug' es herrlich finden,
Bl icht in der warmen Hand der Farbenreis schon aus
Noch eine kurze Zeit, so stirbt der ganze Strauss,
Der Blüthen Zukunft mit, und kann nicht fleifs'gen Bie
Dis dann vorüberziehn, zum Honigquell mehr dienen.

Schön, wie die Bluhme war, so hat Sie uns entzück
Doch von dem Erdenbeet vom Tode weggepflückt,
Kehrt sie zum Staub zurück. — Wo sind sie, die Prosp
Zukünft'ger Freude, die die Phantasie entdeckte?
Wo ist die Ruh, der Trost, den mir ihr Leben gab?
Ich seh' nach ihr, und seh' ein frisch gehöhltes Grab.
Von Kindern still beweint, und das des Vaters Zahren,
Die drauf wie Perlen stehn, mehr als ein Steinmahl ehr
Zu schmerzlicher Verlust, der alles Mark durchwühlt,
In jedem Nervenpunkt unglaublich stark gefühlt,
O wie ersetz' ich dich? Durch Blicke auf die Thäler,
Wo Geiz und Ruhm nicht lockt, nicht frevler Unsch
quäler,

Nicht Tugendfreund zu seyn; — wohin still, einsam, früh
Die Unschuld deutscher Welt sich zu verbergen flieht;
Wo Bäche ohne Zahl durch Felsen laut sich giefsen,
Und Quellen silberblank auf glatten Kieseln fliefsen;
Wo sanftes Bachgeräusch und lauter Strohme Fall
Ein wild Konzert erzeugt, verstärkt vom Wiederhall?
Durch Blicke auf die Höhn, von deren fels'nen Stirnen,
Die ewig rauh und wild mit sanften Lüften stirnen,
Man eine Ebne sieht, die, farbenreich gestreift,
Weit an die Wölbungen des Horizontes läuft,
Die, wie ein Silberstrich, der breite Strohm durchschleichet,
Die dort ein Wasser netzt, das einem Spiegel gleichet,
Wo hier ein Dorf sich zeigt, vom kleinen Busch beschirmt,
Dort eine stolze Stadt die Walle überthürmt? —
Ach nein! — Der Klüfte Schoofs, der nach dem Regen rauchet,
Der ganze Gegenden in feuchte Dämm'rung tauchet,
Und oft den hellsten Tag in eine Wolke grabt,
Die über unserm Haupt mit Moderdämpfen schwebt,
Diefs ist ein Blick für mich, ein Bild von meinem Herzen,
Aus dessen Innerstem ein Nebel tiefer Schmerzen,
Nie Sonnenlicht, entsteht. — Fiel' doch die dickste Nacht
Auf diefs verwaiste Herz! Was je es froh gemacht,
Je Lieb' ihm eingehaucht, denk, Seele, niemals wieder:
Wirf dich im Staub des Grams ohn' alle Heftigung nieder.
Nimm ja den Blutstrohm nicht, der aus der Wunde quillt,
Erblut die Ohnmacht dir, die keine Marter fühlt:
Wend nicht auf eiteln Kampf dienstleere Augenblicke,

Betäubung tröste dich, und auch im Tod dein Glücke.
Zürn mit dem Ewigen, der dir den Lebenstab
Entrifs, und keinen dir zur neuen Stütze gab. —
Des Lasters Sklaven blühn, die Tugend eilt zum Staube:
Wie, Vorsicht, heischst du noch, dafs man gerecht dich
glaube?
Wenn rother Blitze Kraft den starken Eichbaum theilt,
Halb steht er noch; — allein des Kernes Wunde heilt
Kein zweiter Frühling mehr, den abgespalt'nen Theilen
Wird auch der Baumrest bald noch zur Verwesung eilen. —
Gedanke voller Graus! — Mein Vater — — — Stirb, Idee! —
Jetzt wankt die Seele schon: — sie sollt' ein doppel
Weh — — —?

O Kraft, wo find' ich dich? Trost, bist du mit be
graben?
Fast ist zu schwer das Glück ein zärtlich Herz zu haben,
Ein Herz, das seinen Gram nicht zu erleichtern weifs,
Das schmerzbetroffen bebt, von Angst belastet heifs,
Und weit umher sich wirft, bis zum Ersticken schwillet,
Und nicht den innern Brand durch lange Thränen stillet. —

O ströhme mild hervor, trostreiche Zährenflut!
Entkräfte meinen Gram, sey meines Übels Gut.
Schaff der Empfindung Luft, und träufle meinen Wunden
Erleichtrungsbalsam auf! — Von keiner Hand verbunden,
Heil du sie: — kannst du es? Die Stätte, wo es stand
Das abgeriss'ne Glied, heilt zwar des Arztes Hand

Durch seinen Kunstfleiss zu; allein mit allen Schätzen
Der Erde kann die Kunst das Glied selbst nicht ersetzen;
Oft bricht die Wunde auf, und wenn dem Himmelstrich
Die neue Witt'rung droht, verkündet sie ihr Stich; —
Jedweder Aderschlag stückt fühlbar im Gehirne,
Der schwächste Lichtstrahl schmerzt, wenn die gewölbte Stirne
Ein Seitenkopfweh plagt. — Was jeder Sinn bemerkt,
Wird so ein neuer Dorn, der meinen Schmerz verstärkt;
Wo find' ich eine Hand, die Dornen auszuziehen?
In wessen Arme soll mein Herz schutzsuchend fliehen?
Die Freunde, die es sich auf ewig ausgewählt,
Die ganz Empfindlichkeit, ganz Redlichkeit beseelt,
Die ganz vertraut mit mir mich kennen und mich lieben,
Gleich glücklich sind mit mir, mit mir sich gleich betrüben,
Wo sind sie? — — In Kreisen von Gefahr,
Beschäftigt, selbst betrübt. — Was Trost und Glück mir war,
Ist fern', — ist gar nicht mehr. — Justine, welche Weiten!
Wie gern vermählten wir nicht unsre Traurigkeiten!
Vielleicht würd' unser Herz durch Wechseltrost erfrischt,
Wenn deine Wehmuth sich mit meiner Klage mischt'. —
Dann sprächen wir vereint von dem verlornen Guten,
Und liefsen gleichverwund't die jungen Herzen bluten. —
Zergliedern wollten wir ihr Leben, ihren Tod;
Zu Tragung jeder Last, womit uns Zukunft droht,
Sollt' alle Geistkraft sich zum Stärkgewinnst vereinen;
Wir wollten Lieb' und Dank auf ihre Asche weinen.
Ein Vater, den mein Herz als Freund gleich liebt und ehrt,

Mit dessen Silberhaar sich Altersschwachheit mehrt,
War' für die Zärtlichkeit ein würdiges Geschäfte,
Und milderte vielleicht der Schmerzempfindung Kräfte. —
Doch wem nicht Liebes sich zur Gramzerstreuung zeigt,
Für den die Welt umher ganz unbefried'gend schweigt,
Der suchet stets umsonst des Trostes Morgenröthe,
Umsonst die rege Kraft, die seine Unruh tödte. —

Dem Morgen und der Nacht begegnet mein Gebet,
Das um der Tugend Ruh zum Menschenvater fleht: —
Erhörte er es doch! — Wie, oder sind die Klagen
Um Wunden, die du selbst, Unendlicher, geschlagen . .
Ist's sträflich mein Gefühl, wenn's mit dir rechten will,
So nimm ihm Kraft und Flug, und Mund und Herz schw
still.
Reiß mich vom Grabe weg, hilf mir zu dir mich hebe
Gieb Trost, und fodre dann Dank für ein neues Leben
Gieb Hoffnungsbürgschaft mir für eines Lebens Dau'r,
An Werth dem Leben gleich, um das ich ewig traur'! .
Erhalt des Stammes Rest, schon von der Zeit erschütter
Und durch des Grams Gewalt in jedem Zweig' zersplitt
Erspar dem Aug den Blick auf ein so theures Grab,
Und trockne vaterlich uns selbst die Thränen ab!

Wie auch des Starken Brust ein schneller Schau'r du
fähret,
Wenn er den Blitz kaum sieht, und auch den Knall n
höret;
So stand ich stumm, betäubt, und dacht' der Mutter To

Den ich so fern noch glaubt', mir nur im Traum gedroht. —
Und ach, sie ist nicht mehr! — Wie soll ich alle Schrecken,
Die beym: Sie ist nicht mehr! mich trafen, dir entdecken?
Für solches Eindrucks Macht bleibt jeder Ausdruck schwach. —
Wie ward ihr, da ihr Aug', ihr letzter Athem sprach:
Ich sterbe! — Doch du hast sie nicht so stark erlitten;
Ihr letzter Zuspruch hatt' den Gram voraus bestritten.
Des Christentodes Reiz hat dich ihr Tod gelehrt;
Ihr letzter Segensblick hat sichtbar dir gehört. —
Ich, der im Kriegstumult nach Ruh vergebens flehe,
Vom Tod' umringt doch nie ein stilles Sterbbett sehe,
War fern von alle dem, woraus dir Lindrung fließt:
Vielleicht, daß einst bey dir mein Herz trostoffner ist.

Ach, Juste, wie viel ward durch sie für uns verloren!
Wir fey'rten sonst vereint den Tag, der mich geboren:
Wer fey'rt ihn heut mit mir? — Kein unbefangner Sinn,
Kein mütterlicher Kuß, kein Segen heiligt ihn. —
Vielleicht denkst du ihn kaum. — Bey solcher Gruft Cypressen
Wird leicht der Blumenkranz für's Friedensfest vergessen.

Einsames Schweigen herrscht um mein empörtes Herz;
Für Freude scheint es todt, und fühlbar nur für Schmerz.
Wenn das sonst scharfe Aug' ein schwarzer Staar behäutet,
Wie über die Natur sich tiefe Nacht dann breitet,
Und der verarmte Geist den Reiz verwirrt nur merkt,
Von dem des Auges Licht den Eindruck sonst gestärkt:

So macht des Geists Krystall die Schmerzempfindung trübe,
Wirkt Unempfindlichkeit für das Gefühl der Liebe,
Für Menschen und Natur, und siehet freudenlafs
Des Lebens Sonnenschein durch ein geschwärztes Glas.

Gott, der du Seelen beugst, und mit Vergnügen sättigst,
Der du den Wurm versorgst, der Thronen Wohl bestätigst,
Dein Trost allein giebt Trost! — Schick von der sanften Ruh,
In der die Seel'ge wohnt, mir nur ein Theilchen zu!
Zerbrich des Grames Schwert, das meine Brust zerschneidet,
Stimm um den Schmerz, der mich vom Trostergreifen scheidet!
Führ der Geduld mich zu, die, stets mit dir vergnügt,
Sich unter deine Hand, wenn du sie prüfest, biegt!
Bis deine Kraft mich stärkt, vergieb die stille Zähre,
Die zur Erleichterung der harten Kummerschwere
Auf's mütterliche Grab sich mit dem Wunsch ergiefst:
O wär' ich, was sie war! o würd' ich, was sie ist!

Über

Über die Ruhe.

Nach dem Französischen des Weltweisen von Sans-Souci.

An die Frau von C.

Nicht jenen Gott, der sich mit Mohn umkränzt,
Der, wenn die Nacht Dianens Licht durchglänzt,
Mit schwerer Hand Schlaf auf die Welten streuet,
Und unser Herz durch Phantasie erfreuet,
Singt meiner jugendlichen Muse Lied;
Denn Ruh, die er den Sinnen bringt, entflieht
Zugleich mit ihm: — ein andrer mag ihn loben,
Und werd' dafür im Traum zum Thron erhoben.

Ich sing' die Ruhe, die die Weisheit liebt,
Die sanfter Freude Nahrungssafte giebt,
Des Lärmens Feindinn, sie, der Kraft und Leben
Nicht Gold, nicht Hochgeschrey des Volkes geben.
Die ihre Süfsigkeit durch Fleifs vermehrt,
Die keine Reu' vergang'ner Thaten stöhrt.

O süfse Ruh! welch irrdisches Vergnügen
Kann deiner Milde Himmel überwiegen!
Du schaffst des Menschen Glück; in deinem Schoofs
Wind't sich das Herz von jenen Künsten los,
Die der Natur einfachen Segen stöhren.

Sind Reichthum, Liebesrausch und steile Ehren
Zum Bau des Lebensglücks nothwendig? Täuscht
Nicht Fürstengunst, die so viel Opfer heischt,
Durch ihren Wolkenschein das Aug' des Weisen?
Hört man den Solon Crösus Schätze preisen?

Prachtvolle Nahmen, Glanz der Sterblichen,
Die einst mit Schrecken alle Welt gesehn,
Kriegsdonner, denen Irrthum auf Altären
Lobweyhrauch opfert; — durch des Jammers Zähren,
Durch Mord und Blut kauft euch der glüh'nde Held,
Des Ruhmdursts Sohn, die Geifsel einer Welt.
Seht ihn voll Stolz, voll Muth, Gefahr verachtend,
Vor'm angeführten Heer nach Kämpfen schmachtend;
Er beut dem Tod' die Stirne trotzig dar. —
Doch dieses Herz, umpanzert in Gefahr,
Das nie gebebt, scheint furchtsam und entartet,
Wenn's auf den Spruch des lauten Weltrufs wartet.

Sprich, Cäsar, sprich; zwang wohl dein Schwert allein
Das weiche Rom, dir unterthan zu seyn?
Mufst' nicht für dich das Heer sein Blut verschwenden,
Und dann das Glück des Stolzes Wunsch vollenden?
Dein Schicksal ist berühmt; jedoch der Blick
Der deinen Umsturz ansieht, bebt zurück.
Welch eitles Glück, das andrer Hände Waffen
Erfechten, und wir selbst uns nicht erschaffen!
Triumph, dein Pomp ist nicht, was mich versucht. —

Dich, düstre Wuth, des Heldenmuthes Frucht,
Bejammr' ich nur. —

Ihr irrdischen Gefilde,
Die die Natur mit mütterlicher Milde
Geschmückt, die ihr, wenn Lens eu'r Mark durchdringt,
Der Ähren Gold zur Ländernahrung bringt,
Wo froher Sinn bey mäfs'gen Schüsseln lebet,
Und Habsucht nie zu hoch die Wünsche hebet,
Euch macht der Krieg zum Schauplatz seiner Wuth,
Und gießt, statt Thau, auf euren Teppich Blut.
Der raubende Soldat mäht eure Saaten,
Es rührt ihn nicht der Wälder sanfter Schatten,
Er haut sie weg, reißt Haus und Garten ein,
Wohin er kommt, hört Unschuld auf zu seyn,
Wo Amaryll und Daphnis froh sonst saßen,
Ihr Lebensglück nach ihrer Liebe maßen,
Und wo ihr Lied das Echo wiedersprach,
Da tönt die Wüsteney nur Jammer nach;
Wenn Angstgeschrey den Himmel klagend stürmet,
Wenn waffenlos, von Unschuld schwach beschirmet,
In theurem Blut so manches Opfer schwimmt,
Mehr werth als Mars, dem es die Wuth bestimmt. —

Weh! weh dem Herzen, wo der Hochmutssaamen
Zuerst gekeimt, das einen künft'gen Nahmen
Durch Schlachtgewinnste schrecklich sich erraubt! —
Mit era'ner Stirn, die alles sich erlaubt,
Ersann's den Krieg, der Unschuld, Recht und Frieden

Durch Schwertgewalt von Menschen abgeschieden.
Der Hochmuth zog die Weltbezwinger auf,
Der Fürsten Wuth warf Schutt auf Schutt zu Hauf:
Sonst sang der Länder Wohl den Ruhm der Prinze
Jetzt heult ihn laut der Umsturz der Provinzen.

Ein Pyrrhus, der das Glück in Fesseln hie't,
Nachdem manch Reich sein siegreich Schwert gefü
Was war sein Wunsch? Nicht Lorbeern zu erkrie
Nein, — süße Ruh, dich sucht' er zu erstegen.

Des Lebens Glück, der Erde Seeligkeit,
Uraniens Geschenk, Zufriedenheit,
Zu finden schwer, — gleich mühsam zu erhalten,
Du giebst dem Schmerz selbst lächelnde Gestalten;
Lehrst, wie man klug im Glück die Segel spannt,
Hafs, Zorn und Rachsucht aus dem Herzen bannt;
Wie man die Last des Schicksals muthig träget,
Und nicht durch Gram die Wunden tiefer schlaget
Früh wird der Nachruhmskeim vom Stolz gesät;
Doch deine stille Pflanze keimt erst spät,
Glückseel'ge Ruh, — und nimmt nicht zu auf Be
Die Stolz und Geiz mit frechem Fufs betreten.

O Sterbliche! mit denen Leidenschaft
Und Wechsel spielt, verzehrt den Geistes Kraft
Durch Ungeduld, wählt für den Körper Schatten,
Lafst unbestimmt sich Stolz und Unruh gatten,

Wagt, was ihr könnt: — die schon entschwungne Zeit
Sey nicht mein Gram; die tiefe Dunkelheit
Der künftigen vorwitzig zu enthüllen,
Begehr' ich nicht: — genug, wenn mir im Stillen
Der heut'ge Tag nur unbereut verfließt;
Genug, wenn dem mein Herz nur klug genießt,
Was hilft es Glückseutwürfe zu erfinden,
Die auf's Vielleicht die Wirklichkeit nur gründen?
Des Lebens Weg, wo Schluß und Anfang grenzt,
Wo den verfehlten Schritt kein Gott ergänzt,
Will ich mit Blumen bunt für mich bewerfen,
Und nur das Aug' für schöne Bilder schärfen:
Die Wahrheit ohne Reiz ist wen'ger werth,
Als Irrthum, der das Herz mit Freude nährt.

* * *

O schöne Theorie, wie werth zu lieben,
Allein wie schwer, wie mühsam auszuüben!
Die Blumen sind nicht jedes Bodens Kleid:
Wo trift man sie, vom Winter überschneyt?
Und muß man nicht, ein Röschen aufzufinden,
Oft durch ein Dornenlabyrinth sich winden?

Als noch mein Blick von Felsenbergen floß,
Und neben Bächen sich ins Thal ergoß,
Als von dem Reiz arkad'scher Aussicht trunken
Der Busen schlug; da sprühten tausend Funken
Von Ruh und Lust um's Herz ein mildes Licht,

Da fühlt' ich kaum des Krieges Felsgewicht.
Der dichterischen Welt Originale
Sah ich im tiefen bilderreichen Thale:
Ein Kinderpaar, das seinen Schaafen rief,
Im Spiel das Strauch, gleich jung, gleich hoch, durchlief,
Bald zärtlich that, bald Freudentöne stimmte,
Bald an dem Berg' nach süfsen Beeren klimmte;
Die Glocke, die der Heerde Aufenthalt
Entdeckt, wenn sie am Hals des Stieres schallt;
Der Hütte Einsamkeit, vom Bach umsäumet;
In ihr, zur Ruh, ein ganz Geschlecht vereinet;
Die Gartenlaub', vom Kürbifs grün bedacht;
Um sie ein Beet ohn' fremder Blumen Pracht;
Ein Waldstrohm dort, der Räder brausend treibet,
An Steine schlägt, und wo er abstürzt, stäubet;
Des Hügels Hang, von Saat und Gras gestreift;
Ein starker Baum, an dem die Birne reift;
Ein nackter Fels, der keinen Zugang leidet,
Den Moos wie ein zerriss'ner Teppich kleidet;
Manch Plätzchen, wo man gern des Buchs vergifst,
Wo, wenn man die Natur in Urschrift liest,
Die Phantasie verborgnen Reiz entfaltet
Und Strauchgewölb' in Tempel umgestaltet. —

Da alles dieſs vor meinem Auge lag,
Da klagt' auch ich nie den vergangnen Tag;
Da war an Gegenwart gnug zu genieſsen,
Und Freude auch auf Zukunft noch zu gieſsen.

Erinn'rung jenes Glücks, welk nicht dahin,
Sey du mein Schild, wenn Schicksals Eigensinn,
Der Ruhe Feind, Verdruſs und Lasten thürmet,
Und Unzufriedenheit die Brust bestürmet. —
Doch wiederkehr auch nie ohn' jenes Bild,
Das mehr als alle laute Freude gilt,
Ohn' Doris Bild. — Misch Zärtlichkeit und Tugend,
Empfindung und Geschmack, misch Ernst und Jugend;
Dann gleicht es Ihr. — Fehl ja die Miene nicht,
Die ganz der Freundschaft Zärtlichkeit entspricht,
Die immerdar das Glück des Herzens bleibet,
Das besser denkt, als wie die Muse schreibet,
Das ihr Verdienst ihr nachzueifern reizt,
Und wenn sich's Beyfall wünscht, nach Doris Beyfall geizt.

Der May.

Bei Eröffnung des Feldzugs, 1762.

Schön, wie Latonens Sohn, der den Olymp verliefs,
Die Kunst stets froh zu seyn Admetens Schäfern wies,
Statt alles Götterpomps nur menschlichschön sich kleid'te,
Und so viel Glück genofs, dafs Zevs ihn selbst beneid'te;
So schön, so jugendlich läfst sich der May herab,
Und wischt von weicher Flur des Winters Spuren ab.
Wie aus des Jünglings Aug' bey seines Mädchens Küssen
Die Strahlen heit'rer Lust elektrischleuchtend schiefsen;
So mächtig glühend blickt, Natur, der May auf dich,
Und alles spricht aus ihr: komm, und umarme mich;
Komm, hol aus meiner Hand den Segen den Gefilden,
Die Kraft, mit neuem Reiz sie herrlich auszubilden! —
Sie haben sich umarmt: der Vögel schwungreich Chor
Singt dieses Bundes Glück einsamen Wäldern vor.
Gebirg' und Thäler schmückt der Segen der Verbindung,
Und alles reizt das Herz zur feinsten Mitempfindung.

Der Bach, der hier gekrümmt ein kleines Eiland macht,
Das weifser Birken Grün süfsduftend überdacht;
Der Bach, dem jetzt der May den Harnisch abgenommen,
Wälzt schneller sein Krystall, um in den Strohm zu kommen,
Der wasserreicher nun sein durstig Ufer tränkt,

Und sein erweitert Bett stolz über Blumen lenkt.
Es hangen an dem Baum der Früchte Embryonen,
Die schmackhaft reif im Herbst den Fleiſs des Gärtners lohnen.
Von Blüthen überschneyt reizt hier des Birnbaums Zweig,
Dort zeigt am starken Stamm, an Rosenblüthen reich,
Der Äpfel Zukunft sich, und seiner Blätter Schatten
Schüzt den Insektenstaat, die sich im Grase gatten.
So wie ein griechisch Heer, mit Spiefsen in der Hand,
Dem dichten Walde gleich, in festen Gliedern stand;
So zeigt der Weinberg sich, wenn an gepflanzten Stäben
Die Rebensenker sich zu bessrem Wuchs erheben.

Jetzt hängt ein Wolkenflor sich vor der Sonne Bild,
Der Gegend Antlitz wird von blauem Dampf umhüllt,
Des Tages Glanz erbleicht, es scheint durch tiefes Schweigen
Ehrfurcht ein Element dem andern zu bezeigen.
Jetzt rauscht der Donner, und was seine Stimme sprach,
Spricht aus Gebirgen ihr das Echo vielfach nach.
Die Wolkendecke reifst, der Regen perlt herunter,
Und Thier- und Pflanzenreich wird durch ihn doppelt munter.
Dem wundenreichen Feld, vom Sonnenstrahl zerritzt,
Wird Balsam, der es heilt, im Regen zugespritzt.
Es schliefsen sich erquickt des Erdreichs tiefe Spalten,
Nachdem sie neue Kraft zur Fruchtbarkeit erhalten.
Die Wolken brechen sich, ihr Schlauch ist ausgeleert,
Ein neuer Tag erscheint, und wie ein Opferheerd,

Bestreut mit Wohlgeruch, raucht das Naturgefilde,
Und zeigt sich überall im aufgeputzten Bilde.
Es kleid't ein artig Kind sich täglich mit Geschmack;
Doch wenn zum muntern Tanz ein längst gewünschter Tag,
Den nicht die Fey'rlichkeit mit ihrem Firnifs schminket,
An eines Lieblings Hand durch ein Konzert ihr winket;
So wird mit fein'rer Kunst das seidne Haar frisirt,
Ein schön'res Band gewählt, der Busen mehr verziert,
Und wenn sie vortritt, scheint's, dafs ihre Altagsschöne
Band, Haarfrisur und Straufs mit neuen Reizen krône:
So zeigt sich auch Natur in neuer Reizgestalt.

Der Eichbaum, der bemoost schon manch' Jahrhundert alt,
Die Tannen, die um ihn mit immer grünen Zweigen
Starkzackigt stehn, einst sah aus kleinem Saamkorn steigen,
Fühlt auch den May, der ihn vom alten Laub' erlöst,
Und sanft sein zartes Blatt aus braunen Hülsen stöfst.

Die blumenreiche Flur dampft angenehm're Düfte,
Und ein gefall'ger Blau färbt die krystallnen Lüfte.
Der Zephyr, der die Saat den Wellen gleich bewegt,
Durch alle Gegenden die Maygerüche trägt,
Durch junge Blätter rauscht, mit Dreyblattsstengeln spielet,
Und unsers Himmels Glut mit leichten Schwingen kühlet,
Stöfst auf den Teich, der sonst der Gegend Spiegel war,
Und macht das Bild der Luft und Gegend wandelbar;
Der Fisch walzt sich herauf, die frische Luft zu fühlen,

Und kommt mit junger Lust im Schilf des Ufers spielen.
Des Grüns Schattirung giebt den Wäldern neuen Schmuck,
Weit über Lorrains Kunst und Rubens Farbentrug.

Ihr Meister, die ihr lehrt durch Saiten zu entzücken,
Und jede Leidenschaft durch Töne auszudrücken,
Versucht's, und spielt einmal der Wald-Astroa nach,
Die hier im Erlenstrauch am halbversteckten Bach
Den Nachtgesang beginnt. — Geliebte Nachtigallen,
Die ohne Federputz auch selbst dem Aug' gefallen,
Da, wo der Künste Pomp Naturgefühl verdrängt,
Wo man den Pfirsichbaum an ein Geländer zwängt,
Die Buchensprößlinge in Hecken glatt beschneidet,
Mit ausgestoch'nem Grün Terrassen überkleidet,
Den Wasserfall erpreßt, kunstreiche Grotten baut,
Und Frankreichs Gärtnern nur das Treibhaus anvertraut;
Da wohnt ihr nie aus Wahl! Wo zwischen hohen Erlen
Und durch den Weidenbusch krystallne Bäche perlen,
Wo über altes Reis Gewässer sprudelnd rauscht,
Wo ein neugier'ger Blick euch selten nur belauscht,
Da hör' ich euch, wenn ihr die Gattinn zu euch fodert,
Und ihr die Flamme singt, die zärtlich in euch lodert:
Entzückung fühlt mein Herz, wenn ihr elegisch klagt,
Bald Freudenallegro's in Wettgesängen schlagt.

Wenn stiller Nächte Graus die Wälder schwärzlich mahlet,
Und auf den blüh'nden Baum nur falbes Mondlicht strahlet,

Wenn nur das Froschgeschrey die Stille unterbricht,
Die Dorf und Stadt und Heer in tiefen Schlummer wiegt,
Wie gern hör' ich dich dann, du liebe Philomele!
Mich dünkt dich zu verstehn, und meine heitre Seele
Wünscht meinen Liedern dann den Beyfall bey der Welt,
Den Nachtigallgesang verdient und auch erhalt.

Jetzt, da die Maynatur mein einsam Herz entzücket,
Und Sonnenuntergang die Luft mit Purpur schmücket,
Hör' ich die Harmonie, durch die eu'r zärtlich Lied
Die Phantasie in's Reich der Zauberwelten zieht,
Und eu'r Gesang führt mich hin, wo der Neisse Wellen,
Vom kleinern Strohm verstärkt, in sand'gen Ufern schwellen,
Wo mancher Erlenbaum, der am Gestade grünt
Und sich im Strohm besieht, zum Aufenthalt euch dient,
Wo beym Spaziergang oft mich Frühlingsduft erhischte,
Wo Freundschaft, Ernst und Scherz sich so gefällig mischte.
Vielleicht hört jetzt, wie ich, vom Weinbergssanssouci
Das schöne Schwesternpaar auf eure Melodie.
O ja, es hört euch zu, und Friederikens Seele
Fühlt deinen Klageton, geliebte Philomele!
Auch Hannchen reizt dein Lied, wie Cronegks Einsamkeit,
Bey der das Herz gerührt sich seiner Wehmuth freut.
Sie hören euch, wie ich; — lehrt sie an mich auch denken,
Und meinem schwachen Lied auch fernern Beyfall schenken.

Du süfses Mädchenpaar, das Frühlingsrosen gleicht,
Das seinen Lebenslenz noch nicht zum Schluls erreicht.

Ihr seht den jungen May, und fühlet ihn im Stillen,
Wenn eures Zimmers Luft Aurikelblüte füllen,
Wenn ihr im Garten geht, auf Hyacinthen blickt,
Und schöne Blühmchen für den schönern Busen pflückt.
Empfind't ihn oft noch so, und Wiederkehr der Jugend
Bring' solch Gefühl zum Lohn für Unschuld, Witz und Tugend;
Für den Gedanken auch, den ihr dem Freunde schenkt,
Der nie, nie euer Bild ohn' warmen Beyfall denkt.

Empfindungsreicher May, Jüngling der Jahreszeiten,
Den Flora aufgeschmückt und Grazien begleiten,
Der Freude in das Herz mit Zauberathem haucht,
Die Blumen des Gefilds in Himmelsfarben taucht,
Dem Kräuter und Gebüsch auf neubelebten Triften,
Mit Demantthau besät, jetzt Ehrenbogen stiften,
Der allen Lebensreiz durch neue Kraft verjüngt,
Und dem Triumphgesang die Lerch' entgegen singt:
Sey mir gegrüßt! — Dein Bild soll wie ein Stern mir funkeln,
Wenn Nebel des Geschicks einst meinen Stand umdunkeln,
Wenn Kriegesgrimm, der meist nur blut'ge Lorbeern reicht,
Der stillen Freuden Chor durch lauten Lärm verscheucht.

Er kommt und droht, nicht Kunst, nicht die Natur zu schonen,
Und auch noch dieses Jahr auf deutschem Grund zu wohnen.
Schon hat Monarchenzorn zur blutbespritzten Bahn

Die erz'nen Thore ihm lautdonnernd aufgethan;
Kolonnen drängen sich, gleich aufgeschwollnen Flüssen,
Die nach zersprengtem Damm ins Blachfeld sich ergiefsen,
Durch stiller Dörfer Schoofs; der schwärmende Soldat,
Der keuchend müde sich beflagten Bergen naht,
Baut seine Leinwandstadt, wo doppelte Beschwerden
Der nie zufried'nen Brust zwiefache Henker werden,
Wo unser Mark bey Tag' die Sonnenglut verzehrt,
Des Nachts ein kalter Schau'r durch unsre Nerven fährt.

Der König spricht: — er ruft zu neuen Lorbeerernten,
Die wir, von ihm entfernt, beynah' verkennen lernten.
Auf, auf! — folgt seinem Wink! und unterstützt die Hand,
Die mehr als Einen Feind so oft schon überwand.
Schon sammelt sich sein Heer, und seine Feinde beben
Bald einen Tag, gleich dem bey Leuthen, zu erleben.
Ihr Brüder, eilt ins Feld mit neugestähltem Muth!
Gebt hin für's Vaterland und Friedrichs Recht eu'r Blut! —
Der Himmel wog das Recht von Wiens und Preussens Waffen,
Und unsre Schale sank. — Das Friedenswiederschaffen
Sey eurer Kämpfe Preis! — Ha, er wird unser seyn;
Uns wird der künft'ge May im Park Berlins erfreun. —

Schon sieht die Phantasie Berlins prachtvolle Strafsen;
Kaum kann der Fenster Raum die Zahl der Schönen fassen,
Die zierlich aufgeputzt in dichten Reihen stehn,
Um unsers Einzugs Pracht bewundernd anzusehn.

Dort steht ein himmlisch Kind, das Freudenthränen weinet,
Indem ihr Liebling stolz vor seinem Zug erscheinet:
Der Wangen Röthe steigt, der warme Busen schwellt,
Seht, wie ihr Arm ihn schon im Geist umschlungen hält!
Manch' Huldgöttinnenaug' seh' ich im Herzen sagen:
Ihr Helden, kämpft mit uns, und lasst von uns euch schlagen.

Von Freude taumelt dort die Jugend von Berlin,
Wirft Palm' und Lorbeerlaub auf Friedrichs Wege hin,
Sie schreyt: Triumph, Triumph! jauchzt Dank und Lobgesänge,
Und Friedrich lächelt Dank auf dieses Siegsgepränge.
Der helle Tag ist aus, doch Fackeln ohne Zahl
Und farb'ger Lampenschein schafft ihm zum zweytenmal.
An tausend Wänden seh' ich Friedrichs Nahmen brennen,
Und hör' ihn schlecht und schön den gröfsten König nennen.

Auf! neue Schwerter her, trotzt Wunden und Gefahr,
Macht meinen dunkeln Traum durch neue Siege wahr,
Und kühlt den blut'gen Schweifs umlorbeerter Kampagnen,
Wie Friz in Sanssouci, im Schatten der Kastanjen
Und blüh'nder Linden ab. — Und stürzt der blut'ge Streit
Vor'm Hafen manchen noch ins Meer der Ewigkeit;
So lohnen solchen Tod des Patrioten Zähren,
Und in Elysium ist alles zu entbehren. —

Empfindungsquell, o May, der Creuzens Geist durchdrang,
Als einst sein Saitenspiel im Lenz von Gräbern sang.

Soll einst ein Hügel mir zum kleinen Grabmahl dienen,
So lieg' er nah am Bach; lafs ihn Gebüsch umgrünen:
Wenn dann die Nachtigall da Elegien schlägt,
Und ihr melodisch Lied des Wandrers Herz bewegt,
So lafs ein reizend Kind, wie Hannchen und Friedrike,
Das Witz und Tugend liebt, mit zärtlich sanftem Blicke
Nach diesem Hügel sehn; — dann flieſs' auf dieſs mein Grab
Die Thräne des Gefühls zu seiner Weih' herab.

Über mich selbst.

Nach dem Französischen des von Bar.

An Ämilien.

So wie das Sprichwort sagt, hat kein Entfernter Recht;
Doch, Freundinn, findt dein Herz diefs Sprichwort nicht ganz ächt,
Kennt's meinen Nahmen noch, und sind Soldatenlieder,
Oft ohn' Begeisterung, nicht deinem Witz zuwider;
So setz den Tambour weg, und lies ein klein Gedicht,
Aus dem die Wahrheit laut, der Witz nur leise spricht,
Und das erzählen soll, wo ich jetzt schlaf' und reime,
Oft traure, selten lach', und fern von Dir nur träume.

Da, wo sechs Lindenreih'n dem Mittag widerstehn,
Wo Adel und Gewerk sehr oft gleich müfsig gehn,
Wo den Kastaniengang die Damenschleppe kehret,
Wo mancher Gläub'ger geht, wenn stolz sein Schuldner fähret,
Wo man sich in des Parks geschlung'nes Labyrinth,
Eh'r als in manches Herz siegdurst'ger Mädchen findt,
Wo man so Parasol als Unschuld wenig brauchet,
Wenn kühle Abendluft um Promenaden hauchet,
Wo Arsenal und Schlofs durch wälscher Baukunst Pracht
Das Spreegestade schmückt, und Schlütern ewig macht,
Wo Kriegsgott und Apoll olympischprächtig wohnen,

Wo man sich Larven schminkt, vielleicht die Haut
schonen,
Wo Heucheley und Witz, Verstand und Tugend gilt,
Wo oft der Priester thut, was seine Predigt schilt;
Da, Freundinn, leb' ich jetzt, — doch nicht so gar v
lassen;
Von dem Gedanken fern, die schöne Welt zu hassen,
Und dein Geschlecht zu fliehn: — klug wär es zwar;
allein
Mein Herz soll nicht zu dreust, doch auch verzagt ni
seyn.

Da halt' ich oft mit mir vertraute Selbstgespräche,
Wenn, wie Sankt Augustins, auch meines Geistes Schwä
Ein böser Geist versucht: — so Unrecht hat er nicht;
Durch der Versuchung Reiz hat das Verdienst Gewicht:
Ich will kein Heuchler seyn, ein Weiser will ich werden
Entfernt vom spröden Stolz und schmeichelnden Gebehrd
Geh' ich mit Schönen um, vor deren Aug' und Brust
Kein Klosterschleyer hängt, und fühl' mit seltner Lust
Ein Herz, das zärtlich denkt, ohn' dafs es taumelnd lieb
Denn Tugend, die kein Hang zum Zärtlichseyn betrübet,
Erlaubt ein solch Gefühl, das, wenn es aufwärts strebt,
Zu edler Thätigkeit die ganze Seele hebt.

Doch dieses Kampfs Triumph bringt mir noch kei
Frieden:
Zwey Gnomen drohn vereint die Kräfte zu ermüden.
Des einen Thron steht stolz dort, wo sich silberblank

Der reiche Strohm ergiefst, an dem einst Pope sang.
Mit Runzeln prangt die Stirn, Argwohn schickt aus dem Blicke,
Mifsmuth verzieht den Mund, tophanisch Wasser, Stricke,
Und was von Mordgewehr die Trau'rspielkunst erfand
Ein Stück zu schliefsen, — liegt ihm recht' und linker Hand:
Sein Nahme heifset Spleen. — Des zweyten Gnoms Gebiete
Liegt in der Alpen Schoofs, herrscht über spitze Häte,
Und thut dem Felsenvolk unglaubliche Gewalt;
Denn wenn der Zauberton des mächt'gen Kuhreih'ns schallt,
Läfst er französisch Geld und Hellebarte stehen,
Wird blafs, verläfst Paris, um blitzschnell heim zu gehen.

Zwar wirket Mordlust noch mein Hypokonder nicht,
Doch Schwermuth oft, die nur den Dorn von Rosen bricht,
Mifsmuth und Menschenflucht, und Kriege von Begriffen.
Wenn nun die Phantasie beynah sich müd' gekifften,
Und doch nichts rechts ersiegt, so denkt sie sich dein Bild
In aller Heiterkeit; und dieses Anblicks Schild
Und der Gedank', dafs Du des Murrkopfs Grillen meidest,
Und oft wahrhaften Schmerz mit edler Stille leidest,
Lehrt mich Geduld und Muth. — An Macht dem Zephyr gleich,
Den Zacharia schuf, ein Fürst aus Gabals Reich,
Scheuch' ich dann weg von mir des Schwärmers Lieblings gnomen,
Schaff' ohn' ein Zauberband die traurige Phantomen

Der regen Phantasie in Freudenbilder um,
Und meine Erdenkluft wird ein Elysium.

So glücklich schlägt dein Freund den Brittenplagg
nieder;
Doch Jura's Genius macht seine Kräfte müder,
Stimmt seinen Kuhreih'nston in meinem Herzen an,
Und spannt auf Foltern mich. Das Heimweh, der Tyr
Läfst seines Aufruhrs Zorn durch keinen Stillstand band'
Noch weniger den Streit durch ew'gen Frieden end'gen;
Ja meine Grille selbst dünkt mir verehrungswerth,
Und lacht nicht mehr den aus, der nach den Alpen keh
Sehnt sich nicht ein Ovid, im Lande wilder Geten,
Nach dem geliebten Rom? — Doch ich sollt' wohl
röthen,
Im Schoofs Berlins! — Wer sich nicht in Berlin gefällt,
Den quält ein ew'ger Spleen. — Die väterliche Welt
Ist nicht mein einz'ger Wunsch; die Königsstadt
Brennen
Mufs jeder, der sie kennt, die Städtefürstinn nennen;
Allein mein Herz wär' schlecht, wenn schnelle Wiederk
Zu Dir, Ämilie, sein wärmster Wunsch nicht wär'.

Auf zween Triumphe stolz wächst dieses Herzens Gr
Allein das Heimweh zeigt auch ihm bald seine Blöfse,
Und hat es gleich den Spleen, und, Liebe, dich besi
So weicht's dem Heimweh doch, schämt seiner Flucht
nicht,

Und hofft nicht Frieden eh'r, bis ich ihn Dir zur Seite,
Vom Freundschaftsblick gestärkt, von neuem mir erstreite.

»Doch, warum lebst Du da, wo Neid um Dichter schleicht,
»Und mit Verleumdungsgift jedwede That bestreicht?
»Wo Helden ohne Arm und Brot sich seufzend biegen,
»Und Jud' und Tänzerinn sich in Karossen wiegen?
»Wo sich, wie in Paris, vom Hymen Amor trennt,
»Wo man den Mann oft nur als frommes Hausthier kennt,
»Wo Uhr und Tändelschürz' zur vierten Bitt' gehöret,
»Wo man die Morau *) eh'r als Sacken nennen höret,
»Wo Schmälen, Amant und Spiel vom Tage das vertreibt,
»Was Damen von Geburt vom Nachtisch übrig bleibt;
»Wo Schmink' und grofse Beauté', wo Falbala, Vergetten,
»Marli und Pompadour und blühmigte Manscheiten
»Ein Hausbedürfnifs sind; wo Mädchen trotz dem Puts
»Das Agio verstehn, wo Schuch den Skaramus
»Mehr als den Dorval spielt, und Beyfall sich erwirbet,
»Wenn er als Harlekin in närr'schen Mienen stirbet:
»So flieh doch solchen Ort! — und dein bethörter Geist — — —

Halt, Freundinn! Leuten nur, die wie Vert-Vert gereist,

*) Eine damahls bekannte Putzhändlerinn.

Kommt solch ein Schelmton zu. — Im unbemerkten Gange,
Den hier mein Leben geht, wenn's seinem Herzenshange
Für Bücher und Natur sich ruhig überläßt,
Giebt's solcher Tage auch, die wie ein Freudenfest,
Auch selbst im Stadtgewühl, arkadisch auf mich wirken;
Dann g'leitet mich mein Kleist zum Maygeruch der Birken
Im Park; ich les' sein Lied an Doris, denk' bey ihr
An Dich, und bin im Geist entzückt bey Dir.

An ein Mädchen.

Der Bachkrystall, der jüngst in Blumenufern ging,
Und durch Gestrauch das ihn mit Schatten überhing,
Wird trüb', schwellt an, rauscht jetzt mit Ungestüm, und stämmet
Sich wider's Eis, womit der Winter es gedämmet.
Des Astes starres Laub rauscht laut vom Nord bewegt,
Und seufzet unter'm Schnee, den er statt Blüthen trägt:
Berghöhen, die ein Wald von Bäumen aller Arten
Verschieden grün umgab, Terrassen, in dem Garten
Der mächtigen Natur, stehn wüst und unwirthbar;
Kein labyrint'scher Steig, der sonst mein Lustgang war,
Von Nufsstrauch überdacht, lockt mehr sie zu ersteigen,
Und, durch das Aug', der Brust ein Meer von Lust zu zeigen.
So weit die Aussicht reicht, ist Schnee der Erde Kleid.
Die Dörfer, auf das Feld verlassen hingestreut,
Stehn einsam, und kein Baum beschützt mehr ihre Hütten,
Wenn Regen, Sturm und Schnee, Verwüstung auf sie schütten.
Den weifsen Birkenstamm umrinnt ein gläsern Eis,
Der angewehte Schnee macht halb die Tannen weifs,
Und junge Stämme krümmt die Last der weichen Flocken.
Man hört im Dorngebüsch die Meise einsam locken.
Zum Mark der Erde tritt sonst ausgedehnte Glut;
Zum Herzen dränget sich der äufsern Adern Blut:

Kein Ruf zum Frohsein schallt durch die verlass'ne Gegend
Das Triebrad der Natur stockt kalt und unvermögend;
Der Teich, ein Spiegel sonst den Mädchen auf der Flur,
Ist ihnen unbrauchbar im Harnisch der Natur.
Im halbverschneyten Thal, am unbefrornen Bache,
Einsiedlerisch, beraucht und unter'm Strohhalmsdache
Liegt meine Wohnung jetzt, — für'm Weichling unbequem
Doch nach des Lagers Last unendlich angenehm.
Wenn auf der Berge Hoh' durchharste Tannen splittern,
Und in den Wurzeln tief steinharte Eichen zittern,
Schützt sie der Fels, der sich steil über sie erhebt,
Vor Sturmgewalt, von der sein Gipfel selbst oft bebt.
O wenn doch um mein Herz, bey kühnen Schicksalsschlägen
Auch Berge von Geduld und Hoffnung sichernd lägen!

Wenn sich in warmer Nacht der Thau aus Pflanz
drängt,
Um ihren zak'gen Rand in nassen Perlen hängt,
Bey zeit'gem Morgenfrost zu weißem Reif gefriert,
Wie dann die Pflanze schnell all' ihren Schmuck verliert
So wird mein Herz gerührt, oft bis zum Schmelzen heiß,
Oft, von des Kummers Reif betroffen, kalt wie Eis.
So wie's dem Spieler geht, der auf sein Glück sich steift
Gewinnste auf Gewinnst bey jedem Abzug häufend, —
Rasch spielt er fort, allein oft, eh' er es gedenkt,
Setzt einer gegen ihn, der Glück und Bank ihm sprengt.

Als meiner Chloe Kuß das Blut mir wärmer machte,
Als Liebe, Scherz und Lust um meine Jugend lachte.

Als mich des Mädchens Mund den Einzigliebten hiefs,
Und sich, von mir geliebt, beglückt und seelig pries;
Da war mein ganzes Herz der Freude aufgeschlossen,
Da ward im reichsten Maafs ihr Seegensmahl genossen.
Doch, wo ist Chloens Herz? Wo der Empfindung Glück?
O Himmel, strafe sie! — Lafs ein ersonnen Geschick
Die Ungetreue . . . . . doch, — nein! Lafs die Rache schlafen: —
Sie wär' auch jetzt noch mein . . . Die, die nur magst du strafen,

Die Chloens Lippen zwang, und nicht ihr Herz erst frug,
Das zu des Mundes Ja! gewifs Nein!! doppelt schlug.
Manch herrliches Talent, das zärtlich in ihr keimte,
Zu dessen Bildung ich nicht Zeit, nicht Fleifs versäumte,
Die Neigung zum Geschmack, der Triebe zart Gespinnst,
Das ich entwickeln half, dem ich den Tugenddienst
Erleichterte; — ach ihr habt wohl gerathen müssen,
Ohn' durch den Erndtekranz die Saat mir zu versüfsen.

Ein Busen voll Gefühl, ein blühendes Gesicht,
Ein Herz, das Tugend ehrt, ein Aug', das Liebe spricht,
Wie selten find't man die! — und fliefst die fromme Zähre,
Wenn solch ein Mädchen stirbt, nicht zu des Herzens Ehre?
Für mich ist Chloe todt; für mich stimmt Zärtlichkeit
Nicht mehr mit Pflicht, wenn sie mir gleich das Herz noch weiht.

Für mich ist Chloe todt; und säng' ich Orpheus Lieder,
Sie bleibt im neuen Reich, und nichts bringt sie mir wieder. —

Und dornigt sich, gleich ihr, Verwegnen furchtbar mache
Allein ich decke nie auf seines Busens Schnee
Mein Schnupftuch, wie Tartüff', wenn ich ihn wallen sel

Geniesse Welt und Lust zu deines Herzens Ehre;
Dieſs ist der erste Satz in meiner Sittenlehre.
Dieſs lehrte Salomo, dieſs lehrte Epikur,
Vergöttert vom Lukrez, geliebt von der Natur,
Den Kato selbst nicht haſst, mit welchem die nur keifen,
Die schlechte Schüler sehn, den Meister nicht begreifen.
Der Stoiker verbeut sich das Gefühl der Pein,
Um, ungestöhrt von ihr, beglückt und froh zu seyn.

Es schaffe Epikur aus Atomen die Welten;
Soll, weil er hierin fehlt, nichts darum von ihm gelten?
Wer hat dem Pythagor der Weisheit Kränz geraubt,
Wenn er wie Pherecid das Seelenwandern glaubt?
Ein Cäsar und Aurel lebt noch in Ehrenmählern:
War Cäsar und Aurel frey von der Menschheit Fehlern?

Vom Epikur kommt nicht der Tugend Feindschaft her
Er zeichnete sie nur vom Vorurtheile leer,
Er nahm die Miene ihr, die uns die Lust beneidet,
Und jenen leeren Ernst, der sie in Schwermuth kleidet.

Die Kunst stets froh zu seyn verdient des Lebens Flei
Weil der, der sie versteht, mehr als ein Leibnis weiſs.
Zwar lehren sie uns nicht euklidische Probleme.

Kein schlauer Ulpian, nicht Abelards Systeme:
Natur schuf sie uns an, und macht zum Meister den,
Der Geist und Sinn stets übt auf sie zurück zu sehn.
Was hilft's, beym Lampenschein nach weisem Dunst zu grübeln,
Das Wissen zu erhöhn, das Herze zu verübeln?
Hat je ein Doktorhut, vom Phöbus selbst ertheilt,
Die Thränen abgewischt, das wunde Herz geheilt?
Denk fein, wie Mendelssohn, denk höher und abstrakter
Als Euler, Lambert, Kant, *) doch mit Voltair's Karakter;
So lobt dich zwar die Welt; allein, für den Kontrast
Mit deinem Thun, wirst du verachtet und gehaßt.

Ein Herz, das kein Gefühl bey fremdem Schicksal zeiget,
Das misanthropisch still zu seiner Freude schweiget,
Entlehnt die Menschlichkeit, geniesst ihr Glück auch nicht,
Und pflückt die Dornen selbst, woran's sich blutig sticht.

Die Freude ist der Zweck, der gröfste Zweck des Lebens:
Wer froh zu seyn nicht wünscht, lebt in der That vergebens.
Doch wohnet sie nicht stets da, wo man kreischend lacht,
Die Wände tapeziert, die Nacht zum Tage macht,
So Ball als Opern hält, mit vollen Bechern krieget,

---

*) Mein Freund und Landsmann hatte damahls schon Lange, ausser vielen kleinen Schriften, seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels geschrieben.

Des Nächsten Handlungen auf falscher Waage wieget;
O nein, ich find' sie oft, wo Stille um mich wohnt,
Wo meine Einsamkeit der Thorheit Scherz verschont,
Wenn fühlbar aus dem Aug' die Silberthräne rollet,
Die sich zum Opfer dir, geliebte Tugend, sollet,
Die ich dem Leidenden, für den mein Glück zu klein,
Zum starken Beystand ist, aus sanftem Mitleid weih'.
Wie oft find' ich sie nicht bey unbemerkten Scenen,
Die Unschuld und Natur, die Mutter alles Schönen,
Vor Menschenaugen spielt, wo nichts die Wahrheit sch
Der Mensch sey gut, und stamm' von göttlichen
schlecht;
Wenn Kind und Vater sich altdeutsch die Hände drü
Und aus des Greises Aug' der Freude Perlen blicken;
Dann fließt mir süßer Schau'r elektrisch durch die Br
Ich seh' ihr Herz, ich theil' mit ihnen alle Lust,
Und wünsch' mir Glück dazu, ein Herz selbst zu bes
Das fein genug empfindt solch Schauspiel auch zu nüt

O Dichtkunst, Himmelskind, du bauest mit
Glück,
Wenn deiner Lieblinge scharfsicht'ger, heit'rer Blick
In Menschenherzen späht, wenn sie nachahmend spie
Was selbst ihr Busen fühlt, und andre Herzen fühlen
Dich, Schlegel, Cronegk, Kleist, die nicht die
mehr sieht,
Dich Wieland, Weisse, Uz, die Phöbus
durchglüht,

Euch lehrte einst eu'r Herz das unsre zu entzücken;
So lang man menschlich fühlt, muſs drum eu'r Lied entzücken.

Oft schafft mich eu'r Gesang ganz zu Empfindung um,
Und macht des Grams Gefühl durch euren Zuspruch stumm:
Wie ein Gedanke schnell entschwingen sich die Tage,
Wenn ich, von euch gerühret, euch nachzusingen wage,
Wenn mein gefühlvoll Herz ganz Glut, ganz Freundschaft ist,
Bey Buch und Saitenspiel kein wahres Glück vermiſst.

Im Herzen liegt der Stoff zur Kunst, stets froh zu leben:
Dem Herzen muſs man Kraft und kühne Flügel geben,
Dieſs reifs' man aus dem Staub, in dem der Pöbel kriecht,
Der Reiche höchst beglückt, Lautlachende vergnügt,
Soldaten alle kühn, und christlich alle Priester,
Der heldenmüthig groſs jedwede Erdverwüster,
Besten sittsam keusch, die Schöne lüstern glaubt,
Die nicht den Jüngling fliehn, und einen Kuſs erlaubt;
Der, wenn er weint und lacht, den Cirkel überschreitet,
Den nie zur Mittelbahn Vernunft und Tugend leitet,
Der, wenn die Leidenschaft sein heiſses Herz durchdringt,
Nicht wie elast'scher Stahl in seine Form mehr springt,
Der nicht die Freundschaft kennt, die jene Hofart hasset,
Wo komplimentenreich ein Feind den Feind umfasset.

Dir, Himmel, dank' ich froh: von dir kommt mir ein Herz,

Das ziemlich gleich sich bleibt, bey Freude und bey
Schmerz.

Es drohte zwar die Luft von Pommerns rauhen Küsten
Der Nerven Reizbarkeit zu härten, zu verwüsten;
Allein dieſs Herz behielt die glückliche Gestalt,
Und sein Empfinden ward bey nords'chem Frost nicht kal
Es deckt der Tugend Hand mit himmlischen Aegiden,
Und läßt es, stets gestärkt, bey Pflichten nicht ermüden
Stets zärtlich, stets voll Muth, stets ruhig wie vorher,
Wird's nie den Musen feind, und niemals freundschaftsl
Still weiſs es den Verlust der Welt sich zu ersetzen,
Und Menschen nach dem Grad der Redlichkeit zu schätz
Es fragt auch die Vernunft, nicht blofs die Sympathie,
Wenn's Freunde sich erwählt, und wird beglückt durch s
Kein Herz empfindt gewiſs der Freundschaft Reiz mehr krä
Kein Herz ist für den Freund mehr zärtlich, mehr geschäf
Als e'en dieses Herz, das deinen Werth erkennt,
Und gern, so lang es schlägt, Dich seine Freundinn nen
Das des Klaviers Ton mit innerm Beyfall fühlte,
Wenn's deine kleine Hand zu Welschlands Liedern spielt
Das, da der Abschied kam, aus edler Wehmuth brach,
Und mehr, als Karlchens Aug', vom Schmerz der T
nung sprach.

Sieh, Freundinn, dieses Herz, das Epikuren lieb
Dich wie die Tugend schätzt, doch nie sie finster übet,
Dieſs tausch' ich gern um deins, das meinem gl
gestimmt.

Aus sich den besten Stoff zur süfs'ten Freude nimmt,
Das Scherz und Musen liebt, das an des Nächsten
Schwächen
Ein Lächeln und ein Blick mehr als Verweise rächen.
Nimmst Du es an, wirst Du stets seine Freundinn seyn?
Wird auch die Feder mich, wie einst dein Mund, erfreun? —
Welch heller Hofnungsstrahl fliefst durch den jungen Busen! —
Ich hör', Du schwörst es mir bey R . . und den Musen. —
Jetzt bin ich sicher gnug, ich darf die Zeit nicht scheun;
Sie stärket unsern Bund, er wird unendlich seyn. —

Über meine Unzufriedenheit.

An die Frau Rittmeistorinn von R.

Des Schicksals Finsternifs macht Menschen unzufrieden;
Ja ihre Schultern kann selbst langes Glück ermüden.
Der Bürger, dem mit Sturm der Heere Ankunft dräut,
Denkt, in der Leinwandstadt wohn' Schutz und Sicherheit
Und glaubt, dafs Sorgen nie den Schlaf des Krieg
hindern,
Weil öfre Schatzungen nicht seine Kasse mindern.
Dem Dorfe, das sein Korn zum Magazine schickt,
Wo man stark mifst, schwach zahlt, scheint blofs die St
beglückt.
Laut flucht der Soldat, wenn er am frühen Morgen,
Eh' Kammermädchen noch den Chokolat besorgen,
Wenn Rath und Bürger sich in weichen Federn wiegt,
Und mancher Dame Herz ein Traumphantom vergnügt,
Bey Frost und Regenguss bald durch die Städte zieht,
Bald bey'm Kamin und Tisch den ruh'gen Landmann sieh

Wo lebt der Sterbliche, der ohne Unterschied
Ein ganz zufriednes Glück in seinem Stande sieht?
Als mich, im Schoofs der Ruh, Vergnügungen umflossen,
Die Witz, Geschmack, Gefühl und Freundschaft auf mi
gossen;

Als ich im Schoofs der Ruh, im Thal, am Bache, schlief,
Wo Philomelens Lied das Echo wiederrief,
Als ich im Schoofs der Ruh mein Mädchen träumend küfste,
Und wach durch ihren Kufs den Lebenslauf versüfste,
Als ich im Schoofs der Ruh in's Trau'r- und Lustspiel ging,
Im Rosendomino an Mädchenarmen hing,
Als ich im Schoofs der Ruh einst des Naturreichs Erndte
In schönster Fülle sah, und selbst genieſsen lernte:
Da schien mein Zeitplan mir zu flach, zu mangelhaft,
Flur, Freundschaft, Zärtlichkeit verlor die Reizungskraft;
Es liefs mein trotzig Herz das beste Mädchen bitten,
Sah ihren Abschiedsharm, und liefs sich nicht erbitten;
Ich sah mein künftig Loofs, ich sah der Schwester Gram,
Ich sah es, wie betrübt die Freundinn Abschied nahm,
Die Freundinn, die kein Wunsch sich freundschaftsfah'ger dachte,
Der Tugend, Witz und Stand gleich edeln Vorzug brachte,
Und floh mein Vaterland. —

Da, wo ein Lorbeerkranz
Der Krieger Lohn bestimmt, da, wo der Waffen Glanz
Die Krieger schrecklich macht, da wollt' ich's Glücke finden,
Mit seinem Vollgenufs Zufriedenheit verbinden. —
Der Wunsch, dem sich das Herz begeistert überliefs,
Und den der Jugendtrieb Patriotismus hiefs,
Der Wunsch ist jetzt erfüllt: — ich hab' die Bahn betreten,
Auf der schon Tausende umsonst nach Lorbeern flehten,
Ich bin jetzt ein Soldat, und seh', dem Kriegsstand nah,
Nicht mehr das reine Gold, das ich sonst schimmern sah.

Ich habe sie gewählt, ich muſs die Last ertragen,
Und sollt', wenn sie mich drückt, aus klugem Stolz nicht klagen.

Kein Stand ist völlig schön, und wenn's der schönste wär',
So läſst das eigne Herz ihn doch nicht vorwurfsleer.
Ach, Gellert, du hast recht: — den Unbestand der Güter
Schuf das Geschick zum Trost stets ändernder Gemüther.
Kein Stand ist völlig schlecht; — wer Erze scheiden kann,
Trift Körner Gold im Bley, im Stein, im Kupfer an.

Jedweden Tag ist nicht das Herz zur Lust empfindlich,
Und im Vergnügen selbst verdreht's die Grade stündlich:
Dem Barometer gleich steigt's abwärts und empor,
Heut fühlt es Gallalust, und morgen weint's im Flor.
Jedoch sich mißvergnügter den Kindern gleich gebehrden,
Und ein Enthusiast für seinen Stand zu werden,
Dünkt mir gleich lächerlich. Der finstern Tage Lauf
Schiebt oft den Horizonthang zu steter Freude auf;
Doch drückt er ihn nicht gar zu ew'ger Schwermuth unter,
Und inn're Geisteskraft macht seine Spannung munter.
Drum, Freundinn, denke nicht, ich ändre mein System,
Wenn mancher Zeitpunkt mir lastbar, unangenehm
Und klagenswerth verfließt. Es mag ein Thor dir schwören,
Daſs Dörfer, so wie diese, ihn nicht im Frohseyn stören,
Und daſs ein räuchrich Haus, wo alles Schöne fehlt,
Den Frohsinn schaffen kann, der mich bey Dir beseelt.

Der Häuser äußre Pracht, die Leipzigs Strassen zieren,
Bewundert zwar mein Aug', allein das Herz zu rühren
Ist kaum der Baukunst Werk. Dem kleinen, finstern Zeix
Schaffst Du und dein Klavier vorzüglich schönern Reiz.
Ich seh' bloß Leipzig an: so sehn neugier'ge Blicke
Ein Mahlerkabinet, wo tausend Meisterstücke
Bewundrung auf sich ziehn. Wie man in Rom sich trug,
Zeigt mir des Pinsels Kunst; der neuern Damen Schmuck,
Von Enveloppen, die um's Schlafkam'sol sich schmiegen,
Und, wenn der Busen pocht, sich sanft in Falten biegen,
Dormöse und Karkaß, Allongen, Symphonien,
Und Fraisen, die gekraust den weißen Hals umziehn,
Von jedem Putz, den nur die Modezeitung kennet,
Der Deutsche künstlich macht, und auf französisch nennet,
Kann mein neugier'ger Blick im sächsischen Athen,
Das antipreußisch denkt, Originale sehn.
Und diese Gallerie lebendiger Portraite,
Wirkt mehr auf Sinn und Herz als Bildercabinette;
Denn Busen und Frisur und Assassin und Strauß,
Nimmt sich im Urbild mehr, als in der Zeichnung aus. —

Doch wohnt Zufriedenheit nicht bloß in prächt'gen Mauern,
In denen Bürger oft verlornes Gut betrauern,
Und Freude lacht nicht stets, wo man die Wangen schminkt,
Mit seid'nen Kleidern prahlt, Kaffee aus Silber trinkt.
Recht, Leipzig reizt das Aug' allein bey Staatsvisiten,
Wo Stand und Etikett der Freyheit Lust verbieten;

Es reizt die Seele nicht. — Ich schrieb drum mit Bedacht:
Mir gilt das alte Zeix weit mehr, als Leipzigs Pracht.
Ich bin nicht für den Tand gelehrter Kunstgeschwätze,
Empfindung ist bey mir des Umgangs Hauptgesetze.
Kein matt verfälschter Wein, den Lied und Kuſs nicht stärkt,
Kein Wohlstand, der mit Zwang auf jede Miene merkt,
Kein blühendes Gesicht, das seinen Reiz selbst zählet,
Kein stohnendes Gespräch, das auf die Zeiten schmählet,
Bey munt'rer Tändeley mit krauser Stirne brummt,
Und ohne Witterung und Zeitungsblatt verstummt,
Kein ew'ger Aufenthalt im Weinhaus und Billarten
Darf, als ein Freudenquell, auf meinen Beyfall warten.

Ich bin für kein Geräusch, doch bin ich nicht Alceſt;
Und klagt mein Herz, so bleibt doch stets ein Freudenrest
Im Busen noch zurück. Ein Leben ohne Klagen
Ist nichts als Theorie. Es keucht beym Lastentragen
Des stärksten Trägers Brust; doch glaub', daſs, wenn sie keucht,
Der starke Athemzug ihr neue Kräfte reicht.

Über die Seele.

An den General von P.

Held, den der Kriegsgott liebt, und Friedrichs Gegner scheut,
Dem seines Königs Wahl schon Nachruhm prophezeyht,
Las falschgeschrobnen Witz den Tod der Seele glauben,
Und mit der Geistigkeit ihr Lohn und Würde rauben;
Es schildre Friedrich selbst des Todes Schrecken leer,
Verkünde seinem Keith der Dinge Wiederkehr
Ins Reich des ersten Nichts, lass' durch Lukrezens Saiten
Zum Atomengewirr des Epikurs sich leiten,
Verschwend' der Dichtkunst Glanz, brauch' manchen Gleichnisstrug,
Und find' für unsern Geist dieß Leben schon genug;
Ihm folg' ein La-Mettrie; — mein fühlbar Herz vertheidigt
Sich wider ein System, das meinen Wunsch beleidigt,
Trugschlüsse häuft und dreust das heil'ge Band zerstöhrt,
Durch das zum göttlichen Geschlecht der Mensch gehört.

Des Körpers kleinster Punkt ist noch kein Geist zu nennen:
Unfähig zu der Kraft Begriffe abzutrennen,
Der Dinge Labyrinth theseisch zu durchgehn,
Und bis zum ersten Glied der Kette aufzusehn,

Würd' blofse Sinnlichkeit in wenigen Bezirken,
Nur im berührten Punkt auf solche Seelen wirken.

Wenn rasche Thätigkeit die Nerven abgespannt,
Und unsers Körpers Last, dem Staube nur verwandt,
Der Schlaf bleyschwer vermehrt, was wirkt des Traums Bewegung,
Die sich so lebhaft zeigt? Was schafft des Herzens Regung,
Das bald bekümmert klopft, bald laut aus Freude schlägt,
Oft, wie man wachend thut, den trägen Leib bewegt,
Die Erdengürtel tauscht, bald auf dem Meer sich dünket,
Auf jähe Klippen steigt, bald tief zum Abgrund sinket?
Der Körper? Nein, der ruht. — Es wirkt's der fein're Geist,
Dem seine Fortschrittskraft kein träger Schlaf entreifst;
Der ohn' des Körpers Zwang den Ausflug sich verstattet,
Den keine Kraft vermag, die mit dem Staub sich gattet.

Es lebt im Geisterreich das, was im Menschen denkt,
Und seinen Lebensgang nach eignem Willen lenkt,
Und kennt die Theile nicht, die aufgelöst vermodern,
Wenn Atropos erscheint, ihr Recht sich abzufodern.
Zernichten könnt's vielleicht die Gottheit, die es schuf;
Doch läfst sich von dem Gott, durch den der Lebensruf
In alle Welt erging, solch eine That vermuthen,
Von einem Gott, der uns, als Urquell alles Guten,
Mit Weisheit werden liefs, nie unser Wohl vergifst,
Unwandelbar gerecht, unendlich Vater ist?

Hat eines Bildners Hand, selbst nur um Ruhm bekümmert,
Wohl je ihr Meisterwerk, beynah' vollend't, zertrümmert?
Man wischt von Statüen der falschen Farbe Schmuck,
Und frischt sie künstlich auf; doch wer ist Thor genug,
Um mit verwegner Hand, blofs um die Welt zu lehren,
Dafs man die That vermocht', ein Kunstwerk zu zerstören?

Wenn selbst im Arm des Glücks, aus dem die Wollust quillt,
Der Geist den Durst empfind't, den kein Geniefsen stillt;
Wenn mit des Kraftgefühls weitausgedehnten Schwingen
Er Welten überfliegt, zum bessern Zweck zu dringen,
Vollkommenheit sich wünscht, tief in sich selbst versinkt,
Sich eine Zukunft denkt, und dann sich ruh'ger dünkt:
Woher kam ihm der Trieb, und Flug und Wunsch und Sehnen,
Das unaufhaltbar ihn hinreifst zu ew'gen Scenen?

Unsterblich ist der Geist; der Leib sinkt nur ins Grab.
So fallt der Blätter Kleid von Frühlingsrosen ab,
Sobald der Lebenssaft, aus dem die Zweige sprossen,
Und der die Knospen nährt, zur Wurzel abgeflossen.

Unsterblich ist der Geist; auch ohn' des Körpers Kleid
Verliert sein Wesen nichts von seiner Kostbarkeit.
Er kennt die Gegenwart; durch Ahndungen und Schlüsse
Enthüllt er oft sogar der Zukunft Finsternisse:
Und diese Wesensart lafst ihn nie untergehn.

Stets wird er Gott und Welt in sich und um sich sehn.
Auch deine Seele wird dereinst in bessern Sphären
Aus später Nachwelt Mund den Namen P . . hören,
Wann sie Schwerine lobt, die Winterfelde preist,
Und Rothenburge singt, auf denen Cäsars Geist
In reichem Maas geruht, die grofs als Menschen dachten,
Und manchen Lorbeerzweig zu Friedrichs Kränzen brachten.
Unsterblich ist der Geist! — Die Tugend fodert es
Für ihren Aristid, Aurel und Sokrates.
Ein frommer Epiktet trug Armuth, Schmerz und Fesseln,
Da Tigellin, Sejan auf weichgestopften Sesseln,
Vom Glücke angelacht, im Schoofs der Ruhe safs,
Die Tugend mattern liefs, wo nicht, sie doch vergafs.
Die Vorsicht ist gerecht, es müssen andre Welten
Die Leiden Epiktets mit Freuden ihm entgelten.

Unsterblich ist der Geist, wie die Natur selbst zeigt,
Wenn aus dem Schoofs der Nacht ein frischer Morgen steigt,
Und auf der Erde sich, was auf ihr lebt, verneuet.
Des Sommers grüner Kranz wird durch den Herbst zerstreuet,
Dem gold'nen Herbste folgt des Winters Ungestüm,
Den schmelzt die Sonne weg, der Frühling folget ihm,
Und bringt den Sommer uns mit seinen Früchten wieder:
Um kräft'ger aufzustehn sinkt alles welkend nieder.
Und so, wie sich die Welt nur umformt, nicht vergeht,
Und phönixartig aus der Asche aufersteht,
So geht's mit Menschen auch, nur auf verschiedne Weise,
Wir in der Linie, und die Natur im Kreise.

Wer Seelen sterblich glaubt, der liebt die Tugend nicht;
Er scheut die Ewigkeit und nennt sie ein Gedicht.
Doch frägt sich's, ob der Gott, der ewig Vater bleibet,
Auch wenn der Unverstand sein Spiel mit Tugend treibet,
Ein ewig Marterjoch dem Frevler auferlegt,
Der seinem eignen Wohl selbst tiefe Wunden schlägt? —
Wer Gott und Tugend hafst, wird dieſs mit Schaudern fragen;
Wer Gott und Tugend liebt, nicht vor der Antwort zagen. —
Der Tugendhafte sieht vergnügt die Ewigkeit,
Die alle Thaten prüft, und nach Gerechtigkeit
Belohnt, — vielleicht den Lohn mit jedem Zeitpunkt häufet,
Und so die Erdensaat zu schönern Früchten reifet.

Der Tod ist Glück für uns, er stöſst die Schranken um
Des Erdenlaufs, und führt uns in das Heiligthum,
Das unser Laufziel war. — Der Nelkensamen träget
Einfache Nelken nur; doch künstlich abgeleget
In's neue Beet verpflanzt, mehrt sich der Blätter Zahl,
Und Farbe und Geruch oft mehr, als zwanzigmahl.
So führt des Todes Hand uns in die neuen Sphären,
Wo sich die Kenntnisse nach Zahl und Graden mehren. —

Unsterblich ist der Geist! — Die Vorwelt hat's gelehrt,
Der neuern Scharfsinn hat der Gründe Zahl vermehrt,
Und zählt der Zweifelwitz, dem nichts noch wahr gewesen,
Auch dieser Lehre Trost nur zu den Hypothesen,
Und wär's auch Irrthum, dieſs Unsterblichkeitssystem,

So bleibt der Tugend doch die Lehre angenehm,
Die ihr vom künft'gen Glück die schönste Aussicht schildert,
Und hier des Kummers Druck durch Zukunftshoffnung mildert.

Der Tod fürs Vaterland, den mancher Jüngling starb,
Ohn' dafs sein rascher Muth ein Denkmahl sich erwarb,
Erwartet dort den Kranz, der sich um Häupter schmieget,
Die, wie Leonidas und Adolph, hier gesieget.

Herr, Du gebrauchst dein Schwert für unsern Friedrich,
Sein Heldengenius deck' mit Ägiden Dich!
Leb für das Vaterland, und hilf durch Geist und Waffen
Dem Konige sein Recht, der Welt den Frieden schaffen;
Denk Weisen ähnlich gut; denk Helden würdig kühn;
Lafs, wie in mir dein Lob, in Dir die Tugend blühn:
Such keinen Mederehm als Freygeist zu erwerben,
Bleib stets der Lehre treu, dafs Geister niemals sterben;
So kann die Wahrheit Dir untrüglich prophezeyhn,
Unsterblich wird dein Ruhm, gleich deiner Seele, seyn.

Fragment.

An Doris.

Ach Doris, wenn man stets zufrieden seyn könnte, vielleicht wär' ich's, säh' ich Dich stets vor mir leben und zufrieden seyn. — Dann würd' sich mein Herz dem deinigen gleich stimmen, dann dürft' es nicht klagen, und klopfte von Freude so hoch, wie es jetzt aufwallt von Wehmuth.

Von jeder Anhöh' seh' ich nach deiner Thalwohnung zurück, und wie die Aussicht am Gebirge sich endet, so stockt die Wonne meiner Einbildungskraft bey dem Gedanken: dort lebt Doris, die du vielleicht nie wiedersiehst.

Beynah hass' ich den Prospekt, und doch zieht er mit magnetischer Kraft das Auge wieder zu sich; ich zittre bey dem Gedanken, und doch kehrt die Seele immer wieder zurück zu ihm.

Wie der Wand'rer, der die Sonne untergehn sieht, und furchtsam das Mondlicht vor'm Einbruch der Nacht wünscht, so, Doris, sehn' ich mich nach einem Schattenumriss der Freude, da ihr Urbild meinem Herzen entflohen ist, um den Schrecken der Entfernungsnacht zu entfliehn.

Wie Tropfen des Trostes labt mich dann der Gedanke, daſs Du ewig meine Freundinn seyn wirst. — Was ersetzt mir aber jenes über allen Ausdruck erhabne Schöne der Freundschaft, das bloſs im Auge der Erwählten lebt, webt und ist?

Die Natur arbeitet sich von den Fesseln des Winters los; dem rosenfarb'nen Morgen singen Lerchen entgegen, und die Knospen schwellen zum Ausbruch; Frühlingsdüfte durchwürzen die Haine, und weiches Moos ladet die Spaziergangsfreunde auf sein braungrünlichtes Polster; der Mittag schmelzt den Gebirgsschnee, und eilend sprossen an den Thalbächen die jungen Grasspitzen hervor. Bald wird die ganze Erde lachen, und jeder Blick mit einem Schönheitsgefühl in die Seele zurückkehren, — in die off'ne Seele, die im Schoofs der Freundschaft um keine entfernte Doris trau'rt. — .

Tausend Herzen wiegt der Frühling ein: als Mensch wär' ich vielleicht ruhig und froh, als Freund schlagen Welten der Traurigkeit über mir zusammen. —

Könnten doch Freunde mich an Doris Seite umarmen, und spräche Ihr herrliches Auge ein: seyd gesegnet, ihr Lieblinge meines Freundes! — wie würd' ich dann taumeln von köstlicher Freude! Gleich dem Hügel, dem ein schönes Gehölz seinen Gipfel krönt, würd' dann meine Freude wachsen, grünen und blühen. —

Erinnre Dich, Beste, jenes schönen Herbsttages, da Du den gelben Spätling deines Blumenbeetes abpflücktest, und von deines Gartens künftiger Schönheit mit mir sprachst. In weiter Entfernung werd' ich Dich sehen diese Gänge durchwandeln, und Dich freuen des Segens, der deinen Anlagen folgt. Einen Arm geschlungen durch den Arm des biedern Gatten, neben Euch den kleinen Herzensliebling, — wie er zu Dir hüpft und die entbot'ne Mutterhand zu schmeichelnden Küssen ergreift: — so geht die erhab'ne Tugend zwischen ehrwürdigem Ernst und lächelnder Freude, und aus ihrem Blick strahlt wirksamer Einfluß der Tugend und Freude hervor.

Gebete des Frommen steigen zur Gottheit hinauf und sind ihr angenehm: so wirst Du Bitten des Nothleidenden hören, und seinen Jammer stillen. Aus jeder Pflichterfüllung wird deine Ruhe Nahrung ziehen, und von den Saaten deiner guten Werke wirst Du erndten Zufriedenheitsreichthum.

Wenn deine Seele, von Tugend erweitert, die Menge der Naturschönheiten empfindet, wenn geschmackreiche Künste Dir all' ihre Schätze darreichen; dann, Doris, denk an mich mit dem Wunsche dein Glück mit mir theilen zu können!

Die versorgende Natur zieht den in den Wurzeln schlafenden Saft im Lenze empor; er dringt durch die Zweige des Baums; es werden Knospen, Blüthen, Früchte: — jetzt tritt

der Saft wieder zurück, Stamm und Äste sehen abgestorben aus, aber sie sind nicht todt, und erwarten zu neuer Erhebung nur einen neuen Frühling. —

Folgt deine Freundschaft der Mutter Natur, dann wirst Du Dich meiner erinnern, von mir reden, und wenn Du von mir schweigst, wenn Du scheinst mich vergessen zu haben, so wird das Bild deines Freundes doch in deinem Herzen leben, und aus ihm bey'm Frühlingshauch der Freundschaft wieder aufblühen. —

Über das Vergnügen andere sich lieben zu sehen.

So süfs, so kostlich ist kein Menschenglück auf Erden,
Als selbst zu lieben und gleich treu geliebt zu werden;
Doch fragt sich's, ob nicht der in höherm Glücksgenufs
Sich übt, der andre sieht, wenn sie mit Einem Kufs,
In Einem Augenblick mehr Herzliches sich sagen,
Als manch empfind'lend Paar mit Turteltäubchenklagen?

Ich weifs wie Liebe thut: sie schüttet Wonnethau
Auf's Herz, führt herrlich aus den schönsten Freudenbau,
Stimmt finstre Launen um, setzt Mafs und Ziel dem Kühnen,
Lehrt jedes Winks zum Glück sich meisterhaft bedienen,
Weifs bis zur Engelschaft die Menschheit zu erhöh'n,
Sieht durch ihr Augenglas das Herzobjekt stets schön,
Macht stille Einsamkeit vor lauter Welt vorzüglich,
Und spielt mit Wunderkunst die schwersten Rollen klüglich,
Poliert Einfälle aus, sucht Mittel auf zum Zweck,
Räumt mit Geschick und Kraft die Hindrungssteine weg,
Versteht durch kleines Glück oft reichlich zu beglücken,
Und impft durch Blick und Kufs in unser Herz Entzücken.

Doch, Freund, was scherz' ich Dir vom Glück der Liebe vor,
In dessen Wonne sich so oft mein Herz verlor,

Da Selbsterfahrung Dir der Liebe Himmel predigt,
Und deines Mädchens Blick mich dieses Amts entledigt,
Da Du, wenn sich ihr Arm magnetisch um Dich schliesst,
Weit über'n Ausdruck fühlst,' was Liebe alles ist.

Das Anschaun deines Glücks, wie es mich mit begeistert,
Wenn deines Wesens sich die Liebe ganz bemeistert,
Das sey mein Liedesstoff.

Wer selbst die Rolle spielt,
Merkt oft den Eindruck kaum, den der so deutlich fühlt,
Der vom Parterr ihn sieht, nicht darf die Kunst studieren,
Und hilft durch Beyfall oft sie herrlicher vollführen.
Es streut das Diadem Glanzstrahlen um sich her,
Doch wird dadurch sein Gold der Stirne minder schwer?
Ein neblichtes Gewölk von lustgebohrnen Schmerzen
Umhüllt oft trauervoll der Liebe heil'ge Herzen,
Oft bluten sie verletzt, wenn gleich die Miene lacht,
Und haben um sich Tag, und in sich tiefe Nacht,
Ermüden bey der Kunst den Widerspruch zu decken,
Von dem die Bitterkeit nicht fremde Lippen schmecken.

Wie sanfter dessen Glück, der jene Kunst versteht,
Wie man durch andrer Glück sein eignes Glück erhöht,
Den um des Biedersinns zwey gleichgestimmte Seelen
Beym Aufschluss des Gefühls sich zum Vertrauten wählen,
Wenn er der Zärtlichkeit, die Witz und Sitten schleift,
Die nur vom Neid gestohrt nach schlechtern Preisen greift,
Zum schönern Preise hilft!

Du, den die Liebe krönet,

Die sich mit edelm Stolz vom Thierischen entwöhnet,
Der Du vom Glücksgenuls nie feine Sitten trennst,
Warm bist für deinen Freund, und für dein Mädchen brennst,
Und um mein eignes Glück mich frohumarmend bittest,
Wenn Du Dein offnes Herz in meinen Busen schüttest;
Kein Glück gleicht meinem, wenn dein Glutempfinden sich
In heitern Augen malt, wenn sanft dein Mädchen Dich
Beschwört nie, nie ihr Herz durch Argwohn zu beleid'gen,
Und wider Thoren Dich mit Kaltsinn zu vertheid'gen;
Wenn sie, die Dich beherrscht, stolz ist auf deinen Werth,
Für den manch weiblich Herz im Stillen Wünsche nährt; —
Wenn ich es seh', wie fein ein Wort, ein Mienchen schmeicheln,
Was eine Hand vermag, wenn sie die Wangen streichelt,
Wie viel ein Köpfchen sagt, wenn's blofs zum Scherze nickt,
Wie tief ein sanftes Aug' in's Herz des Lieblings blickt,
Und wie ein feur'ger Kufs die weifse Brust entzücket,
Wenn ihn der warme Mund auch nur auf's Flortuch drücket.
Glaub, Wollust ist's zu sehn, wie warm das Herz Dir schlägt,
Wenn heimlich sie dein Aug' nach tausend Dingen frägt,
Wie sie Dich schnell versteht, und wie zwey schöne Augen
Hier mehr als Cicero zum Antwortgeben taugen.
Wenn unbesorgt vor mir sich eure Zärtlichkeit
Mit süfser Tändeley nicht zu ergiefsen scheut,
Dann lach' ich aus Gefühl' und nicht mit kaltem Herzen,
Wie bey misglücktem Witz in manchen Prinzenscherzen.

Des Umgangs Lustgeschrey macht nicht mein Seelenglück

Ich tausch' kein fühllos Jahr um Einen Augenblick
In dem Empfindungen mein zärtlich Herz erwärmen.
Mit ewigem Geschwätz beym Spiel und Tisch zu lärmen,
An Mienen reich wie Schuch', arm an Gefühl zu seyn,
Ist kein Geschäft für mich; so mag ich mich nicht freun.

Du liebst, und wirst geliebt: die Wonne, die euch beyde
Vor meinem Aug' ergreift, füllt auch mein Herz mit Freude.
Blieb' doch zu deinem Glück stets deine Freundinn schön,
Möcht' jeder Kuss von ihr den Liebespreis erhöh'n,
Empfänd' sie stets so rein, wie ihre Töne klingen,
Wenn sie Empfindungen in aller Seele singen;
Deckt' doch die Liebe euch mit ihren Flügeln zu,
Und stohnte Eifersucht nie eurer Tage Ruh!
Nutzt eurer Jugend Glut, und trinkt mit raschen Zügen
An Amors Nektar euch ein Räuschchen zum Vergnügen,
Nur bis zum Taumeln nicht: — Verräther schlafen nie. —
Mit Blumenketten bind' euch feine Sympathie,
Und lass' ein Himmelreich auf Erden euch geniessen.
Wenn eure Seelen sich voll Herzlichkeit ergiessen,
Folgt aufmerksam und treu der Sitten leisem Ruf,
Und seyd das beste Paar, das je die Liebe schuf. —

Doch, Schicksal, keinen Wunsch sollst du für sie erfüllen,
Wenn sie dem Freunde je ihr Herzensglück verhüllen,
Wenn ihrer Liebe nicht für mich die Freundschaft gleicht,
Wenn meiner Freude nicht ihr Glück die Hände reicht,
Und wenn sie argwohnsvoll mich nicht für redlich halten;
Dann Liebe lass dein Feu'r in ihnen — ganz erkalten.

An die Natur.

Nach einer Krankheit.

Er schwung die Sichel schon, doch glückte nicht der Hieb;
Zwar bog der Stengel sich, allein die Blumne blieb
Im Lebensbeet' noch stehn, obgleich vom innern Brande
Ihr Haupt schon welkte, und aus mütterlichem Lande
Kein Nahrungssaft ihr kam: doch jetzt erholt sie sich,
Zeigt neuen Lebenstrieb und segnet, Frühling, dich.

Kraftgebende Natur, du standest in dem Streite
Den Tod und Jugend hielt, hülfreich an ihrer Seite.
Du reichtest ihr den Stab, auf welchen sie gestützt
Dem finstern Grab' entsprang, vor dem kein Börhav' schützt.
Gesegnet seyst du mir, wenn deine Schöpfungsstärke,
Versichtbart überall, den Reichthum deiner Werke
Ausbreitet, und im Lenz den Baum mit Blüthen schmückt,
Wenn sie die Teppiche des Thals mit Veilchen stickt,
Der Weste Kühlungen läfst durch die Lüfte fächeln,
Und Rosen sanft verschämt durch grüne Schatten lächeln. —

Sey noch gesegneter, wenn dich ein schönes Kind
Mit schalkhaft feur'gem Aug' an meiner Hand empfind't;
Wenn deines Athems Glut du in ihr Herz dann hauchest
Und deine Rührungskraft zu meinem Glück gebrauchest:
O thu' es diesen May; dann singt mein Herz, ganz Dank
Durch jeden Schlag, Natur, dir einen Lobgesang.

Die Freundschaft.

Seelige Freundschaft, du Wonne des Lebens,
Der Erde Himmel, die selbst der Himmel liebt,
Wünsche nach Freude sind schwach und vergebens,
Wenn deine Stärkung nicht ihnen Flügel giebt.
Der Tugend Wollust thaust du auf unser Herz,
Bist schön wie Liebe, doch ohn' der Liebe Schmerz.

Wenn finstre Schwermuth das Auge umfloret,
Tief aus dem Busen die Thräne trostlos quillt,
Wenn er vom Dolche des Schicksals durchbohret
Himmel und Erde ohnmächtig grausam schilt,
Dann hebt die Freundschaft das Aug' zum Himmel auf,
Giebt Rath und Hülfe und hemmt den Thranenlauf.

Thronenbesitzer, von Schmeichlern umgeben,
Lebt unbeneidet, wenn euch ein Freund nicht liebt;
Lasst mir im Stillen ein ruhmarmes Leben,
Dem mehr die Freundschaft als die Krone giebt:
Eu'r Freudentaumel verblend' den schwachen Blick;
Im Freundesarme fühl' ich ein schön'res Glück.

Vorschmack des Himmels berauscht die Empfindung,
Die mit Gefühlen des Freundes sich vermischt.
Wirkt nicht die Freundschaft zur Tugend Entzündung,
Wenn sie den Müden durch ihre Kraft erfrischt?
O weihte Doris sich ihr so ganz, so wie ich,
Dann käm' ihr Segen auch endlos über mich!

An eine Freundinn.

Sprich — sprich, vermagst Du es, dein Herz dem zu entreißen,
Dem ohn' der Freundschaft Glück auch alles Weltglück fehlt,
Der, mag man Sonderling, mag man ihn Schwärmer heißen,
Aus allem, was die Welt ihm geben könnt', Dich wählt?

Entspricht den Wünschen nicht, sey ungetreu der Lehre
Die nicht das Lebensglück in Wortgepräng' verpraßt,
Wein' nicht vergangner Zeit — der Zukunft keine Zähre
Der aufgereizte Stolz — vielleicht vergißt und haßt —

Welch ein Gedanke! Dich, Dich hassen, Dich vergessen,
Den Herzensliebling? — Nein: — die Freundschaft weint und bebt,
Kämpft für ihr Heiligthum, will sich mit allem messen:
Hilf — wenn sich wider sie, der Bosheit Arm erhebt.

Und streit für sie; ihr Werth reicht über's kurze Leben
Der Erde, und mehrt einst des Himmels Seeligkeit. —
Des herrlichen Prospekts! Dir einst die Hand zu geben
Wo Engel auf uns sehn mit Lust, vielleicht — mit Neid.

Die Thränen.

Gönn' lautberauschter Welt der Liebe Gaukelscenen;
Sie kennet und verdient nicht stillgeweinte Thränen,
Find't die Natur erst schön, wenn Kunst sie halb entstellt,
Lebt nur bey Sturm und Drang, fühlt's nicht, wenn Weste spielen
Das thränenheiſse Aug' mit leisem Hauch zu kühlen,
Und Trost aus Thränen quillt, wie Thau auf Blumen fällt.

Verdeckte doch der Baum mit dichtverschlungnen Zweigen
Die Thränen, die so klar für Herzenswahrheit zeugen!
Und perlen sie herab, dann, Veilchen, sammelt sie,
Damit eu'r sammtner Schmuck durch sie verschönert werde. —
Sie ist dem Himmel theu'r, theu'r ist sie auch der Erde,
Der Schmerz find't Trost in ihr, und Freude heiligt sie.

Wortlos, wie ein Gebet aus Herzensangst entsprungen,
Steigt sie zu Gott, und fleht, mit mehr als tausend Zungen,
Die Unschuld — nicht gerächt — nur freyerkannt zu seh'n. —
Weh dem, der sie erpreſst: — erwacht einst sein Gewissen,
Als glüh'nder Tropfe wird sie dann auf's Haupt ihm fliefsen,
Und Reu und Schmerz ihm dann durch's Herz wie Schwerter gehn.

Ein Wehmuthsschau'r ergreift der Mitgefühle Saiten;
Dir gleich fühl' ich sie warm auch meinem Aug' entgleiten,
Wenn's deine schmerzberedt in sanften Thränen schwimmt. —
Verbirg sie vor der Welt, mich lafs sie mit empfinden. —
Versiegt sind sie, wenn wir uns da einst wiederfinden,
Wo über allen Wunsch das Glück mit Tugend stimmt.

Gemählde an Doris.

Die Leuchte stiller Nacht geht im Gebirge unter,
Schon hebt die Dämmerung sich hinter'm Wald empo
Macht durch ihr Schimmerlicht Natur und Men
munter,
Ruft ausgeruhte Kraft zu neuem Fleifs hervor.

Es wischt der Sonnenstrahl von starrenden Gefilde
Mit thauender Gewalt des Reifes Silber ab,
Und hebt, den schönsten Tag im späten Herbst zu bil
Die Nebeldecke auf, die Hain und Flur umgab.

Der Überhang des Bergs, der an der Sonne funkel
An seiner schroffen Stirn vom Morgenglanze roth,
Scheint für's bewohnte Thal, dem er den Tag verdunk
Ein Grabstein, der es einst zu überdecken droht.

Erspare, Fels, den Sturz; mehr' nicht die Erdruin
Auch ohne Erdsturz häuft der Krieg die Wüstenzahl.
Den Hütten ohne Dach zu halbem Schirm zu dienen,
Wenn Sturm und Regen tobt, häng mehr dich über's

Ein klarer Eisrand zieht sich um des Bachs Gestade,
Von dem den raschen Fluss kein Frost je hemmen kann;
Gefrornes Schilf ums Haupt, starrt, aus dem kalten Bade,
Des Tritons Aug' den Zug der Krieggeweihten an. —

Urbilder des Gemähld's, das Aug' und Herz oft rührte,
Der Freude segne euch, er, der die Welt beglückt. —
O wenn im Palmenschmuck der Lenz ihn zu euch führte,
Der Lenz, der Flur und Hain, wie Tugend Schönheit, schmückt.

Urbilder des Gemähld's, aus dem in meinen Busen
Ein unerschöpflich Meer der reinsten Freude quoll,
Der Freude, die das Herz bey Freundschaft, bey den Musen,
Und, wenn es Doris denkt, elektrisch rührt. — Lebt wohl!

Vor dem Abschiede von Doris.

Wie bey entstandnem Sturm des Meeres ob'rer Spiege
Nur anfangs Wellen rollt, bis stärkre Fluthenhügel
Des Sturms gewachsner Zorn aus seinen Tiefen hebt;
Wie dann die Meereswuth Gestade überthürmet,
Das schwerbeladne Schiff an Felsenküsten stürmet,
Zerschlägt, in sich begräbt:

So geht's dem Herzen auch. Bey'm ersten Schre
gedanken
Bebt seiner Ruhe Bau, dann bebt er an zu wanken;
Nur steht der Grund noch fest; doch dringt die Schreck
Bis in sein Innerstes; dann fängt es an zu toben,
Der Anker der Geduld und Hoffnung wird gehoben,
Sein ganz Gefühl wird Weh.

So, Doris, mein Herz auch: — es denkt den Abschi
kummer. —
Einst schlief es sorgenlos, jetzt sieht es schon im Schlum
Den Trennungsschmerz, und bald muß es ganz aufgewe
Auch selbst dem süßen Traum sich aus den Armen winden.
Wo wird die Seele doch dann die Ägide finden
Die sie errettend deckt?

Der Freude Silberlicht strahlt Tausenden entgegen,
Und überschüttet sie mit ihres Füllhorns Segen: —
Von solchem Tagesglanz seh' ich die Dämm'rung nur.
Von Doris bald entfernt... Erinn'rung muſs mich segnen,
Und Doris Bild muſs mir zum Trost, zur Ruh begegnen,
An deiner Hand, Natur.

Die Königspracht Berlins, die seinen Park bewohnet,
Das Spreegestade schmückt und in der Oper thronet
Wird zwar das Aug' erfreun, vom Herzen prallt sie ab:
Wie oft wird nicht dieſs Herz nach jenen Höhen fliegen,
Vom Kriege wüst' gemacht! Da blühte mir Vergnügen,
Dem Doris Nahrung gab.

Wie oft werd' ich im Geist den seel'gen Erdstrich suchen,
Wo ich auf Blumen saſs, wo, überdacht von Buchen,
Ich am umstrauchten Bach die Mittagsglut verschlief,
Wo Cronegk, Geſsner, Creuz das Maaſs der Freuden mehrte,
Wo Anblick der Natur mich mehr als Baco lehrte,
Und zu Genüssen rief.

Die Alpen Schlesiens entzückten meinen Busen,
Mir quoll aus ihrer Höh' der Silberbach der Musen,
Und ihrer Wälder Grün war mir ein Lorbeerhain:
Dort wird ein gelber Sand um meine Scheitel stauben,
Und der Alleen Kunst dem Auge nicht erlauben,
Der Aussicht sich zu freun.

Wenn Doris und Natur dem Aug' und Herzen fehlen
Was soll der Geist sich dann zu'm Freudenantrieb wählen
Der Vögel tonreich Chor? Auch das singt nur sein Lied.
Wenn uns der Frühling lacht, und seine Zungen schweigen
Wenn Hagel, Regen, Sturm die Saaten niederbeugen,
In Wolken Donner glüht — —

An meinen Freund von L'.

So sah ich Dich nun einmal wieder,
Dich, den drey Jahr' ich nur gedacht,
Dich, den mir, mehr als Leibesbrüder,
Ein Bruderherz unschatzbar macht.
Die Freundschaft gofs von ihrem Himmel
Den Freudenkelch auf mich herab,
Als L'— mir im Zeltgetümmel
Den ersten Kufs warm wiedergab.

Zu weicher Sanftmuth mehr gebohren,
Mehr Musenfreund, als Feind der Ruh,
Hab' ich dem Mars doch gern geschworen;
Denn L'— Dir führt' er mich zu.
Vollkommnes Glücke zu geniefsen
Ist unsrer Erde nicht vergönnt,
Doch dem hat's noch nicht viel entrissen,
Den's noch von solchem Freund nicht trennt.

Wer wird jetzt deinen Vorzug leugnen,
Da selbst ein Friedrich ihn bezeugt,
Und, vor der Welt ihn auszuzeichnen,
Den Orden für's Verdienst Dir reicht.
Den gröfsern Ritterband zu tragen
Sey einstens dein belohnend Loos.
Ich darf den grofsen Wunsch nicht wagen;
Würd' ich nur einst im Stillen grofs.

Den klugen Menschen trifft man selten,
Den edeln Freund weit seltner an.
Vielleicht sind sie in andern Welten
Wo Schimmer noch kein Recht gewann:
Doch nein; — ich hab' sie hier gefunden. —
Du lebst, — lebst, Amilie lebt;
Ein Paar mit dem mein Herz verbunden
Sich über jedes Schicksal hebt.

Zwar führst Du jetzt mit kluger Finte
Husarischkühn Dein krummes Schwert,
Und spornst durch Fufssteigslabyrinthe
Dein streitgewohntes Steppenpferd; —
Wenn ich bey dichtgestellten Zügen
Am Schneckengang des Volks zu Fufs,
So schnell mein Herz auch fliegt, mich gnügen,
Und deinem Reifflug' nachseln mufs.

Geduld, der Friede wird erscheinen,
Um alles, was der Krieg zerstreut,
Zum Ruhgenuſs fest zu vereinen!
O Freund, in dieser goldnen Zeit,
Wie soll sich unser Glück erheben
Durch Lust für Sinne und Verstand!
Dort wollen dienstgetreu wir leben,
Wie Kleist einst starb für's Vaterland.

An Herrn Lessing.

Der mit künstlicher Hand Schiffe steurend nicht le
Selbst noch kein Palinur, kaum die Hauptwinde kenn
Nicht der Charte Gebrauch noch den Kompas verste
Kennt den Morgenstern doch.

Ich, den Kriegestumult hier im Lager umschwirr
Wo ein Staubgewölk mir Breslau's Thürme verhüllt,
Ich, den Phöbus entzückt, ohne sein Priester zu seyn,
Kenn' drum, Lessing, Dich auch;

Dich, der Grazien Freund, Dich, den Liebling der M
Der den Jüngling erhitzt, wenn Philotas erscheint,
Der die Zärtlichkeit reizt, wenn das weinende Aug'
Sara's Schicksal erblickt.

Dich, der ohne August Flaccus Saytenspiel rühret,
Den zum Päan der Geist Pindar's mächtig erhebt,
Der von Liebe und Wein unbegeistert nicht singt,
Grüfst mein stammelndes Lied:

Und diefs stammelnde Lied, so dem deinigen ähnl
Wie der Rose der Klee, wie dem Gellert ein Stoppe
Beut Dir willig ein Herz, dessen edelm Gefühl
Freundschaft Seeligkeit ist.

Kleist war einstens dein Freund, der für's Vaterland hinsank,
Von der Freundschaft beweint und den Musen betraurt:
Nimm statt seiner mich an, mich, der, bey gleichem Geschick,
Seine Muse sich wünscht.

Schön durch Duft und Gestalt schmückt den Garten die Rose,
Nachtviolen blühn still, strahlenlos merkt sie kein Aug':
Wenn gleich Kleistens Genie nicht den Busen erhitzt,
Denkt er doch redlich, gleich ihm.

An die Muse.

Nach dem Horaz.

Noch entzückt mein Gefühl, Musen, Freundschaft für e
Lächelnden Frühling erschafft ihr um mich.
Flammte doch ewig die Gluth, könnt' ich eu'r Lieb
einst seyn!
Blühende Wünsche, o reiftet ihr doch!

Dann trüg' stürmender Nord Lasten beugenden Gra
Weit über Meere, noch niemals durchschifft;
Und in Thaler voll Schnee, wo die Thräne gefriert,
Würde dann ächzender Kummer gebannt.

Jetzt schon runzelt die Stirn mir kein Staatskunstent
Um die Erob'rer des mogulschen Throns:
Was den Brittenstolz dämpft, Wien und Moskau erschre
Mögen die Fürsten enträthseln; — ich nicht.

Muse, reichste an Witz, die an Bächen oft lauscht,
Oft mit den Grazien Walder durchirrt,
Sammle Blumen zum Kranz von unsterblichem Reiz,
Flicht ihn in Doris braunlockiges Haar.

Unbegeistert von Dir mifsfallt Doris mein Lied,
Reicht es zur Höh' ihres Menschenwerths nicht. —
Freundschaft denkt zwar ihr Lob, doch fehlt Stärke und Muth
Lieder zu singen wie Ramler - Horaz. —

Stimm mit Meisterhand mir so die Saiten wie ihm,
Als er von Iris an Krausen einst sang;
Preisen soll dann mein Lied Tugend, Schönheit und Geist. —
Doris, dann höret die Nachwelt dein Lob.

Nach dem Horaz,

an meinen Freund von L'.

Freund, dem sein Heiligthum mein Herz schon zuerkannte,
Als unsrer Jugend Feu'r nur für die Musen brannte,
Und sanfter Friedensglanz um unsre Stirnen schien;
Freund, dem der Tugend Hand schon früh den Busen strählte,
Den Lieb' für's Vaterland früh mit dem Muth beseelte
Mit in den Streit zu zieh'n.

Lang' schlummert' ich nach Dir noch in der Ruhe Armen,
Vergoss um's Schlachtenblut oft Thränen aus Erbarmen,
Und fühlt' bey'm Wunsch nach Dir im Aug' sie perlend stehn;
Starr sah' ich, Freund, auf Dich, und, meine engern Schranken
Auch zu erweitern, kam ich zu dem Feu'rgedanken
In's Feld, zu Dir, zu gehn.

Doch nahm uns Kriegstumult nicht alle Friedensstille;
Sein Raub entwandt' uns nicht der innern Wollust Fülle,
Und Erdejammer zog die Blicke himmelwärts:
Dem Tag', wo tödtend Bley um unsre Scheitel zischte,
Schlich oft ein Abend nach, der Wein und Weisheit mischte,
Und froh schlug dann das Herz.

Allein die Zeit ist hin: — ihr gab die Freude Flügel.
Auf unsern Freundschaftsbund drückt' sie ein festes Siegel,
Schreckt' nicht mit Morgen den, der klug sein Heut genofs;
Auch die ist hin, da laut des Menschenelends Stimme
Durch weite Länder scholl, und Mars mit frev'lem Grimme
Der Unschuld Blut vergofs.

Freund, der du mit mir zögst, wenn ich in Länder ginge
Jenseit des Oceans, wo man das Gold nur g'ringe,
Bald uns für Götter hält, bald uns mit Abscheu nennt,
Wo wilder Horden Geiz die Karavanen plündert,
Wo ew'ges Glätschereis kein Strahl der Sonne mindert,
Und wo sie Mohren brennt:

Dort, Freund, wo dem Gebirg' nach mildem Frühlingsregen
Weifsgrauer Rauch entsteigt, dort wo gerechter Segen
Den Fleifs des Thals belohnt, wo Menschen still sich freun,
O, Freund, möcht' einst allda, müd' alles Weiterstrebens
Im Lauf' und Streit' der Welt, vom Drama meines Lebens
Der letzte Auftritt seyn!

Doch wenn des Schicksals Neid den Schlufs von meinen Tagen
Mir nicht bey Doris gönnt, mufs ich dem Wunsch' entsagen,
Des Laufziel Ruh im Thal, am Bach, auf Veilchen, ist:

Dann kehrt mein Fuſs zurück hin, wo das Herz der Schw
Die Bande der Natur noch durch die Freundschaft fest
Um unsre Herzen schliefst.

Zwar lacht dort nicht der Lenz wie in Sudetenthäl
Und selbstgezogner Wein blinkt nicht bey Freunds
mählern,
Auch drückt die Armuth dort vielleicht mit stärk'rer La
Es sey; — das Schicksal wollt's: — ein Thor zankt mit
Himmel,
Find't nur mein Lebensrest Schutz wider ein Getümme
Das jetzt mein Herz schon hafst.

Da sey der Ruhpunkt dann: — ach winkt' er doch
beyden!
Verlafs mich, Bester, nicht; komm, brich bey
Freuden
Mit mir im Lebensherbst einst reife Früchte ab;
Und geht dann erdereif dein Freund zur bessern Sphär
So denk ihm nach, und wein die stille Freundschafts
Auf deines Dichters Grab.

Die Freude,

an meinen Freund von L'.

Freude, besser als Glück, das die Thoren umglänzet,
Und in's Herz der Monarchen Dornen der Herrschkunst oft gräbt,
Oft die Tugend verletzt und das Laster umlorbeert,
Freude, besser als Gold, das zu Müfsiggang reizt,
Lehr' mich singen von Dir.

Jugend, reich an Gefühl, hat dich der Erde geboluren,
Und aus Busen voll Freundschaft quoll Dir Nahrungssaft zu:
Sanfter Zufriedenheit Hand schmückte dein Antlitz mit Schönheit,
Und der Grazien Chor fröhlich nimmt es Dich auf,
Seinem Cirkel zum Schmuck.

Tempel seeliger Ruh', in den Herzen der Weisen
Unzerstohrlich erbaut, weihen das Heiligthum Dir.
Deiner Schnellkraft Gewalt, deiner Feinheit Empfindung
Ist dem Wüstling versagt. — Bey der Trommel Geräusch
Hört man die Nachtigall wohl?

Wenn die einsame Stille manchen wie Berge belastet,
Der den Freudengenufs lärmend im Weltgeräusch sucht,

So vergebens ihn sucht, wie den Palmbaum am Nordpol;
Dann erscheint sie verklärt Seelen, der Einsamkeit hold
Und der schönen Natur.

Ihrer Entzückungen Reiz, ihres Einflusses Wonne
Fühlt unaussprechlich der Geist, wenn das gestaltreiche Jah
Thomsons Muse ihm mahlt, wenn in leichtern Gesänge
Hagedorn, Gellert und Gleim, jeder ein Liebling Apolls
Lehren der Jugend uns spielt.

O wie fühlt' ich sie heut in der Umarmung des Freunde
Dem der Busen so warm wie der meinige schlug!
Sing es Muse: — doch nein; — L'... frage Dein Herz selbs
Dafs es geistesverwandt mit dem meinen Dir sag',
Was kein Ausdruck vermag.

Freude, Wachsthum quillt Dir aus dem Schoofse d
Freundschaft.
Hätt' ich nie es erkannt, heute hätt' ich's gefühlt.
Noch wallt freudig die Brust, Bilder vertrauter Gespräche
Stehen noch sichtbarer vor mir, klarer wie Geistergestalte
Vor des Furchtsamen Aug'.

Traurig dacht' ich um Dich Äskulapens Vertraute,
Reich an Wortern der Kunst, doch an Kunsthülfe arm,
Und der weisen Natur oft die Heilung erschwerend. —
Plötzlich erscheinst du mir da, und die Röthe der Wange
Wies die Blüthe des Wohls.

Welch ein Anblick für mich! Deckte Dich, Seelenerwählter,
Doch die Vorsicht im Streit stets mit ihrer Ägide,
Dafs kein feindliches Schwert je mehr färbe Dein Blut,
Dafs an Körper und Geist du gleich munter und stark
Eingelust zum Friedensgenufs;

Dafs beym warmen Kamin uns die Freude einst treffe,
Und der Abend uns kürz', der mich einsam hier drückt,
Hier wo rauchende Gluth halb den Ernst nur verscheucht,
Wenn den welkenden Busch, Freund' und Feinde im Schlaf'
Lieblich der Mond gleich bescheint.

Freund, im Schoofse Berlins sollen nie Feinde der Sitten,
Stöhrer des Glücks überall, unsre Freude entweih'n,
Freude, die mit Geschmack, Witz und Unschuld sich paart,
Die Gesang und Clavier, Wein und Liebe so schmückt,
Wie der Demant das Gold.

Freundschaft mit Religion.

An meinen Freund von L'.

Freundschaft mit Tugend gepaart krönt mit Freud
Weisheit,
Zieht die leitende Schnur durch das Weltlabyrinth:
Tugend, ein stählerner Schild, schützt uns im Kampf
Lebens,
Stärkt die Schnellkraft des Geistes,
Und dem Leidenden giebt sie Geduld.

Freundschaft wird zum Phantom, gab ihr die T
nicht Daseyn;
Ihre Wärme wird Rauch, facht ihr Hauch sie nicht a
Ohn' ihres Einflusses Kraft steigt sie den Berg nicht h
Dessen Aussicht ihr Hülfe, —
War's auch nur von ferne, — doch zeigt.

Voll des Glaubens an sie, voll des Glaubens an Fr
schaft,
Sah' ich, Freund, im Gesicht jenen Stoff des Gespr
Als wir einsam vertraut Menschen beschauten und prü
Frömmelnder Künste Verwirrung,
Guter Thaten Nothwendigkeit sahn.

Noch bebt heiliger Schau'r durch entschlafene Sinne: —
Freyer schlug mir das Herz, alles schien heller umher,
Als die freundliche Hand mir ein Genius darbot.
Alle Lockung zur Rückschau
Floh beym Anblick der höheren Bahn:

Bis ich stand wie entzückt vor der Lieblinginn Gottes,
Die vom herrlichen Thron, den ihr Wahrheit erbauet,
Weisheit köstlich geschmückt, von Weltanbeginn her
Menschen die fröhliche Bothschaft
Von des Himmelreichs Naherung bringt.

Sich're Seeligkeitsruh glänzt ihr auf freundlicher Stirne,
Freud' und Wonne im Aug'; Eyfer für alles was gut ist,
Hatt' ihr die Wange gefärbt, lieblich war alles an ihr,
Grofs und segenverkündend,
Hell wie Schnee in der Sonn' ihr Gewand.

Auf den Stufen des Throns stand die blühende Unschuld,
Um ihr Engelsgesicht flofs paradisischer Reiz,
Und die edle Vernunft, der nichts zu hoch, nichts zu stark ist.
Neben ihnen die Freundschaft,
Die zur Göttlichen zutrau'nsvoll sprach

„Du, die dem Menschengeschlecht ebnet die Wege zur Gottheit,
„Zwillingsschwester der Weisheit, Trost des Unschuldbewusstseyns,

• Lafs erleuchten dein Licht Herzen der Jugend, die sich
• Wünschen zu kosten die Wonne,
• Die aus Seelenverbindung entspringt.

• Deines Beystandes Kraft sich're die muthige Tugend
• Wider des Lasters Triumph, der nur zu oft ihm glückt,
• Wenn's mit schmeichelnder Kunst ihrer Feste sich naht,
• Und die eroberte Stätte
• Dann mit Greueln siebenfach füllt.

• Lehr die Jünglinge früh wissen was Menschengeist
kann,
• Wenn er verliehenes Pfund nicht im Schweifstuch vergräbt,
• Der bey dem Lebensgenufs Maafs und Ziel nie vergifst,
• Und der Zukunft gedenket,
• Die allein nach Thaten einst lohnt:

• Wähnte kein Sterblicher doch meine Freude zu erndten,
• Wenn er nicht deinem Altar redliche Opfer auch weiht! • —
Eines Sinnes mit ihr belebte alles ihr Beyfall,
Und die Religion sprach
Ja und Amen! zum Bunde mit ihr.

Heller Jubel erklang jetzt durch die Sternengewölbe
Bey der Religion und der Freundschaft Umarmung,
Unschuld, Tugend, Vernunft waren Zeugen des Bundes,
Den sie zum Menschenglück schlossen;
Segenshoffnung strömte aus ihm.

Freund,

Freund, auch strömt sie auf uns, wenn wir die Seele
ihr öffnen. —
Zukunft richte die Welt, die mit eiserner Stirn
Kriegsfrevel noch mehrt, frommes Muthes sich schämt,
Und den Goldglanz der Schaale
Statt des reinen Kernes ergreift.

Heilig bleibe uns stets Sie, die Himmelsgebohrne,
Wie die Freundschaft uns ist; beyder erwärmendes Licht
Mache dem forschenden Geist heller die Aussicht in's Leben,
Das ihm, erdenfrey, naher
Gotteskenntnifs und Freundschaft verspricht.

Abendgedanken

an meinen Freund K.

Wie ein staubigt Gewölk, das zum Himmel sich wälzt
Und die Gegend umflort, ziehende Heere verräth;
So bezeichnet die Gänge
Von dem schlesischen Nilus, Rauch.

Auf dem Rücken des Stroms seegelt Reichthum in's Land.
Prächtig fluthet er fort, Segen umwachst das Gestad',
Und im blauen Arm lächelt
Kleiner Rylande grünes Reifs.

Wallend stirbt sie dahin, sie, die Strahlen sonst warf;
Dämm'rung baut ihre Gruft, Purpur glänzt um ihr Grab,
Und ihr Abschiedsblick trift
Noch den wolkigen Zoptenberg.

Bilderreihen der Flur, unerreichlich der Kunst,
Deckt der steigende Thau mit verdunkelndem Rauch,
Und die Farben der Aussicht
Wischt der Nebel d. Abends ab.

Kein beflederter Concert reizt den Wiederhall mehr,
Nur die Nachtigall singt Abendlieder dem Dorf,

Und ihr melodisches Solo
Schmelzt ein Herz voll Empfindlichkeit.

Dich, Eusebiens Freund, die der Schwätzer entweiht,
Die den Frömmling verschmäht, der das Aug' der Vernunft
Durch Symbolik erst blendet,
Dann durch's Sechrohr gen Himmel sieht,

Dich, der Freundschaft so fühlt, wie der Britte es lehrt,
Der, ein Engel der Zeit auf die Zukunft nur schaut,
Glühend vom herrlichsten Thema,
Nachweltwürdige Lieder singt,

Meinen Philander, dem gleich, dem Youngs Feyergesang
Ewigkeiten erklagt. Dich umarmt jetzt mein Geist,
Dir schlagt einsam mein Busen,
Wie er redend an deinen schlug.

Unsrer Jugend, Genufs — konnt' er glücklicher seyn?
Wenn Empfindung und Witz unsre Seelen verband,
Und dem Lenznatur Einflufs
Alle Sinne sich öfneten?

Könnt' ich vergessen das Bild glücklich entschwungener Zeit,
Als der Abend erwünscht auf die Gegend sich warf,
Die mit blühender Linden
Hyblensduft uns umathmete;

Als im einsamen Hain, Eiche, dein schwarzgrünes Laub
Uns die Dämm'rung erschuf, eh' ihr Dunkel erschien,
Und zu Dichtergemählden
Wir die schönern Urbilder sahn;

Als mäandrischer Witz aushalf dem schwindelnden Rausch,
Der den Jüngling befiel, wenn sein schwärmendes Feu'r
Sich in Irrgänge wagte,
Wo ihm nicht Ariadne half? —

Thränen entquollen der Brust, da des Schicksales Ruf
Meiner Seite Dich nahm: — und wie zittert sie jetzt,
Da zu neuer Umarmung
Kaum ein hoffender Funke blitzt.

Mitten in dem Tumult, der die Kriegsschaar bewegt,
Die mit eisernem Arm Friedrichs Feinde zermalmt,
Deckt der Einsamkeit Flügel
Zwar die süfse Melancholie;

Aber mein Schicksal, war's nicht schöner, als das Gefühl
Mich zum Lustwandel rief, wenn ich zum lieblichen Schlaf
Sanft die Fluren sich neigen,
Froh sie wieder dann aufstehn sah?

Zephyr gaukelte leicht um die Mutter Natur,
Um ihr schwimmendes Haar, um ihr bluhmigt Gewand,

Um ihr iazurnes Auge
Auf dem Schlummer noch säumend lag;

Und diese schöne Natur sah voll edeln Gefühls
Auch die Freundinn, und ich sah' dann den Abdruck von ihr
Ihr im Auge so herrlich,
Wie ein Bild, das der Spiegel mahlt.

Eh' zur schlummernden Ruh Schlaf die Nerven entspannt,
Denk' ich lange oft nach meinem entschlummerten Glück,
Und von Wehmuth ermattet
Schickt der Traumgott mir Tröstung zu.

Freund, dann bist Du bey mir, ich der Freude im Arm.
Summend kreuzet umher die honigsuchende Bien',
Sucht und findet die Blume,
Schweigt, und sammelt den Honig ein.

An Freund P.

Wie im lächelnden Lenz thauigte Dünste emporgehn,
Sich im Schoofse der Wolken bald in Tropfen verwandeln,
Auf die Erde dann regnen, durch den schwellenden Bach
Sich mit Ströhmen vereinen,
Und dann rollend zum Weltmeer fliehn:

Freund, so schafft das Gefühl Seufzer im klopfenden Busen,
Seufzer steigen empor, werden Thränen im Auge,
Perlen die Wange herab auf den keimenden Wunsch,
Den Empfindung verstärket,
Und mit herrlichen Farben schmückt.

Solcher Wünsche ein Heer folgten dem theu'rsten der Freunde,
Waren Zeugen der Wehmuth, die die Trennung gebohren,
Segnen heut ihm noch nach, steigen für ihn zum Olymp,
Geben Wachsthum der Freundschaft,
Wie ihn Regen der Pflanze giebt.

E'e die Sonne entschläft, wie sie dann flammend noch aufwallt,
Wie das Auge des Christen, eh' es zum Tode sich schliefset,

Aufblickt, der Zukunft schon froh: so hauchet wärmende Luft
Vor dem tödtenden Winter
Über des Herbstes frühen Schnee.

Eh' der Freund mir entfloh, lachte Freude so lieblich
Auf der Stirne des Jünglings: — vor dem neblichten Abend
Gieng der heiterste Tag. — Jetzt liegt Winter und Nacht
Auf der Seel' wie ein Grabstein. —
Blüht ihr einst wieder ein neuer Lenz?

Wenn den buschreichen Berg Winterflocken bekleiden,
Und ein sonnigter Mittag vom Gebüsche den Schnee thaut,
Wie das schwärzliche Grün aus dem Weißen dann blickt;
So blickt sorgende Hoffnung
Aus verdunkelnder Schwermuth auf.

Gegend trauerst du auch? Lenz und Sommer entflohn dir:
Mir entwand sich der Liebling. In romantischer Schönheit
Blühten Hügel und Hain, die Najaden der Weißstrits
Liebten ihr scherzendes Echo,
Wenn ihre Tänze der Mond beschien.

Rauh wie ein Felsengebirg', wüst wie des Schlosses
Ruinen,
Denen die reißende Zeit kaum die Statte noch gönnet,
So seh'n Berge und Feld, blattlos stehet der Baum,
Streuet sein Laub durch Lüfte,
Bis es modernd die Erde düngt.

Wie das fallende Laub durch die Lufträume schwimmt,
Und Verwesung zu flieh'n scheint; so versucht die Empfindung
Sich auf Flügeln der Lust, Schwermuth, dir zu entziehn;
Doch du drückest die Seele
Allgewaltig hinab in Staub.

Myrthen der Freude stehn welk. — Heut', — o dürft' ich's nicht denken!
Wuchs mir die erste Cypresse. — Gleich der blühenden Pfirsich,
Die ein Nachtfrost befällt, blühte Amalia auch,
Wies den Ansatz zu Früchten,
Die der Tod nicht zur Reife liefs. —

Schmerz der fühlenden Brust fliefs' in mildernden Zähren
Auf die Asche der Schwester. — Lehrende Weisheit — was seh' ich?
An die Urne gelehnt — steh'n dir Thränen im Aug' —
Kommst du mich trösten? — herrlich —
Oder nur Lehrer den Trauernden?

Lafs ihn bluten, den Schmerz: — härtete jetzt sich die Seele,
Dann entflöh ihr auch Freundschaft, sanfter Tugenden Schwester.
Wenn vertraulich der Freund mir sein Innerstes aufschliefst,
Leid und Freude mir mittheilt,
Sollt' ich dann Eis und Taubheit seyn?

Wenn das feine Gefühl Wangen rosenfarb mahlet,
Herzensunschuld beseuget, und die Thoren oft züchtigt
Mehrt's nicht den weiblichen Reiz? Hingerissen von Wehmuth,
Roth von herzlichen Thränen,
Wird's entstellen ein Mannsgesicht?

Von der Freundschaft erwärmt, reich an Himmelsempfindung,
Und im redenden Aug' mildes Gefühl für die Tugend,
Freund, wie entzückst Du mich dann! Töne voll Harmonie
Klingen dann durch die Seele
Segnend den Augenblick unsrer Wahl.

Wenn bey leerem Gehirn Einfalt müde sich gähnet,
Dann spannt kraftige Regung uns die Saiten des Herzens,
Dann sieht Bilder von Gott furchtlos jedes geistige Aug',
Dem kein täuschender Vorhang
Dann das Leere des Weltspiels deckt. —

Wenn die Dornen des Zeitlaufs traurig das Mitgefühl reizen,
Wenn ein Aufschub des Glücks schwer den Harrenden ängstet,
Unbefriedigte Glut Schmerz mit Wärme erregt,
Dann holt Muth sich die Seele
Und Geduld aus der Freundschaft Schoofs.

Das zärtliche Mädchen.

An den Geliebten.

Wie lang' wird mich mein Schicksal hassen?
Wie lang' bleib' ich von dem entfernt,
Der mich zuerst erkennen lassen,
Wie viel man von der Liebe lernt?
O kehrt, geliebte Augenblicke,
In denen ich mich seelig pries,
An eines Freundes Hand zurücke,
Der mich so oft sein Alles hiefs.

Du erster Liebling meines Herzens,
Du Hauptgedanke meiner Brust,
Du tiefste Quelle meines Schmerzens,
Du Hoffnung meiner künft'gen Lust,
O könntest Du die Seufzer zählen,
Die meiner Sehnsucht Zeugen sind,
O könnt'st Du jede Thräne zählen,
Die einsam mir vom Auge rinnt!

Zwar will mir Freundschaft Trost ertheilen,
Doch dazu hat nichts Kraft genug;
Kein Balsam kann die Wunde heilen,
Die mir der Trennungskummer schlug.

Kehrt wieder, himmlische Minuten,
So schön verlebt im Freundesarm,
Und gleich wird nicht mein Herz mehr bluten:
Sein Tag bricht an, — sein Blut wird warm.

Wenn wird uns doch die Liebe segnen?
Wenn wird sie meiner Unschuld Lohn?
Wenn wird mein Auge Dir begegnen?
Umfaßte mich dein Arm doch schon!
Doch war' der Tugend, die ich übte,
Kein süßes Erdenglück vergönnt,
Wenn mich nicht mehr mein Damon liebte. —
O wenn ich doch dann sterben könnt'!

Die Hoffnung.

Ist mein zärtliches Empfinden,
Schwermuth, blofs für dich bestimmt?
Soll mich nichts der Last entbinden,
Die mir Ruh und Freude nimmt?
Werd' ich noch in Frühlingstagen
Ziehn ein sorgenfreyes Loos?
Oder wird mein Herz nie schlagen
In der Freude sanftem Schoofs?

Keines Freundes Zuspruch weilet
Tröstend hier bey meinem Schmerz,
Des Alleinseyns Mifsmuth heilet
Keines Mädchens Kufs und Scherz.
Überall fehlt hier die Eine,
Der an Reiz mein Feuer glich,
Die so schmeichelhaft, wie keine,
Von der Stirn den Gram mir strich.

Herbstlich schütteln tausend Äste
Die entfarbten Blätter ab,
Und des Sommers Schönheitsreste
Sinken in ihr jährlich Grab:

Keines Zephyrs laues Hauchen
Lispelt mehr dem Morgen vor,
Keines Thales Tiefen rauchen
Thaugewölke mehr empor.

Stürme vom beschneyten Norden
Rauben kalt den Keim der Saat,
Spitz'ger Reif und Regen morden
Grausam durch den Blumenstaat:
Der Natur im Kleinen ähnlich,
Traurig, kalt, empfindungsleer
Wünscht mein junges Herz gleich sehnlich
Eines Frühlings Wiederkehr.

Ganz Gefühl für alles Schöne,
Das Vernunft und Sinne reizt,
Hab' ich sonst nach jeder Scene
Des Naturgebiets gegeizt:
Noch zeigt gleicher Schönheit Wunder
Mir, Natur, dein schöpf'risch Reich,
Doch der Freude rascher Zunder
Zündet kaum, und löschet gleich.

Göttinn schmeichlender Gedanken,
Die den Kummer lächeln lehrt,
Die, wenn alle Stützen wanken,
Noch dem ganzen Umsturz wehrt,

Die der Unschuld, naſs von Zähren,
Der Geduld Erhabnes preist,
Und, des Trostgrunds Kraft zu mehren,
Das bestrafte Laster weist;

Hoffnung, die oft schön beschäftigt,
Die der Liebe Schutzgott ist,
Hoffnung, die den Wunsch bekräftigt,
Dem Vernunft die Laufbahn miſst,
Hoffnung spricht zum müden Herzen,
Seiner Unschuld sich bewuſst:
Lustgenuſs nach langen Schmerzen,
Ist der Brennpunkt aller Lust.

Im Vorbeymarsch bey Hochkirch.

Von diesen Bergen warf den Blitz
Dann auf der Preussen Heer,
Hier floss von jedes Hügels Spitz,
Ein tödtend Feuermeer.

Von diesen strauchbedeckten Höh'n
Erscholl der Sieg nach Wien,
Und Dann erbaute sich Trophä'n,
So gut wie bey Kollin.

Das Glück verdrehte seinen Ball,
Der Feind behielt das Feld,
Doch blieb bey Hochkirchs Überfall
Nicht Fritz der gröss're Held?

Hier seh' ich noch der Stücke Spur,
Die Tod und Wunden spien,
Doch, statt Erschlagener, die Flur
Bedeckt von jungem Grün.

Hochreifer Trauben Purpurglut
Farbt' sonst der Berge Hoh',
Hier purpurte die Berge Blut,
Das bachgleich rieselte.

Dem Mars ward mehr als Ein Altar
Von Leichen aufgedämmt,
Vom Blut der Menschenopfer war
Das Blachfeld überschwemmt.

Hier starben Keith und Braunschweigs Franz,
Dem schon sein Tod geahnt,
Und ganzen Scharen ward zu Kranz
Und Gruft der Weg gebahnt.

Aus war der Streit, und Mars sprach: »Gut,
»So, Welt, so lieb' ich dich! —
Und sah auf das gestandne Blut
Und spiegelt drinnen sich.

So manches Tausend sah' er todt,
Von Wunden matt und blass,
Hier ward sein Aug', das sonst nur droht,
Von seltnem Mitleid nass. —

Und schwört sie ab die Trunkenheit,
Die Ruhmdurst sich erlaubt,
Und die so oft der Menschlichkeit
Keim, Blüth' und Früchte raubt.

Wischt, Fürsten, wischt die Thränen ab,
Die in dem Volksaug' stehn
Um die, die kühn für euch in's Grab
Gegangen sind — und gehn!

Morgengedanken.

An des Berges grünem Fuſs,
In der Nacht von Strauchen,
Wo im Thal mit sanftem Guſs
Silberbäche schleichen,
Grüſst der Nachtigallen Schlag
Ihre Weibchen und den Tag,
Dem die Schatten weichen.

Feiner Unschuld Zärtlichkeit,
Die auch Kluge ehren,
Freude, Scherz, Zufriedenheit
Scheint ihr Lied zu lehren:
Hörten Fürsten, was es spricht,
So dürft' Volk und Länder nicht,
Krieg, dein Grimm zerstören.

Von der Berge blauen Höh'
Könnt' ich dann die Auen,
Bunt von Blumen, weich vom Klee,
Feucht vom Bach beschauen,
Und vielleicht an Chloens Arm,
Für Natur, als Greis, noch warm,
Mir ein Hüttchen bauen.

Jetzt bin ich von Ruh noch weit,
Will sie erst erkriegen.
Möcht' nach langem Lebenstreit
Ich sie doch ersiegen,
Oder fände bald sie da,
Wo ich schon so manchen sah
Ihr im Arme liegen!

Lied nach Gefsner.

Leuchte Mond mit heitrem Lichte
Meiner süfsen Galathee,
Dafs kein nächtlich Schreckgesichte
Vor des Mädchens Aug' entsteh;
Sanfte Stille und dein Schein
Mögen ihr Begleiter seyn.

Nichts soll ihre Seele stöhren,
Wenn sie zärtlich an mich denkt,
Nur die Nacht'gall soll sie hören,
Die in Lieder Wehmuth mengt.
Nacht'gall, sing dein schönstes Lied,
Wenn ihr Herz im Geist mich sieht.

Wo mein Mädchen hinblickt, blühet
Meinem Auge Lenznatur;
Freude, die ihr Herz durchglühet,
Theilet da sich mit der Flur,
Und ein schön'rer Blumenduft
Würzet dann für mich die Luft.

Aber wallt, bey ihren Küssen,
Leib und Seele warm empor,
Dann mag Duft aus Rosen fliefsen,
Und der Frühling stehn im Flor:
Fühllos für die Lenznatur
Fühl' ich ihren Kuſs dann nur.

Trinklied.

Seht, Freunde, seht die Trauben winken,
Seht ihres Goldes Wiederschein;
Sie locken freundlich uns zum Trinken;
Folgt ihrer Lockung, schenkt sie ein.
Des Herbstes Reif und kalter Schauer
Heischt zur Erwärmung inn're Glut;
Selbst die Natur in Nebeltrauer
Giebt, was der Freude Vorschub thut.

Vergeßt die Nacht der Sommerlaube,
Der Herbst braucht ihre Kühlung nicht;
Greift froh nach der gepreßten Traube,
Die innern Sonnenschein verspricht.
Vergeßt des Wassers glatten Spiegel,
Beschaut eu'r Antlitz im Pokal;
Schafft durch den Wein der Seele Flügel,
Und seht im Geist ein Frühlingsthal.

Paart mit dem Ernst erhabner Lehren
Den Scherz, der aus dem Weinstock quillt;
Durch Liebe sucht eu'r Glück zu mehren,
So wird der Herzdurst auch gestillt:
Laßt Rebenblut in Gläser fließen,
Und Redlichkeit in unsre Brust;

Vermischt bey edeln Freundschaftsküssen
Den Wein mit vorwurfsfreyer Lust.

Lasst Thorheit unsre Freude schelten;
Sie ist für unsern Zorn zu klein:
Soll sie das Unrecht ja entgelten,
So fehl' ihr der Geschmack bey'm Wein.
Trotzt, kluge Trinker, seichtem Neide,
Und nahert er sich unserm Mahl,
So sey der Reichthum unsrer Freude
Die reichste Quelle seiner Qual.

An die Flasche.

Ihr Schönen, die ihr Hebens Neid
Durch eurer Reize Glanz erreget,
Und, schlau im Rausch der Zärtlichkeit,
Des Jünglings Herz in Fesseln leget,
Die ihr den Preis für Kuſs und Blick
Mit feiner Kunst zu steigern lernet,
Bey denen man das schönste Glück
Nach langem Wunsch oft gar nicht erndtet.

Ihr Grazienschwestern, lebet wohl:
Ganz will ich euch mein Herz entziehen,
Es soll vom biedern Bacchus voll
Bloſs für die Flasche zärtlich glühen.
O Flasche, o wie lieb' ich dich!
Voll Rheinwein, Mosler und Burgunder
Wirkt dein Krystall weit mehr auf mich,
Als aller Mädchen Schönheitswunder.

Bezaubernd tönet zwar Gesang,
Der von korallnen Lippen fliefset;
Doch reizender der Tropfenklang,
Wenn sich der Flasche Mund ergiefset.
Komm, Flasche, komm in meinen Arm,
Dein Wein soll meinen Geist erfrischen.

Das Traubenblut macht unsers warm,
Ich will drum meins mit ihm vermischen.

Für keine sanftgewölbte Brust
Soll mehr die Hand Bukette binden,
Dich, Flasche, meines Durstes Lust,
Soll sie mit Rosen nur umwinden.
Wie grofs wird meine Wollust seyn,
Wenn Rosen meine Flasche schmücken:
Die Traube wird den Gaum erfreun,
Die Rose den Geruch entzücken.

Doch, Flasche, ach! mein Glas ist leer!
Vor Durst kann ich dein Lob nicht enden. —
Sie winkt: — geschwind die Gläser her!
Lafst trinkend uns ihr Lob vollenden.
Dich, Flasche, lieb' ich ganz allein,
Du bist mein Glück, mein Schatz auf Erden.
Sollst stets, als Liebling, um mich seyn: —
Nur bitt' ich auch nie leer zu werden.

An die Liebe.

Den Ruhm der Flasche sang mein Lied,
Sie wollt' ich ganz allein nur lieben,
Und, von dem Gott des Weins durchglüht
Mich nur im Gläserwehkampf üben:
Cythere hörte lächelnd zu,
Was Wein und Rausch mich sagen hiefsen,
Und liefs vom Gotte stiller Ruh
Zu sanftem Schlaf mein Auge schliefsen.

Da sah' ich dann den Rebengott,
Und hört' Mänaden um ihn schwärmen,
Ihr Antlitz war wie Purpur roth,
Und ihre Freude lautes Lärmen;
Ich sah' auf Knien ein trunknes Paar,
Es schwur Gefahr und Tod zu theilen:
Kaum dafs der Schwur geendet war,
So sah' ich es zum Kampfplatz eilen. —

Jetzt war des Weingott's Zug vorbey;
Nun kam von Grazien umgeben
Die Göttinn seiner Schwärmerey,
Durch die die Menschen glücklich leben.

Ein Kleid, fast wie Krystall, so klar,
Umschlang die schöngeformten Hüften,
Und kunstloslockigt flog ihr Haar
Um Brust und Nacken in den Lüften.

Sie trat zu mir mit heiterm Blick,
Und sprach: »Du willst die Liebe hassen,
»Und meiner Staaten sanftes Glück
»Für Bacchus wildes Reich verlassen?
»Glaub', dafs des Weinstocks reifem Saft,
»Den dir ein reizend Mädchen reichet,
»An Güte, Glut und Stärkungskraft
»Der wildgetrunkne Wein nicht gleichet.«

Sie sprach's, und eine Schöne kam,
Die Reiz und Reizbarkeit umglänzte,
Ich sah' wie sie den Becher nahm,
Voll gofs und Rosen um ihn kränzte;
Sanftlächelnd pries sie mir den Wein,
Und küfste mich bey'm süfsen Liede;
Da trank ich Wollust mehr als Wein,
Und ward des Rausches doch nicht müde.

Umsonst hat Bacchus sich bemüht,
Mein Herz, o Liebe, dir zu rauben.
Jetzt seh' ich's ein, durch Kufs und Lied
Wird Himmelswein aus Erdetrauben.

Ja, Flasche, herzlich lob' ich dich,
Und lieb' ich dich — in schönen Händen:
Auch sollst du künftig Wein für mich
Bey Kuſs und Liedern reichlich spenden.

Doch, Liebe, Herrscherinn der Welt,
Dich, Kraftvermehrerinn der Roben,
Die Leben austheilt und erhalt,
Dich soll mein erstes Lob erheben.
Du, die der Gaben Fülle hat,
Sey mein Gewinn, mein Trost auf Erden;
Laſs meine Reizbarkeit nie matt,
Und nie mein Madchen reizlos werden. —

Wohl mir, ihr Reiz kann nie vergeh'n,
Er blüht nicht nur auf Brust und Wange,
Durch Witz, Gefühl und Wahrheit schön,
Weiſs er von keinem Untergange.
Der bunte Mohn sinkt kaum ins Grab,
So ist auch all' sein Reiz entwichen:
Von Rosen welken Blatter ab,
Die auch gedörrt noch köstlich riechen.

Trinklied.

Freunde, meiner Jugend Glück,
Meines Herzens Ehre,
Jeder rasche Augenblick
Giebt die weise Lehre:
Nie schwing' sich ein Tag dahin,
Der durch achten Lustgewinn
Unsern Werth nicht mehre.

Nehmt der Stunden Warnung an,
Lasst uns weise werden,
Doch nicht auf der rauhen Bahn
Glänzender Beschwerden:
Folgt der lachenden Natur,
Lasst uns, so wie Epikur,
Muntre Weise werden.

Lasst vergangner Tage Bild
Uns nicht mehr erschüttern.
Wollust, die vom Weinberg quillt,
Lasst das Herz durchzittern.
Sieht man wohl den schlanken Ast,
Wenn kein Sturmwind mehr ihn fasst,
Lang' nachher noch zittern?

Standhaft muſs der Weise seyn,
Wenn die Thoren beben;
Seiner Sorgen Grab sey Wein,
Wein, sein neues Leben:
Kelterwürd'gen Trauben gleich
Sey sein Busen feuerreich,
Rein und klar sein Leben.

Wenn sein Auge Redner wird
Und die Wangen glühen,
Wenn um ihn, als Gast und Wirth,
Freudenrosen blühen,
Wem gefallt der Weise nicht,
Dem nicht Übungen der Pflicht
Schwarz die Stirn umziehen?

Freude lehrt so weise seyn:
Trinkt euch drum zu Weisen,
So wird uns einst auch bey'm Wein
Solche Jugend preisen;
Und wenn Wein nicht gnug dieſs lehrt,
So laſst euch der Freude Werth
Durch die Liebe weisen.

Macht das Herz durch Küsse heiſs,
Und das Blut durch Reben,
Laſst euch weisen Lebenspreis
Von der Freude geben;

Opfert volles Maafs ihr heut,
Denn bey zu viel Mäßigkeit
Läßt sich halb nur leben.

So die Frag', so die Antwort.

Du foderst, Freund, von mir ein witzig Trau'rgedicht
Auf deinen Hühnerhund; — dieß singt die Muse nicht;
Der, den sie loben soll, muß sein Verdienst ihr zeigen.
Starb du, alsdann wird sie gewiß — nicht minder schweigen

An meinen General.

O Land, *) das man mit Recht deutsch Novazembla nennt,
Wo man, anstatt des Lichts, den fetten Kienspan brennt,
Wo Mädchen sich die Brust in mehr als Ein Tuch graben,
Und, zu der Keuschheit Schutz, mehr Faust- als Mundwerk haben,
Wo der umeiste Nord durch Kleid und Wolfspelz weht,
Wenn er den leichten Schnee in Wolken aufwärts dreht,
Wo der erstarrten Fluth die Menschenherzen gleichen,
Wo's Edeljungfern giebt, die Grazien zu verscheuchen,
Wo ohne Zelt und Dach der preußische Soldat
Laut um den Schlachtenkampf aus bitter Sterbinst bat,
Wo wir des Clima's Zorn, des Feindes Grimm ertrugen,
Ihn ohne Noth und Zweck aus mancher Schanze schlugen,
Wo durch den Feldherrngeist, den Seelufgift verdarb,
Mehr Volk, als einst am Nil durch's Schwert des Engels, starb,
Wo, Kolberg zu befreyn, man Preußens Krieger plagte,
Sehr fleißig Kriegsrath hielt, sehr sparsam Thaten wagte,
Und

*) Bedarf es noch der Erinnerung, daß es höchst unrecht wäre aus einzelnen, obgleich wahren Zügen, auf ein ganzes Land zu schließen, indem es des und der Guten gewiß so sehr viel giebt?

Wo nach Parad'platzart man grofs im Kleinen war,
Und mit Geräusch der Berg ein Mauschen nur gebahr. —
Gottlob wir sind aus dir! — Zwar noch im Kriegsgetümmel;
Doch gegen Pommern scheint der märksche Sand ein Himmel. —
Schon fühl' ich wie der Stirn, durch Frost und Rauch entstellt,
Der dort kein Waschen half, der Lagerrost entfällt.
Im prachtigen Berlin, wo man so lustig handelt,
Als wär' kein Krieg, wo man Metall in Gold verwandelt,
Thaut alles auf bey'm Wein, reist auch die Muse mich
Zur Herzerleichterung, zum Neujahrsbrief an Dich.

Du, den ein König lobt, den Vorurtheil nicht täuschet,
Der Lot sein Meisterlob auch Meisterthaten heischet,
Der Dich in Zorndorfs Schlacht, schon dem Verlust sehr nah,
Am Sieg nicht zweifeln, und ihn mit erfechten sah;
Dich fand ein schlauer Feind stets wachsam, unverdrossen,
Bedachtsam vor dem Streit, im Streite selbst entschlossen.
Ein Blick von Dir auf mich bestärkte jenen Hang,
Der mich für's Vaterland zur Schwertergreifung drang,
Und gern gehorchte ich des Herzens kühnem Rufe,
Von Dir selbst angeführt, zur ersten Kriegesstufe.
Von deinem Muth beseelt, reut mich noch nicht mein Schritt,
Noch trag' ich, jung und stark, gern alle Kriegslast mit,
Und that's noch froher, wenn ... Verweg'ne Muse, schweige!
Zum Tadel noch zu jung, sey nur ein stummer Zeuge. —

Wenn mancher ... Stille doch; — du hebst von neuem an? —
Verzeih, mein General, die Muse ist kein Mann,
Und Mädchen plaudern gern. — Also kein kritisiren,
Auch sollst du nicht sein Haupt mit Witzeslorbeern zieren;
Nein, wünschen sollst du nur. Parol und Feldgeschrey,
Im Krieg so wichtig, sind nur kurz; mein Wunschbrief sey
Es auch. — Es segne Dich die Lieb', es sey Dir gnädig
Der Weingott, stets dein Glas voll, nie der Beutel ledig.
Der König bleib' Dir hold, und Band und Marschallsstab
Leg' bald von deinem Werth das laut'ste Zeugniss ab,
Und, dass dein ganzes Glück könn' ohne Störung wachsen,
Behüte Dich der Herr vor Colberg und vor Maxen.

An ein neues Ehepaar.

Ganz wider Damenart scheinst Du Dich selbst zu hassen,
Für Hymens Tempeldienst ein Landgut zu verlassen,
Zu einem Mann zu ziehn, der nach Soldatenart
Im Leid' und Freudenkampf sein Herzfeu'r nie gespart,
Und, ohn' die Art und Kunst, auch gegen dich die Wette,
Die jeder Freyer wagt, vielleicht verloren hatte.

Weifst du auch schon wie man bey'm Cantonniren lebt,
Wo trüber Lampendunst an Stirn und Wänden klebt,
Wo Köchinn, Windhund, Knecht, des Hauswirths volle Wiegen
In schönster bunten Reih' sich an einander fügen,
Wo ein Gardinenbett was unerhörtes heifst,
Man oft ein Pfeiferstück mehr als ein Bach'sches preifst,
Wo selbst des Pfarrersfrau vom Nachttisch nichts verstehet,
Und ohne Haarfrisur zum Kirchspielsschmause gehet?

Was sprichst Du zu dem Bild' nur blofs silhouetirt?
Macht's Dir den Schritt nicht leid, der Dich zu uns geführt?
Wie? was? er reu't Dich nicht? Du kamst mit heiterm Muthe
In unsern Hütten an, hast unter'm Federhute
Der Weichlichkeit entsagt, die, wie man sagen hört,
Oft mehr das Hausgeräth als seinen Frieden mehrt.

O *** welch ein Glück ein schönes Kind zu küssen,
Das selbst Campagnen nicht in deinem Arm verdriefsen,
Das Schlofsbequemlichkeit und Zofenheer vergifst,
Nur seines Herzens Lust nach deiner Freude mifst,
Bey Bildern vor'ger Ruh nicht rückerinnernd weilet
Und deines Standes Last Dir zur Erleichterung theilet.

Wenn doch auch einst zu mir ein solches Mädchen käm',
Das mir durch Blick und Kufs das Zeltdach angenehm,
Die finstre Hütte hell, den Tag zur Stunde machte,
Und, nach dem Dienst des Herrn, Ruh in die Seele lachte!

Freund, dafs Du glücklich seyst, wünscht jeder, der Dich kennt. —
Nur mich nimm aus, — weil's Dir mein Herz so recht nicht gönnt.
Du frägst: warum? Ich will's soldatisch dreist gleich sagen:
Das Hochzeitsmarschallamt erst einem anzutragen,
Und heimlich doch hernach zum Traualtar zu gehn,
Um den für andre auch bisweilen Bräute stehn,
Ist unrecht. — Mitgenufs an seinen Goldbergsfreuden,
Blofs mit den Augen, wird selbst Harpax keinem neiden.
Die Hochzeit ohne mich verletzt also die Pflicht
Der Freundschaft: rechne drum auf meinen Wunsch viel — nicht.
Dir aber, Gnädigste, will ich gern alle weihen,
Und Rosen auf den Weg aus ihrem Füllhorn streuen.

Sey glücklich, sey geliebt so lang' der Wiener Staat
Uns Schlesien mifsgönnt, so lange Leipzigs Rath
An ••• Schatzung denkt, so lang' bis Subalternen
Ein grofs'rer Sold erlaubt die Sparkunst zu verlernen,
So lang' bis in der Welt natürlich der Jurist,
Kein Arzt ein Charlatan, kein Priester Frömmling ist,
So lang' bis Mädchen nicht mehr gern der Mode fröhnen,
Von List und Stolz und Pracht Hofdamen sich entwöhnen.
Und so lang' hab' dein Herz auch den ein wenig lieb,
Der aus dem Stegreif Dir diefs Willkommsblattchen schrieb,
Der gern sein Bauerhaus und jede Bauerzofe
Zur Kammerjungfer die, und jen's zum Herrenhofe
Für Dich umschaffen möcht'. — Jetzt wird dein Wohnraum kleins
Mocht' deine Freude doch hier um so gröfser seyn! —
Und hat dein Liebling Lust mich wieder gut zu machen,
So sey auf einem Ball erlaubt mit Dir zu wachen. —
Thut er's, dann mag er auch bey'm Dir gewünschten Glück
Mit Dir zur Hälfte gehn; dann flieh' kein Augenblick
So lang' ihr liebt, vorbey, ohn' nicht eu'r Glück zu bessern,
Und auch mit ihm für mich die Freundschaft zu vergröfsern.

An Herrn von H.

Die Göttinn, die Geschmack und Sitten umgestaltet,
Die Männerhüte stutzt, die Weiberhauben faltet,
Der Damen Tugend bald blofs stellt in leichter Tracht,
Bald Contrescarpen ihr aus Fischbeinreifen macht,
Die mit Despotenstolz verbeut an Gallatagen
Des Winters Silberwerk, im Sommer Gold zu tragen,
Oft Büchern Leser schafft, sich mit der Weisheit neckt,
Die Equipagen formt, auf Köpfe Federn steckt,
Filett die Männer lehrt, die Frau zur Reitbahn führet,
Lions Fabriken nährt, die Deutschen brittisiret,
Die Mode sah' ich, Freund; ein Standbild neben ihr,
Das in Paris fürwahr gilt für ein Wunderthier.

Ein mürrisches Gesicht, sechs Locken in den Haaren,
Die pfeifenstielig weifs, schmal wie die Binde waren,
Ein kleiner Wünschelhut auf's eine Aug' gedrückt,
Der Degen nagelfest hoch unter'n Arm gerückt,
Der Rockschooss brettersteif, die Taille über'n Lenden
Stiefletten auf dem Fufs, Stülphandschuh' auf den Händen.

Mit trübem Aug' sah' sie dies Menschenmuster an,
Seufzt' dreymal laut und sprach: »grausames Reglement,

• Der Friede wird den Staub von deinen Blättern hauchen,
• Wer weiſs, wird man nicht selbst bey Hof' dann Toback rauchen,
• Kein Kleid wird mehr franzöſ'ch, kein Stiefel englisch stehn,
• Man wird dreist mit Plotons bis auf Redouten gehn. —
• Der Krieg kennt kein Gesetz, drum kann man's jetzt noch wagen,
• Den Hut recht groſs, das Haar nach Wienerart zu tragen,
• Doch künftig tadelt den die Handgriffsmacherwelt,
• Der Handschuh, Hut und Stock nicht in der Linken hält,
• Aus Bürgern etwas macht, nicht Fenster oft zerschläget,
• Den festbewundnen Zopf nicht dicht im Nacken träget. —
• Grausamer Friede, flieh! — Mein Tempel wird sonst leer,
• Paris und London arm, wenn in der Preuſsen Heer
• Die Offiziere mich in ihren Schutz nicht nehmen,
• Ohn' sich des Chapeau-bas und Escarpins zu schämen.
• Was wird aus mir? — doch halt! — noch einmal wächst mein Muth,
• Ein Mittel, Freunde, macht vielleicht noch alles gut. —
• Den ganzen Tag währt doch nicht Dienst und Wachparade,
• Sind sie vorbey, dann eilt zur duftenden Pomade,
• Kämmt kleine Locken aus, bind't euch Soubisen um,
• Tragt einen groſsen Hut, den Nacken zierlich krumm,
• Laſst schwarzen Atlas sich um starke Lenden schmiegen,
• Den Degen tief herab, den Rockschoofs kürzer fliegen,
• Und wenn der alte Stamm, potsdammisch orthodox,
• Fest klebt am steifen Knie und alten Schnitt des Rocks,
• Manschetten daumenbreit und keinen Jabot träget,

• Flakon und Strümpfe haßt, nach Tempo's nur sich reget,
• Und süße Herrn euch nennt; — so mach' euch dieß nicht scheu.
• Die Ordonnanz liebt' nie das Zauberwörtchen: neu.
• Ihr sollt dafür manch Glück am Spreegestade machen. •
Was denkst du, Freund; wer wird doch wohl am letzten lachen?

Einladung auf's Land im Herbst.

An meinen Freund von L'.

Der Du mit mir, wo Waffen um uns klangen,
Dem Tod' oft kühn entgegen gienget,
Und wenn um Friedrichs Scheitel Siege Lorbeern schlangen,
Auch Lorbeern mit empfienget,

Der Freunde Ält'ster, auf der Freude Schwingen
Floh'n lange Tage oft sehr schnell,
Wenn Scherze lachend uns im kühlen Hain empfingen,
Blieb unsre Luft stets hell.

Der Frohsinn wand um unser Weinglas Myrthen,
Wenn Ungarns Balsam ihm entstieg;
Und wenn wir heil'ge Eichen Hand in Hand durchirrten,
Vergaßen wir den Krieg.

Dort stürmt' ich mit verschanzte Höh'n des Feindes,
Sie sah' das Aug', der Geist dacht' Dich·
Und so begegnete ich stets dem Wunsch des Freundes
Für's Vaterland und mich. —

An jenem Tag' des Kampfes, da die Menge
Den Muth der kleinern Zahl bestritt,

Und von den Höhen eingebild'ter Siegsgepränge
Auf eigner Blutbahn glitt.

Wie bebt' ich da für Dich! — Doch nach dem Streite
Kamst Du vom Staub' der Schlacht bedeckt,
Schliefst unter kaltem Himmel an des Freundes Seite,
Vom Morgen ungeweckt.

Ich sah' sein falbes Licht dein Antlitz färben,
Und dachte: — noch fühlt es mein Herz —
Liegt einst mein Freund so todt, könnt' ich dann mit ihm sterben!
Ohn' ihn ist Leben Schmerz. —

Ins Brennenland rief endlich uns der Friede;
Die Fürsten, ihrer Blutlust satt,
Der Landmann, vom Verwüstungskummer [illegible]öde,
Wir, unter'm Harnisch matt.

Zwar schimmern noch in deiner Hand die Waffen;
Vielleicht wird Mars in Friedrichs Heer
Für den elast'schen Muth Dir neue Orden schaffen. —
Mir ward der Helm zu schwer,

Zu laut in mir der Ruf zur stillern Wohnung,
Dem Preis' für Blut und manchen Schmerz. —
Der schönste Lorbeerkranz sey deines Muths Belohnung,
Mein Freundschaftslohn dein Herz.

Laſs uns indeſs auch jetzt schon Ruh genieſsen,
Der Abend höhlt vielleicht das Grab. —
Haut man nicht Wälder um? Malst man von blüh'nden Wiesen
Nicht schnell das Lenzkleid ab?

Glückssonnenschein schwächt nicht das Herz des Weisen,
Und kein Orkan raubt ihm den Muth;
Nur überspannte Hoffnung springt, zu kühne Reisen
Büſst Lear in der Fluth.

Die Tugend mäſsigt klug der Freude Feuer,
Und macht sich auch auf Sturm geschickt;
Denn heut trift Phöbus Bogen den, den seine Leyer
Nur gestern noch entzückt.

Weitschweifende Entwürfe auszumessen
Fehlt uns Zeit, Maasstab und Gesicht,
Und Thoren, die bey'm Plan die Ausführkraft vergessen,
Vollenden ihn auch nicht.

Vertraue nie zu viel dem künft'gen Morgen,
Wenn heut ein schöner Tag Dir lacht;
Die Kunst, versäumtes Glück zurück sich zu ersorgen,
Hat noch kein Witz erdacht.

Komm, Freund; noch schmücken Blumen meinen Garten.
Eil, eh' er gleich der Gegend stirbt,

Eh' über-eife Trauben, die noch deiner warten,
Ein Nachtfrost ganz verdirbt.

Der Schatten meiner Ruh soll Dir begegnen,
Kein prächtig Mahl, kein theurer Wein;
Das Herz, das seine Armuth theilt, pflegt Gott zu segnen:
Hier, Freund, sey sie ganz dein. —

Der Silberreif erlaubt zwar schon Cytheren
Den Tanz mit Grazien nicht mehr,
Im goldnen Birkenlaub läſst sich kein Lied mehr hören,
Das Feld traurt halmenleer.

Doch auch der Herbst zeugt Lust für alle Sinnen;
Um seinen glühenden Kamin
Versammeln sich vertraut der Scherz und die Huldinnen,
Und Musen lieben ihn:

Komm, hilf den Ernst der Einsamkeit erheitern,
Der in die Stirn sonst Furchen gräbt;
Komm, hilf den Freudenkrais der Häuslichkeit erweitern,
Die oft zu sehr sich lebt.

Komm, mein Orangenbaum lad't Dich auf's Beste
Von seiner Frucht und Blüthe ein:
Laſs uns den Tag des Wiedersehns zum ew'gen Feste
Des heil'gen Freundschaftgeistes weih'n.

An die Frau von C.

Bey Zuschickung einiger Gedichtabschriften.

Weit unter'm Kleist, dem Held, dem Patriot, dem Freunde,
Dem nasse Rosen jüngst auf's Grab ein Mädchen gofs,
Bey dessen Nahmen sich die Enkel neigen werden,
Der Wunsch und Ruhm errang im Tod für's Vaterland;

Weit unter'm Kleist, wenn er, der Thomson deutscher Musen,
Den Frühling treffend mahlt und hohe Lieder singt,
Wenn seiner Laute Ton der kunstgerechten Meister
Gleims, Lessings, Bodmers Lob, selbst Ramlers Beyfall krönt;

Doch Kleisten gleich, beym Lärm unruhig blut'ger Waffen,
Durch einen Freund beglückt, ganz seinem Adler gleich,
Auf eine Freundinn stols, die Schwester seiner Doris,
O wär' ich ganz ein Kleist, sie sollten ewig seyn!

Doch Kleisten gleich, ein Freund, einsamer Bilderjagden,
Nicht stolz auf Wissen, nur empfindlich für Natur,
Auch ein Soldat, wagt' ich's in Ruh mein Herz zu singen. —
Lies was dies ruh'ge Herz einsam gedacht, gefühlt.

Zwar wird die Welt mich nicht als Held und Dichter kennen;
Der Enkel Lob und Schmerz sey Kleist's und Klopstocks Theil;
Mein Lob, mein Stolz, mein Wunsch ist, dass einst wen'ge sagen:
Es war sein Herz wie Kleist's und Klopstocks Lied.

Inhalt.

Über die Quellen meines Vergnügens, an Amilien. Seite 1
Aus einem Schreiben an Amilien 15
Über Sittlichkeit und Empfindung, an Freund N. . . . 22
Die Freundschaft, nach Young, an Herrn v. B. . . . 51
Der Triumph der wahren Liebe. 38
Ansichten und Betrachtungen, an meinen Freund von L'. 45
Über die platonische Liebe, an Chloen. 48
Empfindungen an Amiliens Geburtstage. 54
Das Landleben, an meinen Freund von L'. 62
Über den Tod meiner Mutter, an meine Schwester. . 72
Über die Ruhe, an die Frau von C. 81
Der May, bey Eröffnung des Feldzuges von 1762. . . 88
Über mich selbst, an Amilien. 97
An ein Mädchen. 103
Mein Lieblingssystem, an die Frau von B. 107
Über meine Unzufriedenheit, an die Frau von B. . . 114
Über die Seele, an den General von F. 119
Fragment an Doris. 127
Über das Vergnügen andre sich lieben zu sehen. . . 129
An die Natur, nach einer Krankheit. 133
Die Freundschaft, nach einer Melodie. 135
An eine Freundinn. 137
Die Thränen. 138
Gemählde an Doris. 140
Vor dem Abschiede von Doris. 142
An meinen Freund von L'. 145
An Herrn Lessing. 148
An die Muse, nach dem Horaz. 152

An meinen Freund von L', nach Horaz. . . . . Seite 156
Die Freude, an meinen Freund von L'. 158
Freundschaft mit Religion, an meinen Freund von L'. . 158
Abendgedanken, an Freund K. 162
An Freund P. 165
Das zärtliche Mädchen, an seinen Liebhaber. . . 170
Die Hoffnung. 172
Im Vorbeymarsch bey Hochkirch. 175
Morgengedanken. 178
Lied nach dem Gessner. 180
Trinklied. 182
An die Flasche. 184
An die Liebe. 186
Trinklied. 189
So die Frag' an die Antwort. 191
An meinen General. 192
An ein neues Ehepaar. 195
An Herrn von H. 198
Einladung auf's Land an meinen Freund von L', im Herbst. 201
An die Frau von C. 205

Go VII. 160.

Gedanken und Meynungen

über

Manches im Dienst

und über

andere Gegenstände

von A.

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sane, per quae possis cognoscere cetera tute.
LUCRETIUS.

Zweyte vermehrte Ausgabe.

1 8 0 4.

67-6758
D
31.1.68
MK

Staats- u. Verwaltungsrecht I
- Beamtenrecht - Sammel- u. Einzel-

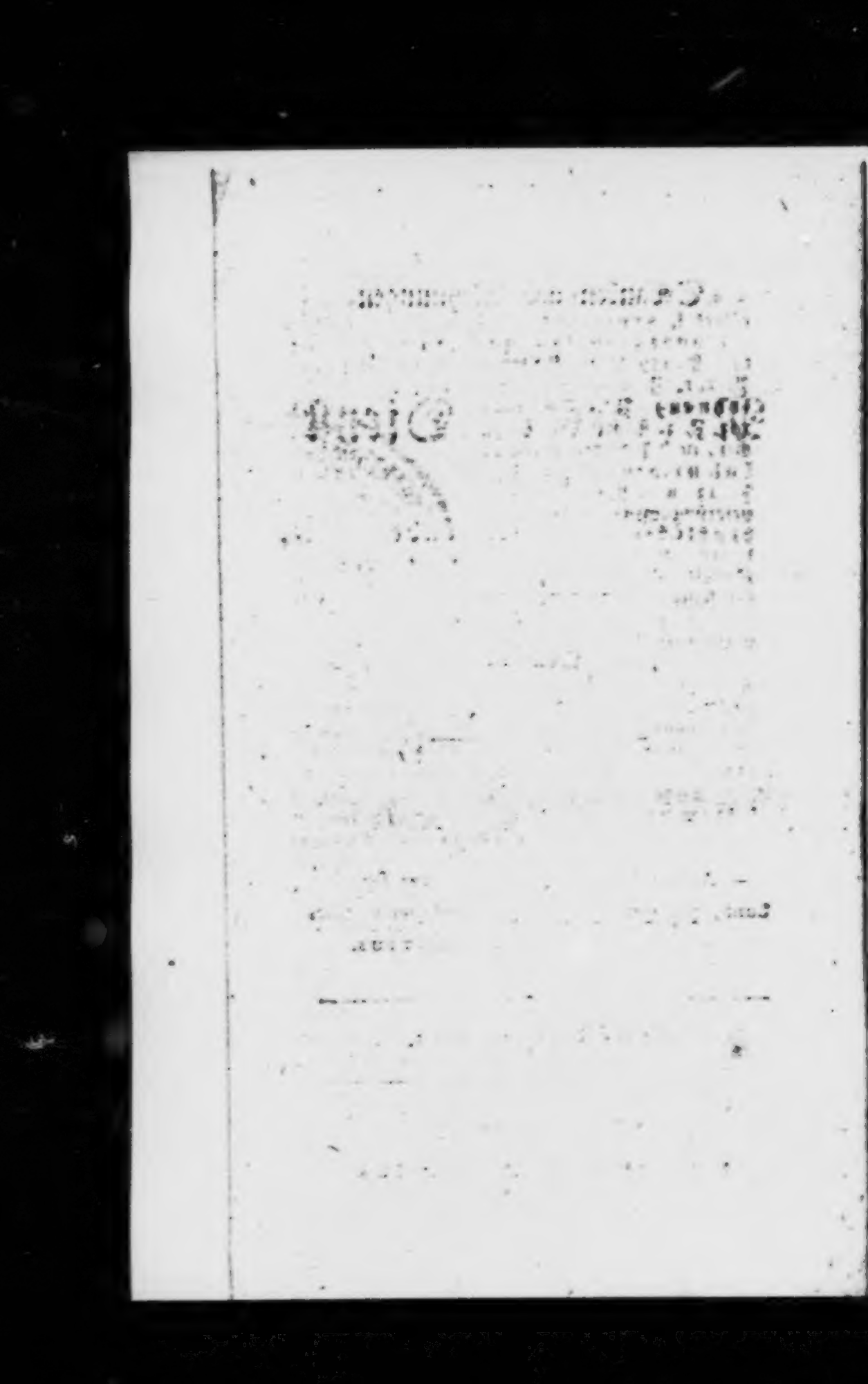
Gedanken und Meynungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.

Von A.

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.
LUCRETIUS.

Erstes Bändchen.

Königsberg, 1802.
Bey Friedrich Nicolovius.



Vorrede.

Das Lesen der hier beygefügten mit Sachkenntniß, Gutmüthigkeit und Ernst vom Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen angeblich selbstabgefaßten Kabinetsbefehle vom 23ten November 1797. und 26ten July 1800. über Dienstgebrechen und deren Heilung, ließ mich den Tod des preußischen Geheimenraths von Hippel, der laut seiner Biographie über den Dienst hatte schreiben wollen, sehr bedauern. Ein Mann von so vielem Verstande und so vieljähriger Erfahrung über die rechte und linke Seite des Dien-

stes, würde gewiß über diese Materie vieles geliefert haben, was sich vom Talentärmern, wenn er gleich auch gedient und große und kleine Leute im Dienst beobachtet hat, nicht erwarten läßt.

Weil indessen der schwache Schimmer der Nachtlampe, wenn er einen Einbruch verhindert, nützlicher wird als die große Altarkerze, die bey Tage die Kirche nicht heller macht, so sammelte auch ich meine Gedanken und Meynungen über den Dienst, würde aber als Unerfahrner in der jetzt stark getriebenen Kunst, aus kleinen Gedanken ein großes Buch zu konstruiren, meine kurze Waaren nicht auf den öffentlichen Markt bringen, ließen mich nicht die Anmerkungen zweyer Freunde, die ich zum Unterschiede von meinem A mit B und C bezeichnet, hoffen, mein Text mit ihren Noten werde

vielleicht einem Sachkundigen Gelegenheit und Lust machen, etwas vollständiges über den Dienst zu schreiben, und den von meinem Freunde C. für die Justiz skizirten Plan für alle Dienstfächer auszuführen.

Ehe man also meiner Arbeit allen Werth abspricht, beliebe man zu bedenken, daß der Verächter des Kleinen Gefahr läuft, des Großen nicht Herr zu werden.

Die als Anhang mit abgedruckten kurzen Aufsätze sind sämmtlich Resultate gelegentlicher Erfahrungen und Grübeleyen: sollte sich unter ihnen etwas auch schon von andern gesagtes befinden, so würde man mir eine unwillkührliche Reminiscenz mit Unrecht für ein Plagium anrechnen.

Dem etwannigen Tadel meiner Ausdrucksart wünsche ich durch die gewissenhafte Erklärung vorzubeugen, daß mein jederzeit unbefangenes Wesen mir niemals Künste zu suchen und zu treiben erlaubt, daß ich also auch hier nur möglichst kurz und deutlich meine Meynung habe sagen wollen; wie ich denn auch die Gedanken meiner Freunde, statt sie zu mancher Umstimmung der meinigen zu benutzen, blos wörtlich mitgetheilt habe, theils um mich nicht mit fremden Federn zu schmücken, theils durch die Lieferung mehrerer Ansichten dem Leser vielleicht zu einer eignen neuen zu verhelfen, da es sich ohnedem oft ereignet, daß selbst Mißverständnisse zweyer den Dritten in die rechte Wahrheit leiten, zu der überhaupt ich allen Menschen zu gelangen von ganzem Herzen wünsche, am 1ten Januar 1802.

Da die Erfüllung des vorstehenden Wunsches sich sehr höchst selten ereignet, daß eine nähere Anweisung, oder auch nur Wiederholung mir leicht für eine Art von Aprilschicken ausgelegt werden könnte, so will ich seiner heute (den 31. März 1804.) nicht weiter erwähnen, sondern nur bey Gelegenheit der zweyten Ausgabe meiner Gedanken und Meynungen ꝛc. die Besitzer der ersten benachrichtigen, daß durch selbige kein, mir selbst oft gnug ärgerlich gewordner Eingriff in ihr wohlerworbnes Eigenthum geschehen, und alles, bis auf wenige Kleinigkeiten, beym alten gelassen ist, so daß jeder, der auch zum Neuen Lust und Belieben hat, sich die hinzugekommnen Bogen besonders anschaffen kann. Möchte doch, mir zur Freude und dem Verleger zum Besten, die Vermehrung den Wohlschmack nicht vermin-

dern und recht vielen alles so gefallen, wie mir die so eben gelesenen Bemerkungen und Gedanken über Gegenstände der Welt und Litteratur gefallen haben.

A

Ge-

Gedanken und Meynungen über manches im Dienſt, beſonders im Preußiſchen.

L'homme public n'a rien, qui n'appartient à la republique. Vertueux pour les autres autant que pour lui-même qu'il ne pretende point de s'acquiter de ce qu'il doit à la patrie en lui offrant le tribut de ſon innocence; il ne paye par là que ce qu'il ſe doit à lui-même, mais il demeure toujours debiteur de la republique, et elle lui demandera compte non ſeulement du mal qu'il aura commis, mais même du bien, qu'il n'aura pas fait. Qu'il ne ſe contente donc pas de venir touts les jours, plus par l'habitude que par l'inclination, dans l'aſſamblée — qu'il y vient avec un zele toujours nouveau, et devoré d'une ſoif ardente du bien public — qu'on ne le voie jamais negliger ſes occupations plus honorables qu'utiles, ou le magiſtrat a la gloire de rendre un ſervice gratuit à ſa patrie, ou les regarder avec indifference et peutêrre avec degout comme le partage des jeunes Magiſtrats.

D' Agueſſeau.

I.

Ohne Staat giebt es keinen Dienſt. Dienen möchte daher etwa ſo viel heißen, als: ſich verpflichten ſeine Leibes- und Seelenkräfte darauf zu verwenden, daß Men-

schen die Pflichten, welche sie sich theils unter einander, theils dem Publico schuldig sind, gehörig ausüben und zwar jeder mit Einschluß seiner eigenen Person, weil es dem Staat höchst gefährlich ist, wenn seine Diener sich von eignen Pflichten entbinden, und nur andre zu den ihrigen anhalten.

2.

Wer dient, hat sich dem Staate verkauft, und so wünschenswerth es ist, daß die leibliche Glebä Adscriptio aufhören möge, eben so wünschenswerth als nöthig ist es, die Officio-Adscriptio aufrecht zu erhalten, und dürfte daher auch das öftere Versetzen in andere Provinzen nur aus wichtigen Gründen anzurathen seyn.

3.

Der Dienst ist ein Kloster, wenn gleich kein so reichbegabtes, worauf sich Panis-Briefe ertheilen lassen: wer es bezieht, muß die drey Gelübde der Genügsamkeit, des Fleißes und des Gehorsams thun und statt der, selbst in Klöstern verderblichen Contemplation, die Thätigkeit zu seiner Pflicht machen. Dagegen lebt er ohne Klausur, die dem Klosterbruder gemeinhin sehr lästig wird.

4.

Der Dienst ist auf das Muß fundirt, im Privatleben läßt sich das Sollen gebrauchen. Im Dienst findet kein Vorschlagen und Abdingen statt, obgleich dessen im Handel modewerdende Vermeidung nicht mehr Redlichkeit zwischen Verkäufer und Käufer eingeführt zu haben scheint.

5.

Der Dienst soll ein sittlicher Ableiter der Neigung zu frivolen Zeitvertreiben seyn, und wer in ihm diesen Ableiter nicht findet, steht in Gefahr, in der Gewitterluft des Müssiggangs zu ersticken.

6.

Wer nicht Lust und Liebe zum Dienst hat und dennoch dient, ist ein Miethling, dem kein Stimmrecht gebührt, wenn vom Grund und Boden des Dienstes die Rede ist; wer aber Lust und Liebe zum Dienst besitzt, wird auch eingestehen, daß im Dienst ein Glück liegt, das man außer ihm vergebens sucht. Der goldne Boden, den das Handwerk für die untre Volksklasse hat, den kann die höhere im Dienst finden. Er prüft die Verstandstheorie durch die Praxis.

7.

Der Dienst bey Hofe ist kein wahrer Staatsdienst, er ist nur eine Melodie davon, welcher aber niemals ein Text untergelegt wird, bey dem sich etwas Vernünftiges denken ließe, und die daher in langweiliges Traillern ausartet. Zu den von Friedrich II. gestifteten unerkannten Wohlthaten gehört auch die, daß er die Nichtigkeit des Hofdienstes so bezeichnet hat, daß seine Rekrutirung dadurch minder zahlreich geworden ist. Hofbediente sind ihrer häufigen Bruststerne unerachtet nur Johanniswürmchen, die keine Tagesbeleuchtung aushalten.

8.

Das Hauptkriterium der Dienstfähigkeit ist gesunder Menschenverstand, der vermittelst sittlicher Strenge, besonders im Punkte des Gehorsams die zweckmäßigsten Mittel anwendet, das bürgerliche Leben in gehörigen Schranken zu erhalten.

9.

Wie gesunder Menschenverstand das Fundament und der Eckstein eines tüchtigen Dienstgebäudes sind, so ist zu seiner Ausführung Fleiß der einzige Baumeister, dem Wahrheit

den gemachten Riß und Anschlag revidiren muß, weil nicht alle kluge Baumeister auch ehrliche sind, wie man schon aus ihrer Konnivenz gegen das mit Recht verbothene Wegtragen der Feyerabendklötze abnehmen kann, das manchem Bauherrn theurer zu stehen kommt, als er weiß, oder glaubt.

10.

Vernunft ohne Genie ist kalt, trocken, ermüdend; Genie ohne Vernunft schwärmt, überspannt, zerreißt; sind sie in gutem Verhältniß gemischt, so tragen ihre Produkte den Stempel des reinen Menschenverstandes, in dem die brauchbare Genialität des Geistes liegt, so wie im gelehrten Verstande seine Thesaurisationssucht. Der ächte Dienstverstand legt sich auf die Beförderung der Circulation, durch welche jede Art von Vermögen steigt und erhalten wird.

11.

Ich glaube, es giebt keinen Dienst, bey dem es nicht beynahe eben so viel auf gute Gesinnung als auf richtigen Verstand ankommt. Wem es an ersterer fehlt, läuft gar zu leicht Gefahr, letztern zu verbiegen oder schartig zu machen.

12.

Wahrheit und Gehorsam möchten wohl die zwey Rubriken seyn, unter die sich alles bringen ließe, was zum Dienst, vielleicht zum ganzen Lebenswohl gehört: und wollte man durchaus nur Eine haben, so müßte man die Wahrheit wählen, welcher der Gehorsam von selbst nachfolgt.

13.

Zum Dienst ist ein gewisser Pedantismus erforderlich, indem man ohne ihn die Pünktlichkeit nicht einführen, und noch weniger aufrecht erhalten kann, ohne die es dem Dienst immer an Ordnung, besonders aber an Zeit fehlen wird.

14.

Die Kunst mündlich gut vorzutragen, hängt mehr von Naturgaben ab, als die, einen guten Geschäftsstyl zu haben. Jedermann, dem man zu dienen erlaubt, ist daher verpflichtet zweckmäßig schreiben zu lernen, und würde es auch können, wenn man es nicht für eine Nebensache hielte, oder sich einbildete es zu verstehen, so bald man sich etwa auf Abhandlungen zu einer Zeitschrift eingeübt hat. Das erste verleitet zur Vernachlässigung,

das andere veranlaßt einen Reflexionskitzel, der meistens in Phraseologie und Umständlichkeit ausartet, die der Hand a qua, und den Augen ad quos lästig werden muß. Das wahre Wesen des Dienststyls sind, möglichste Kürze und höchste Deutlichkeit. Wortreichthum ist mehrentheils Beweis von Ueberlegungsarmuth und die Unbestimmtheit des Ausdrucks verräth bösen Willen oder sträflichen Leichtsinn. Friedrich II. hielt mit fast pedantischem Ernst darauf, daß kein Bericht länger, als eine Blattseite werden mußte, weil ihm bekannt war, daß auf einer pagina viele Sachen Raum haben, und daß es für die obern Behörden erstickend wird, wenn sich die untern nicht der treffendsten und kürzesten Darstellung befleißigen, sondern die Gründlichkeit der Berichte nach der Bogenzahl abmessen. Berichte und Instruktionen haben das mit einander gleich, daß ihre Reichhaltigkeit keinesweges von ihrer Umständlichkeit abhängt und daß ohne vorzügliche Bestimmtheit jene nicht hilft und diese oft sehr schadet. Ein doppelsinniger Befehlsausdruck sollte jederzeit als eine Bosheitssünde an dem Befehlenden bestraft werden.

15.

Der Officianten-Egoismus ist ein Wurm, der entweder die Blüthen des Dienstbaums verdirbt, oder die Frucht anstickt, so daß sie beym kleinsten Winde unreif abfällt.

16.

Wenn in einem Staat nicht Alles wohlhabend wird, so verarmt eins nach dem andern. Denn eine Nahrungsbranche vorzüglich begünstigen, scheint einen Körper durch Ansetzung eines Kropfs verschönern wollen; und so geht es auch mit dem Dienst, wenn er nicht in allen Fächern gleich gut getrieben wird.

17.

Einseitige Thätigkeit im Dienst ist ein Zeuge vom fehlerhaft angelegten Dienstplan, und schlechte oder gar böse Plane schlagen selten so glücklich aus, wie der der Brüder Josephs, als sie ihn nach Egypten verkauften, wo ihn die Traumdeuterey zur Premierministerschaft führte.

18.

Da jeder Mensch, nur einer weniger oder mehr wie der andere, Launen hat, so ist der

Dienſtmann von ſolcher Humanitätskrankheit natürlich auch nicht frey, er hat aber eine ſtärkere Pflicht, ſie ſo ſelten als möglich öffentlich ihr Spiel treiben zu laſſen. Mögen Schwindelköpfe den Humeur immerhin für ein Genieattribut halten, mögen auch alle Genies ſonderbare Launen haben, ſo gilt doch der Schluß von den Launen auf Genie keinesweges, und der ächte Dienſtmann wird daher dahin trachten, ſeiner etwannigen Launen Herr und Meiſter zu werden, um ſich in der Gleichmüthigkeit zu erhalten, welche lehrt und hilft das zu thun, was das Beſte iſt, die den Ruf eines guten Karakters befördert, und ihn bey Ausübung unangenehmer Dienſtpflichten, die durch Launen und Leidenſchaftsäußerungen aktiv und paſſiv noch läſtiger werden, unterſtützt. Gleichmüthigkeit iſt die ſilberne Schaale um's Goldkorn der Feſtigkeit, ohne die kein Dienſtmann ein rechtlicher Mann ſeyn kann.

19.

Wer nicht jeden Tag ſo viel arbeitet, als der Tag ihm Zeit dazu läßt, der iſt ein Zeitdieb, ſo gut als der Brettſchneider ein Holzdieb iſt, wenn er den Sägeblock mehr als nöthig iſt behaut, und die Dielen dadurch ſchmä-

ler macht; mag letzterer immerhin zur Entschuldigung der starken Abspähnung die Noth seiner holzbedürftigen Familie, oder ihren Gebrauch zum Ofenbedarf der Herrschaft anführen: Entschuldigung ist so wenig Rechtfertigung, wie Anweisung Zahlung ist.

20.

Das Drängen der Dienstgeschäfte ist eine Zittermaschiene zur Beförderung der Geistestranspiration, die ohne solche rütteinde Bewegung vielleicht zum Schaden des Kopfs ins Stocken gerathen würde.

21.

So fest ich überzeugt bin, daß kein Amt alle Seelenkräfte, und nur sehr wenige Stellen etwa $\frac{1}{7}$ des Tages erfodern, so nöthig scheint es mir festzusetzen, daß keinem Beamteten frey stehen müsse, seinen Kopf oder seine Zeit zum eigenen Dienst eher anzuwenden, bevor er nicht alles gethan hat, was sein Amt fordert. Würde dieses allgemein angenommen, so würden sehr bald alle Klagen über Versäumnisse im Dienst aufhören, und eine Blutschuld vermieden werden, über die das Publikum um Rache schreyt.

22.

Manche Dienstleute wählen sich ein Spielzeug, um den außerdienstlichen Menschen weiß zu machen, die Schwere des Dienstes nöthige sie, eine Erholung zu suchen, um nicht unter der Geschäftslast zu erliegen.

23.

Der Dienstrigorismus würde aber in Terrorismus ausarten, wenn man Dienstleuten, denen ihr Kopf oder eine längere Uebung gut und schnell mit ihren Arbeiten fertig werden hilft, die stadt- und landüblichen Zeitkürzungen untersagen wollte. Wer vermögend genug ist, den Wein der Geselligkeit zu bezahlen, warum sollte der ihn nicht trinken dürfen? Nur der ist ein schlechter Mensch, der Wein kauft, wenn es seinen Kindern an Brod fehlt. Dienstarbeiten sind das Brod, das der Officiant dem Staat zu schaffen schuldig ist, besonders da er von letzterm das Vermögen zu seiner Anschaffung empfängt.

24.

Die Katechismusanatomen vergessen bey ihrer Secirung der zehen Gebothe etwas Wesentliches, wenn sie beym Verboth des Stehlens nicht der Defraudation, die an Dienstar-

beiten so häufig begangen wird, erwähnen, und wenn sie dem kirchengebetlichen: Gieb allen königlichen Civilbedienten ꝛc, nicht mit herzlicher Andacht hinzu thun: bewahre sie vor Lügen, denn wer lügt, wird auch gelegentlich stehlen, so daß ich Lust hätte, Lügen und Stehlen für sinnverwandte Worte zu halten.

25.

Eifersucht ist die Hypochondrie der Liebe, und Unlust wirkt die Hypochondrie des Dienstlebens. Man sollte den Glauben an das Krankwerden durch Dienstarbeiten so behandeln, wie den Glauben an Zauberey, Gespenster ꝛc. genaue Untersuchungen der häuslichen Lebensart eines angeblich vom Dienst siechgewordnen würden bald zeigen, daß die Quelle des Uebels nicht in den Akten, sondern am Tisch — im Bett ꝛc. liegt. Sollte das Sitzen am Spieltisch ganz unschädlich, und nur das am Arbeitstisch nachtheilig seyn?

26.

Mahlerey, Architektur ꝛc., in so fern sie mehr als Professionen sind, haben durch das Reisenlassen junger Künstler auf Kosten des Staats zu wenig gewonnen, daß man

nicht besorgen dürfe, eben so wenig für die Dienstkunst durch ähnlich bezahlte Wanderungen zu gewinnen. Entschließt sich indessen der Staat zu dieser Ausgabe, so ist durchaus nothwendig, solche Pensionairs sich in der Kenntniß ihrer Reiseobjekte ernstlich üben, und vor der Abreise durch die klügsten Dienstmänner prüfen zu lassen, ob und wie sie zu beobachten vermögen. Selbst der auf eigne Kosten Gereiste müßte bey der Rückkunft noch sorgfältiger, wie der im Lande Gebliebene über sein Eingebrachtes examinirt werden, damit er nicht den Staub von fremden Landstraßen den Heimsitzenden in die Augen streuen, und seinen im Auslande gesammelten Katzenglimmer, auch nur so lange, für Gold ausgeben könne, bis ihm auf der Dienstcapelle seine Nichtigkeit gezeigt würde. Ueberhaupt scheint es mir nicht rathsam, die Hände, zum Handschuhtragen zu gewöhnen, von denen man noch nicht sicher weiß, ob man sie nicht in der Folge blos mit der Axt werde anstellen müssen. Auch läuft der Staat, der gar zu liberal und ohne die strengste Vorsicht durch dies Reisemittel das Dienstwesen zu verbessern sucht, Gefahr, untüchtige Söhne seiner Männer von Einfluß, den talentvollsten Armen vorgezogen, und dann das bekannte Ho-

roum filii noxae zum Nachtheil des Dienstes eintreffen zu sehen.

27.

Die gekünstelten Eingänge zu Instruktionen und Gesetzen gleichen den Vorsetzgläsern der optischen Kasten, die mehrentheils schlechte Kupfer vor den Augen unerfahrener Seher verschönern; wer aber mit der Guckkastentäuschung bekannt ist, kann dadurch zu dem unbilligen Mistrauen verleitet werden, alle Vorsteckbilder für schlecht zu halten, wären sie auch wirklich schön.

28.

Seit dem man von der Ehre latere Begriffe eingeführt hat, sind die Kasten-Ehren mehr in Schwung gekommen, die aber großen Nachtheil für die allgemeine Ehre haben, auf die es doch eigentlich ankommt, wenn gleich die dem Esprit de corps blutsverwandte Honneur de corps auch manche gute Dienste thun kann. Eine Verkleinerung der Dienstehre bleibt es immer, wenn Menschen, welche dieses oder jenes Geschäfte für Bezahlung zu thun sich nicht schämen, den Titel ihres Amts aber zu führen sich weigern und ihm den Geburtstitel vorziehen. Wollte man auch diese Geburts-

artet

arroganz oder Vorliebe den jungen Dienstanfängern nachsehen, so sollte man sie doch bey den Aeltern für eine förmliche Dienstverachtung erklären und sie nicht gestatten.

29.

Hoher Stand, Geburt und graue Haare sind öfterer, als man glaubt, Quellen oder Versuchungen zur Ungerechtigkeit im Dienst gegen genialische junge Leute von niederer Geburt, ja es mag wenig hohe Amtsvertheiler geben, die nicht mittelst jener Zugbrücken fähige Köpfe von manchen Stellen abschneiden, oder durch ihr willkührliches Aufziehen denen, die einmal angestellt sind, sie festungslöstig und ängstlich machen.

30.

Da der Dienst nur in gewisser Art die Aufsicht über bürgerliche Pflichtausübungen führt, so sind Dienstgehalte eigentlich kein Sold, sondern nur Prämien für Fleißanstrengung und Wachsamkeit.

31.

Da die rechtliche Bestimmung der Salarien eine sehr genaue Kenntniß der dafür zu übernehmenden Arbeiten erfordert, so ist die

kleinste Prädilektion bey der Vertheilung der Zulagen ein groſser Fehler, und die Zulage, die ein unwürdiger empfängt, ist in gewissem Betracht ein wirklicher Abzug, den ein würdiger unverdient leidet.

32.

Wer die Dienstverwaltung durch Erhöhung dieser Prämie zu verbessern glaubt, wird des Zwecks verfehlen, denn was über den Werth einer Arbeit gegeben wird, ist ein Geschenk, das gar zu leicht in Korruption ausartet.

33.

Bezahlt der Staat seine Diener sehr ansehnlich, so verleitet er selbst sie, aus wirklich handelnden Personen Figuranten zu werden, und den Schein auf Kosten des Seyns anzunehmen.

34.

Wenn Trägheit und Vergnügenssucht nicht ein Paar Hauptanlagen der menschlichen Natur wären, so würden groſse Einnehmer dem Diensifleiſs nicht eben nachtheilig seyn, jetzt aber läſst sich beynahe von jedem zugelegten Thaler eine müssige oder verspielte Stunde mehr in Dienstgeschäften erwarten.

35.

Beyspiele, daß verheyrathete Dienstmänner die erhaltenen Zulagen zum Besten ihrer Witwen zurücklegen, sind so äußerst selten, daß auf solchen Fall gar nicht gerechnet werden darf. Da indessen der Staat doch dabey interessirt ist für die Witwen zu sorgen, um ihnen die Kindererziehung zu erleichtern, so wäre es vielleicht gut, wenn jeder Officiant seine Frau in die Witwenkasse einkaufte, wozu er das Einkaufsgeld zwar selbst herbey schaffen, der Staat dieses ihm aber mit etwa 3 Pr. Cent verzinsen, so wie auch die jährlichen Beyträge übernehmen müßte. Diese Art von Salarienerhöhung scheint mir die einzige, bey der der Staat nichts wagen dürfte.

36.

Man lacht über die etatsmäßigen Sinecuren der Engländer, als ob es nicht auch im preußischen Dienst dergleichen gäbe, die aber hier und überall schädlicher werden, wenn man sie hinter einem großen Schilde mit der Ueberschrift: hier wird das und das bearbeitet, verbirgt. Die Größe des Schildes soll den Vorübergehenden hindern, in das Zimmer zu sehen, in dem er den Tisch mit ganz andern

Dingen als Werkzeugen und Arbeitsstoff bedeckt finden würde.

37.

Jemehr solche Sinecuren verheimlicht oder bemäntelt werden, je nachtheiliger werden sie dem werkthätigen Dienst, und giebt es gar nicht Zeitpunkte und Umstände, die solche Sinecuristen nöthigen, wenigstens dann und wann eine etwas in die Augen fallende Arbeit vorzunehmen, so wird ihr Beyspiel für den Fleiß anderer noch nachtheiliger.

38.

Sobald Rang und Gehalt sich zu der Arbeit wie 3 zu 1 verhalten, so ist die Stelle eine verkappte Sinecure, und wer Augen hat zu sehen, wird dergleichen auch unter uns finden, ohne daß ich diese Dienstdomherrn nenne.

39.

Wenn Diäten nicht etwa eine Bezahlung für den Gebrauch der Backzähne, dergleichen nach Volney, die Türken in den Dörfern einfodern, sondern a) Belohnungen eines bereits angestellten Officianten für eine nicht eigentlich zu seinem Dienst gehörige Arbeit, während welcher er aber doch die seines Amtes

nicht besorgen kann, b) Entschädigungen für Nebenausgaben auf Reisen, die aber zum Officio gehören, seyn sollen; so legt sich der Staat eine überflüssige Last auf, wenn er diese Diäten nicht nach den erwähnten zwey Bestimmungsgründen als Vergütung und Entschädigung des Officianten, sondern nach den Titeln des letztern steigen läßt, so daß mehrentheils der, der die mehreste Arbeitslast trägt, 16 ggr., und das oft blos zusehende Commissions-Haupt viele Thaler Nebentaglohn empfängt.

40.

Die Frage: ob es besser sey, die sämtlichen Regierungszweige einzelner Provinzen nur Einem Minister unter dem Beding der strengsten persönlichen Verantwortlichkeit anzuvertrauen, oder besondern Ministern ihre Geschäfte durch alle Provinzen anzuweisen und also Finanz-, Justiz-, Forst-, Kirchen-Minister anzusetzen? diese Frage ist für meine Beantwortung zu hoch. Für Einen Generalminister in jeder Provinz spricht das leichtere Concentriren der Dienstkräfte, und die größere Schnelligkeit aller Ausführungen — für specielle Departementsminister die leichtere Controllirung ihres Benehmens, vermittelst der

unter ihnen stets obwaltenden Kollisionen, und weil das leichtere Auffinden Eines ganzen Mannes für Ein Fach als mehrerer solcher ganzen Männer für alle Fächer zu finden. — Wem schwindelt aber nicht zugleich der Kopf beym Ueberdenken des Elendes, das aus den wechselseitigen feindseligen oder auch nur eifersüchtigen Behandlungen der Departements entsteht, und wie dadurch $\frac{1}{2}$ der Kräfte und $\frac{2}{3}$ der Zeit verlohren gehen! — Wo die letzte Einrichtung getroffen ist, scheint man Behagen an dem Spruch gefunden zu haben: ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Saamen und ihrem Saamen — hätte man doch aber auch zugleich den bestellen können, der der Schlange den Kopf zertreten könnte, damit sie nicht der Nation in die Fersen steche — unheilbar.

41.

Jede Diensteinrichtung eines Landes sollte mit der Abfassung eines Ressortreglements angefangen werden, sonst lassen sich Unsicherheit des Geschäftsganges, Verzögerung seiner Beendigung, Schlupfwinkel für die Chikane der Officianten, wechselseitige Eingriffe in die Behörden, schwürigere Bemerkung der Dienstvernachlässigung, persönliches Herausnehmen

vermöge der Amtsgewalt und noch viel andere groſse und kleinere Dienſtübel nicht vermeiden, und der Vorwand dazu nicht benehmen. Ein Reſſortreglement erfordert aber zu ſeiner Abfaſſung ſo viel Dienſtſcharfſinn, daß die beſten Köpfe der oberſten Behörde es nur entwerfen ſollten, und der Fürſt ſelbſt alle ſeine Klugheit bey der Prüfung anwenden müßte, um der, dennoch nicht ganz zu vermeidenden Bürokratie nicht zu groſsen Spielraum zu laſſen.

42.

Nicht weniger Klugheit, wie zur richtigen Begränzung der Reſſorts, gehört auch zur genauen Beſtimmung des zu ihrer Verwaltung eben nur zulänglichen Perſonals. Wobey wird aber wohl willkührlicher und partheyiſcher verfahren? Könnten z. B. die Staatsrecepturen nicht merklich vermindert werden, wenn man den Effekt der Ausgabe gegen ihre Gröſse ſorgfältiger balanciren möchte? Durch die in dieſem Stück vorfallenden Fehler wird die Quantität der Dienſtarbeit ſo wie auch ihre Nutzbarkeit nicht vermehrt, wohl aber die Renomée des Dienſtes ſelbſt bey den Nichtdienenden verſchlimmert, und „Ehre verlohren, alles verlohren“ iſt wahr-

lich nicht ein blos auf das Militär anzuwendendes Sprüchwort.

43.

Schon einem Rath bey der Justiz ist es vortheilhaft, wenn er den Kassen-Etat seines Collegii kennt, einem bey der Finanz ist eine solche Kenntniß unentbehrlich, ohne sie tappt er gar zu oft im Finstern, wird er manchen Plan nicht ausführen und viele Zweifel nicht lösen können.

44.

Das Wort Wohl des Ganzen ist ein Vorgebürg, welches unruhige Staatsbeamte nutzen, um von selbigem ab desto kürzer einen Damm nach dem fruchtbaren Eylande der Privatbetriebsamkeit zu schütten, wodurch aber oft die Versandung des letztern befördert wird. Vor solcher Dammschüttung müssen sich Dienstleute hüten, um nicht für Fälle, in denen ein Kommunikations-, Damm- und Brückenbau nützlich und nothwendig ist, ihre bona officia zum Voraus in Verdacht zu bringen.

45.

Ohne dem Finanzdienst die ihm gebührende Wichtigkeit und Ehre zu schmälern, kann

man ihm doch nicht die Oberstelle zubilligen, wenn er sie sich gleich clam und praecario zu nehmen sucht, wie es der Militärdienst oft vi thut; Anmaßung und Zudringlichkeit gehören aber, Gottlob! noch nicht zu den rechtlichen Erwerbsmitteln.

46.

Die Polizey ist die ältere Schwester der Staatswirthschaft; gehörig verwaltet, hilft sie letzterer, daß im Lande des Pöbels aller Art weniger und der Bürger mehr werden; ihre jüngere ist die Criminaljustiz. Durch das wechselseitige Einverständniß dieses Trios lernt jeder seine Lektion, wodurch es nach M. Luthers Versicherung im Hause gut soll stehen.

47.

Die Hauptobjekte der Polizey sind die Sorge für die Sicherheit der Personen und ihres Eigenthums und Beyschaffung und Förderung rechtlicher Mittel zum nützlichen und angenehmen Gebrauch des letztern. Ohne das erste ist sie ein Nonens, durch das letztere beweist sie, wie weit ihre Handhaber in Weisheit und Humanität fortgeschritten sind.

48.

Da es wohl eine Unmöglichkeit bleiben wird, die gesetzgebende Gewalt von der aus-

übenden so zu scheiden, daß keine der andern keinmal Eingriff thue, so möchte Konnivenz gegen letztere wohl die natürlichste seyn. Je näher man die Polizey mit der Justiz verbindet, je weniger werden obige beyde Gewalten in Kollision gerathen, wogegen die Finanzgeschäfte nur als delegirt von beyden behandelt werden könnten.

49.

Der Polizeydirektor sollte billig Sitz und Stimme in jedem Kollegio seines Orts haben, weil es sonst mißlich wird, die Apellation an die Kollegia zu gestatten, indem solche Weiterberufungen es der Polizey beynahe unmöglich machen, sich bey denen ihrer Aufsicht Anvertrauten und Untergeordneten im Ansehen zu erhalten, oder den oft nothwendig schleunigen Gang ihrer Geschäfte zu beobachten.

50.

Das Höchste des Staatsdienstes liegt in der Polizey. So lange man mit diesem großen Wort so enge Begriffe, wie gewöhnlich, verbindet, und die Polizey nicht aus ihrer kleinlichen Subalternität, besonders aus der unter die Finanzbehörde zieht, ist keine ächte Diensteinrichtung zu erwarten.

51.

Ordnung möcht' ich die Weltſeele nennen, und die Menſchen ordentlich zu machen, beſtrebt ſich die wahre Polizey.

52.

Bey der Polizey kann leicht zu viel und zu umſtändlich befohlen, das einmal gehörig Befohlene aber nie zu genau befolgt, mithin auf dieſe geſchehene Befolgung nicht oft, nicht ſcharf genug gehalten werden.

53.

Bey Beſetzung der Polizeybedienungen müßte man auf zwey Eigenſchaften ſehen und halten — auf den unbefangenſten Verſtand und den pünktlichſten Gehorſam. Letzterer iſt allen Officianten unerlaßlich, mit dem erſten dürfte man es bey manchen Stellen nicht ſo ganz genau nehmen.

54.

Da der Polizey nichts zu hoch, nichts zu niedrig ſeyn muß, es aber des erſtern viel weniger als des letztern giebt, ſo muß ein Polizeyofficiant ein ſehr ſcharfes Auge haben. Dem gröſten Verſtande eines Vorgeſetzten in dieſem Fach wird es unmöglich, ſeine ſo oft

nicht sehen wollenden Unterbedienten zu controlliren, wenn er seine leiblichen Augen nicht immer braucht, und das Gesehene auf der Stelle anzuwenden sucht.

55.

Die wahre Weyhe empfängt die Polizey von der Moralität, die bey ihrer Dienerschaft so nothwendig und heilig seyn muß, wie bey den Kassenbedienten, wo es auch keine Kontrolle giebt, bey fehlendem moralischem Karakter des Rendanten die Kasse zu sichern, indem sogar Visitation und Kaution nur leidige Tröster sind.

56.

Wer von Natur oder aus Gewohnheit zerstreut ist, taugt schlechterdings nicht zur Polizey. Distraktion ist ohnedem nur ein Fehler des durch den äußern Sinn misleiteten oder nicht in gehörigen Schranken gehaltenen Verstandes, den sich jeder so gut abgewöhnen kann, wie Demosthenes seiner schweren Zunge sich entwöhnte.

57.

Beynahe zu den mehresten Kameral- und Polizeydiensten gehört, außer dem Verstande, auch eine körperliche Kräftigkeit, die sich sel-

ten beym Alter, und gar nicht bey der militärischen Invalidität findet. Es gehört daher meines Erachtens mehr zu Friedrichs II. Regierungsparadoxien, als zu seinen Dienstweisheiten, daß er das Versorgen dienstunfähiger Soldaten durch Civilämter mit wahrer Harte einführte. Wie selten verläßt einer das Militär freywillig, oder wird aus ihm entlassen eher oder anders, als wenn es mit seinen Leibeskräften ganz auf die Neige gekommen? Ohne Rücksicht auf manche sittliche Nachtheile dürfte man nur auf die sehen, die der Staat durch schlechte Dienstverwaltung oder dadurch leidet, daß die leibliche Ohnmacht des angestellten Invaliden es nothwendig macht, zwey Leute anzunehmen, wo Ein gesunder zugereicht hätte, und es würde sich bald zeigen, daß der Staat en gros mehr gewinnen, und en detail weniger ausgeben dürfte, wenn die Invaliden apart versorgt, und ihre Unvermögenheit nicht zum Anspruchsrecht auf bürgerliche Aemter gemacht würde. Ein verkrüppelter Land- und Steuerrath, Bürgermeister ꝛc., steht mit den in den Patenten von ihnen gefoderten Leistungen in ärgerm Widerspruch, wie ein lahmer und tauber Amtsbothe, oder ein kurzsichtiger Postschirrmeister mit den ihrigen stehn.

58.

Obrigkeiten müßten durchaus keine Jalousie über nützliche Privatunternehmungen unter dem Vorwande eines nobilis officii judicis oder einer dem Staat als Pflicht obliegenden Oberaufsicht äußern, weil oft die ersprießlichsten Unternehmungen aus Abneigung gegen solche Kuratelen unterlassen werden, besonders wenn gemerkt wird, daß die Aufseher weniger die Vortheile der Sache, als ihre eigenen, bezwecken, und bestünden letztere auch blos in der Ansetzung eines geringsalarirten Officianten, oder in einer verwitzigen Rechnungsabnahme. England hätte gewiß $\frac{4}{5}$ Fabriken, Land- und Wasserwege weniger und schlechter, wenn seine Regierungsleute so häufig mit der Aufsichtsinfluenza befallen würden, wie es in manchen deutschen Landen geschieht. Der Staat mag immerhin die Augen haben auf alles, nur nicht die Hände in allem.

59.

Bey der Ansetzung der Officianten kann nicht behutsam genug und in der Aufsicht über ihre Dienstführung nie wachsam genug verfahren werden, weil von der Wissenschaft, besonders aber von der Moralität der Dienstleute nicht allein das innere Wohl des Staats, sondern auch seine äußere Ehre abhängt. Die

Officianten sind die Musterkarte der Staatspackkammer und ihr äußerer Ruf und ihr innerer Werth hängen genauer zusammen wie der schöne Kranz und der gute Wein, der das erstere nicht zu bedürfen pflegt.

60.

Da der Mensch, nach Lichtenbergs Meynung, eine besondere Abrichtungsfähigkeit besitzt, so sollte man auch auf dieses bey Besetzung mancher Stellen vorzüglich sehen. Wollte man sie aber zur Basis der Diensiverwaltungsfähigkeit annehmen, dann wehe dem Dienst! Aus dem Abrichten entspringt die Routine, der ich zwar keineswegs allen Werth absprechе, allein ich möchte solche Routinemänner neben die Genies setzen, wie man Stangen neben junge Bäume stellt ihren geraden Wuchs zu befördern und sie vor mancher Windbeschädigung zu sichern.

61.

Sollte es dem Dienst nicht zuträglich seyn, wenn die Leute ihn später antreten möchten? das Ingenia praecocia raro lana enthält eine nicht überflüßige Warnung vor dem zu frühen Besuchen der Academie, und der minorennen Uebernahme mancher sogar pupillarischer Aemter.

62.

So lange als es keine Instrumente für die Sittenmessung giebt, müßte der Staat, seiner Verwaltungssicherheit wegen, genauer das äußere Leben seiner Officianten beobachten. Ausgaben, die die bekannte Einnahme des Amtes augenscheinlich übersteigen, sind ein sicherer Beweis von der Unrechtlichkeit der letztern, und der Staat macht sich der Sünden theilhaft, wenn er den Dienern erlaubt von seinen Bürgern irgend etwas zu nehmen, was er selbst in sein Hebregister zu tragen sich nicht berechtigt glaubte.

63.

Das Zunehmen der Jeremiaden über die Lästigkeit des Dienstlebens ist ein Beweis von der Zunahme der Frivolität unter den Menschen und ihrer Liebe des Müssigganges. Das unsicherste Mittel solchen Klagen abzuhelfen, dürfte wohl die Vermehrung der Arbeiter seyn. König Friedrich II., einer der vollkommensten Staatspräsidenten, antwortete, meines Erachtens sehr richtig, einem Minister, der ihm eine größere Anzahl Arbeiter für Ein Departement vorschlug: — „Herr, „multiplicir' er mir nicht die Entia, am Ende „kommt lauter Subtrahiren heraus." Die An-

Ansetzung mehrerer Beamten schien mir von je her in den meisten Fällen so klug ausgedacht, wie die Anlegung eines neuen Thores zur Vergrößerung der Acciseinnahme. Sie erschwert dem Vorgesetzten die Uebersicht, verleitet zum Verlassen des einen auf den andern, vermehrt die Maschienerie des Staatsschauspiels, und vermindert nach und nach den Fleiß bey ihrer Handhabung. Wenn man nicht mit Zahlvermehrung der Arbeiter zugleich die Zeit zur Arbeit verlängern kann, so gewinnt man selbst dann nicht, wenn die Neuzugesetzten lauter betriebsame Männer sind.

64.

Bey dem Augmentiren der Officianten könnte man eher Rücksicht nehmen auf die Zunahme der Population, als auf die Klagen über zu viel Dienstgeschäfte. Höchstselten liegt es am **Nichtbestreiten-können** der Arbeit, desto öfterer aber am **Nichtbestreiten-wollen**. Je frivoler die Menschen werden, desto kindischer werden sie auch, wenn Kinder aber durch Schreyen nach Licenz streben, sollen vernünftige Eltern sich an die Schreyhälse kehren?

65.

Aus den Patenten sollte das lange Register von Dingen wegbleiben, die der Offi-

etant blos darum nicht vornehmen kann, weil die Oberbehörde selbst, die das Patent ausfertigte, ihm nicht erlaubt darnach zu handeln. In unnützen Befehlen steckt die Einladung zur Vernachlassigung der nützlichen.

66.

Da jeder, der einen Unterschied zwischen seinem blosgegebenen Wort und dem beschwornen macht, eo ipso undienstfähig ist, so würde es gewiß gut seyn, alle Diensteyde abzuschaffen, und es scheint mir höchst sonderbar, daß man ganze Menschenklassen von gewissen bürgerlichen Pflichten frey läßt, weil ihre Sektenlehre keinen Eyd gestattet, als ob sie dadurch auch von Treu- und Glaubenhalten losgesprochen wären?

67.

Man hat es in unsern Tagen dem Kirchendienst zuträglich gefunden, keinen als Pfarrer anzustellen, der nicht einige Zeit in der Schule gearbeitet, und es würde gewiß auch dem Civildienst sehr vortheilhaft seyn, wenn Keiner, wes Standes und von welcher Geburt er auch sey, zu höhern Stufen gerufen würde, wenn er nicht einige Zeit, ganz im Ernst, auf den niedrigern gestanden hätte.

Die Unerlaßlichkeit des Junkerseyns hat dem preußischen Soldatenstande gewiß viel Nutzen geschafft. Die untern Posten sind mehrentheils isolirt, und üben eben dadurch den Verstand weit mehr als die collegialische; und es ist daher aber auch eine Sünde wider den Staatsgeist, in der Prüfung vor ihrer Besetzung nachsichtig zu seyn, es wäre dann, daß man keine Avancements ohne neue Prüfungen zuließe.

68.

Von allen Arten der Parvenüs sind die dienstmännischen die schlimmsten, weil die schnellerhaltenen Aemter und Ehren den Emporkömmling zu berechtigen scheinen, solches Steigen auf die Rechnung seiner Verdienste zu schreiben, und eine ganz eigene Verstandsfrugalität dazu gehört auf den Dienstkopf nicht ein Pretium affectionis (Liebeswerth) zu setzen und ihn zu hoch in Anschlag zu bringen.

69.

Wenn es in England viel zu einer gewissen bürgerlichen Gleichheit beytragen soll, daß die mehresten Leute gleichfeine Kleider und Wäsche tragen, sollten sich die Stände nicht auch im Dienst besser einander nähern, wenn

die vornehmste Geburt keinen dispensirte, erst Richter oder Kalculator zu werden?

70.

Friedrich II. nannte sich mehrmals den ersten Diener des Staats, und war es auch gewiß viel buchstäblicher, als der Pabst selbst in unsern Zeiten ein Servus Servorum ist. Ich möchte den Landesherrn den Producenten des Dienstes nennen, die Bürger aber die Dienstconsumenten, zwischen welchen beyden die Minister stehen als eine zweyte Hand, aus der der Dienstbedürftige Lebens-Nahrung und Nothdurft erhält, aber wohl nie ohne vorherigen Abzug der Zehenten. Vor Zeiten bekleidete der Klerus größtentheils die Ministerstellen, und aus dieser Herren Gewöhnung an räuchrige Opferluft mag sich wohl der Staatsgroßen Lust im Volkstrüben zu fischen herschreiben. Wie der Hoheprieſter eine gewisse Bundesladenscheu äußerte, so affektiren die mehresten hohen Staatsdiener eine Fürstenscheu, die sie zwar im Herzen nicht haben, durch die sie aber dem Fürsten die wahre Popularität entziehen, indem sie ihn als eine Art von Scheuche bey den Dienstbeeten aufstellen, und sich selbst aus dem angeblichen Wagniß ihrer Stellung zwischen Fürst und

Volk ein Verdienst machen, ob sie sich gleich dadurch doch eigentlich nur mehr freye Hand zu schaffen suchen. Wer nicht hilft, wo er helfen kann und soll, der ist eben durch sein Nichthelfenwollen der gefährlichste Beschädiger des Hülfsbedürftigen, und ich glaube daher ziemlich fest, daß die größten Dienstsünden sich von den Staatsvorsitzern herschreiben, die theils ihre hohen Aemter als Sinecuren ansehen, theils das pilatische Händewaschen für eine Reinigung halten, oder das behagliche System wechselseitiger Nachsicht und Gefallenthuerey angenommen, und durch letzteres die Wahrheit, die alles Dienstes Anfang, Mittel und Ende seyn sollte, aus dem Dienst gebracht haben. Würde die Pluralität der Minister von Einem guten Geiste belebt, so müßte ein jeder Fürst, es wäre denn ein so unvernünftiger und noch nicht unter Kuratel gesetzter, wie der Herzog von — das thun, was sie ihm als gut und nützlich vorschlagen. Sieht man nicht oft, daß ein starkökonemisirender Regent viel Geld zu entbehrlichen Dingen hergiebt, und kleine Summen zu den nützlichsten Anlagen abschlägt, weil der Wahrheitsstrahl, indem er durch die Glasscheibe des Vortrages gieng, sich so divergirte, daß er das Auge des Fürsten nicht treffen

konnte. Der Staatsdienst würde gewiß weit behaglicher, und Fleiß und Rechtschaffenheit mehr zur Tagesordnung werden, wenn die höchsten Staatsdiener das thäten, was sie thun können, was sie thun sollen, und was Sully beynahe immer gethan hat.

71.

Einen Sully zu haben, ist beynah' das größte Glück eines Fürsten. Sollte aber das bekannte und probate: wer da suchet, der findet, bloß beym Sullysuchen fehlschlagen, wenn Ernst dabey angewandt würde? oder hindern die Fürsten sich nicht selbst an diesem Finden am ärgsten dadurch, wenn sie volksscheu sind, und sich oft aus Arbeitsscheu es nicht abgewöhnen wollen? Die Scheu ist überhaupt ein muthloses Mißtrauen gegen sich selbst oder gegen andere, oft gegen beyde, und Mißtrauen prallt wie der an die Wand geworfene Ball unter gleichem Winkel auf den Anwerfer zurück — Was kann daher nicht Mißtrauen für üble Folgen im Dienst haben! Sollte man es nicht wenigstens für einen halben Beweis gegen die Rechtlichkeit des Herzens annehmen?

72.

Der Schade, den die wechselseitige Eifersucht der Generale bey alliirten Armeen stif-

tet, äußert ſich nicht minder durch die Jalouſie der verſchiedenen Departements im Civildienſt, und es wäre zu wünſchen, daß das: „Friede ernährt und Unfriede verzehrt“ über jedes Miniſters Porteſeuille, und in aller Dienſtleute Herzen ſtünde!

73.

Das Genie zum Dirigiren iſt das ſeltenſte. Man kann zu vielerley Dingen Genie beſitzen und eben dadurch zum Dirigiren am unfähigſten ſeyn, denn dirigiren heißt doch wohl die Gabe beſitzen, jedes Maaß von Kräften in die ihm möglichſte, thätige Anwendung zu bringen. Zwar vermag kein Präſident oder Direktor ſeine Räthe zu beſſern Köpfen zu machen, als ſie von Natur ſind, aber fleißiger muß er ſie durchaus machen können, wenn er es ernſtlich will, oder nicht etwa aus Vorliebe für ſeinen eigenen Kopf in dem Wahn ſteht, die Meiſter fielen vom Himmel.

74.

Jedes Kollegium kann ſich an Einem Viertheil ſeiner Köpfe gnügen, wenn der Präſident ſelbſt einer iſt. Iſt letzterer nicht von der Natur damit ausgeſtattet, und hat

Einen hervorstechenden Mann unter seinen Beysitzern, so wird dieser, wenn er Lust und Muth hat, der unsichtbare Präsident. Sind der rafinirten Köpfe (das Wort im guten Zuckersiedereyverstande genommen) zu viel in einem Kollegio, so entstehen bald Partheyen und Kollisionen, die oft der klügste Präsident nicht zu vereinigen und zu schlichten vermag.

75.

Kein bloßer Routiner sollte jemahls Präsident werden. In der Routine steckt ein Pedantismus, oder sie gewöhnt zu einem, der in Infallibilität ausartet, wenigstens in ungebührliche Erfahrungszuversicht, die Feindschaft gegen jede neue Erfindung anrichtet, und durch ihre weitzweigige Beschattung das Aufwachsen junger Bäume hindert. Ein Präsident von ausgezeichnetem Kopf ohne alle Dienstерfahrung ist dem Dienstfortschritt weniger nachtheilig, indem er sich gewiß eher in der Dienstweise zurecht gefunden, als seine Unwissenheit in der Diensikunst wahren Schaden dem Dienst gethan haben wird. Am besten möcht' es wohl seyn, wenn der Präsident den Rathsdienst gekostet, aber nicht zu lange auf einem Rathsstuhl gesessen hätte. Er muß den Dienst verstehen, wie jede vor-

nehme Frau die Küche verſtehen ſollte; wo ſie ſelbſt Köchin ſeyn will, ſteht es meiſtens ſo ſchlecht um die Speiſung, wie es um das Kollegium ſteht, deſſen Präſident zu viel ſelbſt aufſetzt.

76.

Es würde dem Dienſt nicht zuträglich ſeyn, wenn man lauter große Köpfe dazu wählte, aber noch verderblicher iſt es ihm, wenn man an ſeine Spitze kleine Köpfe ſtellt.

77.

Ein Pfarrer, der nach zwanzigjähriger Seelſorge nicht den Geiſt ſeiner Gemeine nach ſeinem Sinn gebildet, und ein Präſident, der nicht binnen viel wenigern Jahren ſein Kollegium nach ſich zu formen verſtanden hat, hatten beyde keinen wahren Beruf zu ihren Stellen.

78.

Da jeder Dienſtmann ſeine Zeit und Kräfte ſeiner Stelle verkauft hat, ſo iſt kein Ausbleiben aus den Seſſionen anders zu entſchuldigen, als durch wirkliche Krankheit oder eine Dienſtreiſe. Jedes häusliche Geſchäft muß wie Mulier in Eccleſia ſchweigen. Aufſchub der Vorträge und ihrer Ausfertigung

ist gar nicht zu dulden. Die bey der Revision schlecht befundene Arbeit muß zur Umarbeitung zurückgegeben werden, denn das viele Korrigiren ist kein Präsidentengeschäft und macht oft noch nachlässiger; helfen freundliche Erinnerungen nicht, so addressire der Chef die Expedition dem Referenten selbst zum nochmaligen Vortrage, und wer sich durch solche Präsidentur-Gäte nicht zur Buße d. i. zur Besserung leiten läßt, der verdient durch diese Dienstmakel eine NB. in der Conduitenliste.

79.

Die Conduitenlisten können zum größten Vortheil des Dienstes genutzt werden, und die höchsten Behörden handeln pflichtwidrig, wenn sie auf selbige nicht achten und die Präsidenten nicht für deren Richtigkeit verantwortlich machen. Man sollte sie halbjährig einsenden lassen, und so gut es vielleicht ist, daß der Präsident die Conduitenliste nicht dem ganzen Kollegio vorzeige, so nützlich möchte es seyn, wenn er jedes Mitglied, besonders die Dienstvergesser, das sehen lasse, was er über sein Betragen anzumerken nothwendig gefunden. Ein dienstgerechter Präsident darf keine Disputation darüber besorgen oder scheuen, denn er muß die Specialfälle zu seiner Legiti-

mation bey der Hand haben, ja er wird durch unbeſtechliche Offenheit den Vortheil gewinnen, nie geheim ſeyn oder thun zu dürfen. Da in die Conduitenliſten die reinſte Wahrheit gehört, ſo verdient der, der ſie hier zu ſagen ſich ſcheut, wenigſtens gleiche Strafe mit dem, deſſen Sünden er verſchweigt. Rückſicht auf die Perſonen und ihre Haus- und Familien-Umſtände verbirgt den Blick auf die Sachen zu gleicher Schiefheit. Ohne Hehler giebt es auch keinen Stehler, und in dem Spruch: verbannet die Lügen und redet die Wahrheit, liegt der Moſes und die Propheten des ganzen Dienſtes, ja vielleicht alles, was ſich zum Beſten der guten Lebensführung überhaupt ſagen und thun läßt.

80.

Zwiſchen dem Chef eines Kollegii und ſeinen Räthen kann keine wirkliche Freundſchaft ſtatt finden. Freundſchaft verträgt ſich nicht mit Subalternität, miſcht ſich vertraulich ins häusliche Leben, und beruht auf einer Gleichheit, die dem Dienſternſt nur zu leicht den Anſtrich von befehlender Härte giebt.

81.

Nur bey wenigen Dienſtſtellen könnte man äußern Glanz und Aufwand geſtatten,

vielleicht sogar fordern. So ist es z. B. Pflicht jedes Präsidenten, mit seinen Kollegiengliedern gesellig zu leben, weil das Tischgespräch vielfaltig bessere Gelegenheit giebt, ihre Geister kennen zu lernen, als langes Sitzen an der Kollegientafel, wo lauter Papier angerichtet wird.

82.

Jedes Corpus mysticum läuft Gefahr ein Caput mortuum zu werden, wenn es nicht ein kollegialischer Geist belebt, und dieser schwebt zu allererst und am sichtbarsten über den Konversationswassern in einer Gesellschaft, wenn die Gegenwart eines, wenigstens ex uno Capite, sey es des Herzens oder des Verstandes Achtung verdienenden und sich mittheilenden Präsidenten ihr eine gewisse Einheit zu verschaffen weiß, und sie zur Reibung der Talente an einander aufmuntert, aus der oft Funken sprühen, die in die verborgensten Winkel unerwartetes Licht bringen: Lichtenberg sagt: man lerne den Menschen bald kennen aus dem Scherz, den er übel nimmt. Ein Recept zur Menschenkenntniß, das sich am leichtesten bey Tische anwenden läßt, und Montaigne versichert, daß er seine Leute selbst an ihrem Lächeln und Schweigen

kenne, und ſie vielleicht beſſer bey Tiſch als bey wichtigen Berathſchlagungen entdecke. *)

83.

Beym oberflächlichſten Denken über den Dienſt wird man ſchon finden, daß ſeine Verwaltung theils Kollegia, theils einzelne Thäter des Geſetzwortes erfordert, ſollte man aber auf einem Entweder — Oder beſtehen, ſo würde ich mich für die Anſetzung einzelner Officianten erklären. Die vollziehende Gewalt kann letztere nicht entbehren, ſo wie die geſetzgebende wohl der erſteren bedürfen möchte. Moſes, dieſer höchſtverſchlagene Polizeykopf, paßte den Zeitpunkt ab, als der Sinai rauchte, um zu verhindern, daß jemand zuſähe, wie er ſeine Geſetztafeln machte. Kollegia ſind ſolche reſpektable Nebel, welche die um den Berg herumſtehenden abhalten, zu ſehen, wie eigentlich alles nur Eines Menſchen Werk iſt, welches in der Folge wieder ein Einzelner ganz umformt, oder mit einer Decoration bemäntelt, die die Primam materiam des Produkts im Werth wirklich hebet, oder doch zu heben vorgiebt.

*) Je cognois mes gens au silence mesme, et à leur sous-rire: et les descouvre mieux à l'avanture à table, qu'au conseil. Essais livr. III. chap. 3. Th. 5. P. 97. Vode.

§4.

Mit Recht macht man in den Kollegien ein Geheimniß aus den Nahmen der Referenten, und Kollegia verstehen ihren eigenen Vortheil nicht, wenn sie nicht auf diesem Geheimhalten fest bestehen. In der Unsichtbarkeit liegt eine Heiligkeit, und diese hilft zu einer Befreyung von Maaß und Vergleichung, indem, soll ich sagen? Gottlob! es wenig Menschen giebt, die nicht ein demüthiges Gefühl von ihrer Profanität haben.

§5.

Friedrich II. pflegte besondere Offiziere zum Patrouilliren auszuwählen, weil er wußte, daß zur Ausmittelung eines Faktums besondere Scharfsichtigkeit nöthig ist. Wär' es also nicht auch im Civildienst sehr heilsam, wenn man die Ausmittelung der Faktorum den geschicktesten Officianten anvertraute? Würde den Engländern wohl die Jury als ein Palladium heilig seyn, wenn sie nicht überzeugt wären, daß im Fakto beynahe alle Materialien liegen, aus denen eine rechtliche Sentenz construirt werden kann? Das Faktum liefert die drey Punkte zur Fertigung des Justiz- und Administrations-Triangels. Auch hat man im Preußischen schon viele

Worte über die Instruirkunst und ihre Nothwendigkeit gemacht — verlernet man aber nicht ihre Kraft so lange, als man sie den jüngsten wesenunkundigsten Händen und Köpfen überläßt?

86.

Die Untersuchung alles Faktischen müßte den Kollegien abgenommen werden — die Personenverhörungen schicken sich besser für einzelne Officianten. Denn alles, was zum Kollegio gehört, sollte nie aus dem Nimbus treten, um nicht die dem Dienst sehr vortheilhafte, und von ihm kaum abzutrennen mögliche Fallaz zu schwächen, oder gar aufzuheben.

87.

Der Kollegiendienst müßte allein im Urtheilen bestehen, so wie in genauer Aufsicht auf die rechtliche Ausführung der Urtheile. Blos um sich von letzterm fest zu überzeugen, könnte man hin und her, dann und wann Revisionen durch Kollegienmitglieder bey den einzelnen Officianten zulassen.

88.

Kein Kollegium müßte wöchentlich über drey Sessionen haben, deren Anfangsstunden

mit soldatischer Genauigkeit eingehalten, und die ganz zu Verträgen angewandt werden müßten.

89.

Die üble Gewohnheit, in manchen Kollegien während des Vortrags zu lesen oder zu schreiben, müßte kein Präsident je aufkommen lassen, weil sie a) die Hauptabsicht einer Kollegienansetzung aufhebt, wenigstens hindert, die doch wohl darin besteht, den Verstand vieler auf Eine Sache zu richten, damit sie desto richtiger und rechtlicher behandelt werde; weil sie b) den Antheil schmälert, den jedes Kollegienglied an jeder vorkommenden Sache nehmen soll, und c) oft leichtsinnige Reden außer dem Kollegio über die Vorträge veranlaßt.

90.

Billig sollte in allen Kollegien über alles votirt werden, weil dieses aber in manchen zu viele Zeit wegnehmen würde, so nimmt man das nicht Neinsagen für Zustimmung an. Ist es daher nicht nothwendig, daß jeder auf den Vortrag acht gebe, und daß man jedem dadurch zum voraus im Fall eintretender Verantwortung die Entschuldigung benehme, er sey während des Vortrages der Sache mit eigener Arbeit beschäftiget gewesen?

91.

91.

Das Liegenlaſſen der Arbeiten kann der Präſident durch die Genauigkeit ſeines Journals hindern, und wie viel gewönne der Kollegiendienſt ſchon dadurch? Manche Dienſtleute ſind aus wahrem Verſtandesübermuth nachläſſig, zwänge man dieſe zum Fleiß, ſo würde ſie bald, wenn ſie nicht neben ihrer Klugheit boshaft ſind, ihr eigener Verſtand nöthigen, das, was ſie machen, auch gut zu machen, denn einen fähigen Kopf ekelt ſo gut vor einer eigenen ſchlechten Arbeit, als vor der eines Fremden.

92.

Unterricht und Strafe ſind die beyden einzigen Mittel, die Menſchen, alte und junge, zu ihrer Pflichterfüllung zu bringen. Unterricht, deſſen Summum die Erziehung iſt, läßt ſich beym Offizianten kaum noch anwenden, obgleich der Dienſt ſelbſt zur herrlichſten Lebensſchule werden kann. Es bleibt alſo nur noch das Strafen übrig, bey dem man aber jederzeit das ohnedem nie zum Recht gehörende Harte zu vermeiden ſuchen ſoll. Würde es alſo nicht gut ſeyn, gewiſſe Kollegien-Grundſätze einzuführen, die ohne

Strafe zu heißen doch ein nöthige sie herein zu kommen abgeben könnten? So müßte z. B. jeder, der krank würde, oder eine eigene Geschäftereise unternähme, ersterer $\frac{1}{4}$, letzterer $\frac{3}{4}$ des auf jeden Abwesenheitstag treffenden Gehalts unerläßlich bezahlen. Von dieser Einnahme könnte man dann geschickte Referendarien diätisiren, und durch sie die Arbeit des abwesenden besorgen lassen. Auf solche Art dürfte kein anderes Kollegiensglied mit fremder Arbeit belästiget werden, und die zu solchen Vacanzgeschäften gebrauchten Referendarien könnten zu mehrerer Aufmunterung eine Präferenz im Versorgungsfall erhalten.

93.

Ist es nicht eine auf Dienstvernachlässigung gesetzte, wenigstens dazu lockende Prämie, wenn man ein schweres Departement dem, der es verabsäumt, nimmt, und es einem bekanntfleißigen zutheilt, ohne ersterm an seinem Gehalt etwas zu kürzen? Die Abnahme in solchem Fall müßte jederzeit auf Kosten der Negligenz geschehen.

94.

Das Secretariat könnte wohl ganz entbehrt, für die Registratur aber kann nicht zu viel gesorgt werden; ich möchte letztere das Vorrathshaus des Dienstes nennen, und keinen zur Rathsstelle lassen, der nicht einige Zeit in diesen Aktenmagazinen gearbeitet hätte.

95.

Streitet es nicht wider alle Natur der Gerechtigkeit, vor der kein Ansehen der Personen gelten soll, wenn es in manchen Justizdikasterien eine adeliche und eine bürgerliche Bank giebt, wo der letzte der ersteren den ältesten der letztern vom Vorsitz ausschliesst? Dienen solche Unterschiede nicht zur Verlängerung der Spalte zwischen Staatsbürgern, an deren Vereinigung doch der Zeitgeist so offenbar und so eifrig arbeitet, dass sie endlich doch wird gelingen müssen, und deren einst gewiß alle froh seyn werden.

96.

Man sollte das Fiskalat abschaffen, oder es ganz anders einrichten; so wie es jetzt fast überall ausgeübt wird, macht es die Re-

gierungen beynahe lächerlich. Bonhomie (Gutmüthigkeit) ist oft im bürgerlichen Leben höchst ehrwürdig, im Dienst aber ist sie durchaus verderblich, und bey einem Fiskal ganz unzulässig.

97.

Meine Abneigung gegen die Tabellenlegionen, die den preußischen Dienst öfters erschweren, als sie ihm nutzen, hält mich nicht ab, das Tabellenwesen dennoch für eine Dienstnothwendigkeit zu halten. Nur müßten die Sachkundigsten Männer ihre Rubriken entwerfen, und die mühsamsten sie gegen einander halten, damit nicht aus ihren Widersprüchen unter einander eine Ungewißheit in den höheren Dienstregionen entstehe, von der man in der Mauvillonschen Umarbeitung des Mirabeauschen Werkes über die preußische Monarchie sehr merkliche Beyspiele antrifft.

98.

Vernünftige Tabellen sind ein Hauptmittel zur richtigen Uebersicht der Diensteffekte, auf die doch alles ankommt. Aus ihrer Unrichtigkeit gehen oft wahre Landplagen in zwecklosen Verordnungen hervor. Friedrichs II. Liebhaberey der Listen und Tabellen

verleitete, wie gewöhnlich jede Liebhaberey der Großen es bey den Kleinen thut, seine Officianten zum Tabellenexerzir — man schmeichelte ihm mit Tabellen, und die Heerlinge, die er von ihnen ablas, machten, eben nicht selten, die Zähne derer stumpf, denen er das Essen befahl.

99.

Tabellen sind die beste Sach- und Personenkontrolle, und der Vorsitzer eines Kollegii, der nicht mit ihrer Hülfe den Gang der Arbeit immer vor Augen behält, wird mit seinem Kolleaio bald ins Wid- kommen. Ich möchte Tabellen mit den Stellstäten in einem großen Walde vergleichen, ohne welche sich Wild und Jäger so verlaufen, daß der Jaadherr am Abend müd' mit leerer Tasche nach Hause kommt.

100.

Tabellen sollen die Uebersicht von Sachen, Personen und Zahlen erleichtern. Es giebt aber Fälle, die ihrer Natur nach keine genaue Auskunft über diese drey Gegenstände zulassen: sollte man sich in solchen nicht aller Tabellenmacherey enthalten, um nicht auf falsche Konsequenzen geleitet zu werden? Leichsinn

und Nachläſſigkeit ſind ſo allgemein bekannte Gehülfen bey der Tabellenfabrike, daß man über die willige Annahme der Tabellen von den Obern, und ihre willige Fertigung von den Untern erſtaunen müßte, wenn es nicht zu vermuthen wäre, daß die Untern ihre Tabellen machen, um die Obern zu täuſchen, und die Obern ſie annehmen, um in der Folge manche ſchwache Maasregeln zu bemänteln. Macht nicht oft Eine unrichtige Tabelle die andern richtigen ſo unnütz, wie eine kleine Oeffnung im Roßgartenzaun die ganze übrige Umzäunung?

* * *

Ueber den Kirchendienſt ſag ich nichts, weil ich der amerikaniſchen Meynung bin, daß der Staat am beſten thue, wenn er ihn ſich ſelbſt, wie eine Privatſache überläßt, und auch in die Schulangelegenheiten ſich nur ſparſam und behutſam miſcht, weil die überall ſchädliche Regierſucht in dieſem Fach leicht noch mehr Schaden anrichten kann, als in jedem andern.

* * *

Das Wort Amtstreue iſt der Naturſchrey in der Dienſtſprache. In ihm liegen die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen. Es drückt nicht allein alle Pflichten aller Dienſtarten unter ſich aus, ſondern zeigt auch die Hauptmittel an, ihnen hinlängliche Gnüge zu thun. Wer auf dieſen Gewiſſenswecker hört, wird gewiß in keinem Dienſt etwas verſchlafen — und da ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeyd ihr, ſo ihr's thut.

* * *

In einem Staat, dessen kräftigster Strebpfeiler sein Militär ist, würde es unrecht seyn, selbst bey wenigen partiellen Aeußerungen über den Dienst, nichts über den Soldatendienst zu sagen, besonders da man im Preußischen, auch ohne selbst Soldat zu seyn, manches vom Soldatenwesen lernen kann und muß. Mögen die stehenden Heere immerhin von der höhern Humanität, selbst mit Recht, für Weltübel erklärt werden, bevor wir nicht die höchste Sittlichkeitsstufe erklommen haben, muß man die Regierungskrücke nicht verschmähen, aber wohl zu verhüten suchen, daß sie nicht zum Messer werde, dem Bürger das Brod zuzuschneiden, oder es ihm an die Kehle zu setzen, wenn er über Kargheit der Portionen klagt. Das bekannte Miles res sacra läßt sich sehr gut und mit Recht auch auf die Soldaten anwenden. Die Welt, wie sie jetzt

ist, will und muß Soldaten haben, und je besser diese Soldaten Soldaten sind, je besser entsprechen sie ihrem Zweck — die Staatsfeinde zu überflügeln, und dem Staat Frieden zu schaffen oder zu erhalten?

101.

Ehrgefühle aller Art sind die wohlfeilsten Dämpfe, die dem militärischen Maschinenwerk die Kraft geben können, politische Berge zu versetzen und Stadtthore auf den Schultern wegzutragen, wie Simson die von Gaza. Auf Ehre zu halten ist also beym Soldaten das Hauptstück, und ich find' es nicht unrecht, ihm auch den obersten äußerlichen Rang zuzugestehen; man mache ihn nur zugleich für die mindeste Verletzung der allgemeinen und besondern Ehre aufs härteste straffällig. Auf den kleinsten Betrug, bestehe er in einer Wortlüge, oder in einem Unterschleif bey Brod-, Servis-, Fourage-, Todten-, Beurlaubten-Listen ꝛc. müßte so gut Entlassung folgen, wie auf das Verbergen in einer Schlacht. Bey Zergliederung der Herzhaftigkeit findet man bald, daß sie eine Art von Furcht vor größerm Uebel, mithin mehr eine Schwachheitssünde sey, wie der Betrug, der

jederzeit Bosheit ist, und keinesweges dadurch entschuldiget oder beschönigt werden kann, wenn sich alle Glieder des Standes für gleiche Sünder bekennen. Die Allgemeinheit einer schändlichen Handlung ändert nichts in ihrer Natur.

102.

Der Soldat muß aus keiner andern Hand als der seines Fürsten etwas annehmen. Was er dem Fürsten zu hoch anrechnet, ist Gaunerey, und was er dem Bürger nimmt, ist ein Raub.

103.

Auf die Ehre im Leben muß der Soldat eifersüchtig seyn, denn in dem Sterben auf dem Schlachtfelde liegt eigentlich weder Ehre noch Schande. Hochroth schreyt mehr wie blau, aber beydes ist eine Farbe, und so ist auch Sterben weiter nichts als Sterben, sey es im Bett oder im Laufgraben.

104.

Auf das sogenannte Sterben für das Vaterland ist es unerlaubt, eine Art von Pränumeration anzunehmen. Wer es thut, ist ein Prahler; sterben müssen wir alle, und

oft begegnet es einem auch plötzlich. Wer wollte ein Naturmuß als ein besonderes Verdienst sich anrechnen lassen?

105.

Nächst dem Ehrgefühl könnte man dem Offizier nichts dringender empfehlen, als beständige Thätigkeit. Bey dem bodenlosen Müssiggange ist es zu verwundern, daß nicht noch mehr Verderbniß unter ihnen herrscht. Es müßte daher eine Beschäftigung, besonders für junge Offiziere, festgesetzt werden; fast alle Arten von Dienst haben ja ihre Lehrarbeiten, warum soll sie nicht auch der Soldat haben?

106.

Die Subalternität aller Stände möcht' ich mit dem Frühlinge vergleichen, der die Saaten keimen und einwachsen läßt, wenn aber der Winter sich weit in das Frühjahr hineinzieht, so hat dies oft schlimme Folgen aufs Ganze. Wer zu lange Unteroffizier bleibt, wird entweder gar nicht, oder zu spät und am seltensten ein ächter General, daß umgekehrt es eher gerathe, hat man im amerikanischen, und näher im französischen Revolutionskriege gesehen.

107.

Der Soldat ist blos despotisch zu behandeln, die alten Republiken können nicht zur Widerlegung angeführt werden — dagegen zeigen die holländischen und englischen Soldaten, daß das Sic volo sic jubeo das Punctum saliens einer Armee sey, wer ihm zu nahe tritt, tödtet die Frucht oder verkrüppelt sie.

108.

Im Dienst des Fußvolks steckt zwar die Hauptkraft des Militärs, und es ist sein Verstand, so wie die Reuterey seine Leidenschaft ist; aber billig müßte man ersterm seinen alleinigen Glauben an unüberwindliche Stärke bey geschloßnen Gliedern, und an seine Feuer-Tuttis, und letzterer die falsche Scheu vor der Infanterie-Contenanz benichtigen.

109.

Sähe der Reuter nicht jederzeit in seinem Pferde das Erleichterungsmittel seiner Rettung vom Tode vor Augen, so dürfte zwischen der Bravour oder Verzagtheit eines Kavalleristen, und der eines Infanteristen kein Unterschied gemacht, erstere ihm nicht höher angerechnet und letztere nicht schärfer bestraft werden. Der Reuter handelt in verschiedenen Fällen freyer, wie der zu Fuß dienende,

da manchen nur das Vogel friß oder stirb brav macht.

110.

Kleider machen verschiedentlich Leute. In den Mundierungsarten liegt daher manches, das Erwägung verdient. Wem schienen nicht die preußischen Grenadiere eine Capitisdiminution im Verlust ihrer blanken Mützen erlitten zu haben, bis die jetzige geschmackvolle Restitutio in Integrum statt fand. Ueberhaupt steckt in der äußern Auszeichnung eines Soldaten etwas, das ihm in mancher Gefahr Cäsars Vertrauen auf sein Glück einflößt, und sie ihm dadurch überstehen hilft.

111.

Man schien die Wichtigkeit der Kriegsmusik bey den Griechen vergessen zu haben. Die Wirkungen des Marseiller Marsches trugen zu ihrer Auferstehung gewiß viel bey. Soldaten-Lieder würd' ich nur auf den Wachen und Märschen gestatten, die Instrumentalmusik aber dem eigentlichen Manöver vorbehalten. Da im Seekriege die menschliche Stimme beynahe nichts thut, so sollte sich gewiß ein Kommando mit Trommeln und Pfeifen leicht und nicht ohne Nutzen einführen lassen. Versu-

che, die ich darüber im Preußischen machen gesehen, haben mich in dieser Meynung sehr bestärkt.

112.

Kriegscollegia befördern das Soldatenwesen noch weit weniger, als Collegia medica die Heilkunde. Denn ihre militärische Sessionen bezeugen mehrentheils nur, so wie jene Arzteversammlungen, daß ein gefährlich Kranker im Hause ist, doch machen sie ihn nicht gesund. Friedrich II. gestattete daher keines, und Eugen kehrte sich nicht an das in Wien.*)

*) Ich hoffe, es werde keinen gereuen, in Wottmanns Geschichte und Politik 6tes St. 1081. p. 181. den langen Brief des Herzogs von S. Hildburghausen an den Staatssekretär Kayser Karls VI. den Frh. von Bartenstein, zu lesen, um die Folgen einer unter einem Kriegskollegio stehenden Armee näher kennen zu lernen.

Kabinetsbefehle

vom 23ſten November 1797 und vom 26ſten July 1800.

An sämmtliche Departements, Kammern und Regierungen.

So bekannt es mir auch ist, daß bey sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w., viele äuſerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Männer angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die Geschäfte in der Art bisher betrieben werden, so ist mir auch im Gegentheil nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjekte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen, und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren, woraus denn wiederum zu folgern, daß nicht allemal so verfahren worden, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren ins künftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brodesser dem Staate nur à charge und mehr schaden als nützen; so werden sämmtliche Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen

unbrauchbare Subjekte in ihren resp. Departements finden sollten, (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Partheylichkeit verfahren) selbige zu notiren und davon eine Liste höhern Orts einzureichen, bey welcher dann im kurzen die Ursachen der physischen oder moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen, oder gänzlich zu entlassen; denn es ist nothwendig, daß auch hierin ein Unterschied zu treffen, indem, zumal bey wichtigen Stellen, keine incapable und ihrem Posten nicht gewachsene Subjekte füglich gelitten werden können, ohne dem Ganzen zu schaden.

Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich seyn, und daher einem minder wichtigen Posten ganz gut vorzustehen im Stande seyn. Dahingegen ganz unbrauchbare physische oder moralische, erstere, wenn sie infirm und incapabel mit einer mässigen Pension zu verabschieden, letztere als die moralisch untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen. Denn es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leide, als daß das Ganze dabey zu Grunde gehe, oder doch

wenigstens merklich leide. Für die Richtigkeit der Eingabe repondiren die Eingeber, sollten hiebey Menschlichkeiten oder Parthenlichkeiten verkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Wenn aber gleich dergleichen Subjekte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird demohngeachtet den relp. Departements-Chefs, Präsidenten u. s. w. aufs neue und schärfste aufgegeben jederzeit nach Pflicht und Gewissen, und dem von ihnen geleisteten Eyd getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu passen, daß ein gleiches von ihren Untergebenen geschehe; so daß alles vom Obern bis zum Niederen wie eine Kette an einander hänge, und in einander greife. Der Obere ist schuldig seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, und ihn mit Ernst dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müssige Glieder zu besolden, wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hiezu keine große Umstände oder Procedüren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat. Denn der richtige und thatige Geschäftszwang kann

nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halben gehemmet werden. Denn der Nachtheil davon erstreckt sich bis auf das Ganze des Staats, und dieses darf nie bey einer regelmäßigen Regierung leiden. Diese kann aber nirgend angetroffen werden, als wo Thätigkeit und Ordnung herrscht, und wo das Recht eines jeden mit Unpartheylichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, darauf muß unermüdet gewacht und gehalten werden; und muß, wie schon erwähnt, der Obere seinen Untergebenen jederzeit im Auge haben, und ihm durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen.

Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie ich hoffe, und mit Gottes Hülfe, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf alles dieses werd Ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jederzeit hochzuschätzen und auszuzeichnen bemüht seyn, so wie ich den, der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebet, dafür ansehen und nach Maaßgabe der Umstände mit Strenge, aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde.

Wonach ſich ein jeder zu achten hat, und für Schaden zu hüten, und iſt dieſes meine ernſtliche und beſtimmte Meinung.

Darnach hat ſich ſowohl das Etats-Miniſterium ſelbſt zu achten, und dieſe meine eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departements-Chefs an die Präſidenten ergehen zu laſſen.

Berlin, den 23ten Nov. 1797.

Friedrich Wilhelm.

Copia.

Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. haben zwar bald nach Höchst Dero Regierungs-Antritt durch eine eigenhändige Ordre dem gesammten Staats-Ministerio auf das ernstlichste zu erkennen gegeben, wie nothwendig es sey, den fast ganz erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der Preußische Civildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene allenfalls strenge Maasregeln wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Officianten aufzumuntern, unvermögende zum Dienst, die es ohne ihr Verschulden geworden, mit Pensien zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachläßige und nicht zu bessernde Officianten aber zur Remotion und dem Befinden nach Bestrafung derselben anzuzeigen, bis jetzt aber haben Allerhöchst Dieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform des ausgearteten Geistes im Dienste mit einigem Ernste begonnen, in den mehresten läßt man den Officianten nach wie vor den Zügel schießen. Fast allgemein

werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben, und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Weise gedienet hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel oder Gehalts-Verbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bey einer Stelle sich vermindern, so wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolumente sich kürzen zu lassen, aber keine unbedeutende Geschäfts-Vermehrung darf ohne Gehaltszulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höhern und niedern Landes-Kollegien besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen, und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich in noch weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Venalität äußert. Ueberall wo Sr. Majestät auf Ihren Reisen durch Ihre Staaten hingekommen sind, wird

hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt, da Allerhöchst Dieselben auf diesen Ihren Reisen es sich besonders angelegen seyn lassen, durch Verdienste und Geschicklichkeit sich auszeichnende Officianten kennen zu lernen, so haben Sie Selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie selten diese anzutreffen sind. Die häufig einkommenden Beschwerden Ihrer Unterthanen, die Sie sogar nicht selten durch unmittelbare Einforderung der Akten selbst prüfen, bestätigen diese Erfahrungen, und die Chefs der verschiedenen Departements befinden sich bey ihren Vorschlägen zu wichtigern Stellen fast immer in der Verlegenheit, in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Es ist also nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, sondern es entstehen auch die größten Besorgnisse für die Zukunft, die Sr. Majestät es zur ersten Pflicht gegen den Staat machen, die Anfangs gedachte Ordre sämmtlicher Departements-Chefs von neuem einzuschärfen, und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, woren sie vielleicht nur Mitleiden mit den dürftigen Umständen dieses oder jenes unwürdigen Subjekts, das aber unter diesen Verhältnissen höchst verderblich werden kann,

oder die Besorgniß, daß ein strenges pflicht-
mäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von
der Stimme des Publikums getadelt werden
dürfte, abgehalten haben kann. Die letztere
ist zwar allerdings in so weit zu beachten,
daß man desto gewissenhafter die Gründe des
Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe
aber wirklich bewährt erfunden werden, so
muß man mit Zustimmung seines Gewissens
sich über das Urtheil des sogenannten Publi-
kums, welches gemeiniglich nur in einer ge-
ringen Anzahl, dabey noch über dem interessir-
ter Personen bestehet, erheben, und die er-
kannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht aus-
üben. Sr. Majestät haben zu sämmtlichen
Departements-Chefs das Vertrauen, daß
in jeder in seinem Departement die rechten
Mittel anzuwenden wissen werde, um das
davon abhängende Dienst-Personale endlich
wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen,
und wollen sich deshalb auch nicht in ein voll-
ständiges Detail einlassen, im Allgemeinen
aber müssen Allerhöchst Dieselben bemerken,
daß die fast ganz außer Acht gekommenen Visi-
tationen, besonders der Unterbehörden, öfter
unvermutheter, gründlicher und mit weniger
Zeitverschwendung in Ansehung unwesentli-
cher Dinge verfügt werden müssen, und daß

die Konduiten-Listen gewissenhafter zu führen und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Allerhöchst Dieselben wollen auf beydes in Zukunft sehr aufmerksam seyn, und befehlen zu dem Ende, daß Ihnen mit jedem Jahresschluß von jedem Departements-Chef die Konduiten-Listen von den wirklichen Räthen, im Departement und in den demselben untergeordneten Landes-Kollegien unmittelbar eingereicht, und dabey angezeigt werde, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitiret und was dabey zu bemerken gefunden werden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Sr. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Recherches zu verfügen, um sich von deren Grunde oder Ungrunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bey derer Anfertigung nicht aufmerksam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen. Charlottenburg, den 26ten July 1800.

Friedrich Wilhelm.

An
das gesammte Staats-Ministerium.

Anmerkungen

zu den

Gedanken und Meynungen

über

manches im Dienst ꝛc.

Von B.

Mit Beyschriften von A.

Zu Bemerkungen über den Dienst ist jeder gute Kopf berechtiget, dem die Tendenz der einzelnen Geschäftszweigen nicht verborgen liegt und der den nothwendigen Blick besitzt, um bey jedem Dinge den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden; und in so fern ist der Verfasser der Gedanken über manches im preußischen Dienst hinreichend ad causam legitimiret, besonders, da ihm seine jetzige Lage erlaubt, unpartheyisch zu urtheilen. Weit mißlicher steht es mit mir, der ich seine Aeußerungen beurtheilen soll, aus, und dem theils die Maschienerien mehrerer Geschäftszweige unbekannt sind, und dem andertheils die Pflicht seines Standes den Schleyer der Partheylichkeit verhängt. Ich theile indessen meine Bemerkungen gerne mit, weil sie mir Veranlassung gegeben, über manche Gegenstände, die sonst ruhig vorübergiengen, näher nachzudenken.

Man würde dem Verfasser unrecht thun, wenn man nicht unverholen bekennen wollte,

daß die mehresten seiner Behauptungen guten Beobachtungsgeist verrathen, und daß hier viele einzelne Perlen gesammelt sind, die einst zu Hauptverzierungen einer vollständigen Komposition werden dienen können.

Aphorismen über einen Gegenstand haben zwar die Bedingung der Homogenität, da sie aber einzeln jede für sich dastehen, so beschränkt sich der Beurtheiler nur auf diejenigen Sätze, die seiner Meinung nach einer Läuterung bedürfen.

Ad 1.

Der Begrif vom Dienst ist zwar richtig, aber ohne Stammtafel aufgestellt, und da es schon Schwürigkeiten macht, ohne Legitimation durch eine Stadt, vielmehr noch durch die Welt zu kommen, so will ich gern dasjenige extradiren, was ich darüber in meinem Archiv vorfinde.

Aller Dienst muß von der vollziehenden Gewalt abgeleitet werden.

(Da der Dienst seinen theoretischen so gut als seinen praktischen Theil hat, so möchte es doch sicherer sein, ersteren aus dem Gesetz herzuleiten, und letztern nur der vollziehenden Gewalt zu überlassen. A.)

In ihr liegt die Kraft den Willen der Bürger dem Gesetz zu unterwerfen. Diejenigen, welchen diese Gewalt überlassen ist, können, wenn der Staat größer wird, nicht die Geschäfte allein ausüben, sie müssen daher einzelne Theile ihrer Macht an einzelne Mitglieder der Gesellschaft, wenn gleich unter fortwährender Oberaufsicht, abgeben. Dem Staat dienen heißt daher: seine Kräfte anwenden, um den Gehorsam der Bürger gegen das Gesetz zur Wirklichkeit zu bringen. In so fern ist der Dienst eine Aufsicht über die Pflichterfüllung der einzelnen Bürger.

Ad 6.

Die Sache ist sehr wahr, nur da das Glück, welches der Officiant vom Dienst zieht, nicht in Metall besteht, worauf doch der goldene Boden deutet, den das Handwerk giebt, so scheint es, als wenn dies Gleichniß hier ein Privilegium nicht präscribiren lassen will.

(Wenn der Dienst nicht dem Handwerk gleichen soll, das einen goldnen Boden hat, so vergleiche man ihn mit einer Dose, die zwey Deckel hat, unter dem einen liegt gesunder Toback, der Niesen, und die Augen dadurch desto klarer macht, um das unter dem andern Deckel verborgene geliebte Portrait desto genauer besehen, und sich über seine

Schönheit freuen zu können — vielleicht hinkt dies Gleichniß aber noch sichtlicher. A.)

Ad 7.

Die Johanniswürmchen haben doch ihr eigenes Licht, die knechtischlauernden Hasfaustern aber leuchten nur so lange, als sie in der Sonne stehen durch Strahlenbrechung.

(Ohne alles Licht ist wohl kein Mensch, aber im Dienst kommt es darauf an, ob auch andere Menschen bey dem Lichtschein des Dienstmannes ihr Geschäft treiben können. A.)

Ad 19.

Wer an Einem Tage nicht alles thut, was der Dienst erfordert, bestiehlt gerade nicht die Zeit, denn er kann ein Geschäft für sich ausführen, aber wohl den Staat, und da in diesem Fall der Officiant etwas unterläßt, was er thun sollte, der Bretschneider aber, der den Block zu stark behaut, etwas unternimmt, was er unterlassen sollte, so dürfte man den Vergleich zwischen beyden nicht ganz treffend finden.

Ad 23.

Um den Gedanken, daß der Arbeitstisch eine Panacée des Lebens sey, zu verdrängen, mag hier einiges aus Hufeland stehen.

„Er

„Es giebt sowohl geistige als körperliche Debauchen, von denen erstere ganz die Wirkung verschwendeter Generationskräfte haben.“

(Bey genauerer Untersuchung dieses Satzes würde die Erfahrung bald lehren, daß die geistigen Debauchen nicht wie die körperlichen entkräften, sondern nur dann, wann sie mit lezteren zusammen oder nach ihnen getrieben werden. A.)

Der Exceß der Geistesanstrengung läßt sich aber eben so wenig im allgemeinen bestimmen, als das zu viel im Essen und Trinken, weil das Maaß der Denkkraft eben so verschieden, als das der Verdauungskraft ist.

Und sollten nun das anhaltende Denken, stete Beschäftigung mit producirender Arbeit, oft mit solcher, welche nicht con amore, sondern fast invita Minerva geschieht, das Arbeiten in eingeschloßener Luft —, sollte alles dieses nicht als eben so viele Lebensfeinde angesehen werden können? Man lasse in diesen Zuständen den Officianten noch die Kümmernisse der Nahrungssorgen beym kärglichen Gehalt, und der arme Dienstmann wird absterben gleich der jungen hoffnungsvollen Pflanze, welcher der Erdkrebs die Wurzel vernichtete.

(Selbst die wichtigsten Dienststellen erfordern kein ununterbrochenes Denken — den producirenden Dienstarbeiten liegen immer solche Facta und Jura zum Grunde, die keine solche Anstrengung erfordern, als der ächte Gelehrte zu den seinigen braucht. Der Dienst wird gelernt, das con amore arbeiten steht zwar jedem frey, aber das invita Minerva ist eine Sünde wider den Dienst. Wer kann sich nicht freye Luft schaffen? da beym Dienstantritt jeder weiß, was er einzunehmen hat, wird es ihm dadurch nicht erleichtert, seinen Ausgabetat zu machen, und von Nahrungssorgen ununterdrückt zu bleiben? A.)

Ad 28.

Wahrlich ein Wort zu seiner Zeit. Man scheint zu vergessen, daß die Untermänner so gut Staatsdiener sind, als die reserbirenden Obermänner. Ihre Zurechtweisungen arten oft in phraseologische Schulmeistereyen aus, für welche die Dienstleute schon zu alt geworden sind. Wo soll die Achtung herkommen, wenn sie nicht durch ein merkbares Uebergewicht der Einsichten, und durch ein humanes Betragen erworben wird, ja was kann aus solchem Benehmen entstehen, wenn ein geweckter Unmuth die nichtreferibirenden Staatsdiener zur Dienstapathie bringt?

Wenn das, was der Verfasser geschildert, wirken soll, so müssen grellere Farben genommen werden, wie ich denn auch noch bemerken muß, daß, wenn die hohen Obern sich träumen lassen, Schutzengel des Volks seyn zu müssen, man wohl zu bedenken habe, wie mißlich es sey, den Hut zu tief vor dem Volke abzuziehen, weil es leicht aus verkehrter Laune gebieten könnte, ihn gar nicht wieder aufzusetzen.

Ad 30.

Gegen die Behauptung, daß die Gehalte Prämien für Fleißanwendung sind, und nach der beym Amte stattfindenden Arbeit bestimmt werden müssen, läßt sich folgendes sagen.

Zu den Staatsämtern ist jeder Burger verpflichtet. Jeder muß ohne Vergütung die nöthigen Dienste leisten, wenn an ihn die Reihe kommt; aber es giebt Aemter, zu denen nicht jeder geschickt ist, und hier hört das Reihumgehen auf. Es entstehen beym Steigen der Kultur Dienste, zu denen eine langwierige, kostbare Vorbereitung nöthig wird, natürlich müssen nun die, welche sich auf eigne Kosten vorbereitet haben, und zeitlebens Staatsdienste leisten, von den übrigen, die nie dienen, und doch eine gleiche Verpflichtung dazu haben, entschädiget werden.

(Da die gewöhnlichen gelehrten Vorbereitungen zu einem Justiz- oder Finanz-Dienste höher nicht als 1500 Rthlr. angenommen werden dürfen, so genießt der Officiant, wenn sein Dienst ihm im 24ten Jahre nur 200 Rthlr trägt, eine Leibrente von 13 pr. C. die ihm nach Abzug der landüblichen Zinsen von 5 pr. C. sein ausgelegtes Kapital durch den Ueberschuß von 8 pr. C. in weniger als 10 Jahren zurück bringt. A.)

Kant sagt — das Volk will ohne allen Zweifel, daß der Staatsbeamte seinen ihm aufgelegten Geschäften gewachsen sey, welches aber nicht anders als durch eine hinlängliche Zeit hindurch fortgesetzte Vorbereitung und Erlernung derselben, über der er diejenige versäumt, die er zur Erlernung eines andern ihn nährenden Geschäftes hätte verwenden können, geschehen kann.

Diese Kantische Behauptung führte mich auf die Idee, daß die Besoldungen nicht reiner Lohn, aber auch nicht Prämien, sondern vielmehr Aequivalente für den anderweitig entzogenen Erwerb sind.

(Sollte nicht die Idee des Aequivalents zu schwankend seyn? Lohn ist der Einschnitt des Saatfleißes — Prämie der Lohn für den außergewöhnlichen Saatfleiß. Beym Aequivalent denkt man zugleich an vorhergegangenen Verlust, und

es ist nicht räthlich, dies Wort in den Dienstzubehör aufzunehmen. A.)

Nicht Lohn, denn der Lohn wird für Handdienste bezahlt, aber auch nicht Prämie, weil diese sich in keinem Vertrage gründet und den Charakter der Willkühr mit sich führt. Die Besoldung fällt für gewöhnliche Geschäftsführung, die Prämie wird dagegen nur dem zu theil, der durch Kunst oder Fleiß sich auszeichnet. Die Besoldung ist feststehend und bestimmt, die Prämie nicht, und da nach dem 2ten Art. der Dienstmann sich, seine Zeit und seine Kräfte dem Staate verkauft, so kann auch das Aequivalent nicht von der bloßen Willkühr des Käufers abhängig gemacht werden.

Zur Bestimmung dieses Aequivalents ist noch kein genauer Maaßstab erfunden, und dieses ist auch der Stein des Anstoßes, an dem der Verfasser, wenn auch gleich nicht fiel, so doch ein wenig strauchelte. Der Werth der Dienstarbeiten ist wahrlich ein sehr mißlicher Maaßstab zur Bestimmung der Besoldungen: denn wie lassen sich die Arbeiten des Subalterns gegen die des Raths, des Unter-Beamten gegen die des Obern abwägen, und überhaupt Geistesprodukte mit Metall messen?

(Ich glaube, es gebe außer dem Werth der Arbeit d. i. der Zeit, die sie gekostet, und des Nutzens, den sie bringt, keinen andern Maaßstab. Rechnet man die Zeit allein, so haben Raths- und Kopisten-Arbeiten einerley Ansprüche, der Nutzen unterscheidet, oder sollte sie wenigstens unterscheiden — liegt aber nicht in dieser Nützlichkeit der Rathsverstands-Anwendung zugleich der ganz eigne hohe Lohn eines klugen und guten Werks, das von jedem bedeutenden Officianten gewiß in Einnahme mit gestellet werden kann und muß? A.)

Will der Staat, und gewiß aus sehr erheblichen Gründen, hier keine Licitation aufs Mindergebot gestatten, so muß er bey der freyen Bestimmung der Besoldungen einen andern Maaßstab suchen, der richtiger in dem Bedürfniß gefunden wird.

(Ist aber nicht alles, was im menschlichen Bedürfnißverzeichniß vorkommt, so relativ, daß Zeit und Umstände den Waagballen in beständigem Schwanken erhalten würden, ohne daß jemals ein sicheres Gewicht ausgesprochen werden könnte? die Bedürfnisse, sobald sie ihr Minimum, Brod, Bekleidung und Wohnung überachen, treten in das Gebiet des Luxus, und es dürfte mithin so mißlich seyn, sie zum Wagemeister anzunehmen, als wenn man die Imagination bey Anfertigung eines Kassenetats über die in selbigem anzunehmenden Positionen befragen wollte.)

Nach dem Autor giebt der Dienſtmann ſeine Zeit und Kräfte dem Staate hin. Raubt nun der Dienſt dem Officianten Zeit und Gelegenheit zum anderweitigen Erwerb, ſo muß der Staat ihm hinreichenden Unterhalt gewähren, ohne die größere oder mindere Wichtigkeit ſeiner Arbeit zu berückſichtigen. Er muß die Beſoldungen nach der Stufe — der Würde — und nach dem Umfange des Amtes abmeſſen.

Der niedere Officiant braucht weniger als der höhere zu ſeinem Auskommen, denn er muß, um nicht verächtlich zu erſcheinen, ſeiner Würde gemäß leben, wie denn auch der Autor ſelbſt bey einigen Dienſtſtellen, als Präſidenturen, äußern Glanz geſtattet.

(Wenn man von einer Regel eine Ausnahme machen muß, ſoll man noch mehrere zu häufen ſuchen? A.)

So muß auch unſtrittig ein weitumfaſſenderes Amt höher ſalarirt ſeyn, als ein weniger beſchäftigendes, denn dieſes läßt dem Officianten Zeit übrig, ſich Nebeneinkünfte zu verſchaffen.

(Iſt denn aber der größere Geſchäftskreis immer der die meiſte Zeit zu ſeiner Beſorgung erfordernde? dem Kanzelliſten ſind mehrentheils 10 bis

12 Stunden vorgeschrieben, und sein Geschäftskreis ist doch wohl klein genug. A.)

Die Gehalte sollen die Existenz sichern, das ist die erste, und sie müssen die Existenz der Würde angemessen machen, das ist die zweyte Regel, die der Staat bey Bestimmung derselben sich zur unerlaßlichen Pflicht machen muß.

(Die Existenz, aber doch nur in so fern als mit dieser dem Staat wirklich gedient wird, ohne daß er noch etwas apart dafür dem Existirenden bezahlen darf — und wenn man die Würde durch Titel bestimmen läßt, so könnte es leicht geschehen, daß mancher die Titel so nutzte wie Dido die Kuhhaut, die durch Zerstückelung in viele Riemen ihr ein großes Stück Land sich zuzueignen half. A.)

Der Staat sichert sich durch die Prüfungen, daß er für jedes Amt das am besten dazu qualificirte Subjekt findet, also haben in Beziehung auf ihn die Arbeiten einen gleichen Werth; der sublimere Kopf eines Kollegii hat, so lange er mit Gleichqualificirten auf Einer Stufe steht, kein Recht ein größeres Gehalt zu verlangen, weil seine Arbeiten vorzüglicher sind, er kann nur seines Kopfs wegen fodern auf eine höhere Stufe zu treten, und der Staat handelt wider sich selbst, wenn er ihm das Fortschreiten verhindert.

Wenn nun aber bey dem Abwägen des Bedürfnisses einer Stelle nach ihrer Würde ein Schwanken der Waagschale nicht vermieden werden kann, so entsteht die Frage: soll die Schale zum Vortheil des Staats oder des Beamten sinken? Für den letztern sprechen folgende Gründe:

1) Das zu viel ist in allen Dingen ungesund, aber das zu wenig nicht minder, und wenn Ueberfluß den Fleiß des Officianten lähmen kann, so thun dies Mangel und Nahrungssorgen um so gewisser.

(Zu viel und zu wenig möchten wohl beyde gleich gefährlich seyn, aber viel und wenig sind sich im gefährlich nicht gleich. Wenig lehrt, einschränken, in welchem die Basis aller Zufriedenheit liegt, außerdem spannt es die Kräfte zum Mehrerlangen. Das Viel verleitet zur Ausdehnung, auf welche Erschlaffung folgt. Wer sich selbst zu helfen sucht, ist des Geholfenwerdens stets sicherer wie der, der sich helfen läßt, welches der Ueberfluß immer thut, meistens sogar bis zum Vergessen seiner eigenen Kräfte. A.)

2) Die Bedürfnisse des Lebens im Durchschnitt sind, wie die Erfahrung lehrt, einer fortschreitenden Steigerung unterworfen gewesen, und da der Staat, mit Ausnahme der Franken, die Gehalte nicht nach Natura-

lien, sondern in Geld bestimmt, auch Erhöhungen selten eintreten, so muß ein Ueberschuß da seyn, mit dem diese größeren Ausgaben verrechnet werden können.

3) In einer gerechten Lotterie ziehen die Gewinner den vollen Einsatz der Verliehrer, und da von den Tausenden, die dem Officiantenleben sich widmen, nicht alle die Palme erreichen, so sollte der gemachte Einsatz auch den Gewinnern zufallen und der Staat hier nicht mitspielen wollen. Dieses thut er, wenn er sich auf den fürchterlichen Supplikantenmacher, den Hunger oder die Leidenschaften der Menschen, Titelsucht ꝛc. verläßt, die zu jedem erledigten Amte, dessen Einkommen auch noch so begränzt ist, Kandidatenschwärme, wie die närrischen Lottospieler zum großen Loose zusammen treibt.

(Da beym Dienst weder der bediente Staat, noch der ihm dienende Mann verliehren soll, so muß man beym Dienst nie etwas lotteriartiges denken, oder gar dabey anzubringen suchen. Der Staat muß nicht selbst spielen, nicht spielen lassen, der hohe Gewinn würde gewiß noch nachtheiligere Folgen haben, als das große Loosgewinnst mehr als zu oft schon hervorgebracht hat. A.)

Hierin mögen denn auch wohl die hinreichenden Gründe liegen, welche das Zuschlagen

der Stellen an den Mindestbietenden widerrathen, wobey der Staat an der Sicherheit mehr verliehren als am Gelde ersparen würde.

(Einige liegen gewiß auch in dem Besorgniß der Unsicherheit bey der Bedienung, weil Glaube und Zutrauen zum Dienenden so unvermeidbar im Dienst sind, als eine ganz genaue und sichere Kontrolle der Dienenden unmöglich ist. A.)

Dem Offizianten möge daher am Sonntage nicht allein sein Huhn in den Topf fallen, sondern auch ein Glas Wein jene angenehme Stimmung gewähren, welche das Gefühl der sich unterworfnen Sklaverey nicht aufkommen läßt und die angelegten Ketten in Rosenguirlanden verwandelt.

(Sklaverey findet hier nicht statt, weil jeder in den Dienst aus eigner Wahl tritt, im Dienst immer fast reichlicher belohnt wird, als er durch jede Arbeit auf eigene Hand gewinnen würde, und, sobald er sich anderweitig vortheilhafter zu setzen weiß, den Dienst niederlegen kann. Er bedarf also keines Oriats. A)

Ad 32 und 33.

Man wird dem Verfasser gern zugeben, daß Erhöhungen der nach einem gerechten Maaßstabe bestimmten Gehalte nicht das Mittel sind die Dienstverwaltung zu heben,

aber warum hängt er hier die Warnungstafel aus, da, wenigstens der preußische Staat, sich so äußerst selten Uebertretungen der Art schuldig gemacht hat, und man es in Deutschland, wie der Reichsanzeiger von allen 4 Weltgegenden verkündet, sich so angelegen seyn läßt, die Gewalthaber auf die trostlose Lage der Officianten aufmerksam zu machen?

(Weil ich fest überzeugt bin, daß die trostlose Lage tausendmal gegen Eins nicht in der Dienstarbeit, sondern in der Art, wie gedient und gelebt wird, zu suchen und zu finden sey. A.)

Die Finanzstellen sind freylich reicher als die andern dotirt, aber tragen diese Officianten auch nicht den sichtbaren Flecken an der Stirn, daß ihre Ehrlichkeit erkauft werden muß? Wie schlecht sieht es dagegen mit den Besoldungen der Justizbeamten aus, und hat man bey Bestimmung derselben nicht die Würde des Amts — die Depositärs des höchsten Guts der Menschheit zu seyn, mit in die Waage gelegt?

(Der Jurist müßte billig seinen Dienstnachbarn bedauern, und dem Himmel dafür danken, daß er ihm die in der größern Besoldung liegende Versuchung, das Recht aus Eigennutz zu pflegen, erspart hat. Das Erliegen unter einer Versuchung

liegt aber wohl überall in der leichtern und sicherern Verdeckung des Fehltritts. Wenn unter dem Wort Würde nicht Titel verstanden werden, so giebt es für den Würdigen keinen befriedigendern Lohn, als das Zutrauen des Staats, und verliehrt das Depositum selbst nicht an Würde, wenn für die Aufnahme noch viel bezahlt werden muß? A.)

Es ist hier der Ort nicht in diesen Gegenstand weiter einzudringen, überdem da Adam Smith in der Untersuchung über die Natur und Ursachen des National-Reichthums schon so viel vortrefliche Winke gegeben hat.

Wenn nun hiernach nicht bestritten werden kann, daß die Gehalte grostentheils nach keinem gerechten Maasstabe bestimmt sind —

(Warum glaubt man sie aber unbestimmt? Heißt das nicht einen Zeug ausdehnen, und sich nach der Krumpte beklagen, man habe unrecht gemessen? A.)

So wird man auch die angeführte Erfahrung, daß es wenige Dienstmänner giebt, die etwas zurück gelegt haben, auch gegen den Verfasser richten und annehmen können, die Ursache dieser Erscheinung sey darin zu finden, daß durch die bewilligten Zulagen das Bedürfniß nur ausgeglichen, keinesweges aber überstiegen sey.

(Als ob das Auskommen mit, und das Zurücklegen von einer Einnahme von etwas anderm, als der richtigen Begränzung der Ausgabe abhinge! A.)

Was könnte auch wohl für ein haltbarer Grund aufgefunden werden, warum der Officiant weniger geneigt seyn sollte, von seinem reichlichern Gehalt etwas beyzulegen, als der Rentenirer von seinen überschießenden Zinsen?

(Der Rentenirer muß sparen zu Deckung der sehr möglichen Ausfälle der Zinsen, und weil er nie einen so gewissen Etat machen kann, wie der im Preußischen pünktlich richtig bezahlte Officiant. A.)

und wenn es wahr ist, daß der Dienst eine Schule der Sittlichkeit genannt werden kann, so lassen sich der Verschwender hier weniger denken, als in den andern Ständen.

(Wie viele lernen in einer recht guten Schule doch nur wenig!)

Wenn Officianten in Residenzen zu dem Gemählde gesessen, so mag die Zeichnung nicht ganz unrichtig, und für diese allein mögen auch wohl nur die Kabinetsordern vom 23ten November 1797 und vom 26ten July 1800 geschrieben seyn —

(Ich halte Gemählde und Kabinetsordres auf alle Länder passend, weil das iliacos intra muros peccatur et extra noch überall sichtbar ist. A.)

allein der Schriftsteller ist der Mann für die Welt, der sich niemals auf einen so kleinen Cirkel einschränken muß, wo er nicht gesunde, sondern von verdorbener Hofluft angewehete Menschen antrift. In den Provinzen ist es anders und daher kann die Allgemeingültigkeit der Behauptung in Anspruch genommen werden.

(Man könnte die Kollegia, so wie sie sind, und mit Einschluß der Höfe, diesen Quasi Collegiis, mit der bekannten Grotta del cane vergleichen, deren Dämpfe nur in einer gewissen Region giftig sind, so daß sie dem, der über ihnen steht, unschädlich bleiben. Unthätigkeit ist das Gift dieser Atmosphäre, die sich verdickt und stärker kommunizirt, wenn man sich nicht durch Fleiß über sie hebt, und durch thätige Bewegung ihr Abzug schaft. A.)

Vom Eifer für die gute Sache vielleicht zu weit getrieben, hat der Autor die eigentlichen Mittel, wodurch der Staat den Dienst zu heben vermag, nicht bestimmt angegeben, welches doch in einer Schrift über den Dienst vorzüglich hätte geschehen sollen, und die nach des Urtheilers Meynung in folgenden bestehen:

„Der Staat befördere den fähigen Kopf „und belohne den ausgezeichneten Diensteifer „durch Prämien.“

Beyde hören mit der Stufe, die dem Kopf angemessen ist, und mit dem Bestreben der Auszeichnung auf.

Das preußische Justizdepartement hat bereits diesen Weg betreten, indem man seit kurzem angefangen hat, jährlich den Officianten seiner Oberbehörden Gratifikationen zu geben;

(Können solche Gratifikationen nicht leicht als Zangen genannt werden, die Empfänger zu diesem oder jenem Zweck hinzuziehen oder gar zu zerren, und sollte man, besonders bey der Justiz, nicht alle Gelegenheit zu dem Verdacht eines: wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, zu vermeiden suchen? A.)

allein man ist hier noch nicht ganz auf dem rechten Fleck, denn die Ungewißheit, ob sie ertheilt werden, und wie viel sie betragen wird, spornt nicht an; eine festbestehende Prämie aber kann der Sporn seyn, die schnellere Bewegung des ganzen Dienstpersonals zu veranlassen.

(Da Ungewißheit die Erwartung nicht ganz niederschlägt, so liegt in dieser noch immer ein mäßi-

mäßiger Sporn. Ueberhaupt aber möchten wohl die vom Staatswirthschaftsmeiſter Adam Smith für eine bedenkliche und mißliche Sache erklärte Prämien und die Gratifikationen so nahe unter einander verwandt seyn, daß sich von beyden immer nur gleicher Effekt erwarten ließe. A.)

Das hier gesagte ist nur in der Absicht angeführt, damit aus den Satzen des Verfassers nicht Gift gesogen werde, und um den Schwachen zu zeigen, was bey Bestimmung der Gehalte das Recht gebietet, und sodann, was die Klugheit zur Hebung des Dienstes empfiehlt.

Ad 40.

Die hier gegebenen Winke sind gewiß nicht zu verachten, nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser den Gegenstand der Untersuchung nicht für zu hoch gehalten, das heißt, sich nicht weicher Socken beym Auftreten bedient, sondern entscheidend, wie sonst und zwar zu Gunsten der Präfekturen gesprochen hätte. Sind in einer wohleingerichteten Monarchie die bekannten hohen Obern etwa zu furchtbar?

(Nicht aus furchtsamen Rücksichten hab' ich die Schuh ausgezogen, sondern weil ich den Boden für wirklich heilig halte. Ich selbst bin ganz

für Einen Minister in jeder Provinz, weil ich die Paschaliks in Syrien ꝛc. keinesweges für die Quelle des Verfalls dieser Provinzen halte, aber wohl die Art, wie die Paschas gewählt und behandelt werden. Es wäre aber zu verweegen, zu einer Regierungsart zu rathen, welche die so seltene höchsteminente Verbindung von Klugheit und Tugend in mehreren Subiekten so nothwendig erfordert. Soll man aber deßhalb nicht die Theorie ehren und lieben? A)

Ad 44.

Die allerdings nöthige Warnung sollte den Regierungen und nicht den Dienstleuten gegeben werden, denn diese passiren nur Damm oder Brücke, wenn erstere den Befehl dazu ausgefertiget; wer aber ohne diesen herübergeht, müßte als Marodeur behandelt werden, W. R. J. V. R. W.

(Besteht aber die Regierung nicht auch aus Dienstleuten, die nur andre Titel führen? A.)

Ad 50.

So lange man die Polizeywissenschaft nicht als selbstständig ansah, sondern als ein bloßes Postscript der Kameralwissenschaften, war es sehr erklärbar, warum auch dieser Zweig des Staatsdienstes den Kameralbehörden untergeordnet wurde. Diese Verwir-

rung der Begriffe hat die Polizey, bis jetzt noch, in dem Stande der Erniedrigung erhalten; da sie es aber eigentlich ist, welche für die Nichtbeeinträchtigung der beyden großen Staatszwecke — Sicherheit und Wohlstand — sorgt, so wird sie gewiß einst ihren Tabor ersteigen, und in ihrer Verklärung das geistige Auge der Menschen ergötzen. Ihr ist es wie der Philosophie ergangen; sie trägt jetzt der Kameralistik die Schleppe, statt daß sie ihr mit der Fackel vorleuchten, und die Wege, welche sie betritt, ebnen sollte.

Bey diesem richtigen Gesichtspunkte, den der Autor faßte, konnte es nicht fehlen, daß er der exekutiven Polizey auch das Recht zugestehen mußte, kleine Eingriffe in die gesetzgebende sich zu erlauben, weil sehr oft Ereignisse eintreten, denen zur Stelle durch Vorkehrungen Einhalt geschehen muß, die noch keine gesetzliche Sanktion haben, und die der scharfe Blick einer geübten Urtheilskraft am richtigsten finden lehret; wie er aber diese Kollisionsfälle dadurch zu vermindern hofft, wenn die Polizey mit der Justiz in nähere Verbindung tritt, ist nicht recht abzusehen.

(Wie das Aussprechen des Worts dem todten Buchstaben zu seiner Verständlichkeit hilft, so könnten sich Polizey und Justiz helfen. Man wür-

de durch Verbindung der Darstellung mit der Beschreibung dem, der begreifen soll, sehr zu Hülfe kommen. Wie viel tragen nicht schon Kupferstiche und noch mehr Modelle zur Verständlichkeit und praktischen Anwendung des gehörten und gelesenen bey! A.)

Die natürliche Verwandtschaft der Polizey mit der Justiz, ist bey weitem entfernter wie die mit der Kameralistik. Die Polizey trägt zwar ein Schwerdt (poena instrumentalis) aber sie straft nur um sich die Aufsicht zu erleichtern, und muß wie ein guter Hausvater hiebey auf die Konservation der Familie Rücksicht nehmen; wogegen die Justiz die Tendenz hat, das verrückte Zünglein in der Waage der Gerechtigkeit, und sollte es auch mit der Zerstöhrung des Uebertreters geschehen, wiederherzustellen.

Wehe der Polizey, welche zum leichten Dienst bestimmt ist, wenn sie durch die nähere Verbindung mit der Justiz den schwerfälligen Panzer umhängt: sie würde sich dann nur nach Formen bewegen, und durch ihre Schwerfälligkeit offenbar drückend werden.

(Wenn die sogenannten Handarisse bey den Künsten, so wie ich glaube, die erprobtesten Resultate der Theorie solcher Künste sind, sollte es bey der Justiz nicht etwas ähnliches geben oder sich

erfinden lassen, welches man mit grosem Vortheil bey der Polizey würde nutzen können? Das hier gebrauchte Wort leicht dürfte wohl der Polizey so wenig angemessen seyn, wie einer gewissen Art von Fußvolk und Reuterey, die man auch leichte nennt, obgleich ihr Dienst bey weitem schwerer, sehr oft auch viel nützlicher, als bey der sogenannten schweren Infanterie und Kavallerie ist. Veranlaßte das Wort Unbehülflichkeit nicht manche widrige Nebenbegriffe, so müßte man sich hier seiner als des wahren Gegenstücks von Leichtgewandtheit bedienen. A.)

Es ist daher auffallend, daß man in diesen bloßen Zuchtsachen noch überhaupt, ohne Unterschied des Gegenstandes eine Provocation an die vorgesetzte Behörde und demnächst hierin die Kameraljustiz entscheiden läßt, die immer an die Beweise den Zollstock legt, und nach dem Grundsatz verfährt: es sey besser hundert Uebertreter laufen zu lassen, als Einen, zu dessen Ueberzeugung noch $\frac{1}{100}$ des Beweises fehlt, zu züchtigen.

(So wenig auch ich der Provokation nützliches zutraue, so nothwendig halt' ich das Recht der obern Behörde, die untere zur Rechenschaft zu ziehen, doch ohne Eingriff in die Exekution der Ausprüche der letztern, und hat gleich auch dieses Verfahren seine schlimme Seite, so möchte es doch

aus zweyen Uebeln das kleinste sey. Was den Zollstock betrift, so ist doch dem, der auf ihn gewiesen ist, nicht zu rathen nach bloßem Augenmaaß zu urtheilen, weil es hier bald am Auge selbst, bald am Medio, durch welches gesehen wird, fehlen kann, wie denn auch da, wo ein voller Beweis erfordert wird, das fehlende $\frac{1}{12}$ an der Vollständigkeit selbst nicht durch $\frac{11}{12}$ Probabilität zu kompletiren seyn dürfte. A.)

Nirgend untergeordnet, sondern für sich selbst bestehend muß die Polizey seyn, und nur aus Verwandtschaft der Justiz und Kameralistik freundschaftlich die Hand bieten, damit es im Staat und Hause wohl stehe.

Ad 58.

Die Sache ist wahr und die Rüge nützlich, nur scheint es ein Widerspruch, wenn oben die Oberaufsicht des Staats bey Privatunternehmungen in Anspruch genommen, und unten ihm doch das Recht zugestanden wird, die Augen auf alles zu haben.

(Da die Aufsicht auf etwas haben zugleich das Recht des Zurverantwortungziehens in sich schließt, so möchte wohl billig ein Unterschied zwischen jenem und dem die Augen auf alles haben obwalten. Zu letzterm könnte schon der Bürgerbrief verbinden — aber auch wohl zum Ersteren? A.)

Art 63.

So geradezu alles Klagen über die Läſtigkeit des Dienſtlebens auf Rechnung des Hanges zum Müſſiggange zu bringen, ſcheint dem Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht entgehen zu können.

Wenn man auf die vielen Kompoſitionen der einzelnen Geſchäftszweige bey mehreren Kollegiis Rückſicht nimmt, ſein Auge auf die jährlich anſchwellenden, ſich ſtets abändernden Verordnungen wirft, und die wirkungsloſen Entwürfe zu Verbeſſerungen nach den verderbenen Ballen Papier abwägt, auch die neue Laſt des Tabellenweſens mit auf den Geſchäftswagen legt, ſo wird man die Klagen derer, welche ihre Kräfte zur Fortſchaffung deſſelben überſpannen müſſen, verzeihlich und eine Erleichterung dieſer Beſchwerden wünſchenswerth finden.

(Gehört alles angeführte nicht blos zu dem, was beym Dienſt nicht ſeyn dürfte, wenn die Dienſteinrichter von je her darnach getrachtet hätten, oder auch jetzt trachten wollten, daß aller Dienſt nur dahin abzwecke, die Glückſeligkeit der Bürger auf dem geradeſten, d. i. dem kürzeſten Wege zu befördern: und nehmen alle dieſe Klagen nicht immer mehr zu, je mehr man zu glauben ſcheint, der Bürger ſey des Offiziantenſtandes wegen in

der Welt, und nicht der Officiant zur Hülfe deſſen der den Lohn für dieſen Beyſtand oft weit ſaurer erwerben muß? Ohne anderweitige Anwendung will ich eine Stelle aus dem 69ten der Lettres perſannes von Montesquieu anführen: (Rica.) Monſieur il me paroit que vôtre metier eſt bien penible? (l'hom. de robe) l'as tant, que vous vous l'imaginés: de la maniere, dont nous le faiſons ce n'eſt qu'un amuſement (*R.*) mais quoi n'avés vous pas la tête toujours remplie des affaires d'autrui? N'étes vous pas toujours occupé de choſes, qui ne ſont point intereſſantes? (l'H. d. R.) Vous avés raiſon, ces choſes ne ſont point intereſſantes, car nous nous y intereſſons ſi peu, que rien, et cela même fait, que le metier n'eſt pas ſi fatigant que vous dites. — — A.)

Ad 74.

Man ſieht hier nicht deutlich den Punkt, nach dem der Autor zielt.

(Mein Ziel war zu zeigen, daß der Präſident überall eine ſehr wichtige Perſon ſey, und daß bey ſeiner Auswahl höchſtvorſichtig verfahren werden müſſe. A.)

Nicht nach ſeinem Geiſt, ſondern nach dem Vorbilde ſeines groſſen Meiſters ſoll der Pfarrer ſeine Gemeine ziehen; und ſo auch der Präſident nichts weiter thun, als den Geiſt der Ordnung und Thätigkeit und

der Dienstehre im Kollegio erhalten. Der Vergleich des Präsidenten mit dem geistlichen Seelenhirten erinnert an die Schaafe in der Heerde, und dies sollen die Räthe eines Kollegii, selbst im Punkt des Gehorsams nicht seyn. Zum wenigsten würden Justiz-Kollegia von der Beschaffenheit eine Schande für sich selbst, und ein Unglück für's Publikum seyn.

(In so fern der Gehorsam die Form betrifft, möcht' er auch wohl in Justizkollegien unentbehrlich seyn. Man unterscheide stets den Herrn der Heerde von ihrem Hirten, ersteres bleibt der Staat, der dafür zu sorgen hat, daß seine Schaafe nicht in die Hände eines bösen Hirten gerathen. A.)

Ueberhaupt muß die Kollegienverfassung bey der Justiz sich der Demokratie, die der Finanzbehörden sich mehr der Monarchie nähern.

(Da in jeder Demokratie der Keim oder Wurm des Despotismus steckt, so wäre wohl beynah' allen Kollegien zur Aristokratie zu raten, weil diese dem Verstande zum Certiren und Wirken gröseren Spielraum läßt. Mit der ächten Monarchie kommt man überall, meines Erachtens, am besten aus. A.)

Ad 75.

Wahr, in so fern hier von Kammer- und Polizey-Präsidenten die Rede ist, denn

ihnen ist ein weites Feld zu Erfindungen und Verbesserungen offen, und dazu ist ein bloßer Routinier nicht geschickt. Bey der Justiz aber steht die Sache anders, denn ihre Diener haben ein kanonisches Buch (Landrecht) und eine Agende (Prozeßordnung), an welchen zu flicken ihnen nicht erlaubt ist. Sobald diese Zunftmänner etwas aus der Vernunft entlehntes einzumischen wagen, so wird dadurch die Auctorität der durch sie gebietenden Regierung verletzt, die, wie Kant sagt, darin besteht, daß sie den Unterthanen nicht die Freyheit läßt, nach ihren eigenen Begriffen, sondern nach den Vorschriften der gesetzgebenden Gewalt über Recht und Unrecht zu urtheilen.

(Wird nicht dieses kanonische Buch und diese Agende von den Lesern ihres Buchstabens mancher Fehler beschuldigt, die nicht im Buchstaben, sondern im Geiß des Lesers liegen. Sieh: so viele Anfragen an die Gesetzkommission ꝛc. A.)

An der Spitze eines Justiz-Kollegii kann deshalb ein bloßer Routinier stehen, weil er unter lauter schulgerechten Arbeiten, welche nach Einem vorgezeichneten Plan ihr Werk treiben, die Stelle des Aufsehers hat. Der Präsident einer Finanzbehörde geht dagegen

gleich einem Weltumseegler auf neue Entdeckungen und richtige Bestimmung des schon Entdekten aus. Er hat Seefahrer und Künstler aller Art am Bord, aber Er allein bestimmt den Kours, und ist die Einheit, von der alles abhängt, wenn die Fahrt gelingen soll.

(Bewandtheit ist daher eine nothwendige Eigenschaft jedes Finanz- und Polizey-Präsidenten, er muß reich daran seyn, der bey der Justiz nur sein nothdürftiges Auskommen daran besitzen — erstere zeichnen aus freyer Hand nach der Natur, letzterer durch Oelpapier oder mit dem Storchschnabel. A.)

Der Präsident eines Justizkollegii darf nur Verstand, der im Finanz- und Polizeysach muß Vernunft haben.

(Ist die Vernunft wohl etwas anders als in Aktivität gesetzter Verstand, und kommt also nicht jeder, der letztern anwendet, auch zur erstern? A.)

Ad 80.

Die Behauptung möchte wohl auf dem Probirstein der Wahrheit wenig Gehalt zeigen. Warum sollten zween Freunde, die lange als Räthe Eines Kollegii zusammen gedient haben, und von denen Einer zum Chef

befördert wird, aufhören Freunde zu seyn? Ist ihre Freundschaft ächt, so werden sie ihr Dienstverhältniß von ihrem Privatverhältniß sehr wohl zu unterscheiden wissen. Es giebt sogar Falle, wo der Dienst durch ein solches Freundschaftsband gewinnt, weil dem Freunde alles, mithin auch die Dienstehre seines Freundes, der Chef ist, am Herzen liegt, und weil Freundschaft mehr als kalte Achtung auf Handlungen wirkt. Daß wahre Freundschaft sich nicht an Subalternität stößt, davon giebt der Militärdienst mehrere Beyspiele. Warum sollte sie es auch, da sie auf innere und nicht auf äußere Gleichheit berechnet ist? Wenn der Gemeinplatz: „Könige haben keine Freunde" öfter Wahrheit als Lüge ist, so liegt die Schuld nicht an der Königswürde und ihrem hohen Hervorragen über alles um sie her, sondern am Mangel des innern Urstoffs aller Freundschaft, der moralischen Persönlichkeit, oder auch an der Engherzigkeit derer die einen großherzigen Fürsten umgeben. Die äußere Gleichheit oder Ungleichheit kann daher selbst beym Knüpfen des Freundschaftsbandes nicht in Betracht kommen. Freylich wird zu großer äußerer Abstand der Geburt oder des Standes oft ein Hinderniß, weil es gleichgestimmten edeln

Menschen dadurch schwerer wird, einander zu beobachten, sich kennen zu iernen und ihrer Harmonie wegen sich lieben zu lernen.

(Gegen diese Theorie wird wohl die Praxis jedesmal zeugen. Nicht die Ungleichheit der Stühle, auf denen ein solches Paar Freunde sitzen, macht die Stöhrung, sondern der Gedanken, daß der eine befehlen kann wenn er will, und der andere gehorchen muß, auch wenn er nicht will. Sind der Präsident und der Rath nicht von Einem Kollegio, so kann ihre Freundschaft sehr wohl bestehen, und viele von den angeführten Vortheilen schaffen.. Daß zur Freundschaft eine gewisse Standesparität nothwendig sey, ergiebt sich aus der Festigkeit der Schulfreundschaften, weil in der Schule jene Parität zwischen dem hochgebohrnen und wohledlen Knaben herrscht. Man schaffe im Militär das bizarre Recht der Satisfaktionsforderung ab, das der Edelmann-General dem Edelmann-Kornet oft nicht versagen kann, so laborirt die Freundschaft zwischen beiden an gleichen Mängeln, wie die zwischen dem Präsidenten und Sekretär — A.)

Ad 85.

Nicht darum ist die Jury den Engländern als ein Palladium heilig, weil durch sie das Factum am vollkommensten ausgemittelt wird, sondern weil sie die persönliche Sicherheit so mächtig beschützt. Zu welchen Uebeln die

großen und wesentlichen Mängel der Kriminaljustizverwaltung in England führt, kann man aus den Thatsachen ersehen, die der rühmlichstbekannte Colquhoun in seinem Werk über Londons Polizey aufgestellt hat, und wen ergreift nicht ein Schauder, wenn er in Archenholz brittischen Annalen die Kriminalgeschichte eines Mädchens liest, das unerachtet des von der Jury ausgesprochenen schuldig dennoch unschuldig gefunden wurde, aber nur dann erst, als ihr Körper schon zur anatomischen Vorlesung benutzt war. Ist es nicht ausserdem ein Widerspruch, wenn auf einer Seite zur Ausmittelung des Facti eine besondere Scharfsichtigkeit erfordert, und die Einrichtung im Preußischen, die sie den jüngsten, wesenunkundigsten Händen und Köpfen anvertraut, getadelt, auf der andern aber die englische Verfassung gelobt wird, welche die Ausmittelung des Facti nur gar zu oft Menschen anvertraut, deren Geistieskräfte die verwickelten Data nicht zu umfassen vermögen, und die es geschehen läßt, daß man mit dem Werkverstande des gesunden Verstandes so wie der Gerechtigkeit spottet?

(Für die persönliche Sicherheit sorgt eigentlich die Habeas corpus Akte. Die Jury spricht ihr schuldig und nicht schuldig blos in Rücksicht

des Faktums, und ist übrigens ganz unschuldig an der erbärmlichen Kriminaljustiz der Britten. Freylich kann sich auch manchmal ein Mistariff der Jury ereignen, aber dann fällt er auch eben dieser Seltenheit wegen gleich so sehr auf. Man kann ein Factum nicht von zu vielen Seiten ansehen um seine Identität recht zu sichern. Ist nicht überdem das Urtheil der Parium über eine Handlung Eines Ihres gleichen schon an und für sich sicherer? A.)

Ad 92.

Auf diese mit der Menschlichkeit nicht recht harmonirende Behauptung, daß dem kranken Officianten $\frac{1}{4}$ seines Gehalts entzogen werden soll, wäre der Autor gewiß nicht gekommen, wenn er das Gehalt nicht als eine Prämie angesehen, und also die darin herrschende Willkühr auch hier auf den Fall der Krankheit des Officianten übertragen hätte. Es soll dieses ein Compelle intrare abgeben, als ob es von dem Willen des Officianten abhinge, gesund oder krank zu seyn. Krankheiten, wenn sie bedeutend und anhaltend sind, verursachen gerade eine vermehrte Ausgabe, auf die bey Bestimmung der Gehalte, da sie blos auf das Bedürfniß sich gründen, nicht gerechnet worden; und nun soll der Officiant in dieser an sich schon drückenden Lage von dem bestimmten Gehalt noch abgeben?

(Warum soll denn aber der Gesunde von seinen Kräften abgeben, weil der Kranke die seinen nicht brauchen kann? Da bey Fertigung aller Anschläge jederzeit etwas ad Extraordinaria ausgesetzt wird, sollte bey Bestimmung der Traktamente nicht auch schon etwas zu vorher nicht zu berechnenden Ausgaben angenommen seyn, und wär' es daher nicht jedes Officianten Pflicht dieses Extraordinarium als ein Depositum zum Gebrauch in Nothfällen aufzubewahren? A.)

Vielleicht hätte ein Blick in die große freye Natur im wohlthätigen Sonnenschein dem Autor die milderen Gesinnungen eingegeben, die wahrlich ihm nur der Schreibtisch geraubt hatte.

(Kann aber ein solcher Anblick nicht auch den Gedanken veranlassen, daß, wenn mancher Officiant jene gar nichts kostenden Freuden und Stärkungen der Natur öfterer und herzlicher genießen wollte, er viele theure Stubenvergnügungen würde entbehren, und eben dadurch seinen Salarienetat hinlänglich finden, so wie auch manche Krankheit sich ersparen können? A)

Der Staat sollte seinen Dienern vielmehr eine Zeit zu Rustikationen verstatten, um nach Hufeland das Gleichgewicht zwischen Geist und Korper wieder herzustellen, welches der Schreibtisch so oft aufhebt.

Zu

(Zulässiger, vielleicht gar nützlich, halt' ich eine kleine Siesta, ein Nachmittagsschläfchen, als solche Rustikation, die der Vellegiatura der Italiäner gleicht, weil ich in den sogenannten Ferien etwas dienstwidriges finde, das nur die Nachsicht gegen menschliche Schwachheiten eingeführt hat und noch beybehält — wie selten mögen wohl Ferien auf Akademien oder in Kollegiis zu dem Zweck gebraucht werden, den man bey ihrer Zulassung zum Prätext brauchte! A.)

Ad 94.

Die Sekretarien sind, mit Ausschluß der Justiz-Kollegien, wohl einzuschränken, weil Ausfertigung von Formularien ꝛc. nicht für den Rath gehören, dessen Kopf und Zeit der Staat vortheilhafter benutzen kann.

(Sollte nicht die Kanzeley jedes Kollegii ohne große Mühe zur Ausfertigung aller Formularien ꝛc. ein- und abgerichtet werden können? A.)

Ad 100.

Damit die Tabellenprotektoren den Verfasser nicht einer bösen Leumundmacherey anklagen, müßte wenigstens ein specieller Fall angeführt werden, wo Tabellen über Gegenstände angeordnet sind, die ihrer Natur nach eine solche Kontrolle nicht zulassen.

(Wenn der kunſtunwiſſende Rathmann den blos handgerechten Weber über ſeinen Fädenbedarf befrägt, und die erhaltene Antwort in die Kolumne einträgt — wie iſt doch wohl dabey Zuverläſſigkeit möglich? Hat man nicht die Exportations- und Importations-Liſten, ihr Plus und Minus durch Defraudation ungerechnet, bereits ſo unzuverläſſig gefunden, und die Unmöglichkeit ihrer Richtigkeit ſo eingeſehen, daß man auf das Facit der Handelsbalanzen nicht mehr ſicher zu rechnen wagt?*) A.)

*) Siehe die Anmerk. von C. ad 97.

Einige Gedanken, die mir beym Leſen des Aufſatzes über den Dienſt eingefallen und die als Zuſätze genutzt werden könnten.

Ordnungsliebe und richtige Zeiteintheilung können als Kollaboratoren des Dienſtes angeſehen werden.

(Kollaboratoren, welche verdienen Rektoren zu ſeyn. A)

Der Officiant iſt auf das Sparen angewieſen, und muß ein eben ſo guter Wirth mit der Zeit als mit dem Gelde ſeyn.

(Nur muß er die Sparkunſt nicht in den Nichtgebrauch ſetzen, welcher Fall ſich öfterer ereignet, als man es denkt. A.)

Wenn es wahr iſt, daß jeder Menſch ſeinen Wurm und ſeine Perle hat, dann kann der Chef beym Dienſtmann viel dazu beytragen erſteren zu tödten, letztere herauszuheben.

Der Geschäftsgang sey dem Schritt eines kraftvollen aber besonnenen Mannes gleich. —

Wenn die Frucht des Dienstes nicht allein genießbar, sondern auch schmackhaft und heilsam seyn soll, so muß sie weder im Treibhause gezogen, noch zu lange in der Erde zurückgehalten werden.

(Da der Dienst überhaupt mehr zur Kunst als zur Natur gehört, so möcht es in den meisten Fällen unschädlich seyn, Fenster vorzusetzen, damit seine Frucht sich nicht verfräie. A.)

Die Justiz sollte immer auf den geraden Weg, und niemals auf die Nebenwege, oder wie es zuweilen sogar in Rescripten heißt: in die Gelegenheit sehen.

(In die Gelegenheit zu sehen könnte nicht schaden, nur sollte man nicht nach Gelegenheit handeln. A.)

Aengstliche Beobachtung der Formen mag für die Priester der Themis nothwendig seyn, bey der Polizey würde sie die Verwaltung lähmen.

(Die ängstliche Beobachtung taugt wohl nirgend, aber die genaue ist bey der Justiz so nothwendig, wie die Anwendung weniger aber sehr bestimmter bey der Polizey sehr nützlich seyn kann. Die Justiz privatirt, die Polizey regula irrt, d. i. sie hat immer zugleich Rücksicht aufs Publikum. A.)

Die Polizey iſt nicht der Freyheit entgegen, ſondern befördert ſie vielmehr. Was ſie dem einzelnen Mitgliede von der Summe freyer Befugniſſe abzieht, das läßt ſie ihn durch die Summe aller gegebenen bürgerlichen Rechte wieder gewinnen. Sie iſt das Barometer des Volkszuſtandes.

Die Polizey muß durch Aufſeher wachſam ſeyn, aber nicht durch Spione, wer für Verrätherey bezahlt, tödtet die Moral.

(Der Unterſchied zwiſchen Eſpioniren, Aufſeherey und Aufſicht iſt nicht zu überſehen, er liegt weniger in der Sache, als in der Art, wie ſie von Perſonen getrieben wird. Der Spion iſt jederzeit ein ſchlechtdenkender Menſch, der Aufſeher oft blos ein vorwitziger, der Aufſeher ſoll und kann ſtets ein redlicher Mann ſeyn — der Spion verräth, der Aufgucker chikanirt, der Aufſeher ſorgt, daß das zurecht befohlene zurecht geſchehe. A.)

Nationalunarten können von der Polizey zwar in Rüge geſtellt, durch die Erziehung aber nur radikal geheilt werden.

(Daher glaub' ich auch, daß die Erziehung und der Unterricht natürlicher zum Polizey- als zum kirchlichen Departement gehören. A.)

Ein Kollegium, deſſen Mitglieder durch Unthätigkeit gelähmt ſind, gleicht einem

Staat, in welchem die Anarchie herrschend geworden. Unthätigkeit, sagt Franklin, frißt gleich dem Rost geschwinder, als Arbeit abnutzt, da der gebrauchte Schlüssel hingegen immer glänzend ist.

(Meiner innigsten Liebe und Hochachtung für Franklin uncrachtet glaub' ich doch, daß dieses Gleichniß an der Familienkrankheit ziemlich laboriret. A.)

Der Verstand des Dienstmannes kann nur durch abwechselnde Beschäftigung gebildet werden, die Gleichförmigkeit macht ihn zwar scharf- aber auch kurzsichtig.

(Der Präsident eines Kollegii muß ein weites Gesicht haben, dem Rath schadet auch das kurze nicht, aber scharf, d. i. recht sehen müssen beyde. A.)

Gymnastische Uebungen sind die Hebamme des kriegerischen Geistes.

(Dies läßt sich kaum von den Zeiten der Griechen und Römer erweisen — die neuere Einrichtung des Soldatenwesens dürfte sogar in vielen Stücken antigymnastisch seyn, so nützlich auch manches gymnastische hier eingeführt werden könnte. A.)

Anmerkungen

zu den

Gedanken und Meynungen

über

manches im Dienst ꝛc.

Von C.

Zur ganzen Dienstlehre würde gehören:

I. Der Begrif vom Dienst überhaupt, und die Eintheilung des Dienstes in seine verschiedenen Gattungen und Arten nach 1) Militär-, 2) Justiz-, 3) Polizey-, 4) Finanz-, 5) Lehr-Wesen, und 6) Staatswirthschafts- oder eigentlichen Regierungsgeschäften.

II. Die Organisation der zu jeder dieser Dienstgattungen gehörenden Officien und Verhältnisse dieser, wenn man sie so nennen darf, sechs verschiedenen Hierarchien gegen einander.

III. Die innere Einrichtung der Dienstgesellschaften (Kollegien). Sie beruht auf gesetzlichen Instruktionen, welche theils das Verhältniß der Glieder zum Präsidio so wohl, als zum Corpus, theils den Geschäftsbe-

zirk (ressort) theils den Gang der Geschäfte bestimmen.

IV. Die Amtstreue und Mittel sie zu bewirken. Unterschied der Amtstreue in Hinsicht auf Dienstmechanismus, und in Hinsicht auf Dienstgeist; so fern man bey jener sich begnügt, pünktlich der Instruktion nachzuleben, und alle Befehle zu befolgen, ohne sich um den Zweck des Dienstes und die Folgen zu bekümmern, nicht anders als wäre das Publikum des Dienstes und der Befehlshaber wegen da, wogegen man bey letzterer auf den Zweck des Dienstes sehen, und brav und rechtschaffen genug seyn muß, theils Unannehmlichkeiten entgegen zu gehen, theils Reitzungen zu überwinden, wenn es darauf ankommt den wahren Zweck des Dienstes zu erreichen. Alle Bewegungsgründe zur Amtstreue laufen hinaus auf a) Eigennutz (Zulage, Avancement etc.) b) Furcht, c) Ehre, d) Gewissen oder Pflicht. Gewöhnung kann machen, daß selbst die aus unlautern Bewegungsgründen ursprünglich entstandene Thatigkeit verhält, selbst wenn jene Gründe wegfallen; nur

Rechtschaffenheit scheint sich nicht angewöhnen zu lassen, so wenig als Menschenverstand.

V. Die Dienstbesetzung; sie gehört zur Amtstreue, so fern die Kollegien oder ihre Chefs das Präsentations-, oder gar das wirkliche Anstellungsrecht besitzen, oder de facto ausüben, und bey Anstellung von geschickten, rechtschaffenen, thätigen Dienstmännern reduciren sich die Mittel, Amtstreue zu bewirken, darauf, daß man jene Männer nicht muthlos, nicht verdrossen, nicht unwillig mache.

Alles Heil jedes Volks beruht, gute, d. i. gerechte Gesetze vorausgesetzt, auf der Staatsverwaltung, so wie diese wieder auf dem Kopf, Herzen und Charakter der Dienstmänner. Nur in so fern kann eine Staatsverfassung vor andern mehr werth seyn, als sie theils sicherer gute Gesetze schaft, theils besser hindert, daß nicht Taugenichtse, Schelme und Faullenzer sich in die Aemter einschleichen oder (wenn es doch geschieht) daß diese leichter ausgemerzt, und daß Misverwaltungen schneller

kundbar, und gewisser abgestellt werden.

Ad 1.

Dienen heißt bestimmte öffentliche Geschäfte kraft einer besondern Obliegenheit verrichten, und ein Dienst oder Amt besteht, was die Sache betrifft, (objective) in einer bestimmten Art von öffentlichen Geschäften, und was die Person betrifft (subjective) in einer förmlich übernommenen besondern Pflicht, solche vorschriftmäßig zu verrichten. Wesentlich gehören nach diesem Begriff zu jedem Dienst zwey Stücke, 1) eine Bestimmung der Geschäfte, welche von Amtswegen oder als zum Dienst gehörig verrichtet werden sollen, und 2) eine besondere Verpflichtung, die jemand in Hinsicht auf jene Geschäfte übernimmt.

1. Die öffentlichen Geschäfte im Gegensatz auf private sind theils a) eigentliche Staatsgeschäfte d. i. solche, in deren Verwaltung der Dienstmann, Kraft unmittelbarer oder mittelbarer Vollmacht (Auctorität) das Staatsoberhaupt selbst repräsen-

tirt, oder in dessen Nahmen handelt; theils b) solche, die zwar Kraft mittelbaren oder unmittelbaren Auftrages, aber nicht im Nahmen des Staats geschehen. Zu der letzten Art gehört das Kirchenwesen in Ländern, wo der Staat Diener des göttlichen Worts salarirt, also auch bestellt und regiert; selbst das Lehrwesen bey öffentlich vom Staat unterhaltenen Lehranstalten, die Medicinal- und Baubehörden, wenn der Staat dergleichen selbst unterhält, welches beydes letztere in England nicht geschieht, so wie beydes erstere zum Theil in Nordamerika und Frankreich nicht; die Geschäfte der beym Domänen-, Gestütt-, Forst-, Berg-, Hütten- und andern Regalien angesetzten Behörden, so fern blos auf das Materiale ihrer Geschäfte gesehen wird, in welchem Betracht auch selbst die Geschäfte der Admiralitäts-, Kommerz- und Fabriken-Behörden, z. B. Schulanstalten, nicht zu den Staatsgeschäften gehören, aber wohl sofern sie von gerichtlicher und zwangspolizeylicher Art sind.

Zu der ersten Art, oder zu den eigentlichen Staatsgeschäften aber gehören alle auf a) Justiz, b) Polizey, c) Militar, d) Besteuerung und e) eigentliche Regierung sich beziehende Geschäfte.

Zu Privatgeschäften gehören alle, die einer a) physischen oder b) moralischen Person in ihrem Privatcharakter geleistet werden. a) Einer physischen, denn selbst der Oberkammerherr, Oberhofmarschall und was sonst dem Könige, nicht als Könige, sondern als vornehmen reichem Herrn dient, bekleiden einen Privatdienst. b) Einer moralischen, wie ein Küster, ein Organist bey einer Kirchengemeine, Nachtwächter bey einer Ortschaft, Kanzellisten bey einem Kollegio. Hobbes will selbst die gemeinen Soldaten nicht für öffentliche Diener gelten lassen, sondern nur die Befehlshaber, weil nur diese das Staatsoberhaupt repräsentiren, oder in dessen Nahmen handeln, die gemeinen Soldaten aber nicht. Man könnte indessen jene Staatsbediente, diese dagegen öffentliche nennen.

Betrachtet man diesem Begriff gemäß die öffentlichen Geschäfte nach den oben angeführten sechs Hauptklassen oder Hierarchien, so zeigt es sich, daß solche Geschäfte nicht eben darin bestehen, die Menschen im Staat zur gehörigen Beobachtung ihrer Pflichten gegen einander sowohl, als gegen den Staat anzuhalten, das mag Zweck oder auch Folge dieser Geschäfte seyn, macht aber ihr

Wesen nicht aus, welches vielmehr in der Verrichtung der durch die Dienstinstruktion ausdrücklich, oder durch die Natur des Dienstes sich von selbst verstehenden, zur Pflicht gemachten Handlungen besteht. Der Richter soll untersuchen und erkennen, der Polizey-Officiant Unsicherheiten aller Art durch bestimmte Mittel verhüten, und, wenn sie doch eintreten, hemmen. Der Soldat soll, um den Staat gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen sowohl, als bey innern Unruhen, thun, wozu er kommandirt wird; der Finanzbediente soll die Einkünfte erheben ꝛc., der öffentliche Lehrer lehren und predigen; die eigentliche Regierungsbehörde soll für gute Gesetze und Verfügungen in Absicht des allen, und für Wegräumung der Hindernisse, welche den Menschen wehren, ihren Wohlstand sich selbst zu verschaffen, sorgen. Selbst von den eigentlichen exekutorischen Geschäften (Verhaftnehmungen, Auspfändungen, Strafvollziehungen) kann man nicht einmal recht sagen, daß sie den Menschen zu Beobachtung seiner Pflichten anhalten sollen.

II. Das zweyte wesentliche Stück des Dienstes ist die besondere (im Grunde allemal kontraktmäßige) Verpflichtung, kraft deren jene Geschäfte verrichtet werden. Nur

der hat das Amt oder den Dienſt, der zu den Geſchäften deſſelben verpflichtet iſt, nicht wer ſie ohne ſolche Verpflichtung verwaltet. So war die Pompadour nicht Kabinetsminiſter, aber wohl die Daſchkow Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften.

Die Dienſtpflicht iſt 1) allemal eine ſtrenge, d. i. mit Verantwortlichkeit verknüpfte Pflicht; aber ſie iſt nach der Natur der Dienſtgeſchäfte verſchieden; denn manche von dieſen ſind erzwingbar, wie Soldaten-, Kanzelliſten-, wie alle körperliche Dienſte, andere ſind ihrem Weſen nach unerzwingbar, wie Lehrer-, Miniſter-, wie überhaupt alle Dienſte, bey denen es auf Geiſtesthätigkeit und eigenes Denken ankommt: an dieſen läßt ſich allenfalls das Mechaniſche, e. g. daß ſo viele Stunden gelehrt, über das und jenes Berichte oder Vorſchläge gemacht werden ſollen, aber nicht das Weſentliche erzwingen. Geſchäfte, die ſich pünktlich anbefehlen laſſen, laſſen ſich auch erzwingen; aber ſolche, die anvertraut, d. i. dem eignen Urtheil deſſen, der ſie übernimmt, ganz, oder zum Theil überlaſſen werden müſſen, (wie alle Juſtiz-, viele Polizey-, die meiſten ſtaatswirthſchaftlichen und faſt alle eigentliche Regierungsgeſchäfte, laſſen, ſo weit ſie

ſie von der Art ſind, keinen Zwang zu. Unter Zwang iſt auch Strafe mit begriffen.

2. iſt die Dienſtpflicht allemal eine beſonders übernommene Pflicht. Die allgemeine Bürgerpflicht mag in Republiken jeden verbinden, nach einer gewiſſen Regel, auch beſondere Dienſte zu leiſten, aber, indem jemand einen ſolchen beſonderen Dienſt antritt, übernimmt er, außer ſeiner allgemeinen Bürgerpflicht, eine beſondere, auf dieſen Dienſt ſich beziehende, wie z. B. die Miliz in Nordamerika, die Geſchworenen (Jury-men) in England, die Richter in Athen, wo die Bürger gerade ſo zum Richten verpflichtet wurden, wie in manchen Städten zu den Feuerwachen.

Es kann die Annahme ſelbſt eines ſolchen Dienſtes, der in unbefehlbaren Geſchäften, wie z. B. in einer Befehlshaberſchaft ſelbſt beſteht, gleichwohl in ſo fern erzwungen werden, daß derjenige Strafe geben muß, der den Dienſt nicht annehmen will: wie jetzt die bataviſche Republik manche Bürger zwingt, Dienſte, die ihnen nicht gefallen, anzunehmen.

In Republiken giebt es davon Beyſpiele genug.

Zum Wesentlichen der Dienstpflicht gehört 3) nicht daß sie

A) lebenslänglich, auch nicht, daß sie

B) mit Vergeltung verknüpft sey.

A. In Republiken sind die wichtigsten Aemter abhängig von Wahl, die periodisch vorgenommen wird, und bey manchen Aemtern ist sogar die Wiedererwählbarkeit ausgeschlossen.

B. Was Vergeltung betrifft, so muß man auf die Verschiedenheit der Dienstarten sehen. Die Dienste, welche in erzwingbaren und anbefohlenen Geschäften bestehen, mögen mit Entschädigung verknüpft werden, für die Zeit und Mühe, die der Dienstmann für andere anwendet, so fern nicht a) nach einer gleichen Regel andere ihrer Seits dergleichen Geschäfte auch ihm zu gut ohne Entschädigung übernehmen, oder b) die Geschäfte von der Art sind, daß ohne Entschädigung sie Niemand treiben wollte: denn sofern sich immer Personen dazu finden würden, ist Entschädigung unnöthig, weil kein Schade existirt. Die Glieder des Unterhauses in England bekommen weder Gehalt noch Emolumente, die Friedensrichter (meines jetzigen Wissens) auch nicht. Die Präsidenten im Tribunat, im gesetzgebenden

Korps und im Senat in Frankreich, bekommen nicht mehr Entschädigung, als die Glieder dieser Kollegien. Je mehr ein Dienst Vertrauen fordert, also mit Geistesarbeit verknüpft, d. i. von liberaler und nicht servilier Art ist, je mehr er eben darum Gelegenheit sich verdient zu machen darbietet, folglich mit Achtung und Ehre verknüpft ist, desto weniger kann dabey von Entschädigung die Rede seyn. Kein Konsul, Prätor, Quästor, Tribun im alten Rom bekam Gehalt. In Hamburg sind viele der wichtigsten Dienste ohne Besoldung.

Kants Argument, daß ein Dienstmann, sofern er, um sich zu dem Dienst geschickt zu machen, Zeit und Mühe hat anwenden müssen, die er statt dessen zu Erlernung eines andern Berufs hätte verwenden können, dafür eine Vergeltung, oder ein Aequivalent fordern könne, paßt nur in höchst wenigen Fällen. Dem Kanzellisten gebühret dafür, daß er schreiben gelernt hat, keine Vergeltung, denn das hätte er doch gelernt, kann es auch zu andern Dingen brauchen. Eben so ist es mit dem Studieren, so weit es nicht etwa die Kenntniß solcher Dinge betrifft, die für den, der sie erlernt hat, außer der Anwendung im Amte, nicht den geringsten Werth oder Nu-

ben haben: und von welcher Kenntniß läßt sich das wohl sagen? Ist nicht Kenntniß der Landesgesetze und des Gerichtswesens an sich für jeden Staatsbürger immer etwas werth? Ist das nicht noch mehr bey den Kameralisten, den höhern Polizeybeamten, den Theologen in Ansehung ihrer respektiven Studien der Fall? Und nun nehme man vollends die Finanzposten (Accise-, Zoll-, Landsteuer-Officianten) von den höchsten bis zu den niedrigsten, wie viele von den Subjekten, die sie bekleiden, haben denn besondere Vorbereitungen dazu auf Kosten eines andern Berufs, den sie sonst gewählt hätten, gemacht? Oder man nehme die Officiere beym Militär!

Eben so unrichtig ist Kants Satz, daß der Staat darum keinen Officianten seines Amtes entlassen könne, weil sonst Niemand sich zu Aemtern vorbereiten würde. Fehlt es doch bey Wahlämtern in Republiken nie an geschickten Subjekten, selbst wenn die Aemter nur auf Ein Jahr gelten. Es ist schlimm, daß man Aemter als Versorgungen ansieht, daß man sie nur nach der Einnahme schätzt, nur der Einnahme wegen begehrt, daß überhaupt das Dienstwesen ein pures Gewerbe wird, wie es leider bey uns und in andern Monarchien ist. Was

soll denn aus den Arbeiten werden, die sich ihrer Natur nach nicht bezahlen lassen? d. i. aus solchen, die ganz auf Einsicht, Rechtschaffenheit, Sorgfalt und nicht auf Mechanismus beruhen? das heißt aus solchen, auf welchen gerade alles Heil, alles Wohl und Wehe des Volks beruht; wie die Arbeiten derer, die die Verordnungen machen, die die wichtigsten Aemter besetzen, überhaupt derer, die eigentlich regieren, es sey in Militär- oder Civil-, in Justiz- oder Finanz-, in Polizey- oder Kirchen- und Schul-Sachen?

Bewahre Gott dawor, die Diensgehalte nach dem Bedürfniß der Dienstmänner zu bestimmen! So wie das Hinterrad am Wagen nie das Vorderrad erreicht, so wird seine Gehaltserhöhung das derselben immer verlaufende Bedürfniß erreichen.

Auch der Werth der Arbeit kann das Maaß zum Gehalt nur so fern abgeben, als dieser Werth sich durch die Konkurrenz derer, die solche Arbeit für dieses oder jenes Gehalt leisten möchten, bestimmt. So lange es möglich ist Personen zu finden, die für ein sonst niedrig scheinendes Gehalt den Geschäfft gehörig und treu verwalten werden, ist eine Gehaltserhöhung unnütz und schädlich. Je-

des Gedränge aber nach einem Dienst ist ein Beweis, daß das Gehalt für die damit verknüpfte Arbeit in der Art, wie sie geleistet zu werden pflegt, und welche vielleicht sehr verschieden von der Art ist, wie sie geleistet werden soll, zu hoch ist: scheint das Gehalt gleichwohl geringe zu seyn, so forsche man nur nach den ꝛc. Emolumenten, so wie von der andern Seite nach der Arbeit, die wirklich verrichtet wird, nicht die in der Instruktion steht.

Abgerechnet blos körperliche oder anbefohlene Dienste, deren Lohn sich, wenn sie dem Publico geleistet werden, eben so als wenn man sie der Privatperson leistet, genau genug durch die Konkurrenz bestimmen läßt, so würden alle Aemter, welche Geistesarbeit fordern, und ihrer Natur nach nur anvertraut werden müssen, je geringer die Gehalte wären, desto mehr auf Personen, die eigenes Vermögen vom Hause aus hätten, sich beschränken; vorausgesetzt, daß Achtung und Ehre genug damit verbunden wäre, um solche Personen zur Annahme solcher Aemter zu reizen. Das wäre sehr gut bey solchen Posten, die nicht sowohl Genie und tiefe Kenntniß, als Treue und Rechtschaffenheit erforderten. (Bey der Landschaft bekommt der Direktor weniger

Gehalt wie der Syndikus, und Kirchenvorsteher bekommen gar nichts.) Denn bey Posten, wo jene mit nöthig wären, müßte den treflichen Köpfen, die ohne Vermögen sind, der Zugang durch gar zu niedrige Gehalte, bey denen sie nehmlich beym Mangel an eigenem Vermögen nicht bestehen könnten, nicht erschwert werden.

Aus dem ersten Grunde müßten alle Präsidenten und Direktoren weniger Gehalt haben, als arbeitende Räthe — aus andern Gründen mag es aber auch anders gut seyn.

Ad 8.

Rigorismus im Punkt des Gehorsams macht bey den Diensten, die in ganz bestimmten, erzwingbaren Geschäften bestehen, wie Kontrolleur-, Accise- und Thorschreiber-, Kanzellisten-, Militär- und andere Dienste, Alles aus, bey allen andern Diensten ist er auch immer wichtig, so fern er wenigstens die Folge hat, daß der Buchstabe des Dienstes erfüllt, und eine Menge von Unterlassungssünden gehindert werden. Auch kann man wohl sagen, daß Furcht kräftiger auf Fleiß und Ordnung wirkt, als Lob und Geld: wie überhaupt das Unangenehme stärker den Willen bewegt, als das Angenehme.

Ad 28.

Graf und Baron sagt da, wo noch Leibeigenschaft besteht, unendlich mehr als General und Präsident, letztere Nahmen drücken Pflichten neben Rechten, erstere drücken lauter reine Rechte, und zwar Regenten- und Herrschaftsrechte aus. Daß die ganze persönliche Descendenz solche Herrschernahmen fortführt, ist wohl ein ärgerer Uebelstand, allein nach dem Feudalsystem ganz konsequent, so lange an jenen Titeln Rechte kleben, und wären sie auch nur in spe.

Zu den Anmerk. von B. ad 30.

Würde kann durch nichts in der Welt, als durch achtungswerthe Eigenschaften erlangt werden, durch Uneigennützigkeit, Rechtschaffenheit, Brauheit, Verstand, Fleiß, Dienstfertigkeit. Weit gefehlt, daß Aufwand Würde gäbe, giebt Selbstverleugnung und Muth lieber arm zu seyn, als durch die mindeste Abweichung von der Regel der Rechtschaffenheit reich zu werden, überall unfehlbar Würde d. i. Achtung bey allen Bekannten. Der würdigste Mann in Hamburg, sagte mir ein sachverständiger Reisender, ist jetzt (1800.) ein Bäcker — wenn der einmal aufs Par-

terre ins Theater kommt, nimmt jedermann den Hut ab, welches nie geschieht, wenn der Bürgerweißer kommt.

Wenn die Bedürfnisse des Lebens objektive fortgehend steigen, so ist es auch nicht minder wahr, daß subjektive die Sucht nach dem, was man Lebensgenuß nennt, kurz nach Wohlleben aller Art, zunimmt, und zwar blos aus Lüsternheit, nicht aus Noth; denn Gottlob die Tyrannin Mode, die sonst manchen Aufwand zur Nothwendigkeit machte, hat ihre Herrschaft verlohren, und es darf jetzt, weit eher als sonst, jeder sich einrichten, wie er will, ohne deshalb, wenn er es nur sonst vernünftig thut, Tadel zu besorgen.

Ad. 33.

Freilich ist es der Tod alles Dienstes, wenn der Beamte sein Amt als eine Pfründe ansieht, eben so als wenn er wähnt, das Publikum sey deswegen da, damit ein solches Amt von ihm verwaltet werde. Das erste zu vermeiden, sollte man invaliden Offizieren und andern zur Versorgung keine andere Dienste geben als solche, deren Geschäfte ganz von erzwingbarer Art sind, wie Postmeister-, Accise- und Zolleinnehmerstellen. Das zwey-

tz, daß nehmlich z. B. ein Richter seine Jurisdiktionsgenossen, ein Prediger seine Eingepfarrten, ein Gutsbesitzer oder Oekonomiebeamter die Bauern seines Amtes, ein Regimentschef seine Kantonnisten ꝛc. nicht als seinetwegen, sondern sich als ihrentwegen existirend ansehe, kann nur der Staat durch Gesetze bewirken, und wehe, wenn er es nicht thut! dann ist ganz eigentlich die Staatsverwaltung auf den Kopf gestellt. Es ist das auch eine Art von Egoismus, aber von weit ärgerer Art, es ist Egoismus des kollektiven Korps jeder Dienstklasse, und in so fern ohne Hülfe, falls nicht etwa Opposition von den andern Dienstklassen eintritt.

Ad 35.

Wenn der Staat auch nur im Geringsten die Sorge für die Wittwen und Kinder der Officianten übernimmt, so werden die Officianten sich unfehlbar aller eignen Sorge entschlagen und sie dem Staat aufbürden. Wer sorgt für die Wittwen und Kinder der braven Bauern, Handwerker, Künstler und Gewerbsleute jeder Art, die uns alle ernähren, die für ihre Arbeit, bey der freyen Konkurrenz den geringsten Lohn haben; statt daß hingegen alle Officianten einen

verhältnißmäßigen überhohen, eine Art von Monopollohn ziehen, indem ihr Lohn nicht durch freye Konkurrenz bestimmt wird? Und bey diesem höhern Lohn soll nun noch der Staat Zulage geben? Denn auf Zulage läuft doch immer der Vorschlag n. 35. hinaus, indem so viel der Staat für die Familie der Officianten thun soll, so viel weniger diese selbst für sie zu thun brauchen.

Der Vorschlag, so wie alle Pensionen für Ausgediente, wenn nemlich diese Pensionen als gesezmäßige Staatsschuldigkeit statt finden sollen, sind wahrer Zunder zu Verschwendung, Unordnung und Liederlichkeit. Bloß die Pensionen sind Schuld daran, wenn manche Officianten, bey sehr großer Einnahme gleichwohl, wenn sie zu dienen aufhören, oft wirklich Pension nöthig brauchen.

Pensionen als Prämien für besondere Verdienste, oder als Allmosen bey besondern Umständen, ohne Gesetz, in einzelnen Fällen ertheilt, lassen sich rechtfertigen, aber alle andere, und auch der Vorschlag im §. 35. sind doppelt ungerecht und doppelt schädlich, sowohl für die Officianten, als für das Publikum.

z. Wenn ich denke, daß der Bauer und Handwerker dasjenige sich und seinen Wittwen und Kindern vom Munde abbrechen muß, was er hingiebt, damit ein Officiant, der so oft für seine Dienste über alles Verhältniß belohnt wird, in der Folge, wenn er gar nichts mehr thut, es als Pfründe ziehe, oder damit es an Weib und Kinder eines Officianten komme, der mehr erhielt, als seine Arbeit werth war, (denn es hätte ein anderer sie gern für seinen, oder noch kleinern Lohn verrichtet,) so weiß ich nicht aus, nicht ein.

Mag der Staat lieber mehr Salar geben, wenn das bisherige nicht hinreichte, aber jeder müsse für sein Haus und seine Familie selbst sorgen; sonst zieht natürlich jeder die künftige Pension oder Versorgung der Familie mit in seinen Etat und richtet seinen Aufwand darnach ein.

Ad 40.

Die Vereinigung aller Departements einer Provinz, in der Hand Eines Mannes würden diesen eigentlich zum Pascha machen. Selbst in einer Republik, wo die Geschäfte jedes Departements aufs genaueste an Gesetze gebunden sind, und aufs schärfste vom Publiko selbst bewacht wären, würde man so etwas nicht wagen, noch weniger möchte es in einer Monarchie rathsam seyn. Es kommt freilich auf Gesetze alles an, wären die Paschas an Gesetze, und zwar an gute, d. i. gerechte, in allem ihren Verfahren gebunden, so würden sie zwar nicht schaden, aber dann wären sie auch nicht Paschas. Die Vereinigung aller Departements in Einer Hand ist in kultivirten Staaten schon darum theils unthunlich, theils unzweckmäßig, weil in der That die zu den verschiedenen Departements gehörigen Kenntnisse allzu disparat sind, z. B. Justiz und Militär ꝛc. und weil die Menge der verschiedenartigen Geschäfte von Einem Mann nicht übersehen werden kann, der daher ein bloßer Figurant seyn würde.

Ad 44.

Der Gedanke ist wichtig. Wohl des Ganzen wird als Vorwand gebraucht, a) zur Beybehaltung erweislich gemeinschädlicher oder ungerechter Einrichtungen, b) zur Einführung neuer Gesetze und Anstalten, während es eigentlich angesehen ist, wenn nicht auf unmittelbaren Eigennutz, doch auf Erweiterung der Macht dessen, der jenen Vorwand braucht. Es ist überflüssig dem Pub-

liko zu sagen, daß etwas zu seinem Wohl gereiche, sogar wenn dieses wirklich der Fall ist, und es ist Spott es ihm zu sagen, wenn es vollends sich nicht so verhält. Niemand kann wohl besser wissen, ob etwas zum Wohl des ganzen Publici gereiche, als eben dieses Publikum selbst. Es wäre gut, und auch wohl in den unumschränktesten Monarchieen thunlich, daß in jedem Gesetz und in jeder Verordnung ganz bestimmt die eigentlichen Gründe davon ausgedrückt würden. Das Publikum darf dann doch wenigstens sagen, ob die Gründe Stich halten, und ob die erwählten Mittel zu dem angegebenen Zweck taugen, statt daß, wenn keine Gründe, oder blos das Wohl des Ganzen angeführt werden, das Publikum schweigen muß.

Ad 46.

Polizey hat an sich mit Finanzen nichts zu thun, und wenn gleich, zumal in kleinen Städten, einerley Personen das städtische Finanzwesen d. i. die Kämmerensachen und die Polizey verwalten, so sind beyderley Funktionen doch ganz verschieden. Von Kriminaljustiz die korrektionelle oder Zuchtpolizey, wie gewöhnlich, dadurch unterscheiden, daß man sagt: jene soll Verbrechen untersuchen

und bestrafen, diese hingegen soll Verbrechen verhüten und hemmen, ist sehr wenig befriedigend, da auch Polizey mancherley zu untersuchen und zu bestrafen hat. Das Gesetz muß bestimmen, was für Handlungen als Vergehen vor die Zuchtpolizey (police correctionelle) und was für welche als Verbrechen vor die Kriminaljustiz gehören; und hier ist es wieder eins der feinsten Probleme: wie ein solches Gesetz am besten zu bestimmen sey?

Ob dieses oder jenes zur Zuchtpolizey oder Kriminaljustiz; oder zu keinem von beyden gehöre, sondern politisch-indifferent sey, ist eine Frage, die gar nicht beantwortet werden kann, bis man sie genauer bestimmt, auf eine der beyden Arten, nehmlich: 1) gehört nach den Gesetzen eines gegebenen Landes oder Ortes, (London, Wien, Konstantinopel) diese oder jene Handlung zur Zuchtpolizey, zur Kriminaljustiz oder zu keinem von beyden? Wobey wieder die Frage ist: was für ein Procedere man unter den Worten Zuchtpolizey und Kriminaljustiz in dem gegebenen Lande oder Orte versteht?

2) Welche von den mancherley möglichen Gesetzesbestimmungen in Absicht solcher Hand-

lungen sind die vernünftigsten, d. i. die der sichern Freyheit Aller angemessensten?

Bekanntlich kann die Polizey, die eigentlich das Publikum vor allen Gefahren von Seiten der Natur und der Menschen sichern soll, so eingerichtet seyn, daß sie selbst mehr Unsicherheit hervorbringt, als der Mangel an aller Polizey je hervorbringen könnte; und mit der Kriminaljustiz ist es eben so.

Auch, was Polizey betrift, beruht also das Heil der Menschen auf den Gesetzen, diese müssen bestimmen, theils die Anstalten zur Verhütung und Hemmung von Unsicherheiten, und was zu dem Behuf den Bürgern zur Pflicht gemacht werden darf, theils das Verfahren der Polizey in Hinsicht auf Untersuchung und Bestrafung der ihr angewiesenen Sachen.

Nach richtigen Begriffen muß man die auf Sicherung des Publici unmittelbar sich beziehenden Geschäfte der Polizey ganz scharf unterscheiden, von den mittelbar auf denselben Zweck sich beziehenden Geschäften des Untersuchens und Bestrafens der sogenannten Polizeyvergehen. Diese letztern Geschäfte, da sie von gerichtlicher Art sind, müssen, sofern bey ihnen kein Periculum in

mora

ra ist, durchaus aller Willkühr entnom-
n, an veste Formen gebunden, auch Pro-
cation davon nicht ausgeschlossen seyn: kurz
se Geschäfte, da sie wirklich Justizgeschäfte,
gleich von einer besondern Art sind, müssen
h als solche nach einer Justizform, wenn
h nicht nach eben derselben, die bey Ge-
äften anderer Art statt finden mag, behan-
t werden: sonst hört alle Sicherheit auf.

Aber selbst was die ersteren Geschäfte
rifft, muß die Macht der Polizeyoffician-
in Ansehung derselben, quoad materiale
ohl als formale, d. i. was? der Offi-
nt sich erlauben darf, und das wie? durchs
esetz bestimmt und nur die Anwendung die-
so bestimmten Macht in jedem einzelnen
lle, (unter beständiger Verantwortlichkeit)
ner Willkühr überlassen seyn, sonst ist wie-
keine Sicherheit. Daher würde in dem
ysten Staate, wo der Mensch und der Bür-
am meisten gälte, die Macht der Polizey,
Hinsicht auf die eben erwähnten unmittel-
ren auf die Sicherheit des Publici abzie-
den Geschäfte, äußerst beschränkt, in Absicht
vorhergedachten Geschäfte aber ganz null
n, indem diese rein justizmäßig behandelt
rden würden. Freylich würden aber auch
solchem Staat viele Arten von Sicherung

gar nicht verlangt werden. Da würde kein Bäcker fordern, daß ihn die Polizey vor Böhnhasen und Fuschern sichern soll, so wenig als das Publikum fordern würde, von der Polizey vor den Bäckern, die ungares Brod backen, gesichert zu werden. Hier macht man erst Unsicherheiten, damit man sie hernach abzuwehren habe.

Der Polizeydirektor sollte bey allen Verfügungen und Gesetzen, welche die obere Behörde in Polizeysachen ergehen lassen wollte, zu Rathe gezogen werden. Seine Erfahrung und Kenntniß des Details und Lokals würden dabey von treflichem Nutzen seyn können; (so wie überhaupt auch Gerichtshöfe dem Gesetzgeber durch Vorlegung der Erfahrungen, die sie zeither von den Folgen dieses oder jenes Gesetzes in praxi gehabt hätten, treffliche Dienste leisten könnten,) aber so wie Gerichtshöfe bey Leibe nicht Gesetze geben sollen, so soll auch der Polizeydirektor kein Polizeygesetz machen dürfen. In Polizeysachen von gerichtlicher Art muß der Polizeydirektor bey den obern Behörden, wohin etwa die Sache durch Provokation geht, darum nicht mitsprechen dürfen, weil er, nie herausgesetzt wird, schon in der ersten Sentenz mitgesprochen hat.

Ad 48.

Die Kameraljuſtiz iſt, ſofern dabey im=mer der Richter mit einer der Partheyen im Einverſtändniß oder Eine Perſon iſt, eben ſo wie Acciſe= oder Tabaksjuſtiz eine ſtehende Verſündigung gegen den erſten Grundſatz aller Juſtiz.

Ad 57.

Sollten nicht einige Schäden, wodurch Militärperſonen bisweilen invalid geworden, manchmal mit der zu dieſem oder jenem Dienſt erforderlichen Kräftigkeit beſtehen? — Sollt' es nicht auch Stellen geben, die keine kör=perliche Kräftigkeit erfodern?

Ad 58.

Die Augen auf alles haben muß kann blos heiſſen, daß die Regierung nichts ohne ihr Vorwiſſen geſchehen laſſen will, was Rechte eines Dritten beeinträchtigen könnte, um ſolche Beeinträchtigungen gleich vorher zu verhüten. Dagegen zur Verantwortung zie=hen muß die Regierung keinen Unternehmer nützlicher Anſtalten jemals dürfen. Sie muß, wenn ſie z. B. in ihren Domainen durch einen von einer Geſellſchaft gezogenen Kanal weil vorher nicht alles gut beſtimmt werden,

oder von der Bestimmung irgend eine Abweichung geschehen wäre,) Schaden oder Nachtheil litte, die Unternehmer bey Gericht belangen, wie es jeder andere Privatmann im ähnlichen Fall thun müßte. Zur Verantwortung muß die Regierung nur dann ziehen, wenn sie etwas aufgetragen oder befohlen hat.

Ad 63.

Die Unterhaltung unnöthiger Dienststellen zieht außer der Geldverschwendung noch einen andern Nachtheil nach sich. Mancher Oberofficiant nehmlich, der sich seiner Entbehrlichkeit bewußt ist, und doch nicht ganz so überflüßig scheinen will, wie er wirklich ist, verfällt auf allerley zwecklose Verfügungen und Einrichtungen, wodurch er die Untergeordneten schiert und plagt, damit es doch so aussehe, als sey er wirklich thätig. Ein guter Theil von Verordnungen rührt vielleicht aus der Quelle her, daß Obere gern ihre Thätigkeit zeigen wollen, und diese freylich nicht bequemer zeigen können, als wenn sie ihre Untergeordneten in zwecklose Arbeit setzen. Ich erinnere mich, als Schulknabe einmal einem damals an der Tagesordnung seyenden Weginspektor im Abschreiben seiner Berichte und Tabellen

über die Straßenalleen geholfen zu haben, wo faſt alles darauf hinauslief, daß noch nichts zu rapportiren ſey, daß aber künftig deſto mehr würde rapportirt werden können, und ſo gieng es immer.

Es liegt, wie in jeder phyſiſchen, ſo auch in jeder moraliſchen Perſon d. i. in jedem Kollegio ein urſprünglicher Trieb ſeine Exiſtenz zu erweitern, d. i. mehr Geſchäfte an ſich zu ziehen und ſein Perſonale zu vermehren: natürlich; denn der Chef gewinnt dabey an Macht und Einfluß und die Glieder an Wichtigkeit oder an Bequemlichkeit; dagegen widerſtrebt jedes Kollegium aller Verminderung ſeiner bisherigen Geſchäfte, oder ſeines bisherigen Perſonals. Dieſer Erweiterungstrieb, und dieſe Vernichtungsſucht, die dem einzelnen Menſchen angebohren, und eine Quelle von den meiſten ſeiner Handlungen ſind, ſind beydes nicht minder bey dem künſtlichen Menſchen, wie Hobbes die Kollegien und den Staat ſelbſt nennt. Wenn es nach dem Willen der Forſt- oder Jagd-Hierarchie gienge, ſo müßte das ganze Land zu Wildbahnen verwildert werden — gienge es nach dem Willen der Geiſtlichkeit, des Militärs — des Medicinal — des Bau-Departements ꝛc. — ſo —

Daher wieder so viele unnütze Thätigkeit von oben! und so viel, zum Theil wahre Klagen über unerschwingliche Dienstarbeit von unten. Der Staat sollte von diesen Klagen Anlaß nehmen, die Dienstgeschäfte genau untersuchen, die unnützen aufheben, die absichtlich verwickelten simplificiren und alles zweckmäßig einrichten zu lassen. Aber wer wird das thun?

Immer sollte der Staat, wegen des vorerwähnten Triebes aller Kollegien, bey jedem Gesuch und Vorschlage zu Vermehrung des Personals einen Vorschlag zu Simplificirung der Geschäfte fordern.

Ad 74.

Das Gesetz muß bestimmen, was für Rechte und Pflichten mit dem Amt eines Präsidenten verknüpft seyn sollen. Der Einfluß, den ein Präsident auf die Glieder seines Kollegii haben kann, wird einerseits freylich von seinem Charakter sowohl, als dem Charakter seiner Räthe, andererseits aber natürlich auch von den Befugnissen und Verbindlichkeiten, die das Gesetz mit dem Amt eines Präsidenten verknüpft hat, abhangen.

Eine feine und schöne Aufgabe wäre es, zu bestimmen, was für Rechte dem Präsidenten

nach Verschiedenheit der Dienstklassen, z. B. eines Schul-Kollegii, Konsistorii, eines Justiz-, Polizey-, Finanz-, Kameral-, Regierungs-Kollegii einzuräumen, oder nicht einzuräumen seyn möchten, damit die Geschäfte aufs beste verwaltet werden.

Leider sind es immer Präsidenten, welche die Instruktionen für Präsidenten machen, daher bey uns, und vielleicht in allen Monarchien die Macht der Präsidenten wohl weiter geht, als es nach der Natur der Menschen und Sachen zum zweckmäßigsten Betriebe des Dienstes seyn sollte. Denn bey dieser Uebermacht können leicht Kollegien Werkzeuge in der Hand des Präsidenten werden, mit denen er, vollends im Einverständnisse, oder bey gutem Vernehmen mit der Oberbehörde, thut und treibt, was er für sich allein nicht wagen würde. Bey allem Einfluß aber, den Macht giebt, mag doch wohl der Einfluß, den Rechtschaffenheit und Einsicht geben, auch blos Einen Rath in den Stand setzen, das ganze Kollegium, und selbst den Präsidenten zu regieren, wenn letzterer nicht ein dummer oder treuloser Despot ist.

Ad 79.

Die Konduitenlisten müßten förmlich im Kollegio vorgetragen werden, so, daß jeder

selbst hörte, was von ihm eingesetzt ist: das geht gar wohl an, wenn nichts als individuelle Fakta, durchaus aber kein allgemeines Urtheil von dem Dienstbetragen eines jeden in die Liste käme: ein Punkt, der durch eine ausdrückliche Kabinetsordre in Ansehung der militärischen Konduitenlisten seit etwa ein Paar Jahren, anbefohlen ist. Allgemeine Urtheile sind 1) falsch; nicht einmal über sich selbst ist ein Mensch im Stande, allgemeine Urtheile zu fallen, 2) unnütz, denn wer die einzelnen Fakta vor sich hat, aus denen der Chef des Kollegii sein allgemeines Urtheil zieht, wird eben so gut wie er, oder (wegen völliger Unpartheylichkeit) noch besser daraus urtheilen können, 3) gefährlich, wenn die obere Behörde nicht von selbst so klug ist, den Angaben in der Konduitenliste zu mißtrauen.

Ein so treffliches Dienstcensurmittel die Konduitenlisten also beym ersten Anblick scheinen, so zeigt sich doch bey näherer Erwägung dabey viel Bedenkliches. Darf der Präsident in die Konduitenliste setzen, was er will, ohne daß es die, welche es gilt, wissen, und darf er in allgemeinen Ausdrücken, ohne individuelle Species Facti anzugeben, Urtheile hineinschieben, so hat er ein zweyschneidiges

Schwerd in seiner Hand, so kann er, voilends wenn er selbst ein schlechter, oder stolzer oder rachsüchtiger, oder unwissender Mensch ist, oder ein elender, oder untreuer, oder herrschsüchtiger Officiant, den verdientesten Mann im Kollegio, der ihm gerade am wenigsten zur Hand gehen, oder am meisten widerstehen möchte, gleichsam mit aqua tofana vergeben; so wird er durch die Furcht, worin er die Glieder hält, einen wahren Despotismus ausüben können. In Schlötzers Briefwechsel erinnere ich mich einen treflichen Aufsatz über diesen Präsidenten-Despotismus gelesen zu haben. *)

*) Im 47ten Heft des Briefwechsels p. 335 war die von Joseph II. auch im Civil nach Maaßgabe der im Militär schon gewöhnlichen, eingeführte Konduitenliste eingerückt, und im 56ten Heft p. 101., wurden unter dem Titel: Diener- und Völker-Freyheit gegen Konduitenlisten und Präsidenten-Despotismus, alle mögliche Nachtheile und Mißbräuche der Konduitenlisten aufgezählt, unter denen ich aber keinen finde, dem nicht abgeholfen werden könnte, wenn auf die Frage: wer wird nun über diese Berichtabstatter selbst wachen? mit dem klugen Schlötzer geantwortet würde: der Monarch selbst, aber gewiß nicht vermittelst der Pressfreyheit — denn was würde auch diese helfen, wenn die Landesobern die Mittel in Händen haben, sich an der Presse zu rächen,

Wenn der Präsident diese Liste nicht anders als unter Mitwissenschaft derer machen darf, die es gilt, wird sie dann nicht eine pure Formalität werden?

Ad 80.

Beyde Meynungen lassen sich vereinigen, wenn man die verschiedene Verfassung der Kollegien oder Officiantensysteme (Hierarchien) in Betracht zieht, welche entweder monarchisch, oder aristokratisch oder demokratisch ist und im letzten Fall vielleicht gar so, daß das Präsidium reihum wechselt, wie das Rektorat und Aeltermannthum im akademischen Senat und bey Zünften. Bey Kollegien dieser letzten Art ist keine Frage, daß nicht Freundschaft zwischen einem Gliede und dem Präsidenten Statt haben sollte, aber da findet auch das Prinzip der Freundschaft, nehmlich Gleichheit, statt. Liebe und Achtung, beyde zusammen, oder letztere allein können und sollten wohl immer unter ihnen bestehen.

wenn der Monarch selbst sich nicht Zeit nimmt, das freygedruckte zu lesen, oder nicht Lust hat darauf zu achten? Von Karls des Großen Missis dominicis und dem heutigen Advocato Fisci dürfte das humanum gewiß nicht minder entfremdet seyn. Responsabilität des Präsidenten würde also wohl am sichersten den falschen Angaben Einhalt thun.

Ad 81.

Wenn dem Präsidenten darum mehr Gehalt gegeben werden soll, damit er mit seinen Räthen öfter esse, so müßte aber auch noch ein Mittel gefunden werden, ihn dahin zu bringen, daß er wirklich jene Zugabe des Gehalts zu diesem Zweck verwende, und nicht, wie sehr oft geschieht, zu Privatzwecken, die mit seinem Dienst nichts zu thun haben, oder auch zu Tafelgesellschaften, aber mit ganz anderen Herren als seinen Räthen.

Ad 85.

In allem Dienst kommt alles darauf an, die Unwahrheiten in Facto zu hintertreiben, oder an das Licht zu ziehen. Fände überall Wahrheit in Facto d. i. quoad Materiale statt, so könnte über die Wahrheit, was die Form, nehmlich die Gesetze oder Prinzipien des Justiz- und Kameral-Verfahrens betrifft, nicht viel Streit seyn — der Grund von dem hohen Werth, den die Völker, bey denen Juries eingeführt sind, auf diese Anstalt setzen, scheint dreyfach zu seyn a) wenn die Gesetze nichts taugen, oder in einem gegebenen Fall nicht passen, so hilft die Jury dem Uebel ab, indem sie das Faktum so bestimmt, daß das nach den schlechten oder unpassenden

Gesetzen sonst unvermeidliche Uebel oder Unrecht abgewandt werde. Die Jury z. B. erklärte einmal die Spitzen, welche zwey Demoiselles Schwestern beym Besehen im Kramladen in ihren Pompadour heimlich gesteckt hatten, seyen nur 6 Pence (4 ggr. pr.) werth, worauf sie mit ein Paar Jahren Zuchthausstrafe davon kamen; statt daß sie, wenn der Werth der Spitzen auch nur auf 1 Sch. St. (8 ggr. pr.) bestimmt worden wäre, nach den blutigen englischen Gesetzen hätten hängen müssen. Die Jury sprach in diesem Fall ihr guilty, aber vermöge der besondern Macht, die sie hat, auch sogar den Werth der Schuld zu bestimmen, for a six pence, d. i. schuldig des Diebstahls von 4 ggr. Werth, obgleich die Spitzen weit mehr werth seyn mochten — mithin des Zuchthauses und nicht des Todes.

b) Da die Jury 1) ganz unabhängig von aller Staatsgewalt, 2) inappellabel in ihren Aussprüchen ist, so sichert sie aufs vollkommenste jeden Beklagten, zumal in allen den Fällen, die für ihn sonst gerade die gefährlichsten wären, wenn Personen von Einfluß und Macht ein Interesse dabey hätten, ihn schuldig zu finden, wozu noch kommt, daß auch der Beklagte sich gegen die Jury selbst dadurch sichern kann, daß er solche Glieder, die ihm

der Partheylichkeit wegen verdächtig sind, aus der ihm überreichten Liste ausstreichen darf. So wäre Hardy gewiß als Hochverräther gerädert worden, wenn über ihn ein anderer, als die aus Branntweinbrennern und andern ehrlichen Bürgern bestehende Jury, zu sprechen gehabt hätte. In Schottland hat, nach Paine, die Regierung das schlimme Recht, durch eine sogenannte Specialjury richten zu lassen, d. i. durch eine Jury, die aus Personen besteht, die die Regierung ernennet.

c) Die Jury kann das Faktum besser eruiren, sofern sie 1) aus Personen besteht, die mit dem Beklagten meist gleiches Standes 2) an dem Ort, wo der Gegenstand der Klage sich befindet, gegenwärtig, 3) in den Mitteln und in der Art und Weise sich von dem Fakto zu unterrichten unbegränzte Wahl haben, und an keine vorgeschriebene Form gebunden sind. Es ist ihnen überlassen, wie sie sich in ihrem Gewissen überzeugen wollen. Schriftlich wird dabey nichts verhandelt. Aber die Jury kann, wenn sie will, Lokalinspektionen vornehmen, Zeugen vorfordern, diese schwören lassen, oder nicht, so viel Zeugen verwerfen, als sie will ꝛc. Eben darum nun, weil es hier über das Faktum keine Akten

giebt, so kann es auch keine Instanzen geben, die, wie es bey uns heißt: nach Lage der Akten sprechen.

Was über die englische Kriminaljustiz aus Colqhoun angemerkt wird, geht die Jury nichts an, die vielmehr das einzige Rettungsmittel gegen die bösen englischen Kriminalgesetze ist, sondern betrifft blos theils diese bösen Gesetze, theils die aus den entsetzlichen Richter- und Advokatensporteln herrührende Mißlichkeit eine Klage anzufeuden; ein Uebel, welches wiederum nicht in der Jury liegt, die nichts, als bey etwannigen Reisen die Reisekosten ersetzt bekommt, sondern in der Juristerey und in dem Gerichtswesen, so weit es auf gelehrter Juristerey beruht, woran abermals die schlechten Gesetze schuld sind.

Uebrigens spricht die Jury nicht blos in Kriminal-, sondern auch in allen persönlichen, (nicht realen) Civilsachen, die der Friedensrichter, oder auch gewisse Polizeybehörden, die Colqhoun in London anführt, abzuthun nicht ermächtigt sind, besonders in allen solchen Sachen, wo es auf Schadenersatz ankommt.

Ad 92.

Was da von Krankheit und eigenen Geschäftsreisen steht, müßte in der Dienstinstruk-

tion oder Bestallung stehen; kurz, müßte der Officiant bey Uebernahme des Amtes gewußt, und eingewilliget haben. Dann gälte das volenti non fit injuria. Geradezu aber diese Regel einzuführen, wäre so ungerecht als einem Deputanten sein Naturaldeputat geradezu in ein Geldquantum verwandeln.

Ad 94.

Die Entbehrlichkeit der Sekretarien schließt die Meynung in sich, daß entweder jeder Rath sein Dekret schon in der Form, in welche es sonst der Sekretär bringt, abfassen, oder in der Kanzelley jemand diese Arbeit übernehmen, mit einem Wort, daß entweder der Decernent oder die Kanzelley die Arbeit des Sekretärs thun müsse: oder daß durch Beschränkung des Borgsbeutels der Kurialien, ein Theil der Sekretärarbeit ganz wegfällt. Ich bin dafür, daß der Decernent selbst sein Dekret so abfasse, daß es unmittelbar nur ins reine geschrieben werden darf. Die besten Räthe thun das jetzt schon, und nur die faulen pflegen, was eigentlich sie thun sollten, dem Sekretär aufzubürden.

Ad 96.

Ein Fiskal, Prokureur, oder wie man ihn sonst nennen will, den Officianten

der vollziehenden Macht, der in den Kollegien, wo er sitzt, nichts mitzusprechen, aber darüber zu wachen hat, ob das Kollegium in allem Verfahren genau den Gesetzen und der Instruktion nachlebe (ob das Kollegium ordentlich seine Session halte, nicht zu viel feriire, nicht zu spät anfange, vollzählig zusammenkomme, ob bey den Vorträgen, Stimmengebung, Beschlüssen, kurz bey den Geschäften alle gesetzliche Form beobachtet, keine Sache verschlappt, verhudelt, unterdrückt, mit Partheylichkeit des Präsidenten oder eines Gliedes schnell durchgejagt und unlauter beurtheilt werde ꝛc.) ein solcher Officiant ist in wohleingerichteten Staaten A. bey Justizkollegien unerlaßlich nothwendig, und B. bey allen andern Kollegien höchst nützlich; denn

A. in soferu in solchen Staaten die Justiz allem Einfluß der höchsten Gewalt entnommen, und also ganz sich selbst überlassen seyn muß, so entspricht aus dieser Einrichtung, durch welche das Publikum vor der aus Einmischung der höchsten Gewalt in Justizsachen entstehenden Gefahr gesichert werden soll, eine neue Gefahr für das Publikum, ob nehmlich die unabhangige Justizhierarchie auch ihrer Pflicht genau nachleben und sich keinen Un-

Unfug und keine Fahrläſſigkeit erlauben wird. Gegen dieſe Gefahr giebt es nun kein anderes Sicherungsmittel, als a) Kundbarkeit (Rechtspflege bey ofnen Thüren und b) einen Officianten von jener beſchriebenen Art.)

B. So fern in jedem Kollegio, je nachdem es organiſirt und beſetzt iſt, entweder der Präſident alle Glieder mit ſeiner überwiegenden Macht (zu ſchaden oder zu belohnen) beherrſchen und zum oniſono bringen, oder die Glieder einverſtändlich ihre Pflicht vernachläſſigen oder verwahrloſen können, ohne daß das Publikum das Genaue erfähret, oder dem Uebel zu ſteuern vermag, iſt ein Officiant jener Art, der ein vom Kollegio ganz verſchiedenes, demſelben gar gewiſſermaßen entgegengeſetztes Intereſſe hat, ein überaus wichtiges Werkzeug ſolche Misbräuche zu verhüten oder zu hemmen.

Schwerlich läßt ſich ein beſſeres Mittel erſinnen, wenigſtens negative Amtstreue, d. i. Unterlaſſung von Unfug und von Fahrläſſigkeit zu bewirken, als nächſt der Publicität aller Verhandlungen, ein ſolches Officium von Wächtern der vollziehenden Gewalt.

Freylich müßte ein ſolcher Officiant ganz ſelbſtſtändig, ganz vom Kollegio unabhängig

seyn, nichts, weder von demselben, noch von dessen Präsidenten zu fürchten oder zu hoffen haben, und dagegen in Furcht vor Strafe, für alle etwanige Kollusionen oder eigene Nachlässigkeit stehen: und da das bey unsern Fiskälen der Fall nicht ist, so sind sie folglich noch mehr als unnütz, denn man glaubt doch nun einmal, daß man etwas von jener Art habe, und denkt daher auf nichts besseres. Ich weiß nicht, ob nicht selbst in einem monarchischen Staat doch ächte Offizianten jener Art Statt haben könnten. Von russischen Procüreurs, die mit einem Schlage des Hammers auf den Tisch den Gang der Justiz hemmen können, ist hier natürlich nicht die Rede, denn das sind Fiskäle à contre-sens.

Ad 97.

In Absicht des Tabellenwesens giebt es einen Hauptpunkt, an welchen fast nie gedacht wird, und von welchem doch die ganze Möglichkeit, ob eine Tabelle richtig und also brauchbar seyn könne oder nicht, abhängt; ich meyne die Genesis oder die ursprüngliche Entstehungsart der Tabelle. Es müßte bey allen Tabellen (z. B. bey denen über die Wollen- und andere Fabrikation, über Aus- und Einfuhr von Waaren in den Han-

delsplätzen) auf dem Titel der ursprünglichen ersten Lokaltabelle jeder Art ausdrücklich stehen, 1) woher, d. i. nahmentlich von welchen Personen, und wie die darin vorkommenden Data und Zahlen geschöpft sind, 2) der Nahme dessen, der diese ursprünglichen Data gesammelt und ursprünglich in die Grundtabelle gesetzt hat; denn alle folgende Generaltabellen haben nicht Ein Jota mehr Richtigkeit, als die ursprünglichen Specialtabellen, und die aus der ersten Hand gebrauchten Data haben, obgleich man lächerlicherweise sich einzubilden scheint, die Listen, die das Generaldirektorium erhält, müßten besser seyn als die ursprünglichen von armen Schreiberburschen oder verdrüßlichen Licentialkulatoren oder Supernumerariis unentgeltlich zuerst angefertigten Grundlisten, aus welchen jene Generaltabellen gezogen sind.

Auch hier liegt alles wieder in den vermaledeyten Dienstlügen, aber wahrlich doch auch daran, daß Obere verlangen, was nicht zu leisten ist. Wenn z. B. der Stadtschreiber in — dem ich als Schulknabe so manche verlogne Tabelle machen half, ehrlich auf den Titel gesetzt hätte: Die Data zu der Tabelle, wie viel Wolle jeder Tuchmacher verarbeitet, wie viel er daraus Stücke verferti-

get, wie viel er daraus gelöset, seyen nicht zu erfragen gewesen, weil die Tuchmacher selbst sie nicht wüßten, so würde er vermuthlich Verweise, neue Befehle an die Tuchmacher ꝛc. erhalten haben, und damit würden am Ende doch nicht bessere oder brauchbarere Angaben bewirkt worden seyn, als die waren, die er aus der Luft griff. Qui bene distinguit, bene docet sagen die Gelehrten, ich würde also auch die Tabellen in Klassen theilen, nach ihrem verschiedenen Inhalt und Zweck, um so etwas bestimmter darüber sprechen zu können.

Ad 107.

An Despotismus fehlt es auch im englischen Militär nicht. Daß es so schlecht ist, liegt daran, daß 1) dort nicht, wie bey uns dem Hauptstamm nach, das Militärpersonale aus eingebohrenen braven Bauer- und Bürgersöhnen, nehmlich Kantonisten, sondern aus dem Abschaum der liederlichsten, untüchtigsten Menschen (verdorbenen Handwerks- und Fabriken-Burschen und Gehülfen) besteht, die dort für Geld sich anwerben lassen: Denn Kantonwesen, oder sonst einen Zwang zum Landsoldatendienst, giebt es in England nicht, 2) daß der Landsoldatendienst dort nur die zweyte Stelle

im Range der Staatsvertheidigungsanstalten einnimmt, und dagegen Seedienst die erste Stelle.

Ad 113.

Ad verb. mischt nehmlich durch Darreichung der Schulfesten, und für den Unterricht der Kinder sorgt, die entweder ganz verlassen, oder deren Eltern (nicht ohne Schuld des Staats) so arm, so beständig in grobe Arbeit versunken, so von allem Sinn für alles Geistige entblößt sind, daß sie für den Unterricht ihrer Kinder auch nur, was den sechsten Sinn, (Lesen und Schreiben) betrifft, nicht sorgen können.

Diese Aphorismen, die sich fast alle nicht auf den Dienst im Allgemeinen, abgesehen von der Staatsverfassung, sondern auf den preußischen Dienst beziehen, und in Bemerkungen bestehen, über die Folgen, welche diese oder jene hier existirende Einrichtung des Dienstes auf die Verwaltung desselben hat, könnten noch merklich vermehret werden, und würden, nach einem gewissen Plan geordnet, an Faßlichkeit gewinnen.

Zur Probe eines solchen Plans setze ich folgende, auch noch unvollständige Skizze über die Justiz her.

I. Einrichtung der Justizhierarchie von der höchsten Behörde, dem Justizministerio und Obertribunal, bis auf die Dorfgerichte, was betrift.

1. Das Formale der Dienstverwaltung, welche geschieht

A) von einzelnen Personen, (Justiziarien zumal bey Patrimonialgerichten) Stadtrichtern, Friedensrichtern ꝛc.

B) Von Kollegien, bey denen in Betracht kommt, a) die Anzahl der Glieder. Pailey meint, 4 Glieder seyen die beste Zahl, weil dann die Pluralität wie 3 : 1. d. i. im größtmöglichsten Verhältniß zum Ganzen sey; denn in Justizsachen soll ein Präsident niemals ein sogenanntes Votum decisivum, das bey Stimmengleichheit den Ausschlag giebt, haben.

b) Rechtliches Verhältniß zwischen jedem Gliede zum Präsidenten und zum ganzen Kollegio, was betrifft

α) Vertheilung der Arbeiten

β) Betreibart der Geschäfte in Sessionen.

2. Das Materiale. Bestimmung der für jedes Amt gehörenden Geschäfte — Familiengerichte in Frankreich — Schiedsrichter.

* Die beste Einrichtung der ganzen Justizhierarchie ist diejenige, bey welcher a) der Zweck aller Justiz am sichersten

erreicht wird, und welche b) für das Publikum mit den wenigsten Beschwerden und Kosten verknüpft ist.

II. Amtstreue, A) was ist sie in Justiz-Sachen? und b) die Mittel dazu, a) Belohnungen α) durch Geld wie Zulagen, Gratifikationen (Tantiemen?) Accensen zu höhern Posten, β) durch Ehre, Belobung, Titel — b) Unangenehme Verfügungen — Monitoria, Verweise, Zurücksetzungen, Strafen — c) Aufsicht — Revisionen, Kenditenlisten, ächte Fiskalaufsicht — d) Benehmen und Ton überhaupt der obern Behörden gegen die unter ihnen stehenden niedrigern Behörden und Officianten, wie auch Benehmen und Ton der einzelnen Officianten sowohl als der Kollegien gegen das Publikum, d. i. gegen jeden, der bey ihnen was zu suchen hat, oder den sie vor sich bescheiden.

III. Dienstbesetzung, A) Beschaffenheit der Personen, a) nach Stand, adeliche, bürgerliche,

b) nach Alter, junge — bejahrte Leute,

c) nach Vorbereitung — Supernumerarien, Auskultatoren, Referendarien,

Ascension von niedern Posten zu höhern.

D) Erforschung der Dienstthätigkeit nach
a) Kopf — Kenntniß und Menschenverstand.

b) Charakter, d. i. Fleiß und Treue.

Alles dieses in Hinsicht auf Präsidenten, Räthe und Subalternen, und was hier von Justiz angeführet ist, läßt sich auf jede der übrigen 5 Dienstthierarchieen, nehmlich auf Polizey, Militär, Lehnwesen, Finanzen und eigentliche Regierung anwenden, nur daß bey jeder noch gewisse Specialpunkte hinzukommen.

Unter der eigentlichen Regierung ist in Monarchieen zu verstehen:

a) Das Ministerialwesen, sofern es die gesetzgebende Macht, wenn gleich unter der Firma des Monarchen, doch de facto selbst ausübet, durch Abfassung von theils wirklichen Gesetzen, theils Reskripten, Mandaten ꝛc. sowohl in Beziehung auf die zum Staatszweck gehörenden Geschäfte der Polizey, Justiz, des Militairs, Kirchenwesens ꝛc.

als in Beziehung auf das Dienstwesen.

b) Alle Behörden, die, und so fern sie sogenannte Landes- und Gnadensachen,

c) alle Behörden, so fern sie staatswirthschaftliche Sachen behandeln.

Gedanken und Meynungen über mancherley Gegenstände.

Von A.

Mit Beyschriften von L.

1.

Freunde dürfen — oder müssen vielleicht nur in Hauptgrundsätzen ganz Eines Sinnes seyn, Differenz im Uebrigen ist ihrem Bunde äußerst heilsam; das Uebereinstimmen in Allem veranlaßt eine Identität, die der Freundschaft am Ende nachtheilig werden muß, theils weil aus ihr die häßliche Nebelluft der Langenweile entsteht, theils weil sie keins von jenen Opfern veranlaßt, die dem Gefühl so wohl thun.

2.

Gewisse Vorfälle zeichnen sich im Leben so aus, wie Grenzhügel in einer Landschaft. Wäre es daher nicht gut, wenn Erzieher sich dergleichen bey ihren Kindern merkten, und außer dem Gebrauch, den sie bey der Bildung und Unterweisung der Zöglinge davon machen könnten, diese in reifern Jahren darauf zurückführten, und sie zugleich anwie-

sen, im Achthaben auf solche Grenzzeichen fortzufahren, um sich vermittelst ihrer eine eigene Specialkebenekarte anzufertigen, die zu manchen Orientirungen in der Folge nützlich werden kann?

3.

Heiterkeit des Geistes und Gesundheit des Leibes befördern die Leichtigkeit des Arbeitens, die aber von zweyerley Art ist, je nachdem sie vom Leichtsinn oder vom Scharfsinn herkommt. Der Schnellarbeiter aus Leichtsinn überspringt die Hindernisse und Schwürigkeiten, um sich das Geschäft nur vom Halse zu schaffen, wird aber eben darum, weil er zu oft darüber wegsetzt, ohne an das Ziel zu kommen, auch dieses Ueberspringens müde, und bleibt unthätig stehen, so daß er nie ganz fertig wird; der Scharfsinn sucht alles wegzuräumen, was das freye Hin- und Hergehen erschweren konnte, wählt die schicklichsten Mittel und führt sein Geschäft auf einmal zu einem sichern: Es ist vollbracht.

Die Leichtigkeit im Arbeiten ist ein mechänisches Vermögen, welches sich dadurch von der Fertigkeit unterscheidet, daß letztere auf Gewohnheit beruht. Sind diese von Kant gegebenen Begriffe, wie ich nicht zweifele, richtig, so läßt sich die Zer-

legung der Leichtiakeit in zwey Arten, in eine vom Leichtsinn, die andere vom Scharfsinn abstammende, nicht rechtfertigen. Leichtsinn und Scharfsinn haben schon unter sich keine Verwandtschaft, indem ersterer eine Eigenschaft des Temperaments, letzterer des Erkenntnißvermögens ist, in sofern es sich auf Verstand gründet. Wahrscheinlich schwebte hier dem Verfasser die Idee des flüchtigen und gründlichen Arbeiters vor, indem jener sich über Schwürigkeiten wegsetzt, dieser aber sie forträumt. Wie kann das Ueberspringen der Schwüriakeiten bey einer Arbeit, welches doch nur fürtlich, und eigentlich eine Nichtachtung auf die Schwürigkeiten ist, ermuden, da es keine Handluna, sondern eine Unterlassung, also mit keiner Kraftanstrengung, weder des Körpers noch der Seele, verbunden ist? Ist nun der Leichtsinn eine Eigenschaft des Temperaments und der Scharfsinn eine Eigenschaft des Kopfes, so können beyde, wie es auch häufig der Fall ist, in Einem Subjekt zusammen treffen, und es erhellet hieraus um so mehr, daß die Leichtiakeit ꝛc. weder vom Leichtsinn, noch vom Scharfsinn abhänge, sondern blos die subiective Möglichkeit ausdrucke, und also auf das mechanische Vermögen gehe. B.)

4.

Das Schachspiel sollte billig keiner im Ernst treiben, und Weiber sollten es gar nicht

lernen. Dieſes politiſche Kriegesſpiel nöthigt zu Winkelzügen der Kunſt, die in der Folge deſto gewiſſer zur andern Natur gemacht werden, als man eine Meiſterſchaft, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, für kein Uebel hält. Die Verſtandesrenommée, die ſich ein geſchickter Schachſpieler erwirbt, macht eitel, lehrt auf Ueberliſtung beſondern Werth ſetzen, und übertreibt das Zutrauen zu eigener Klugheit, die man doch bey vielen groſſen Schachſpielern in vielen andern Fällen eben nicht wahrnimmt.

(Der Menſch ſpielt *) gerne, weil die Natur verlangt, daß er ſpielen ſoll. Der Knabe ſchlägt den Ball, weil die Natur ſeine phyſiſchen Kräfte heben, und der Mann ſpielt Schach, weil ſie ſeine Verſtandskräfte im Streit des Vorzuges anſtrengen will. So kann man ſagen, daß ſelbſt beym Spiel die Natur mit dem Menſchen ſpielt. In ſo fern jedoch alle Spiele Reizungen des Wahnes ſind, und daher leicht leidenſchaftlich werden können, ſo wird die Gefährlichkeit derſelben ſich nach dem Grad meſſen laſſen, als ſie mehr oder weniger Geſchöpfe

*) Nicht der Menſch überhaupt, ſondern nur das Kind ſpielt; das Spielen ſcheint daher mehr zur animaliſchen Natur zu gehören — und hört ſelbſt bey den Thieren mit ihrer Jugend auf.

schöpfe der Phantaſie ſind. Hiernach wird unter den Spielen des männlichen Alters das Schachſpiel noch immer eine der erſten Stellen einnehmen können, und ihm um ſo mehr das Wort zu reden ſeyn, als die durch Geſchicklichkeit erworbene Verſtandsrenommée im wirklichen Leben nicht von den Uebeln begleitet ſeyn dürfte, die der Verfaſſer in ihrem Gefolge finden will: darin aber hat er recht, daß geſchicktes Schachſpielen einen, der nicht höhere Vollkommenheiten beſitzt, eitel macht. Allein dieſer Fall wird wohl bey jedem Spiel eintreten, das einiges Nachdenken und eine gewiſſe Fertigkeit erfordert; und wie viele andere geringfügige Künſte und Geſchicklichkeiten giebt es nicht, auf deren Beſitz Dummköpfe ſtolz thun! *) Allein nicht ohne Grund dürfte man bezweifeln, ob die Winkelzuge der Schachkunſt zur Natur werden könnten? indem man dieſe Behauptung bey den Kriegern, welche das Schach mit lebendigen Steinen ziehen, und die gröſtentheils durch Geradſinn ſich auszeichnen, nicht beſtätiget findet: obgleich auch hier die Winkelzüge der Kunſt das eigentliche Verdienſt ausmachen. **) Es ſcheint auch der Verfaſſer die

*) Das Schlimme beym Schachſpiele iſt, daß die mehreſten auf Stolz des Spiel-Meiſters kein Unrecht finden, ob ihnen gleich der Meiſterſtreich bey den andern geringfügigen Künſteleyen bald einleuchten würde.

**) Die ſehr hartaufallende Verſchiedenheit des Kriegsſchachs bewahrt vor ſolcher Angewohnung — und

im Anfang wider das Schach erregte Besorgniß, daß selbiges zur Verstellung und List gewöhne, am Ende selbst wieder zu heben, indem er anführt, daß viele große Schachspieler in keinen andern Vorfällen Klugheit beweisen, welches die Erfahrung auch wirklich bestätiget. *) Kann man aber List oder listiges Raffiniren ohne Klugheit füglich denken? **).

5.

Es giebt Menschen, die man lerchenartig nennen sollte. So wie die Lerche, wenn der Himmel sich aufklärt, in die Höhe steigt und singt, und wenn schlimmes Wetter werden will, sich dermaßen in den Ackerfurchen verbirgt, daß selbst ein Jägerauge sie da nicht vom Erdklos unterscheiden kann, so machen es auch diese Menschen; sie singen im geselligen Sonnenschein, und verbergen sich vor jeder schlimmen Witterung, um unbemerkt zu bleiben. Entwöhnt man sich aber durch solche

doch frägt sich noch, ob nicht einer, der durch und durch Partheygänger wäre, auch —

*) Ich wollte nur beweisen, daß zum Schach nicht wirklicher Verstand, sondern nur ein Analogon rationis gehöre.

**) List und Klugheit wandeln auf Einem Wege, aber jene hat die Lüge, diese die Wahrheit zur Begleiterinn, und nach dem Rath dieser Begleiter wählen sie die Mittel zum Zweck.

wetterlaunische Akkommodationen nicht von der Festigkeit, die so manches Uebel nicht bemerken, und viele leichter tragen hilft?

6.

Zu ächter Feinheit gelangt man nur durch Gründlichkeit und Nützlichkeit; erstere zeigt die wahren Gesichtspunkte an, und letztere hilft diese Ansichten auch andern einleuchtend machen.

(Das Feine ist eine ästhetische Eigenschaft. Die Beurtheilung desselben hat eine blos formale Zweckmäßigkeit zum Grunde. Im Gründlichen und Nutzlichen liegt nichts ästhetisches, denn, besonders beym letztern, waltet ein Interesse ob, von welchem jedes Geschmacksurtheil unabhängig ist. Wie nun in Gründlichkeit und Nutzlichkeit ächte Feinheit zu finden seyn soll, oder wie man nur durch sie zu ihr gelangen könne, ist nicht recht einzusehen. *) Wenn Horaz in der 12ten Ode des 2ten Buchs, mitten im Schrecken einer Lebensgefahr, den lonantem aureo plectro Alcaeum bemerkt, so ist dies eine sehr feine Wendung des Lobes, aber nichts gründliches oder nützliches dabey abzusehen.)

*) Nicht in der Gründlichkeit und Nützlichkeit — aber beyde müssen zuvor berichtiget seyn, ehe man zum ächten, gediegenen Feinen gelangen kann.

7.

In der klaren Zweckmäßigkeit des Dienst- und jedes Gesetzes liegt das Hebezeug zur Erleichterung seiner Befolgung.

8.

Kein guter und großer Schriftsteller verkennt sich ganz, bekennt sich aber auch nicht ad unguem. Des großen Kopfes Schriftstellerey überhaupt, und seine Selbstbiographie insbesondere, sehen zwar nach einer Ohrenbeichte aus, allein der im Beichtstuhl sitzende Leser würde sich sehr irren, wenn er keine Mentalreservationen dabey vermuthete, oder zu scrupulös seyn, wenn er sich durch diese Vermuthung von Ertheilung der Absolution abhalten ließe.

9.

Wie die größere oder mindere Klarheit eines Lichtstrahls von dem Medio abhängt, durch das er geht, so hängt der Kopf und das Herz der Weiber davon ab, wie sie über Sinnlichkeit denken und in welchem Grad sie selbige fühlen.

10.

Wer von Natur nicht dreust ist, und doch gern sein Recht zu befehlen ausüben mag, ist

mehrentheils damit zufrieden, wenn seine Untergebene sich vor ihm zu fürchten scheinen, und thun sie auch von dem Befohlnen nichts, so übersieht er lieber ihren Ungehorsam, als ihren Mangel an Furcht, die ihm so viel Vergnügen macht, daß er darüber an die Leichtigkeit, getäuscht zu werden, nicht denkt. Verschlagene Hausbediente gelangen auf diesem Wege häufig zur Despotie über ihre Herrschaft — und bey Hofe und in Kollegiis fehlt es nicht an gleichen Fällen.

11.

Mangel an Theilnahme, den man oft an Kindern wahrnimmt, ist nicht immer ein Beweis von künftiger Herzenshärtigkeit, sondern kommt oft nur von der unbefleckten Sinnesreinheit her, die über die guten oder bösen Folgen von dieser oder jener Handlung noch so unerfahren ist, daß sie sich nicht zum voraus über erstere freut oder über letztere ärgert und daher ruhig bleibt.

12.

Das Lachen in der Jugend ist vom Lachen im Alter oft so verschieden, wie das Wachen in einer angenehmen Gesellschaft von dem im Schilderhause auf einem Staatwall.

13.

Studieren und Dienen sind Mann und Weib; sie mögen indessen noch so treflich gepaart seyn, ohne Hauskreutz bleibt auch ihre Ehe nicht. Würden aber die Genüsse ungestöhrter häuslicher Glückseligkeit ohne Hauskreutz nicht in Ueppigkeit ausarten?

14.

Grosser Verstand und eine Krone, haben beyde etwas furchtbares, jener durch eine natürliche, diese durch eine positive Ueberlegenheit.

15.

Eigensinnige Gnügsamkeit ist ein moralisches Königstein gegen Furcht und Drohung; denn sie zieht alles, was sie zu ihrer Erhaltung bedarf, auf dem eigenen Boden ihres Willens.

(Könnte man nicht das edlere Prädikat standhafte, unwandelbare substituiren? *)

16.

Leichtsinn ist ein Kompositum von Vorschnelligkeit und Kurzsichtigkeit, und je nach-

*) Ich glaube nein, weil die Standhaftigkeit einer Alimentationszufuhr bedarf.

dem erstere oder letztere das Uebergewicht bekommt, artet er in Muthwillen oder Indifferenz aus.

(Es ist nicht recht einzusehen, wie Kurzsichtigkeit ein Bestandtheil des Leichtsinns seyn könne? Dieser hat seinen Grund im Temperament, jene ist eine Schwäche des Verstandes. Der Kurzsichtige ist unfähig die Folgen seiner Handlungen einzusehen, der Leichtsinnige besitzt die Fähigkeit dazu, nimmt sich aber nicht die Zeit und Mühe seine Handlungen vorher zu überlegen. Beyde können dieselben Fehler begehen, sie fließen aber aus ganz verschiedenen Quellen, und wenn Indifferenz hier doch nichts anders als Gleichgültigkeit ist, wie passen die Begriffe von Leichtsinn und Indifferenz zusammen? B.)

17.

Im Wörtchen **Unser** steckt etwas erhabeneres und zugleich freundlicheres, als im **mein** und **ich**. Sehr weislich beginnt das Gebet des Herrn mit **Vater unser**, denn es weist uns dadurch zur Bruder- und Menschenliebe.

18.

Das **Weisse** ist die Farbe für den sechsten Sinn, den man sich als einen Verein zwischen Verstand und Gefühl denken kann,

indem er den ersteren beschäftiget, und den andern liebkoset. Man hat es wohl mit gutem Recht zur Leibfarbe der Unschuld erklärt.

19.

Je mehr accessorische Menschen in einem Hause gehalten werden, je weniger häusliches Glück wird den Prinzipalpersonen zu Theil. Darf es daher befremden, daß in der Dienerschaftvermehrung ein Verderben fürs Privat- und öffentliche Leben liegt?

20.

Kleine Mißverständnisse unter Freunden sind wie die Fettigkeit, die man über die geschliffenen Halbkugeln wischt, um ihre Kohäsion zu erleichtern und zu verstärken.

21.

Die Einsamkeit ist eine Wasserader im Wiesengrunde, der man zwar Abfluß schaffen muß, damit sie nicht alles durchwässere und zum Sumpf macht, aber behutsam, damit ein zu schneller Ablauf den Graswuchs nicht hindere.

22.

Der Verstand ist ein Demant, dessen Werth und Schönheit die Dienstschleifung er-

höhen kann. Verſteht man ſich aber nicht auf dieſes Schleifen, ſo kann ein Stein, der zur Brilliantirung ſtark genug war, zum bloßen Tafelſtein abgeplattet werden.

23.

Die Imagination gleicht der Lunge, wer ſie ſich in der Jugend anſteckt, ſtirbt gewiß an der Auszehrung.

24.

Aller Zungengenuß iſt nur für den Moment ſeiner Gegenwart, bey ihm findet eigentlich weder Erinnerung noch Erwartung ſtatt. Zwar freut ſich manche Zunge auf ein Leibgericht, allein Augen und Ohren freuen ſich doch ganz anders auf ihre Speiſe. Nachahmung der ſchönen Natur, durch welche Mahler und Sänger auf uns wirken, läßt ſich daher bey der Kochkunſt gar nicht anbringen. Der Geſchmack iſt der thieriſchſte unſerer Sinnen, und es iſt ſonderbar, daß man das Wort Geſchmack zur Bezeichnung des richtigen Gefühls fürs Schöne und Gute gewählt hat!

25.

Wo es des Weiſen und Thörichten viel giebt, muß man durchaus über jenes ſprechen,

über dieses lachen können, sonst wird leicht beydes lästig. Reden und Lachen veranlassen eine Erschütterung im Verstande und Herzen, wodurch beyde fähiger werden das Weise aufzunehmen, und das Thörichte von sich abzuhalten.

26.

Einsamkeit an und für sich ist etwas seelenloses, unterbricht man sie aber durch gehörige Thätigkeit, so wird ihr der lebendige Geist eingehauchet, der den vollständigen Menschen macht.

27.

Mit schönen Weibern sollte man sich hüten klug zu reden, um nicht Gefahr zu laufen, am Verstandsangel hängen zu bleiben, nachdem man dem Schönheitsnetz entgangen. Lustige Gespräche inkrustiren das Herz und sichern es, vielleicht am besten und ersten, vor den Verwundungen der Liebe.

28.

Sollte das Begleiten der Verbrecher durch Geistliche daher entstanden seyn, weil die Priesterschaft den Layen ihre Ueberlegenheit über die weltliche Obrigkeit dadurch beweisen wollte, daß sie ihnen ein kirchliches Vermö-

gen zeigte, den edelsten Theil des Menschen auch dann noch retten zu können, wenn die weltliche Macht nur seinen schlechtern Theil, den Leib, tödtete?

29.

Die gewöhnlichen Gesellschaften sind eine Art von todter Erde, in die oft guter Saame gestreut wird, da sie aber von unten nicht gehörig treibt, so erstickt ihre Ueberlage den schwachlichen Keim, wenn er ja noch durchbricht.

30.

Das Bemerken einer Lächerlichkeit ist dem Klugen natürlich, und das Lachen darüber dem Witzigen gewöhnlich. Sollte wohl dieses Lachen unrecht seyn, wenn es nicht den von Natur Einfältigen, sondern nur den Thoren trift? Den Einfältigen kann vielleicht die Natur zu guten Absichten gestempelt haben, der Thor stempelt sich selbst, oft um schlechter willen und wird immer dreuster und übermüthiger, wenn man aus Gutmüthigkeit ihm seine falsche Plombirung hingehen läßt.

31.

Ein gutes Herz ohne gebildeten Verstand kommt oft um seine Achtung wie ein guter lo-

cus communis, den ein Schriftsteller nicht zu rechter Zeit, oder am unrechten Ort anbringt. Ist's aber billig den Thon zu tadeln, weil der Töpfer ihn zum Gefäß der Unehre geformt hat?

32.

Die Nacktheit südlich gelegener Völker ist vermuthlich der Hauptgrund ihrer Leibes- und Seelenträgheit. Die den Nordbewohnern unentbehrliche Bekleidung erregte vielleicht zuerst ihre Neugierde, und das Spannen auf Ein Objekt gab Lust und Kraft nach mehrerem zu forschen. Ueberhaupt aber werden durch das Gefühl der Reise in den Seelen beyder Geschlechter unzählige Veränderungen geweckt, so daß von diesem Zeitpunkt, und besonders von seiner Erkennung an, die Kultur, deren sie nach Zeit- und Orts-Umständen fähig sind, anhebt.

33.

Es fällt klarer in die Augen, was Unschuld nicht ist, als was sie ist. Der gebrochene Lichtstrahl hört auf, reines Licht zu seyn, wird aber durch seine Farben sichtbar; und da die Unschuld im unbefangenen Genuß vorwurfsfreyer Unwissenheit lebt und webt, so gehört sie eigentlich auch nicht in die Reihe

wirklicher Tugenden, und das Bestreben, schuldlos zu seyn, ist daher vom unschuldig seyn sehr verschieden.

34.

Wenn ein wichtiger Schriftsteller beym Vortrage seiner richtigen Grundsätze das ne quid nimis aus der Acht läßt, und dieser Umständlichkeit wegen nur von abstraktionsfähigen Meistern der Kunst ganz vernommen werden kann, so wird er oft von Lehrlingen, selbst bey ihrem besten Willen, gemißbraucht und es wird ein Schade gestiftet, der sich vielleicht nicht ereignet hätte, wenn sein Buch gar nicht oder kürzer geschrieben wäre.

35.

Lebensart, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist das äußere Betragen, wodurch man andern angenehm zu werden sucht, und wie jeder sich dabey mehr oder weniger unbefangen benimmt, davon hängt ihre Verfeinerung ab. Ein natürlich guter Mensch wird es daher in ihr nie so weit bringen, wie einer, der aus dem Bewußtseyn eigener Bedürfnisse, Künste und Schwachheiten auf ähnliche bey andern zu rechnen, gewohnt ist oder gelernt hat.

36.

Die strenge Monarchie verlangt, daß der Privatmann mit der Aeußerung seines Selbstüberlegens sehr ökonemisire, sie erlaubt ihm Schaustücke zu seinem Vergnügen zu prägen, behält sich aber das Recht, unter ihrem Bild und ihrer Ueberschrift Kourantgeld zu schlagen, als eine Regel vor.

37.

Bey der Bestechung liegen mehrentheils Verstand und Herz gegen einander im Streit, und jedes spielt nach seinen Karten um den Einsatz. Wer ist nun aber der schlechtere Mensch, der, bey dem das Herz dem Verstande, oder der, bey dem der Verstand dem Herzen sein Vermögen abgewinnt?

38.

Luxus ist der Trillinq, der ins Kammrad der Industriemühle greift, und ihre Fabrikationssteine umtreibt, so bald Gewinnsucht ihnen Nahrungskörner aufschüttet. Bedürfnisse lassen das Mahlwasser zuströhmen, und die Polizey muß am Schutzbret der Mahl- und Freyschleuse stehen, damit nicht durch zu starken Zufluß Uebermuth, und durch zu schwachen Mangel entstehe. Es gehört aber viel

Verſtand und Rechtſchaffenheit dazu, es ſo einzurichten, damit nicht die Induſtrie, die wie alle Müller Hang und Anlage zum Betruge hat, ſich auf Koſten des Bedürfniſſes zu reich mache. De eo, quod juſtum eſt circa Induſtriam ließe ſich eine nützliche Schrift ſchreiben — auf die aber wohl kein Induſtrie-Komptoir einen Preis ausſetzen möchte!

39.

Die Größe des Raums macht den Unterſchied zwiſchen Saal — Stube — und Kabinet. In ganz alten Schlöſſern findet man mehr Säle als Kabinette, weil die Alten mehr bey einander zu wohnen ſuchten. Die neue Zeit hat das ire in partes zur Tagesordnung erhoben, ſo daß Vater und Sohn nicht lange unter Einem Dach, viel weniger in Einer Stube hauſen können. Aus dem ſehr gewöhnlichen Feyern der Familienfeſte in den Burgſälen ſcheint das Aufhängen der Familienbilder in den Sälen herzuſtammen. Säle, die zu Gemeindeverſammlungen beſtimmt ſind, bedürfen keiner Wandverzierungen, die eigentlich nur dahin gehören, wo man beſorgt oder wünſcht ohne Menſchen zu ſeyn, und doch etwas anſehnswerthes um ſich zu haben begehrt. Der Saal iſt für den Umgang mit der Welt, Ka-

binet und Stube gehören für Freunde und Verwandte.

40.

Ein Portrait in einer Zimmerdecke anbringen, heißt mit dem Original Abgötterey treiben, oder es der Spötterey aussetzen wollen — beyde gehen ohnedem oft neben einander.

41.

In Gesellschaft stumm zu seyn, ist besonders keinem anerkannt guten Kopf anzurathen, weil im Fall, daß ihm die wunderlichen Konversationssprünge doch hin und wieder ein treffendes oder gar ein launigtes Wort ablocken, man bald sein Schweigen auf Neigung zur Aufpasserey oder zu bitteren Anmerkungen, oder gar auf Stolz und Nichtachtung der Mitgesellschafter schiebt, und ihn zu fürchten anfängt. Wer hat aber nicht schon als Kind gelesen, daß Furcht die Liebe austreibt?

42.

Wenn die Seele am lässigsten zu allen Weltgeschäften ist, scheint sie am meisten zu freundschaftlichen Hingebungen aufgelegt; sollte man daraus nicht schliessen, daß die Freundschaft eigentlich ins himmlische Klima gehöret, und

und auf Erden nur im Treibhause mühsam gedeiht?

(Soll das himmlische Klima andeuten, daß die Freundschaft den reinen Geistern, und nicht den Menschen eigenthümlich, und auf Erden nur erkünstelt sey; so kann ich nicht beystimmen. Freundschaft ist die jüngere Schwester der Liebe, beyde sind Kinder der Natur. Sie ist der Erstgebohrnen gleich an Schönheit und Götterreiz, aber menschlicher und milder wie sie, mit ihrer Herrschaft auf eine kleinere Anzahl von Edeln eingeschränkt, besitzt sie die Segenskräfte der Liebe, ohne ihre zerstöhrende Macht, begeistert wie jene zu Großthaten; aber die Tugenden, die unter ihrem Einfluß gedeihen, gleichen den Pflanzen, die sich langsamer auffnehren um desto länger zu blühen und desto edlere Früchte zu tragen — Freundschaft ist eine Frucht der Empfindung, nicht des kalten Verstandes, der Mensch, als ein denkendes und zugleich auch empfindendes Wesen, muß also der Freundschaft fähiger seyn als ein reiner Geist.*) B)

*) Auch ich würde ihr gern in der gewöhnlichen Gartenerde und freyen Luft ihren Platz angewiesen oder gelassen haben, wenn nicht das liebe Mein und Dein beinah' die ganze Erde so streng und kalt gemacht hätte, daß alle zarte Pflanzen, zu denen die Freundschaft denn wohl sicher gehört, nicht anders als hinter den Glasfenstern positiver Gesetze gedeihen können, wo sie aber jeder-

43.

Demokratische und aristokratische Staatseinrichtungen sind musivische Arbeiten, je feiner und glattgeschliffener die Stiftchen der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt sind, desto mahlerischer sieht das Ganze aus, allein die Kittmasse menschlicher Gesinnungen, in der sie befestiget sind, ist so auflösbar, daß kleine Umstände sie erweichen, und daß alsdann alle Zusammenhaltung verlohren geht. Die Monarchie ist ein farbigtgeaderter Steinguß von Wedgewood, minder schön von Ansehen als die Mosaique, aber brauchbar zu Gefäßen — zerbrechlich ist alles —

44.

Wie zum Spiegel Glas und Folie erfordert werden, so sind zum Behandeln mancher Materien Genie und Erfahrung zugleich nothwendig, wofern je überzeugen und nützlich

zeit am Naturgeschmack ihrer wahren Reife viel verlieren. Die Freundschaft an und für sich gehört keinesweges ins Reich der reinen Geister, aber gewiß doch in ein solches Reich, wo man über Mein und Dein anders denkt, als bey uns; man rechne daher auf keinen Freund sicher, bevor man nicht seine wahre Gesinnung über Mein und Dein weiß. A.

werden sollen. Montaigne hat einen Metallspiegel nachgelassen, die Glasspiegel mancher Neuern sind zwar höher polirt, nehmen aber auch viel leichter Schaden.

(Sollte hier bemerkt werden, daß die Schriften vieler Neuern gegen die Aelteren zwar an lebhafter schöner Darstellung gewonnen, aber an innerm Gehalt verlohren haben, so möchte das Gleichniß nicht recht passen; denn bey den Werken des Geistes, die poetischen etwa ausgenommen, ist die Materie die Haupt-Darstellung, und Politur aber die Nebensache; bey Spiegeln dagegen ist es die Politur, und haben es die Neuern in letzterer höher, wie die Aelteren gebracht, so dürften jener Spiegel vor denen der Alten den Vorzug verdienen, wären sie auch zerbrechlicher.*) B.)

45.

Je länger das Geduldkraut auf dem Stengel bleibt, je härter und saurer werden seine Blätter, so ariet auch lange Geduld in

*) Wäre hier blos von Montaigne's Metallspiegel die Rede, so hätte mein Freund recht, da aber seiner nur beyläufig gedacht wird, so bin' ich, sah mehr an den Hauptsatz zu halten — vielleicht paßt das Gleichniß dann besser. A.

ſörriſche Gleichgültigkeit, zuletzt in Erbitterung aus.

46.

Aengſtlichkeit iſt eine Chikane, die man der Zukunft macht, wodurch aber der Prozeß mit der Gegenwart weder verkürzt und noch weniger zu ſeiner Gewinnung beygetragen wird.

47.

Rührungen ſind ein ſchnelles Zuſtröhmen vieler Beweggründe, die eben ihrer Menge wegen nicht deutlich gedacht werden; ſo macht die Sternenvielheit in der Milchſtraße einen Schimmer, der das Auge hindert, die einzelnen Sterne zu erkennen.

48.

Viel Leſen iſt eine Sättigung mit Kürbis, die nicht lange vorhält.

49.

Der Heuchler gleicht dem Käufer eines Kleides, deſſen wohlfeiler Preis auf geſtohlnes Gut ſchließen läßt, und der beym Tragen immer beſorgen muß, der Eigenthümer werde es erkennen und es ihm vom Leibe reißen.

50.

Einfalt (simplicité) und Weisheit sind Zwillingsschwestern, die sich nicht immer einzeln sehen lassen, wie Kastor und Pollux, sondern gern einmüthig bey einander wohnen, und sich äußerst gut vertragen.

51.

Die Seele manches Freundes gleicht der Spaarbüchse der Kinder, in der die Münze beym Schütteln klingt, die aber bey der Eröfnung zum Marktgebrauch desto weniger enthält, je lauter es in ihr geklungen hatte.

52.

Um den Monarchisten zum Republikaner, und diesen in jenen umzuschaffen, muß man ersterem viel **ein**- und letzterem viel **aus** zu reden verstehen.

53.

Im monarchischen Staat ist alles personal, mithin auch die Anhänglichkeit an die Regierung, wodurch aber die Menschheit en gros mehr gewinnt, als der Mensch en detail verliehrt.

54.

Man muß Menschen nicht nur durch und durch sehen wollen, sondern ihnen auch man-

ches abzusehen suchen, weil im letztern der beste Unterricht in der Lebensart liegt, die sich so sehr von der Unsittigkeit, als von der Kunstsittigkeit unterscheidet.

55.

Rousseau sagt im Emil: „wenn man die Koquetterie in ihren Schranken hält, so macht man sie sittsam und wahrhaft, man macht ein Gesetz der Ehrbarkeit daraus.“ Denkt man diesem Aphorismus weiter nach, so findet man, daß die ächte Koquetterie im Studio der Kunst liebenswürdig zu seyn, und im Bestreben diese Liebenswürdigkeit geltend zu machen besteht, und daß kein Frauenzimmer in ihr zur Meisterschaft gelangen könne, wenn es nicht anziehende Manieren mit Unverlegenheit im Betragen, schnellen und richtigen Blick in alles, was zum Schicklichen gehört, mit anscheinender Sorglosigkeit im Beobachten, gute Laune mit feinem Sittsamkeitstakt, zierlose Sorgfalt im Anzuge mit äußerster Reinlichkeit, Gesprächsbiegsamkeit ohne sichtbare Schmeicheley, mit Selbstständigkeit ohne Einseitigkeit zusammen zu vereinigen weiß.

Ihr Arkanum dürfte wohl in der geschicktesten Verbindung des innern Wunsches und

Strebens Alles, oder doch Vieles zu haben, mit der glücklichsten äußern Anspruchlosigkeit verborgen liegen.

Mag immer eine gewisse Schlauigkeit die Farben der vorerwähnten Eigenschaften lazuriren, sie trägt dadurch zu ihrer Dauerhaftigkeit bey, überdem sind Täuschen und Schlauseyn keinesweges einerley, da das erstere auf Betrug ausgeht, letzteres aber durch feine, nicht jedem bekannte Mittel sich da Eingang zu schaffen sucht, wo er der geraden Offenheit, vielleicht aus Vorurtheil, versagt werden würde.

Die ächte Koquetterie liefert ansehnliche Beyträge zum Angenehmen der Gesellschaft, und wenn Buhlerey und Geschlechtszwang sich wie Feuer und Wasser entgegen stehen, so nutzt die Koquetterie als Erde beydes, um ihre Blumen und Früchte wachsen zu lassen. Es liegt in ihr das: ich weiß nicht was der Schönheit, der ohne sie die Grazien fehlen.

Sollte man die Koquetterie in eine allgemeine- und in eine besondere eintheilen wollen, so würde ich erstere den Mädchen, letztere den Ehefrauen anrathen. Das Bestreben liebenswürdig zu seyn, müssen

beyde gemein haben, da aber die Mädchen ein Objekt erst *suchen*, dem sie durch ihre Liebenswürdigkeit gefallen wollen, letztere dieses aber im Gatten bereits *gefunden* haben, so werden sie klug thun, in ihren eigenen Grenzen zu bleiben und diese nicht überschreiten, wenn sie sich nicht verirren oder gepfändet seyn wollen.

Wie ehedem nicht jeder im Stande war, nach Korinth zu gehen, so möchte auch wohl nicht jedes Frauenzimmer dazu gemacht seyn, sich auf wahre Kequetterie einzulassen. Ist nun zu verwundern, daß die unfähigen sie in den Ruf der Unsittlichkeit brachten und *koquet* und *galant* für sinnverwandt ausgaben, oder darf es befremden, wenn ich wünsche, daß alle Mädchen und Frauen so koquet werden möchten?

16.

Das edle Metall, das in der Stufe der Weiblichkeit vorhanden ist, läßt sich nur durch das Quecksilber der Sinnlichkeit absondern.

57.

Eine schöne Schrift, die unleserlich abgeschrieben ist, gleicht einer schönen Landschaft, die ein Nebel bedeckt, eben wenn man sie ansehen will.

58.

Die Kunst zu schreiben ist eine Goldgrube, die aber den arbeitenden Bergmann selbst selten bereichert.

59.

Aeussere freundliche Gleichmüthigkeit ist ein feiner Ueberrock, unter dem man bey dem, der ihn trägt, ein noch feineres Kleid und reine Wäsche vermuthet, wie oft man sich aber irret, zeigt mehrmals der Umgang mit öffentlichen Personen.

60.

Die Einbildungskraft liefert die Specereyen zur Würze unserer Leiden und Freuden, die Kunst zu schreiben bewahrt sie auf und gebraucht sie zu rechter Zeit. Wer diese Kunst aber nicht versteht, greift unbedachtsam herum, nimmt Pfeffer statt Zimmet, und hat kein Mittel die Species vor dem Verrauchen zu sichern.

61.

Ueber Dienstsachen sollte man nie anders, als nach langer Erfahrung schreiben, und alles mit Specialfällen belegen, um dem Dienstler den Verdacht zu benehmen, das Geschrie-

bene sey blos Spekulation, wofür der gedankenlose Dienstmensch oft auch das hält, was wahrer Dienstgeist ist.

62.

Die pia desideria eines gründlichen Denkers sind Wegweiser und Leuchtthürme zum Behuf der Reise in ein besseres Land.

63.

Die gute Darstellung eines Schriftstellers hilft dem Leser auch in seine eigenen Gedanken besser eingehen, sie dient zum Hauptschlüssel das Zimmer zu öfnen, in welches man den ihm eigenen Thürschlüssel verlegt hatte.

64.

Wie Zugluft die Kohlen zur Flamme aufbläst, so wird mancher erst durch seine Vocation inspirirt.

65.

Die fast immer unbestimmt ausfallende Antwort auf die Frage: was und wem nützt es? entkräftet manchen guten Vorsatz bis zur Aufgebung, so pumpt ein unbedachtsamer Experimentist dem Vogel unter der Glocke die Luft bis zum Sterben aus.

66.

Die Todesbetrachtungen sind die vernünftigsten, in denen viel vom Leben vorkommt.

67.

Manche Staatsprojekte sind wahre Eselskinnbacken in der Hand eines Dienst-Simsons, der fleißige Philister nicht zu behandeln versteht.

68.

In der Schwärmerey liegt ein Wahrheitswink, dessen Deutung aber zufällige Umstände so verfälschen, daß er sein eigentliches Ziel oft ganz verkennt. Räumte man die hindernden Nebendinge weg, so würden die Winke zu verständlichen Worten werden, und der Schwärmer selbst seinen eigenen Mißverständnissen auf die Spur kommen.

69.

Alles Große verträgt keine Dehnung, keine Zerstückelung; seine Einfachheit macht es zum untheilbaren Ganzen. Das Predigen über treffliche Schriftstellen wird daher oft am langweiligsten. Christus kommentirte nicht über seine Kernsprüche, er sprach sie aus und gieng weiter.

70.

Der blos spekulirende Verstand ist ein Alchymist, der ohne Rücksicht auf Dienst und Weltbedürfnisse alles in Gold verwandeln möchte, der praktische, gewarnt durch Midas Beyspiel, respektirt die Konsumibilien zur menschlichen Nahrung und Nothdurft und zieht Kohlpflanzen dem Goldmachen vor.

71.

Das Kommerzium und der Kaufmann sind oft so verschieden wie die Gerechtigkeit und der Justizbediente.

72.

Die Elektricität kann durch gewisse Vorkehrungen sehr verstärkt werden, und ein kleiner Flaschenzug hebt unendlich mehr als eine große einzelne Tritze. Mit Geschäften ist es anders: Jeder Mensch hat seinen eigenen vollständigen Apparat zu dem, was er auszurichten vermag, nur nicht jeder will diesen hervorlangen und brauchen, sondern borgt lieber vom Nachbar oder Freunde die ihrigen, wodurch in alles, besonders in den Dienst, Unordnung kommt, die mit einem Fleißbankerot endiget, der denen, die aus der Masse mit Recht zu fordern haben, große Verluste zuzieht.

73.

Der Geistesmagen ist nicht blos für die rohen Buchstaben, sie mögen gedruckt oder geschrieben seyn, eingerichtet, beyde werden ihm, man mag sie noch so laut hochpreisen, zum Manna und zu Wachteln, an denen sich die Kinder Israel verekelten. Das Gespräch ist die Kochkunst, das dieser losen Speise abwechselnden Geschmack verschafft und sie verdaulicher macht. So wie aber nicht das lange Messer den Koch macht, so ist auch nicht langes Geschwätz gedeihliche Unterhaltung.

74.

Polizey ist Gerechtigkeit, auf die Lokalität am treffendsten angewandt.

75.

Einen Mann lernt ein Mann oft in wenigen Stunden ziemlich kennen, je weniger er aber Mann ist, desto schwerer wird es ihm werden. Weiber sind daher schwer zu kennen, und vielleicht am schwersten von dem, der ein ächter Mann ist.

76.

Der Mann, der am unbefangensten in seinen geistigen Busen sieht, wird vom An-

blick des leiblichen Weiberbusens oft am meisten getäuscht. Aus den Strahlen des letztern entsteht leicht eine Flamme, und jede Flamme blendet.

77.

Die Liebe ist die Seele von allem. Im zu viel und zu wenig von ihr liegt das Elend, in ihrem rechten Maaß der Segen der Welt. Die klügsten Religionssektenstifter haben sie daher ihren Systemen einzuweben gesucht und der schlaue Menschenkenner Zinzendorf flocht sinnliche Liebe in geistliche Andacht, und sinnliche Andacht in die geistliche Liebe, damit sie sich wechselseitig unterstützen sollten.

78.

Die Stille des Landlebens hat etwas Vortreffliches, weil einem die Menschen da nicht immer so haufig nah sind. In Städten fällt jeder Blick aus dem Fenster auf Menschen und Steine, welche letztere an die steinernen Herzen erinnern, deren Verwandlung in Brod man umsonst versucht.

79.

Auf ein Vergehen muß Genugthuung, und Erkenntlichkeit auf eine Wohlthat folgen,

ſonſt kann erſteres nicht verziehen, und der Empfänger der letztern ihrer nicht werth werden.

80.

Geduld iſt eine Fertigkeit alles Unangenehme ſo zu ſtellen, daß es durch das Sichtbarwerden ſeiner nützlichen Seite erträglich werde.

81.

Uebele Laune iſt der warme Hauch, der das kalte Glas des Sehrohrs zur Beobachtung untauglich macht.

82.

Die Hoffnung ſollte nie grazienſchlank abgebildet werden, geſegneten Leibes würde ſie beſſer den Erwartungen des Hoffenden entſprechen, oder hat man dadurch auf ihre Unfruchtbarkeit hinweiſen und vor ſelbiger warnen wollen? Daß ſie jung ausſehe, iſt ganz recht, denn ein altes Geſicht führt aufs Vergangene zurück, mit dem die Hoffnung nichts zu ſchaffen hat.

83.

Hoffnung iſt ein junges Roß, das keine Schule hat, wer es beſteigt, nehme ſich in

Acht, daß es ihn nicht auf dem schlimmsten Wege abwirft und davon läuft.

84.

Der Tod ist eine Scheidewand, wider die man nicht mit dem Kopf laufen soll. Es giebt ein Pförtchen in ihr, zu dem das Leben den Schlüssel hat, dem aber ungeschickte Hände leicht den Bart abbrechen.

(Ich denke, man sollte diese Scheidewand weder mit dem Kopf einrennen, noch das Pförtchen in ihr aufsuchen wollen. Man sollte gar nicht thätig, sondern blos leidend seyn. Oder sollen wir in diesem Leben in der Erforschung unseres Selbst, unserer moralischen und geistigen Anlagen und der uns umgebenden Natur die Hoffnung eines künftigen Lebens aufsuchen, und nicht nach einer größeren Gewißheit über das, was hinter jener Scheidewand liegt, streben, sondern uns mit der Aussicht begnügen, die das Erdenleben unserm Auge in das Land jenseits eröfnet? Ist auf den Fall hingedeutet, so möchte die Hieroglyphe zu schwer zu entziffern, und der Hippelsche Gedanke: „Der Tod ist eine Hieroglyphe, die kein Sterblicher lösen kann," weniger dunkel seyn, wie denn auch in seinem Ausdruck eine Erhabenheit lieget, die im Kopflosen sich nicht findet. D.)

85.

Von den Mythologieen möchte die griechische und römische am ersten zu entschuldigen seyn, beyde vermenschlichten die Gottheit und vergötterten die Menschen. Sollte man nicht aus der Mythologie der Völker auf ihren Karakter und ihren Perfektibilitätsgebrauch schließen können?

86.

Mit der Idee einer Gottheit verknüpfte man jederzeit eine Kraftüberlegenheit. Die Vergötterung der Sonne war daher sehr natürlich; dadurch aber, daß man die Sonne nicht unter ihrer natürlichen Gestalt, sondern unter der eines schönen Jünglings anbetete, verriethen die Menschen, daß ihnen immer an ihrer eigenen am meisten gelegen sey, und daß sie über ihre eigene Person sich nicht erheben könnten. Selbst ihre Phantasie blieb an der Erde, und Künstler und Dichter vermochten es nicht weiter zu bringen, als ihr dann und wann Flügel anzuheften.

87.

Das Wort Vater ist ein großes Wort, aber das Wort Mutter ist kein kleineres. Beyde sind blos so verschieden, wie Münzen

von einerley Gattung (Friedrichd'or — Louisd'or) aber nicht von einerley Gepräg, die aber in diesem oder jenem Lande, und besonders in den Staatskassen nicht al pari angenommen werden.

88.

Stärkerer Gebrauch veranlaßt stärkeren Abgang, und erfordert zeitige Vorsorge für seinen Ersatz. Beweißt daher nicht der Umstand, daß mehr Knaben als Mädchen gebohren werden, deutlich, wie die Natur dem männlichen Geschlecht einen wichtigern und größeren Wirkungskreis zugetheilt hat, als dem weiblichen?

89.

Jeder, der in einem mehr als gewöhnlichen Grad Verstand und Menschenkenntniß besitzt, könnte und sollte ganz glücklich seyn und keinen Wunsch für dieses Leben haben, den nach einem andern Leben ausgenommen, wen der Wunsch nach letzterm das unter den Wünschen ist, was die Geliebte unter allen ihres Geschlechts dem Liebhaber zu seyn scheint.

90.

In der Einsamkeit sammelt sich die Seele zur genauern Abwägung des Werths oder Un-

werths der Dinge. Im geselligen Leben stoßen die Nebendinge zu oft an den Waagebalken, oder machen die Hand zittern, so, daß man wider Vermuthen betrogen wird, oder selbst ohne Absicht betrügt.

91.

Für die Liebe ist Einsamkeit das zuträglichste Klima und der ergiebigste Boden: auch vermehrt sie den Selbstgenuß, der durch die Zusammengesellung des Mannes mit dem Weibe nicht aufgehoben wird, weil die Liebe eine Wesenvereinigerin ist, so, daß aus der Wahrnehmung, wie die Liebe Hang zur Einsamkeit einflöße, und letztere den Genuß der Liebe inniger mache, die Hauslichkeit entstand, deren Glück besser und allgemeiner genossen werden könnte und sollte — und von der die zerstreuungliebenden Franzosen selbst sagen:

ou peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

(Wo kann man besser seyn, als in dem Schoos der Seinen?)

Ueberhaupt aber befördert Einsamkeit alle Seelenaufschwingungen, besonders die andächtigen, und man trifft in wenig besuchten

und leeren Kirchen öfter einen sehr eifrigen Beter an, als in stark angefüllten.

92.

Nach Guy und andern gleichen die neuen Griechen noch ganz den alten, unerachtet des türkischen Joches, das sie vielleicht mehr hindert als drückt. Es scheint daher, daß ein Volk, welches einen hohen Kulturgrad bereits erreicht hatte, wenn es einem andern unterworfen wird, dem Religion oder andere Umstände keine so hohe Bildungsstufe zu erreichen gestatten, das Gefühl seines ehemaligen Werths, vermittelst einer Tradition beybehält, und in der Hoffnung besserer Zeiten den übriggebliebenen Funken heimlich und sorgfältig aufbewahrt, um ihn einst zur verzehrenden Glath gegen seine zeitigen Ueberwinder anzublasen. Sind aber dem Geist des Siegers jene Religions- und Umstandsfesseln nicht angelegt, so unterdrückt er entweder den Geist der Nationen gänzlich, oder er läßt sich von ihm führen, wie man solches an Rom und China sehen kann.

93.

Die wichtigen Vorfälle, die das Leben so zu sagen in Abschnitte theilen, sind unter-

ſtrichene Stellen in der Vokation, die wir bey der Geburth erhielten, und nur ſo lange flüchtig überſehen hatten, bis die Ereigniſſe uns darauf merken lehrten, um uns zu überzeugen, daß uns nichts von ungefehr begegne.

94.

Das Temperament beſorgt den Gas zur Füllung der Lebensmongolfiere.

95.

Wenn die Köpfe der Schriftſteller den Aalraupen (Quappen) glichen, denen die Köche durch Ruthenſtreiche die Lebern zu vergrößern und ſchmackhafter zu machen ſuchen, ſo ließen ſich ihre harten Züchtigungen von ſachkundigen Kritikern wohl rechtfertigen; da dieſe aber nichts helfen, ſo ſind ſie blos traurige Beweiſe, daß das zum Sprüchwort gewordene didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros auch nicht immer ein wahres Wort iſt.

96.

Dieſe Genies ſollten nicht heyrathen, weil ſie zu viel Luſt haben, alles neu und anders zu machen, die Weiber aber, die ſich für vollkommen gut gemacht halten, ſolche Abbrechen und Umbauen nicht gern geſtatten —

läßt sich also etwas anders als eine schlechte Ehe erwarten?

(Sollte die nähere Ursache von letzterer nicht die seyn, daß solche Genies immer in Ideen leben, und daher für das wirkliche, mithin auch für das häusliche Leben nicht gemacht sind, oder sich zu wenig um ihre Weiber bekümmern, und sich durch solche Vernachläßigung um ihre Zuneigung bringen? B.)

97.

Die Sinnlichkeit des Mannes gleicht der Tanne, die beym Aelterwerden die Unteräste abwirft und dadurch zu hochstämmigem astlosem Schneideholz wird. Die Sinnlichkeit des Weibes treibt wie die Linde jährlich neue, stärkere Zweige bis zur Hohlwerdung des Hauptstammes.

(Das Gutwerden durchs Absterben dürfte wohl wenig Werth haben. Wer wollte den Verstand durch Schwächung der Sinnlichkeit erheben, da in ihr der reiche Stoff liegt, der zum Nutzen des Verstandes verarbeitet werden kann? Wollte man die Sinnlichkeit mit der Vegetation vergleichen und einen charakteristischen Unterschied der Geschlechter davon hernehmen, so müßte man diesen nicht im stärkeren oder schwächeren Triebe, sondern blos in der Feinheit und Zartheit suchen, und

dann wird die Weiblichkeit als die Pflegerinn der geselligen Wohlanständigkeit auch noch schön und nützlich bleiben, wenn der Stamm schon hohl zu werden anfängt. *) B.)

98.

Fehler, die die Einbildungskraft angesteckt haben, erlauben selten eine völlige Beendigung des Streites mit ihnen; sie winden sich wie eine Schlange um den Arm, der sie hält und doch vor Furcht zittert, sie werde sich losreißen und ihn mit ihrem Gift verwunden.

99.

Der Verstand ist der Grosherr, die Sinne machen sein Serail aus, von welchem, wie in jedem Harem, alle Kabalen ausgehen; und doch besteht zwischen Sinnen und Verstand eine Ehe, die gewis eben so gut, wie jede andere, im Himmel geschlossen zu seyn scheint.

*) Die Tannen sterben durch ihr natürliches Abästen keineswegs ab, sondern reinigen nur den Hauptstamm von den Aesten, die die Dichten löcherich machen, und bey denen die Fäulniß entsteht, wenn die Natur oder die Kunst sie nicht wegschafft. A.

100.

Wer Unwahrheiten vertheidigen will, muß sich wie ein Kunstfechter auf gewisse Hiebe legen, die den Gegner auf einige Augenblicke betäuben, ihm selbst aber Zeit schaffen, sich vom Kampfplatze zu entfernen, doch ohne sich auf Satisfaktiongeben weiter einzulassen, weil die Lüge, aller Finten und Wendungen unerachtet sich doch zuletzt in die unbewaffneten Hände der Wahrheit ergeben muß, und keiner, der aus Angst läuft, dem entgeht, der ihm ruhiges Schrittes auf geradem Wege nachsetzt.

101.

Wer zuerst die Benennung: Diener der Religion erfand, kannte den Geist der Klerisey, die die Menschen lieber und häufiger zu Dienern, als zu Kindern und Brüdern zu machen sucht.

102.

Wenn die Lage, in die ein Mensch versetzt wird, ganz außerhalb den Grenzen seiner Natur liegt, so entsteht in seinen Handlungen ein Schwanken, das ihm nicht erlaubt, es seiner Natur oder seiner Situation recht zu machen.

103.

Geliebt wird der Verstand nur von Verständigen, gehaßt nur von Dummen, gefürchtet aber von Allen. Man sieht ihn für Pulver an, das, wenn ein Funken darauf fiele, uns in die Luft sprengen könnte.

104.

Landtage in Monarchieen sind ein englisches Frühstück, das die Staatshalter den Landesbewohnern vorsetzen, um desto ungestöhrter ihr Mittagsmahl vom Landesbesten halten zu können.

105.

Zerstreuungen hindern einen am wirklichen Leben. Man bringt den Dukaten zum Plattenschläger um Goldblättchen zu bekommen, eine große Oberfläche damit zu überziehen. Geht aber dadurch das Gold nicht ganz verlohren, da man es nie wieder abschaben kann?

106.

Genieprodukte haben manchmal das Schicksal des schönen langhaarigen Absalons, der im schnellen Lauf unter der Eiche hängen blieb, aber unrecht ist es von Kunstrichtern, dem Hängenden den Speer wie Joab ins

Herz zu stoßen, oder ihn so unvorsichtig loszuwickeln, daß er sich doch zu Tode fällt.

107.

Das Gewissen ist der treuste und klügste Rath des Verstandes, das Herz ist sein Günstling; kommen Rath und Günstling in Kollision, so tritt der Verstand mehrentheils auf die Seite des letztern, und tröstet sich mit dem Sprüchwort: der Klügste giebt nach; woraus aber viel Unheil entsteht.

Wahrscheinlichkeit ist das: Weiter gehts nicht des Glaubens, weil die Gewißheit keines Glaubens bedarf, und wer ihr noch Glauben beymischt, ist auf dem Wege dumm oder närrisch zu werden.

108.

Blödigkeit und Unverschämtheit findet man oft bey Einer Person, weil beyde aus Einer Quelle, dem falschen Urtheil über eigne Schwäche und Kraft entspringen. Wer mehr gelernt hat, als sein Kopf brauchen konnte, ist beyden Fehlern am meisten ausgesetzt, und da sich der Fall nicht selten ereignet, mag er wohl zum Sprüchwort: Die Gelehrten, die Verkehrten, mit Anlaß gegeben haben.

109.

Wünſche ſind Blasröhrr, die Gluth des Herzens ſtärker anzufachen, wodurch aber auch das Verglimmen ſeiner Kräfte beſchleuniget wird.

110.

Die Konverſation, beſonders bey Tiſche, erfordert einen dreuſten Tonangeber, und wird dadurch lebhaft, angenehm, oft ſogar unterrichtend, wenn in der Geſellſchaft wenigſtens einige ſind, die auf ſolchen Ton merken, und ihre Inſtrumente darnach ſtimmen; ja oft ſind die Variationen paſſender und angenehmer, als die erſte Kompoſition.

111.

Empfindſamkeit iſt eigentlich Tagdieberey, und da ſie wenigſtens zur Hälfte von der Leibesbeſchaffenheit abhängt, ſo iſt man am empfindſamſten Tage am wenigſten zu empfindſamer Schreiberey aufgelegt. Zum Behuf der letztern muß man ſich der Empfindungen blos erinnern, ſie dann vom Verſtande über den Kolben ziehen, und ihnen das Wäſſerige benehmen laſſen.

(Kann die Empfindſamkeit wohl Tagdieberey geſcholten werden? Iſt ſie nicht vielmehr eine

mächtige Triebfeder zu schönen Handlungen? daß man in den Augenblicken, in denen man stark empfindet, nicht aufgelegt ist diese Empfindungen zu beschreiben, ist natürlich, aber man ist in solchen Momenten desto mehr zum Handeln aufgelegt. B.)

112.

Wer seine Empfindungen in Worte ausbrechen läßt, schwächt sie so wie mineralische Wasser verrauchen, wenn die Krücke geöffnet wird.

113.

Eine lebendige Sprache zeigt sich nie gewaltiger, als wenn sie ein sehr kluger Mensch spricht, dessen Muttersprache sie nicht ist.

114.

Manche Eigenschaften der Weiber wachsen schneller zu wie die Köpfe der Hydra; einzeln sie abzuhauen, hilft nichts, und wie selten wird ein Herkules gebohren!

115.

Ein Glas Wein übern Durst unter guten Freunden ist ein Feuerzeug, das ein inwendiges Licht anzündet, und wer nicht einen ganzen Kronleuchter zu bestecken hat, schafft dem einzelnen durch einen Wendungs-Reverbere doppelte Klarheit.

116.

Schwärmerey ist eine heftige Aeußerung der Schnellkraft eines Gedankens, den seine spezifische Wahrheit bis zur Anschauung in uns erhebt, während daß andere ihn langsam denken und höchstens nur wahrscheinlich finden. Sie ist das Genie des Herzens, das ohne sie nichts großes beginnt. Wer sie mit Anstand unter die Leute bringen, und ihr Freunde machen will, muß ihr Aeußeres, wie Moses sein strahlendes Angesicht, verhängen.

117.

Den Schlüssel des Himmelreiches besitzt jeder selbst, die Theologen führen nur Dietriche, die aber das Himmelsschloß nicht öffnen, weil es doppelt zuschließt.

118.

Es giebt Dinge, die kein Reden und keine Unterredung aushalten, sie sind ein Vergißmeinnicht, das im Augenblick, wenn man es pflückt, auch verwelkt.

119.

Der Humeur ist ein Uebersieden des Verstandes und Herzens, das vom Feuer der Zeit und Umstände veranlaßt wird.

120.

Der Vorsprung, den die Thätigkeit des Geistes bisweilen über die des Leibes nimmt, und wodurch sie ihn gleichsam herabzusetzen sucht, scheint letztern zu verdrüßen und seine Sinnlichkeit rächt sich dann am Geiste dadurch, daß sie ihm die Folgsamkeit versagt. Wollen oder können sich aber Geist und Leib nicht wechselseitig helfen, so entstehen daraus mancherley Krankheiten, unter denen die Hypochondrie eine der ärgsten ist.

121.

Selten liebt man Verschlossenheit am andern, weil sie ein Mißtrauen gegen uns verräth, das uns beleidigt oder doch wehthut. Oft wirkt sie gegenseitiges Mißtrauen, statt daß sie Zutrauen erwecken könnte, weil ein verschloßner Mensch das Aeussere eines Diskreten an sich hat.

122.

Leib und Seele haben sich einander so herzlich lieb, daß alles Sterben von einer Gewalt begleitet ist. Die Seele scheint es zu wissen, daß sie ihren Lebensgefährten nie mehr wiedersehen werde, und der Leib scheint

sich fest an sie zu klemmen, um durch seinen Uebergang in andere Körper nicht seine formelle Existenz zu verliehren. — Es mag daher wohl nichts gerne sterben —

123.

Warum soll man die Weiber nicht ganz vom Lesen abhalten? a) weil sie einmal schon in das Gebiet der Männer getreten sind und man sie daher wenigstens so zu beschäftigen suchen muß, daß ihre für gut gefundene Vernachläßigung der Weiblichkeit nicht noch größere Verwüstungen im Männerreich anstifte. b) Weil es bey der, in den sogenannten konditionirten Ständen, aus mancherley nicht unerheblichen Ursachen, immer stärker einreißenden Ehescheu der Männer, und Zunahme der adeligen und unadeligen Altjungfern nützlich scheint, durch einige wissenschaftliche Bildung in der Jugend, bey Zeiten für einen Unterhaltungsvorrath auf die Zeit der Einsamkeitsnoth zu sorgen; damit sie auf der letzten Lebensstation nicht blos beten, singen, klötschen dürfen, c) damit künftig gute Mütter ihren Kindern gesprächs- oder erzählungsweise etwas nützliches beybringen können, ohne sie der Kunstschule der Miethlingsschaft zu überantworten —

124.

Mann und Männin giengen aus der respektiven Erde und Nibbe als zwey Parallellinien hervor; so lange diese ihren geraden Weg fortlaufen, und nur durch gewisse Querbänder an einander befestiget sind, geht alles treflich: fängt aber eine Linie an sich zur andern hinüber zu biegen, so treffen sie bald den Punkt, wo sie sich durchschneiden müssen, und hinter welchem die Linien immer weiter aus einander gehen, so daß durch den zunehmenden Abstand ein Leeres entsteht, welches in Leid- und Freudenfallen den Linken die Rückkehr zur wechselseitigen Unterstützung sehr erschwert. Da nun bey solcher zunehmenden Divergenz, ob sie gleich anfangs aus der Hinneigung der einen Linie zur andern entstand, kein gutes Ende zu erwarten ist, war' es nicht viel besser, wenn ein Geschlecht zum andern aufrichtig spräche: „ich kann nicht alles — „Du kannst es auch nicht, laß uns lieber lau„fen jedes in seiner Bahn, aber so dicht ne„ben einander, daß wir uns stets die Hände „hülfreich bieten können."

Dann blieb' der Frau das Haus, dem Manne blieb' der Staat,
Und Staats- und Hausdienst fänd' im Nothfall Hülf' und Rath.

125.

125.

Es gehört ein großer Kopf und eiserner Fleiß dazu, wenn man zu einem Werke, das entweder nach einem alten, oder nicht höchstnatürlichen Riß angelegt worden, fremde Schönheiten benutzen will. Aus der Mitanwendung solcher Bruchstücke entsteht eine Bauerey wie die jetzige in Griechenland, wo man zu Stallthüren korinthische Säulen anwendet und Kunstüberbleibsel zu Lückenbüßern herabwürdigt; die Stallpforte gewinnt keine Schönheit und die Säule kann die ihrige nicht zeigen.

126.

Als Paw über die Griechen schrieb, war sein Kopf nicht schlechter, als bey Fertigung seines Werkes über die Amerikaner, und doch hat sein letztes Werk nicht das Lob des frühern erhalten: denn je kultivirter die Völker sind, über die ein philosophisches Genie schreiben will, je mehr zwängen es die bereits aufgezeichneten Fakta ein, es stößt sich an letztern, und schwingt es sich über selbige weg, so halten die Leser das Gesagte für Unwahrheit oder Schwärmerey, die, eine so wie die andere, das Zutrauen sowohl, als das Gefallen schwächen.

127.

Die Natur liebt und macht keinen Sprung, läßt sich aber einen Stoß gefallen. Vermuthlich entsprang ihre Thätigkeit von einem Stoße, der so lange fortwirkt, bis er einen Aufhalt trifft, dessen Ueberwindung einen neuen Stoß erfordert, um einen frischen Fortlauf zu veranlassen.

128.

Der Demokratismus macht die Luft unter der Regierungsglocke so dünne, daß der unter sie gestellte Freyheitsvogel sterben, oder ihm kräftigere Luft unter die Glocke gelassen werden muß.

129.

Fürsten und Weiber haben vieles mit einander gemein, findet sich Weiberstum und Fürstengewalt vereint in Einer Person, so wird ein grosser Zwitter, den rechtlich natürliche Männer und Weiber, blos seiner Seltenheit wegen, mit gemilderiem Widerwillen ansehen.

Dienstgeschäfte sind demnach ein Verboth gegen andere Beschäftigungen, kein Wunder, daß Dienstleute dem alten nitimur in vetitum etc. zu Ehren mehr als andere Menschen

Zerſtreuungen ſuchen, und daß auch bey ihnen das Verboth keilartig wirkt.

130.

Sollte der alte Moſes, der ſich ſo vortreflich auf die menſchliche Natur verſtand ohne Urſach und Abſicht die Mutter Eva aus der zweyten Hand das haben werden laſſen, was ſie war und iſt. — Sollte nicht die Menſchengeſchichte durch ihr Zeugniß über die von Anbeginn ſtattgefundene verſchiedene Behandlungsart der Weiber darthun, daß dieſe mehr aus Gefühl ihres geiſtigen Unvermögens, als ihrer ſchwächern Leibeskonſtitution, ſich eine gewiſſe Unterordnung unter die Männer gefallen laſſen? Würde es den Weibern, bey ihrem allgemeinen Streben nach Herrſchaft nicht leicht gelungen ſeyn, ſie zu erhalten, wenn es ihnen nicht an irgend einer angebohrnen Hauptkraft fehlte? Zeugt es nicht von einem ſchwächern geiſtigen Verdauungsvermögen, daß Weiber, die ſich der Gelehrſamkeit ergeben, faſt immer Pedantinnen werden, ob's gleich auch der männlichen Pedanten mehr als zu viele giebt? — Laßt ſich die Vorliebe der Damen für den Soldatenſtand aus irgend etwas beſſer erklären, als aus ihrer innern Empfindung eines Schutzbe-

dürfnisses, und ihrem größern Zutrauen zu sinnlichen Waffen als zum Schwerdt des Geistes, indem der Sinn bey ihnen über den Geist geht? Würde es nicht dem schönen Geschlecht bey Erweiterung seines Departements wie allen übergroß werdenden Reichen gehen, die eben durch solche Ausdehnung ihre politische Stärke verliehren, und statt Sterne zu werden, sich wie schönfarbige Sternschnuppen auflösen? Sollte die Natur nicht durch die Verschiedenheit des Körperbaues und des Reifwerdens ꝛc. der Geschlechter auch auf ihre Geistesverschiedenheit angewinkt haben? Da in der Natur nichts dem andern völlig gleich ist, sollte der Menschengeist des Mannes und des Weibes die einzige Ausnahme von der Regel seyn?

So richtig mir verstehendes aber auch die Verschiedenheit und Ueberlegenheit des Männergeistes zu beweisen scheint, so lengne ich doch nicht ab, daß der Männer Seelen in der Weiber Hand stehen, weil sie unsere erste Erziehung besorgen, als worauf auch der Spruch zielt: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder — giebts aber einen ärgern als böses Beyspiel und schlechter Unterricht?

Ihr Menſchenkünſtler denkt weiter nach,
Und ſteurt und wehrt dem Ungemach,
Das Leiden würd' der Menſchheit Sach'
Nähm nur Ein Dorf die Lehre an:
Daß richten, fechten und alles kann,
Das Weib ganz ſo gut wie der Mann.

131.

Deſpoten wähnen den Verſtand zu tödten, wenn ſie ihn kreuzigen, aber die Kreuzigung allein tödtet nicht, und wenn der als todt ins Grab gelegte nach überſtandener Ohnmacht wieder hervorgeht, ſo wirkt ſeine Erſcheinung deſto ſtärker ſelbſt auf die, die nicht einſehen wollten, daß der Verſtand ſich nicht tödten läßt.

132.

Weiber machen die von Natur eiſernen Männer zu Stahl, und verſchaffen ihnen dadurch die Elaſticität, vermittelſt welcher ſie kein Druck auf immer erdrücken kann.

133.

Freudigkeit iſt der Naturhebel des Fleiſſes, wer ohne dieſen den groſſen Arbeitsſtein zu bewegen unternimmt, verletzt ſich, und wird unmuthig; Unmuth aber iſt die Quelle

der Trägheit, die zum Teiche der Faulheit sich ausdehnet, der dem von Bethesda gleicht, zu dessen seltener Bewegung Engelskräfte erfordert wurden.

134.

Ergebung und Partheylosigkeit sind Privattugenden, die in der Politik sich nicht gut anwenden lassen, auch wird wohl keiner wünschen sie im häuslichen Leben anwenden zu dürfen, weil sie immer eine beschwerliche Nothwendigkeit voraussetzen.

135.

Liegt nicht die Neigung alter Leute zum Argwohn im heimlichen Gefühl der Kraftabnahme zum Widerstande?

136.

Da nach Arthur Youngs Versicherung das Volk überall gut ist, so lange bis es Herr wird, so muß man glauben, entweder es sey sehr schwer Herr zu seyn, oder der ganze Herrenstand sey ein fehlerhafter Auswuchs oder ein Gabenmißbrauch.

137.

Kritisiren ist eine Art von Tournirspiel. In alten Zeiten, wurde unter den Kämpfern

Ebenbürtigkeit erfordert, wär' es nun in neuen Zeiten nicht billig oder gar nothwendig auf Ebengeistigkeit zwischen Autoren und Recensenten zu halten?

138.

Wenn die Alten bey Errichtung ihrer Werke die Imagination so gut spielen lassen, wie es bey uns geschieht, so ist gewiß unter ihren Ueberbleibseln manches ein bloßes Ideenspiel, was für einen bedeutenden Mysterienrest ausgegeben wird.

139.

Aus dem Gegenwärtigen läßt sich am besten das Vergangene errathen, vielleicht auch auf die Zukunft schließen. Die Antiquitätensucher von Profession erklären daher so oft das Alterthum am schlechtesten, weil sie für ihre eigene Zeit gemeinhin schwache Augen haben.

140.

Fanatiker glauben durch einen feurigen Vortrag die krudesten Ideen populär gemacht und ihre Widersprüche zur Genießbarkeit aufgelöst zu haben, aber ihr Kopf ist kein papinianischer Topf, worin die härtesten Knochen weich gekocht werden.

141.

Da die Gegeneinanderhaltung des Schlechten und Guten viel zur Vermeidung des erstern beytragen kann, so würde es vielleicht besser seyn, wenn die guten Autoren statt ganz neuer Ausgaben ihrer Schriften die alten mit ihren Korrekturen drucken liessen. — Freylich würde mancher Leser dieses sehr lästig finden, werden Bücher aber nicht mehr der vielen Schwachen als der wenigen Starken halben geschrieben?

142.

In der Erzählung von den wichtigsten Begebenheiten neuerer Zeit, sogar in der von Männern aufgesetzten, deren Sach- und Personenkenntniß sich nicht bezweifeln läßt, herrscht eine Verschiedenheit in Worten und Werken, möcht ich sagen, die kaum anders erklärbar ist, als wenn man annimmt: jeder Geschichtschreiber berichte die Ereignisse blos nach seiner individuellen Ein- und Ansicht, und daß wir ihm auch nur glauben, weil seine angeführten Fakta und seine Einkleidungen unserm individuellen Verstande und Herzen, mithin unsern Wünschen und Hoffnungen am besten zusprechen. Denn die Zustimmung der gleichzeitigen Schriftsteller und der Mangel an ihrem Widerspruch, ver-

dienen nicht Glaubensgründe abzugeben, weil jene Quasi-Pluralität daher kommen kann, daß die übrigen alle dem Einen nachschrieben, und der Mangel an Widerspruch oft entstehet, wenn die Talentüberlegenheit des Bejahers die Zweifel der Verneiner gar nicht aufkommen oder gleich vergessen läßt, so daß sie der Weitentfernte gar nicht erfährt.

Geschieht nun solches am grünen Holz der neuen Geschichte, was soll am dürren der alten werden? Was ist nun historische Wahrheit? Und ist's nöthig oder räthlich an eine zu glauben?

143.

Die Schwelgerey hat es aufgebracht, in schöngeschmückten Zimmern, in Pavillons mit herrlicher Aussicht zu essen, um die Augen, die eine Kontrolle der Sättigung führen, anderweitig zu beschäftigen; man genießt im Freyen in den Tag hinein, und berauscht, eh' man es glaubt, Leib und Seele eins durchs andere.

144.

Das al pari-stehen ist nicht hülfsflustig, gewöhnlich hilft ein stärkerer dem schwächern, und dieser jenem.

145.

Daß die männliche Erziehung der Weiber der weiblichen Natur unangemessen sey, ergiebt sich unter andern auch aus der Verschlechterung der Sitten unter den vornehmen Frauen, in deren jugendliche Erziehung viele Ingredienzien aus der männlichen gemischt werden.

146.

Den Sinn des Wortes: Lebensart in seinem ganzen Umfange, kann kaum ein Mann fassen. Ihn zu bestimmen, gehört vor das Tribunal einer feinsittigen, geistreichen Frau, die in alle Umstände mit ihrem Blick so einzudringen vermag, wie die Terebrateln (Bohrmuscheln) in die Steine. Hof- und wirkliche Lebensart sind sehr verschieden, erstere blendet und läßt sich erlernen, letztere erfordert durchaus eigenen Verstand. Auch ist Lebensart haben und gefallen nicht einerley, man kann sogar erstere besitzen und des letzteren doch nicht theilhaftig werden. Zum Gefallen gehört eine fast im ersten Moment sichtbare Homologität des Aeußern und Innern, die indessen oft nichts vorzügliches an sich hat. Der gefallende Mensch erhält den Beyfall als ein Dengratuit, der Mensch von Lebensart

zeigt eine Anweisung vor, die man entweder aus Schuldigkeit, oder doch Ehrenhalber acceptirt.

147.

Wenn ein Mann, der kein vorzüglich groſſer Kopf und nicht ganz edeln Herzens ist, lange über andere vermittelst seines Amtes geherrscht hat, und dieses Regiment verliehrt, so wird er gemeinhin zurückhaltend, mistrauisch, hochmüthig und sucht sich an dem, was ihm im kleineren Wirkungskreis übrig blieb, zu erhohlen. — Wird aber der, welcher den ihm auf die Saiten gesetzten Dämpfer nicht abnehmen kann, wenn er auf seine Geige Nebensaiten spannt, nicht, statt den Ton der gedämpften zu verstärken, Mißlaute hervorbringen, die vollends alle Zuhörer von ihm entfernen?

148.

Daß der Anblick groſſer Naturprodukte nur ein kurzes Staunen erregt, aber immer interessant bleibt, groſſe Kunstwerke hingegen ein längeres Bewundern veranlassen, aber ein kürzeres Interesse erlauben, kommt vermuthlich daher, weil wir beym Anblick der Natur gleich an die Allmacht denken, der alles zu schaffen leicht ist, bey der Kunst

aber jederzeit die Schwürigkeit ihrer Arbeiten in uns selbst fühlen. Hat man aber die Mittel zu ihrer Hervorbringung gelernt und selbst versucht, so fällt mit dieser Kenntniß das Bewundern ganz weg und mit diesem der Reiz der Neuheit. Bewundern und Interessantwerden scheinen also von der Unerforschlichkeit des wie etwas geworden ist, größtentheils abzuhängen.

149.

Der Grund des Strebens nach verbotenen Dingen liegt hauptsächlich in der Eigenliebe, die sich durch die vermuthete Eigennützigkeit des Verbieters gefährdet zu seyn glaubt, und durch die Uebertretung ein Recht zu vindiciren sucht, das ihr im Moment der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint.

150.

Schwindsüchtige machen oft so muntere und ins weite gehende Entwürfe, als ob muntere Projekte junge Kinder wären, in deren Atmosphäre die Schulmeister älter wie andere Leute werden sollen.

151.

Verstand und Schönheit haben in dem Stücke einerley Schicksal, daß man den

Personen, bey denen sie abnehmen, es nicht leicht sagt, und spricht der Gelehrte oder die Matrone, jener von seiner Geistesabnahme und diese von ihrem Eintritt ins letzte Viertel des Reizmondes, so ist es sicher beyden so wenig Ernst damit, daß ich es keinem rathen möchte, ihnen auf dies Wort zu glauben.

152.

Liebe ist bey der Person, die ihren Gegenstand zu sich erhebt, jederzeit stärker und beglückender wie bey der, die den Gegenstand zu sich herabzieht — jene giebt, diese nimmt, und geben ist überall seliger denn nehmen.

153.

Die Verschiedenheit des frühen und späten Alters liefert den Spiegel, der den anthropomorphetischen Bildern des Lebens die verzerrte Gestalt benimmt, die sie behalten würden, wenn wir sie ohne diesen Spiegel ansehen. Sind Zeitmutheile daher nicht immer Täuschungen?

154.

Die Kokketterie der Mannspersonen geht blos auf die Weiber, letztere legen es aber oft auch auf ihr eigenes Geschlecht an, und

die, denen es auch bey diesem gelingt, sollte man eigentlich erzkokett nennen.

155.

Die unendliche Verschiedenheit, die ich vielfältig an den Thiergesichtern wahrgenommen, läßt mich glauben, daß man das Lesen in den so oft durch Leidenschaft verkritzelten menschlichen Physionomieen, mit dieser ganz reinen Naturschrift anfangen sollte, vielleicht glückte es einem dann besser, die Hauptbuchstaben aufzufinden, ohne zu viel Zeit auf eine Dechiffrirung wenden zu dürfen, die einer langen Mühe am Ende oft nicht werth ist.

156.

Reitenlernen und Genießenlernen haben unter einander viel Ähnliches. Beyde erfordern im Anfange ein Wagen, und beym Fortsetzen Achtsamkeit, um nicht zu erpicht und unersättlich zu werden. Wer geschwindes Reiten für das liebste und beste hält, vergißt bald Schluß und Zügel, und lernt, abgeworfen oder geführt, zu seinem Schaden zu spät, daß zum Reiten mehr gehört, als bloßes Sporniren. Mit den Schnellgenießern hat es eben dieselbe Bewandniß.

157.

Der Wein erfreut des Menſchen Herz, allein man ſchmälert ihm dieſes Vermögen, wenn man ihn allein für ſich, oder gleich den Engländern blos mit Trinkſprüchen einſchlürft. Aber ſelbſt die der Redluſt unfähigen Britten bezeugen, daß Sprechen zum Trinken gehört, durch die oft nur leidigen Toaſts. Möchte doch der bedächtliche Deutſche dieſe Inſulanerſitte nie einführen, aber wohl die andere, die das Küſſen der Weiberhände und das Umarmen der Männer zur Sitte macht. Mir ſcheint dieſe Kußſucht eine Entheiligung des Kuſſes, der immer nur ein Zeichen unausſprechlicher Empfindung oder ihre Beſiegelung ſeyn ſollte. Wer ſein Petſchaft auf bloßes Papier druckt, verſchwendet eigentlich Papier und Lack, oder giebt ſogar Gelegenheit auf ein ſolches Blanquet einen falſchen Wechſel zu ſchreiben.

158.

Leute von hohem Stande werden Groſſe und Vornehme genannt; ſollten ſie ſich wohl ſelbſt ſo getauft haben, da das Wort groß an Rieſen und Raubſchlöſſer ꝛc. erinnert, und die Etymologie des Wortes Vornehm auf das Vorwegnehmen, damit es

kein anderer bekomme, führt? Würde daher der wahre Adel nicht wohl thun, wenn er, statt jene Adjectiva in Substantiva zu verwandeln, seine Standeshoheit durch eine andere glücklichere Firmelung zu bezeichnen suchte?

159.

Die Bestimmung des Menschen zur Thätigkeit erhellet auch daraus, daß die Natur außer dem mit dem Thätigseyn verknüpften Vergnügen, der Trägheit und Unthätigkeit zur unvermeidlichen Strafe den Hunger und die Langeweile setzte — Betrachtungen über den Hunger überlaß ich den Aerzten und Finanzverwaltern — was ist aber die Langeweile? Mir scheint sie das Gefühl oder Bewußtseyn einer Leerheit und Schwäche zu seyn, verknüpft mit Unwillen über Hindernisse am Gebrauch der Mittel, die man beyden abzuhelfen für zuträglich hält. Die Gelehrten schamen sich zu bekennen, daß auch sie bisweilen von ihr heimgesucht werden, und wenn sie die Ungelehrten plagt, so wissen diese eigentlich nicht, was ihnen, sondern nur, daß ihnen etwas fehlt. Die Thatlosigkeit eines andern, die die unsrige zum unwillkührlichen Stillstande nöthigt, ist die Quelle der Langenweile, die einen beym Geschwätz der Metiers

tierpedanten überfällt, wenn sie blos von ihren Geschäften und überall davon sprechen. Ueberhaupt macht jede Einseitigkeit langweilig oder ist langweilig, und Rousseau's Mißtrauen gegen die Hinlänglichkeit der Wissenschaften zur Lebensbefriedigung, das er durch den Rath, jedesmal ein Handwerk mit ihnen zu verbinden, äußerte, verdient gewiß nicht als ungegründet übersehen zu werden. Wie es aber eine falsche Pleuresie giebt, so giebt es auch eine Quasi-Langeweile, die oft den Thätigsten befällt, die indessen eigentlich nur Ermudung ist, von der man sich bald wieder erholt, oder der man durch Wechsel in Geschäften abhilft, so wie man ihr durch Spitzung zu lebhaftem Eifer für Eine Sache ziemlich sicher vorbeugt.

Weiber sind der wahren und falschen Langenweile weniger ausgesetzt, wie die Männer, weil ihre Geschäfte mehr Abwechselung, oft sogar eine Verbindung zweyer gestatten; weil sie die wichtigsten nicht mit der Anstrengung treiben, daß ihnen ihre Entbehrung bis zur Sehnsucht auffallen könnte, ja man wird bey näherer Untersuchung ihrer Klagen über Langeweile finden, daß sie oft das Uebel mit der Zunge bekennen, aber seine Kraft mit

ihrem Kopf oder Herzen verleugnen. Zum populärsten Begriff von der Langenweile hilft der Schnupfen, der den Luftscheuen am ersten befällt, wie die Langeweile den Stuben und Büchermenschen — Nationen, die so oft schnupfig werden, wie es in England der Fall ist, klagen auch am meisten über Langeweile — Der Schnupfen steckt an, die Langeweile thut ein Gleiches, wer ihn am meisten hätschelt, bey dem kehrt er am öftersten ein, und wer ihn fürchtet, wird ihn oft gar nicht los. — So wie aber einige Aerzte den Schnupfen, ja sogar den Bandwurm für eine Naturwohlthat erklären, so mag es auch wohl nützlich seyn, daß jeder Mensch Langeweile habe, und nur ihr Uebermaaß Schaden bringe: wie denn auch sehr bemerkens- und beherzigenswerth bleibt, daß die Unglücklichen nie, desto öfterer aber die über Langeweile klagen, denen das Schicksal ohne Widerwärtigkeiten zu leben vergönnt hat, vermuthlich weil die Freude, diese blanke Stelle im Vergnügen, wenn sie lange anhält, entweder in Geschmacklosigkeit ausartet oder durch immerwährende Süßigkeit Ekel erregt, welches sich bey den bittern Salzen der Leiden nie ereignen kann, weil Salz die Fäulniß, abhält und die Bitterkeit ein Stärkungsmittel ist.

160.

Die Lacedämonier kämmten sich sorgfältig, wenn es zur Schlacht gieng. Der schmuzige Hottentotte behängt sich mit Glaskorallen, und putzt sich nach seiner Art so gut wie der Reinlichkeitssüchtige Holländer; die Neigung zum Putzen scheint also wohl zur menschlichen Natur so eigentlich zu gehören, wie der Staub zu den Papillonsflügeln, und es wäre unbillig, sie nicht mit unter die Beweise, wenigstens unter die Zeugnisse für die menschliche Perfektibilität aufzunehmen. Wie aber letztere oft auf sehr verkehrte Art gesucht und befördert wird, so geht es auch dem Putzen, das eigentlich da nur gedeihlich anschlägt, wo es der Verstand angiebt, und der Geschmack das Angegebene ausführt; überläßt man beydes der unberichtigten Einbildungskraft, dieser Mutter der Mode, so darf's keinen wundern, wenn sie gleich allen schlechten Müttern das letzte Kind immer am liebsten hat, und an diesem alles zu erleben hofft, was sie sich zwar auch von allen vorigen versprach, aber nie eintreffen sah.

Jugend, Alter, Gesichtsfarbe, Leibesgestalt, selbst das Geschäfte, das einer treibt, und wodurch sich zum Theil die Stände unterscheiden, die Jahreszeit, der Ort wo, auch

die Personen, vor denen man erscheinen soll, müßten beym Putz erwogen werden, wenn man nicht durch Versündigung gegen diese Rücksichten ihn in einen schlimmern Ruf bringen will, als er seinem Wesen nach haben darf.

Da der Putz nicht zum strengsten Kleidungsbedarf gehört, so sollte sich jeder, was zum Putz im engern Sinn des Wortes gehört, entweder selbst machen, oder doch angeben, oder darauf ganz Verzicht thun. — Auch sollten die Modenjournale den Putz mehr scientifisch als blos historisch behandeln, und den Putzbedürftigen auf diese Art helfen, ihn den obenerwähnten Umständen angemessener zu besorgen. Vielleicht würde er uns dann mehr von dem Innern der Menschen sagen, die sich seiner äußerlich bedienen, und man würde weniger Langeweile haben an Oertern, wo die Menschen mehr von sich sehen, als hören lassen.

161.

Wenn Dinge geschehen, die dem Ganzen, um deswillen sie eigentlich vorgenommen werden, keinen wahren Vortheil bringen, so kann man dies jederzeit für einen Beweis ansehen, daß die, die sie vernahmen, weder den Zweck noch die Mittel verstanden, oder nur

auf ihren persönlichen Vortheil gedacht haben. — So ist es z. B. ausgemacht, daß die Landesbevölkerung am sichersten durch Aufmunterung der Eingebohrnen befördert wird, und doch siehet man überall mit vielen Kosten Ausländer einlocken und einfangen. — Ohne fremde Werbung könnte eine Armee vollzählig erhalten werden, wenn das viele Geld, das dieser Menschenschacher kostet, auf das Erziehen der Soldatenkinder, von denen jetzt $\frac{3}{4}$ aus allerley Mangel sterben, verwandt würde, und dennoch — quis talia fando temperet a lacrymis, sagt der pius Aeneas beym Virgil.

162.

Rampen sind ein sicheres und bequemes Mittel, an die Thür eines Hauses, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen zu kommen, wer aber das Haus selbst bewohnen will, kann sich ihrer doch nicht im Hause bedienen, sondern muß sich zur Treppe, oft auch zur unbequemen Leiter entschließen. Würden öffentliche Redner und Referenten in Kollegien sorgfältiger vorher bedenken, ob sie blos verfahren, oder Wohnung machen wollen, so möchten ihre Vorträge den Eindruck, den sie auf Gefühl oder Verstand machen sollen, seltener verfehlen. Ein anders ist rühren, das heißt: dem Ge-

fühl beykommen, ein anderes überzeugen, d. i. den Verstand des Zuhörers sich zu eigen machen.

163.

Wie es besondere Geschichts-, Thier-, Landschafts-rc.-Mahler giebt, so giebt es auch Menschen, die einen besondern Verstand für Wissenschaft, für Kunst, für den Dienst rc. haben; und sollen alle diese Verstandsarten nicht aus der Art schlagen, so muß ihnen der gesunde Verstand zum Grunde liegen, als die einzige ächte und große Quelle, aus der alle übrige gleich den Bächlein oder Ströhmen hervor rieseln oder rauschen. Höchst selten glückt es Einem Künstler mit Menschen, Thieren, Landschaften, und so besitzt auch selten Ein Mensch Verstand genug zu allem, wozu Verstand gehört. Der Gesellschafts-Verstand ist ein Polyhistor, der mit andern Polyhistoren das gemein hat, eigentlich nichts recht zu wissen, aber für jede Nachfrage etwas in Bereitschaft zu halten. Er ist ein Improvisator, der auf alles gleich Verse macht, sich aber das Nachschreiben jederzeit verbitten sollte. — Wenn es wahr ist, was Livius vom ältern Cato sagt: er habe alles so gethan, als ob er einzig dazu gebohren gewe-

ſen, ſo bin ich geneigt, ihm den Geſellſchafts-verſtand abzuſprechen, der kein Genie aber wohl Talente erfordert und eigentlich ein Kompoſitum iſt von Witz, leichtem Sinn, Sprachgeläufigkeit, halber Gutherzigkeit, hurtigem Urtheil, Unverlegenheit und Biegſamkeit im Innern und Aeußern. Bey einem übelgeſtalteten Körper muß man ihn im hohen Grade beſitzen, wenn man ihn will geltend machen, überhaupt aber macht er in und unter der Jugend öfterer Glück als unter bejahrten Leuten, weil eine Art von Frivolität dazu gehört, theils ihn zu äußern, theils ſich an ihm genügen zu laſſen.

Die Unterhaltung, die er der Geſellſchaft liefert, gleicht dem Guß von geſchmelzenem Bley ins Waſſer, der ſich zu den wunderlichſten Figuren geſtaltet, aus denen am Neujahrsabende mancherley prophezeyht wird, das einigen Zeitvertreib, auf manche ſogar Eindruck macht. Ernſt, Gründlichkeit und Eifer für Wahrheit verderben ihm leicht ſein Spiel, und kann ihnen daher höchſtens kleine Gaſtrollen erlauben. — Zwar verſichert man, Leibnitz habe ein ſehr angenehmer Geſellſchaftsmenſch ſeyn können — könnte man doch aber auch beweiſen, daß er nie matt und müde aus Geſellſchaften gekommen, in denen ſein Ver-

stand nicht blos die Königin Sophia angenehm unterhalten hatte.

Ich würde noch manches über den Gesellschaftsverstand sagen, da ich selbst aber ihn nicht besitze, so zupft mich das: ars non habet olorem nisi ignorantem am Ohr und warnt mich lieber zu schweigen, als unrecht zu reden.

164.

Das Wort Excellenz absorbiret alle andere Dienst- und Geburtstitel, und ist trefflich erfunden, weil es vermuthlich den Männern und Frauen, die es tragen, zum Memento an das, was sie seyn sollten, zu dienen bestimmt war. Erfände man doch auch ein so reichsinniges Wort blos für die Weiber, um die Gattinnen der Officianten von der, wenigstens lächerlichen und oft gar nachtheiligen Mode abzubringen, sich nach ihren Männern tituliren zu lassen. Die der niedern Klassen beweisen einen richtigern Takt, wenn sich keine von ihnen, Frau Schwerdtfegerin, Frau Töpferin ꝛc. nennen läßt, sondern sich an der Meisterschaft hält. Das Surrogat aller weiblichen Titulatur müßte sich daher nothwendig auf das Summum der Weiblichkeit — die wahre Mutterschaft beziehen.

Warum iſt aber der Titel Excellenz bey uns nur den höchſten Officianten eigen, und zwar nach einer ſo ſcharfen Grenzlinie, wie irgend die ſeyn mag, welche den Schnee auf den höchſten Gebirgen abſchneidet? Der König von England heißt in öffentlichen Akten und Privatſchreiben Sr. excellente Majeſtät, auch nennt man neuerdings die Deys von Tunis, Algier ꝛc. Excellenzen, d. i. Vortreflichkeiten, parallel den Herrlichkeiten in den Reichsſtädten. Von der Grenzlinie der Excellenz abwärts giebt es bey uns keine abſtrakte Dienſtbenennung weiter außer dem einſt ſchrecklichen Feudalworte Herr, welchem der Diener (Servus, Serviteur) entſpricht, aber ſo, daß jeder noch ſo-tiefe Diener, ſo fern er nur das mindeſte von öffentlicher Auctorität hat, wieder Herr heißt, wenigſtens bey denen, die nicht ſeine Vorgeſetzte ſind, z. B. Herr Viſitator, Herr Briefträger ꝛc.

Das Femininum von Herr, (Dominus) iſt Dame, (domina.) Frau iſt doppelſinnig und heißt theils, ſeitdem das einſt edle Weib veraltet iſt, vxor Ehefrau, theils Gebieterinn, wie Frau von Smolensk, Pleskow ꝛc., im ruſſiſchen Titel Catharinens — Im Ausdruck Frau Rätbin ꝛc. hat das Wort beyde Bedeutungen, im Ausdruck Frau Meiſterin nur die erſtere. Vom Feudalweſen rührt es her, daß wir die Weiber der Officianten mit dem Officio des Mannes tituliren — und daß dieſes bey uns Deutſchen anhal-

tender sey, zeigen die Engländer und Franzosen, welche letztere selbst in den Zeiten der Monarchie diese Sitte nicht hatten. Hätten wir für alle dem Publike dienende Personen einen deutschen Gemeinausdruck, (Officiant ist fremd, und Staatsdiener paßt auf Bürgermeister und andere nicht,) so hätten wir auch einen für die Weiber dieser Personen. Eine Bauerfrau, oder andere gemeine Frau nenne ich Mutter. C.)

165.

Ist es nicht sonderbar, daß, da in der Welt alles auf Thätigkeit und Fortschreiten ausgeht, der Mensch dennoch einen recht sichtbaren Hang zum Müssiggehen äußert, und oft lieber entbehrt als arbeitet? Liegt es mehr am Körper oder mehr an der Seele? Die Bewohner der neuentdeckten Länder beharren in ihrer Trägheit so lange, bis ihre Verstandskultur erhöhet wird, bis dahin ist alles, was sie ja noch thun, höchstens Putzsorge für ihren Leib, und auch für diesen wollen sie die Zierrathen lieber stehlen, oder geschenkt haben, als sich zu ihrer Selbstanfertigung entschließen.

Es scheint also, daß der Mensch nicht eher thätig werde, bevor nicht in seinem Geist ein ganz besonderer Appetit entsteht, dessen Nichtbefriedigung ihn schmerzt.

166.

Die Erhöhung des Preiſes der Lebensmittel durch Taxen wirkt ſehr anders, wie die aus ihrem Mißrathen entſpringende. Erſtere macht verdrüßlich. Kein Menſch haßt das Natürliche, wenn es ihn auch drückt, aber wohl das Künſtliche, ſobald er ſeine mögliche Vermeidlichkeit erkennt. Im erſten Fall ſieht er ein, daß er arbeiten müßte ſeines eigenen Bedürfniſſes wegen, im zweyten, daß er die Arbeit nicht nöthig haben würde, wenn es nicht fremde Bedürfniſſe gäbe, die mit den ſeinigen in gar keiner Verbindung ſtehen.

167.

Wenn ich die Sonne, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, Waſſer ziehen ſehe, ſo fallen mir jederzeit die Berichtsdünſte ein, die von den Unterbehörden zu den Obern hinaufſteigen. Schade nur, daß in dieſer höhern Region ſeltener milde fruchtbringende Landregen, und öfterer Hagel, der die ſchon aufgegangenen Saaten verdirbt, zubereitet werden. Vielleicht liegt es an den vielen Sonnen des Regierungshimmels und würde weniger geſchehen, wenn nur Eine, wie in unſerem phyſiſchen Weltſyſtem, wäre.

168.

Die Säule des Memnons blieb ein ſtummer Coloß, bis ſie angeblich ein gewiſſer

Sonnenstrahl berührte, da sie dann liebliche Töne hören ließ: so sind auch manche Menschen stumm, bis gewisse andere ihnen zureden, oder gewisse Materien den Unterhaltungsstoff liefern. Möchten doch aber keine jemals zu tönendem Erz und klingenden Schellen werden, unter deren Geläute man so oft im Geschäfts- und Gesellschafts-Leben den gesunden Verstand beerdigen sieht.

169.

Der unverheyrathete Officiant behält jederzeit mehr von seiner natürlichen Selbstständigkeit und Freyheit übrig, wie der verheyrathete. Letzterer verlichrt, besonders wenn er Kinder hat, beynahe alle Kraft sich vom Dienst zu entfernen, weil, ohnerachtet alles Lippengeklages über ihn, ein inneres verschwiegenes Gefühl ihn für die leichteste Erwerbquelle erklärt, die man daher auch gern auf seine Kinder bringen möchte, wozu es aber kein besseres Mittel giebt, als selbst im Dienst zu bleiben, indem hier das Manus manum lavat weit gewöhnlicher ist, als die Dienstlosen es glauben, und die Dienstadler es bekennen.

Regierungswunſch eines Monarchiſten. *)

Un gouvernement inacceſſible à des juſtes obſervations eſt le fleau des peuples.

Mem: hiſt. et pol. du regne de Louis XV. par Soulavie Tom. VI. p. 393.

170.

Da es ſeit den Bekenntniſſen Friedrichs des Großen auf allen Dächern gepredigt wird, daß ein Fürſt der erſte Diener des Staats ſey, ſo veranlaßten ein Paar Stellen in Lafontainens der Königin von Preußen dedicirtem Roman: Herrmann Lange, mein weiteres Nachdenken, nicht eben über die große Frage: was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? ſondern über die nicht minder nöthige: Was müßte wohl ein Fürſt durchaus thun, wenn er ſeines Landes Selbſtherrſcher werden und bleiben, und nicht im guten Glauben an ſein Selbſtregieren

*) Dieſe Ueberſchrift hat der Redakteur des Genius der Zeit nachſtehender Rhapſodie im Januarſtück 1800. gegeben, und ich laſſe ſie ihr auch iezt, da ich ſie den Gedanken über andre Dienſtarten beyfüge.

die Werke des Selbstregierens, ohne welche jener fürstliche Glaube wie der des Privatmanns todt bleibt, seinen Staatsbeamten überlassen wollte?

Zwar sind bereits zu ihrer Beantwortung in Büchern und von Lehrstühlen Buchstaben wie Wasser vergossen, allein eben diese Menge scheint die sichersten Mittel zum Ziel überfluthet, und das eigentliche: thue das, so wirst du leben, zu wenig ausgezeichnet zu haben: außerdem bin ich des eigenen Sinnes, daß alles, was sich nicht kurz beantworten läßt, nicht beantwortlich sey, wenigstens durch eine lange Beantwortung nicht seiner Wirkung viel näher gebracht werde. *)

Ohne weitre Vorrede nehm' ich also zuförderst einen König an, nicht wie ihn Sa-

*) Am kürzesten möchte wohl schon Montaigne in folgenden zwey Stellen die Frage beantwortet haben.

Ce continuel soupçon, qui met le prince en double de tout le monde luy doit servir d'un merveilleux tourment — — qu'il reluise d'humanité, de verité, de loyauté, de temperance et surtout de justice — c'est la seule volonté des peuples de quoi il peut faire ses affaires et nulles autres qualités peuvent attirer leur volonté comme celles — là, leur estant les plus utiles: nihil est tam populare quam bonitas.

Essais Livr. I. c. 23. Livr. II. c. 17.

muel, vermuthlich aus Furcht vor dem Nachtheil, den das neue Königthum dem alten Prieſterthum bringen möchte, (1 Samuel. VIII. 11—17.) beſchreibt, ſondern einen Fürſten, der außer geſundem Verſtande auch guten Willen hat, ſein Volk glücklich zu machen.

Schon bey der Schöpfung hieß es: es iſt nicht gut, daß der Menſch alleine ſey — weil Einer allein nicht alles thun kann — Wo ſoll aber der Fürſt den Gehülfen finden, der um ihn, das iſt, der ſein Freund ſey? Wird er je aus der Seele des Privatmannes den Gedanken tilgen, daß der Fürſt vermittelſt des den Regenten eigenen und leichten Theaterſtreichs, ſich aus einem Zwerge in einen Rieſen verwandeln und wenn er dann von ſeiner Höhe einen Stein auf ihn fallen ließe, ihn zerſchmettern, oder wenigſtens ſtark beſchädigen könne? Erlaubt aber eine ſolche, gewiß nicht paniſche Furcht, den Gefürchteten als Freund zu lieben? Ob ich gleich nicht allein die gewöhnlichen Memoires de Sully, ſondern auch die originellern Oeconomies royales etc. geleſen habe, ſo bin ich doch nicht überzeugt, daß Sully Heinrichs Freund geweſen. Und welcher Fürſtenſohn wird an der harten Hand des Schickſals ſo wie Heinrich zum Menſchen erzogen?

Darf man daher nicht als gewiß annehmen, daß ein regierender Herr keinen Freund haben kann?

Man halte mich indessen dieser Aeußerung wegen nicht für einen Fürstenfeind, denn ich bin für die Fürsten so aufrichtig eingenommen, daß ich mir kein wahres Landeswohl ohne Einen Fürsten möglich denken kann, weil ich die Kunst, die exekutive und die legislative Gewalt in ein dauerhaftes Gleichgewicht zu bringen, weder für schon erfunden, noch für jemals erfindbar halte, und weil man doch bey dem allgemeinen Hinarbeiten auf uneingeschränkte Einheit der Obergewalt in monarchischen Staaten geradezu, in demokratischen und aristokratischen aber auf gefährlichen Nebenwegen ausgeht, wie die Geschichte der kleinsten Republiken so deutlich, wie die Historie der Staatspolypen Rom und Paris bezeugen.

Ein Regent ist also das Eine, das überall noth thut, leuchteten aber allen Menschen die Regentenschwürigkeiten so deutlich ein, wie mir, so wäre zu besorgen, daß sich nie ein recht kluger und zugleich recht guter Mann freywillig entschließen würde, souverainer Fürst zu werden, und müsse man sich daher freuen, daß Erbreiche geworden sind, in denen

nen die Geburth gewisse Personen zu Fürsten, und Gewohnheit diese, selbst in kritischen Momenten, wo sie zur Erkenntniß der Größe und Lästigkeit ihres Amtes kommen, geneigt macht, auf dem Throne sitzen zu bleiben.

Ein Fürst hat also keinen wahren Freund, kann aber allein nicht alles selbst machen — und muß sich daher von Kabinetsräthen, diesen Hauptpersonen im monarchischen Staate, und von Ministern helfen lassen.

Gesetzt, diese wären wider die gewöhnliche Hofmanns Natur und Gewohnheit, die höchstselten ein anderes Ziel hat, als den Fürsten ungeschickt zu lassen oder zu machen, ihm von Herzen zugethan, gesetzt, er erklärte sie sogar verantwortlich für alle Regierungsübel, würde nicht seine ganz mißtrauenlose Hingebung in ihren Rath eine Art von Schwäche seyn, die das Publikum bald veranlassen dürfte, Mißbrauch zu vermuthen? Würde Gelegenheit, die überall Diebe macht, es in diesem einzigen Falle nicht thun? Ist zu glauben, die Pluralität dieser Regierungsassistenten werde jemals ihre Ichheit ganz und immer so verleugnen, daß, wenn sie mit der Ichheit des Hülfsuchenden, ja selbst mit der des Fürsten in Kollision käme, sie nicht

die ihrige der ersteren entgegen stellen oder letzterer auf einem Nebenwege vorbey zu kommen suchen würde? Gegen den Landesherrn ist der Aut - aut - Zug im Regierungsschach immer mißlich, meistens verderblich, denn Freymüthigkeit hat nur zu oft ein gleiches Schicksal mit der Verrätherey. Der Verräther wird verachtet, der Freymüthige wird geschonet oder gehaßt, je nach der Beschaffenheit des Objekts seiner Freymüthigkeit.

Wird ein einzelner Staatsdiener es jemals in der Identität seiner Person mit dem Staat so weit bringen, als sie bey einem guten und klugen Landesherrn schon ex usu ist oder seyn kann? Wird er also nicht als Privatmensch die Dinge aus seinem eigenen Privatgesichtspunkte ansehen, und den Fürsten durch seinen Vortrag auch dahin zu leiten suchen? *)

Wenn nun der durchaus freundlose Fürst auch sogar gegen seine unentbehrlichen Schützen so sehr auf seiner Hut stehen muß, als es, ohne in tiberisches Mißtrauen zu verfallen, geschehen kann, was giebt's für ausführbare Mittel, den absoluten Freundsmangel zu

*) Touts les ministres sont en guerre, chacun se sert du roi tour à tour, quelques fois ils se le prêtent. Lettres sur l'Italie p. Dupaty lettr. 103.

erſetzen, und ſich vor Ableitungen von Perſonen und Sachen durch Zuſätze und Auslaſſungen beym Vortrage einigermaßen zu ſichern?

Meines Erachtens nur folgende: Der Fürſt muß ſich keine Schrift vortragen laſſen oder unterſchreiben, die er nicht ſelbſt vorher geleſen, wenigſtens durchgeblickt hätte. Dieſe Kontrolle kann und wird den Vortrag und die Expedition in ziemlichen Schranken halten, zwar nicht allen Mißbräuchen vorbeugen, aber ſie doch ſeltener machen und Friedrichs II. Verfahren ſchreibt auf dieſes Recept ein ſehr leſerliches probatum eſt.

An Zeit dazu wird und kann es keinem Fürſten fehlen, ſobald er ſich entſchließt, nicht über die Hälfte ſeines Tages dem Thätigkeitsgeiſte des Hoflebens, der die von ihm Beſeſſenen antreibt, jeden andern zum Müſſiggangsproſelyten zu machen, zu widmen, und den noch übrigen Zeitraum dem Genuß ſüßer Häuslichkeit hinzugeben.

Fern ſey es von mir, den unter ſeinen Kindern ſpielenden Ageſilaus oder Heinrich IV. für ſchwach zu halten und zu tadeln: wollte aber ein Fürſt, ſelbſt in der guten Abſicht, ein Beyſpiel von häuslicher Führung und populärer Denkungsart zu geben, viele Stunden je-

des Tages unter seinen Bett-, Tisch- und Hausgenossen zubringen, was wollte, was könnte er dem Staatsdiener sagen, der hierin dem fürstlichen Vorbilde folgte, und die Ausübung positiver Pflichten über der Befriedigung natürlicher Neigungen vergäße, oder die ersteren den letzteren auch nur nachsetzte? Die ad tamora gekommne Pädagogik hat es bereits eingesehen, daß das Spielen beym Erziehen zum Menschwerden der Kinder nicht viel mehr beyträgt, als das Tauchen in den Ganges zur Heiligung der Indous. Es bedienen sich daher kluge Geschäftsmänner selbst der Courtage zum Besprechen mit Menschen, die sie nur bey Hofversammlungen sehen, oder da nur sehen mögen, die ihnen aber oft ihren Fleiß durch Kabalen und Frivolitäten erschweren, wenn sie ihnen nicht Rede an- oder abgewinnen können. Wäre es nicht auch dem Fürsten vortheilhaft, wenn er seine Hofversammlungen in eben der Art nutzte, und durch zufallige Gespräche mit Leuten, die keine förmliche Staatsräthe sind, Nachrichten und Bemerkungen zu Tage förderte, die in staatsräthlichen Sessionen gar nicht zur Sprache kommen, so nützlich und selig auch ihre Erörterung und Anwendung dem Lande werden könnte? Das Gebeth gehört ins Kämmerlein, von

Geschäften aber läßt sich überall sprechen, und wen der gräuliche Anblick der Müssiggänger nicht treibt, selbst nach einem Strohhalm von Beschäftigung zu greifen, um nur nicht in ihrem Sumpf mit stecken zu bleiben, der verräth eine Anlage zur Unthätigkeit, die gewiß nicht mit den Jahren abnehmen wird. Zeitgebrauch ist, wie bekannt, das einzige Mittel zu allem Zeit zu haben, und Oekonomie mit der Zeit ist beynah' das Summum jeder andern Wirthlichkeit; denn welche Kunst, welche Macht kann ihre Verschwendung irgend einem Sterblichen ersetzen?

Vor dem Kabinetsvortrage also den Einblick in den Buchstaben der Vorträge, und während des Vortrages nie die Aeußerung, daß sein Anhören eine Zwangspflicht sey, die man abzukürzen wünscht, um zu hausväterlichem Müssiggange oder irgend einer andern zwecklosen Steckenreuterey zurückkehren zu können: denn wird diese Art von Dienstscheu einem Fürsten abgemerkt, so suchen gefällige Staatsräthe bald die Vorträge zu epitomisiren, zu vermindern, oberflächlich zu halten, und solchen Vortragsmethoden gemäß Befehle auszufertigen, die in der Folge nicht herzlicher oder ernstlicher befolgt werden, als der Fürst ihre Veranlassungen angehört hatte; und eilen

dann ebenmäßig zum behaglichen Genuß ihrer privat- oder öffentlichen Einnahme, über die Geschäfte denkend, wie der academische Senat in Padua über die Doktorwürde.

Wenn gleich Friedrich II. öft kleinlichere Befehle ergehen ließ, als ein so großer Regiermeister hätte ertheilen sollen oder dürfen, so suchte und wußte er doch selbst erstern Achtung und Eindruck dadurch zu schaffen, daß er sich bey seinen Provinzialbereisungen nach der Befolgung von einigen erkundigte. Sollte nicht jeder Fürst alle wichtige Verordnungen sorgfältig registriren lassen, um bey seinen Landfahrten nachzusehen, was und wie darnach verfahren sey, und sind ohne solche Nachfragen die fürstlichen Reisen nicht bloße Belästigungen der Unterthanen oder Beweise, daß man um Zeitvertreib verlegen sey und seiner Geschäftslosigkeit eine Reisemasque umlege?

Ist der Fürst als oberster Polizey-Präsident des Staats nicht verpflichtet, ein solches Schaubeyspiel allen übrigen zu geben, um das immer mehr einreißende Urtheilen nach bloßem Hörensagen nicht zur Tagesordnung werden zu lassen?

Aus der Wahrheit, daß ein Fürst keinen Freund habe, folgt sehr natürlich der Rath,

daß er Flugſchriften ſeiner Zeit, doch nicht etwa blos die ihm von ſeinen Beamten empfohlenen, leſen müſſe. Schriftſteller, die ihm Sach- und Perſonen-Mangel ſeines Reichs aufdecken, die ihm kein Staatsdiener ſo unumwunden anzeigen wird oder kann, können bey ihm Freundesſtelle vertreten. *) Freylich wird mancher Fehler von ihnen übertrieben, ein verſtändiger Fürſt wird ihre Angaben aber nicht gleich dem Fiskal zur Spezial-Inquiſition übergeben, ſondern ſie als Winke und Warnungen eines Freundes nutzen, der ihn erſucht, ſeinen Blick auf Stellen zu wenden, die ſeiner Achtſamkeit entwiſcht zu ſeyn ſchienen und ihrer doch werth waren.

Da es jedem guten und klugen Manne beynah' unmöglich ſcheint, immer in ſich allein verſchloſſen zu bleiben, ohne irgend einem andern ſich über alles eröfnen zu können, ſo würd' ich ungeachtet meiner großen Vorliebe für das bekannte: mulier taceat in eccleſia, einem klugen und guten Fürſten es gönnen, eine weiblich kluge und tugendhafte Gattin zu ſins

*) Les princes n'aiment pas les reſiſtances, mais on ne peut cependant s'appuier que ſur quelque choſe, qui reſiſte.

Dupaty lett. 105.

den, um sie als Freundin nutzen zu können, diese aber zugleich sehr dringend bitten, die Freundschaftspflichten sehr strenge zu beobachten, und unter andern auch ihren Gemahl auf manches aus ihrer Lektüre aufmerksam zu machen, weil in bloßen Konversationsschriften oft das vorkommt, was man vergebens in Staats- und Sitten-Spiegeln sucht. ꝛc.

Ist es aber nicht hart, und der Härte wegen ungerecht, von einem Fürsten zu fordern: auf keinen wahren Freund zu rechnen, seine meiste Zeit dem Regierungsdienst zu widmen, und nur Augenblicke für die lieblichsten Lebensunterhaltungen abzusparen? — Freylich ist es schwer Fürst zu seyn, aber wird die Seligkeit unseres Vaters im Himmel, der vollkommen ist, dadurch vermindert, daß er allein ist und bleibt? Sind nicht die Fürsten schon von jeher auf diesen ganz besondern Lebensgenuß, der in der Kraft Gutes zu thun liegt, dadurch angewiesen, daß man sie Götter der Erde nennet? Hat der ein Recht oder eine Ursache, sich über Mangel zu beklagen, der allen die Fülle geben kann, sobald er will, was er wollen sollte?

171.

Den Staatscaſſen würde es minder läſtig werden, die ſchon zur Gewohnheit gewordnen Penſionen zu bezahlen, wenn der Regent auf einmal allen Officianten eine Zulage etwa von 10 Procent unter der Bedingung bewilligte, ſelbige, ſo lange ſie im Dienſt blieben, nicht zu heben, ſondern ſie zum Penſionsfond für ſich oder ihre Wittwen ſtehen zu laſſen: zugleich aber auch den Betrag des Gnadengehalts für Wittwen und Veterane etwa auf 15 – 20 Procent beſtimmte. Da viele unverehlicht oder ohne Wittwen nachzulaſſen ſterben, ſo würde die bey der Salarien-Caſſe geſammelte Zulage gewiß hinreichen, die 15 – 20 Procent zu beſtreiten, ohne daß der Staat einen Zuſchuß geben dürfte. Gewinnt denn auch letzterer durch dieſe Einrichtung eben kein Geld, ſo wird doch ſein jährlicher Ausgabeetat mehr geſichert, und der Penſionserhalter weiß zum voraus, auf wie viel Einnahme er gewiß rechnen kann.

172.

Lob- und Nahmenſucht und Lob- und Nahmenſcheu ſind Fehler, von denen der er-

ſie vielen, der letztere wenigen Menſchen anklebt, erſterer ſehr oft, letzterer ſelten Schaden thut. Beyde aber bringen Ehre und Tugend manchmal in übeln Ruf, oder hindern wenigſtens manches Gute, das durch Ehre und Tugend öfter und ſchneller ausgerichtet werden könnte. Wer von dieſen beyden Suchten frey iſt, wandelt durchs Lebensgebirge, ohne daß er nöthig hat, all ſeine Bergſpitzen zu erklettern, oder ſich durch alle ſeine ſchattigen Thäler zu winden.

173.

Kants cathegoriſcher Imperativ ließe ſich mit großem Vortheil beym Zeitmaaß und Zeitgebrauch anwenden. Wer mit der Zeit capitulirt, wird ſo wenig Zeit genug haben, wie der früh aufſtehen lernen wird, der ſich mit dem Bett in Unterhandlung einläßt. Ich glaube, jeder kluge Mann habe zu Allem Zeit, und die Zeit gehöre zu den Dingen, die man ſicher findet, wenn man ſie nur ernſtlich ſucht und braucht. Nachläſſige Menſchen ſcheinen das Klagen über Zeitmangel zur Mode gemacht zu haben, und ſuchen dadurch nur ihren Unfleiß zu bemänteln. So verbargen einſt die

venetianiſchen Nobili in ihren weiten Ermeln das, was ſie öffentlich vorzuzeigen ſich würden geſchämt haben. Ich muß Zeit haben ſollte man wenigſtens unter das kenne dich ſelbſt, wo nicht neben bey ſetzen.

174.

Luxus und Natur liegen gewöhnlich im Streit. Des erſtern giebt es zwey Arten, den guten und den ſchlechten, dieſer ſucht die Natur, die immer gut iſt, zu verdrängen, und der gute ſelbſt läuft Gefahr, durch mancherley kleine Umſtände in den ſchlechten auszuarten. Wär' es daher nicht am ſicherſten, vor allem Luxus zu warnen und ſich vor ihm überhaupt zu hüten? Je künſtlicher, je höher, je mehr ins Feine die Genüſſe getrieben werden, je öftrer wandelt den Genießenden die Luſt an, die rohe ſimple Natur um des, aus dem Anblick des Contraſtes entſpringenden, Vergnügens willen zwar zuſehen, aber nicht ſich zu ihr zurück zu bekehren. Man ſehe nur die häufig nach der Schweitz reiſenden Engländer, die nichts von der helvetiſchen einfachen Natur annehmen, und die Schweitzer, die dagegen deſto mehr von den brittiſchen Ueppigkeitsbedürfniſſen ſich aneignen, und wegen der Unpaßlichkeit

auf ihren Grund und Boden bereits dergestalt von ihnen angesteckt sind, daß man ihre Genußerweiterung unter die Ursachen ihres politischen und moralischen Verfalls rechnen kann. Die Rauhigkeit der physischen Natur, wie die in den Wallisergebirgen, dürfte die am längsten vorhaltende Gegenwehr gegen solche Verfeinerungseinimpfung seyn, weil sie dem zartcultivirten Weichlinge nicht erlaubt, sich lange bey ihr aufzuhalten. Denn es geht mit den hochgepriesenen Migrationen durch die Gebirge, wie mit den Lobpreisungen des Landlebens, von denen der Städter überströhmt, wenn er sich von seinen Bekannten einige Tage auf dem Lande reichlich nähren und pflegen läßt, über welches er sich aber schon ganz anders äußert, wenn ihn nur unfreundliches Wetter am Promeniren hindert, und das ihm bald höchst lästig werden würde, wenn er sein Brod hinterm Pfluge verdienen oder sich der Wirthschaftssorge unterziehen müßte.

Der in gehörigen Schranken bleibende Luxus erleichtert der Natur die Arbeit, wo aber letztere gar nicht mit ins Luxusspiel gezogen wird, da ist die Natur auf dem Wege, sich durch ihn zu verschlimmern oder ihre eignen Gerichte verwürzen zu lassen; denn auch der

beſte Luxus hat etwas corroſiviſches an ſich, wodurch die Politur der Genüſſe zwar für das Auge erhöht, aber weder der Werth des Genuſſes noch die Kraft dazu vergrößert wird. *)

175.

Ein kluger Mann wird und kann ſich ſeinem groſſen Wirkungskreiſe nicht leicht entziehen. Treibt er ſeine Geſchäfte ehrlich, ſo thut es ihm leid, kluge und redliche Anſtalten vielleicht in böſe Hände kommen zu laſſen; war er ein Betrüger, ſo befürchtet er ſein falſches Spiel vom Nachfolger entdeckt zu ſehen, und ſeinen Ruhm zu verliehren, oder er iſt zu intereſſirt, perſönliche Vortheile einem andern zu überlaſſen.

176.

Geſundheit und nöthiges Auskommen werden anders im Alter, und anders

*) Luxus (Ueppigkeit) iſt das Oppoſitum des Bedarfs, er iſt ein Uebermaaß und in ſofern nie gut zu nennen. Iſt dieſes Uebermaaß im geſellſchaftlichen Wohlleben mit Geſchmack verbunden, ſo iſt es noch mit der fortſchreitenden Cultur des Volks vereinbar, fehlt ihm aber Geſchmack, denn artet es in Schwelgerey (Luxuries) aus, die den Menſchen moraliſch und phyſiſch entnervt. B.

in der Jugend angesehen. Die Jugend hält Gesundheit für ihr Pflichttheil, und glaubt immer Kräfte und Zeit zu haben, sich Auskommen zu schaffen; dagegen muß das Alter die Gesundheit als geschenkte Gabe annehmen, und, gebricht es ihm am Auskommen, blos darauf denken, durch schlechteres Behelfen sich die nothwendige Einnahme zu sichern.

177.

Sollte nicht die Leichtigkeit, mit der ein Fehler oder Verbrechen hätte vermieden werden können, und die Sicherheit, die einer bey ihrer Begehung hat, einen rechtlichen Grund zur Erhöhung der Strafe abgeben? Wenn der Hausdieb überall härter, als ein fremder Dieb bestraft wird, was soll dem Todtengräber geschehen, der die Gräber bestiehlt? Oder muß man es ihm connniviren, weil er die Thorheit der Lebenden, die den Todten Sachen von Werth ins Grab mitgeben, in gewisser Art dadurch ungeschehen macht, daß er das für die Lebenden so zu sagen Verlohrne wieder zum Vorschein und in Umlauf bringt?

Auf beyde Fälle hat die preußische Gesetzgebung Rücksicht genommen: was aber den Todtengräber

betrifft, so möchte ihm wohl, so lange wie der Staat die Verschwendung bey Begräbnissen duldet, und er blos zum Einscharren berufen ist, keine Nachsicht bey seiner unbefohlnen Ausscharrung zu statten kommen dürfen. B.

178.

Der Haß, den die meisten Menschen gegen die Wahrheit haben, rührt eigentlich von dem Widerwillen her, sich von ihr richten zu lassen: man läßt sich lieber belügen, als daß man selbst wahr ist, obgleich letzteres ungleich wenigere Mühe macht, als in und mit der Lüge zu leben, die in der Folge jederzeit mehr Anstrengung erfordert, sich zu behaupten, als man bey ihrem Anfange vermuthet.

179.

Da man sich nicht wundern muß, wenn einer, der von der Natur bestimmt war, ein guter schlichter Mensch zu seyn, bey Uebernehmung einer Dienststelle, die sich mit reiner Natürlichkeit nicht verträgt, in beständigen Recidiven aus der Natur in die Kunst, aus dieser in jene lebt, es oft mit beyden verdirbt, und eben so häufig mißverstanden wird, als er selbst fehlgreift: so sollte es auch keinen befremden, wenn man bey den häufigen und

hitzigen Kämpfen zwischen Temperament und Moralität den Sieg nicht immer auf die Seite fallen sieht, auf die er bey einem anders constitutionirten Menschen gefallen seyn würde.

180.

Wenn unter den Produkten eines Landes sich zwey befinden, die seinen Bewohnern gleich nützlich sind zur nothwendigsten Nahrung und Kleidung, von denen aber das eine sich länger aufbewahren läßt, wie das andere, sollte man denn nicht den Ausfuhrhandel des Conservablern ganz uneingeschränkt lassen, und nur deste sorgfältiger auf den Gewinn des letztern Bedacht nehmen, um wegen der Volksversorgung nie in Verlegenheit kommen zu dürfen?

Vorher aber müßte man diese, das Brod- und Kleidungsbedürfniß wechselseitig befriedigende, Produkte sorgfältig untersuchen und kann dies so geschehen, daß man dabey ganz unbekümmert werden darf? B.

181.

Bey schnellen und recht warm gefaßten Vorsätzen muß man sehr auf seiner Hut seyn, damit man sich nicht selbst an ihrer Ausführung

rung hindere, und durch die bey ihrer Fassung auflodernde Flamme die Gicht schwäche, die zu ihrer Zeitigung nöthig gewesen ware. Ist die auf einen schönen Frühlingstag plötzlich folgende Frostnacht nicht den Feldern und Gärten am schädlichsten?

182.

Titel sind die Taufnahmen eines Amtes, wer das Amt nicht hat, sollte also auch nicht den Titel daron führen. Ein kleines Amt neben einem großen Titel kommt mir lächerlicher vor, wie ein Zwerg mit einem Riesenhute, weil doch manche Zwerge bey sehr kleinem Körper große Kopfe haben. Bey Ertheilung der Titel sollte man daher je erzeit darauf sehen, daß der, einem Collegio untergeordnete nie den Titel eines Mitgliedes dieses Collegii erhielte, um die daraus entstehenden Inconsequenzen, Verlegenheiten, und besonders auch dienstschädliche Vorfälle durch Frau und Kinder zu vermeiden. Sieht man je im Militair einen noch dienenden Hauptmann mit einem Majorscharakter? Vielleicht würden auch die kleinen Herrschaften und Regenten wohl thun, wenn sie ihrer Staatsdienerey nicht die in großen Reichen übliche Titulatur gäben, oder den über die Grenze

Gehenden oder Gesandten es riethen, sich ihrer Hausexcellenz bis zur Nachhausekunft zu enthalten.

183.

So ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen; bestimmte man nach diesem Spruch die sogenannten Gnadengehalte, so würden selbige mehrentheils ganz anders ausfallen, als es jetzt geschieht. — Früge man mich, wer Eins haben soll, so würd' ich es keinem bewilligen, der außer dem Invaliditätsfall seinen Abschied forderte, mithin blos den im wirklichen Staatsdienst alt und schwach gewordenen, und den im Kriege hart blessirten, welchen letztern es als ein Schmerzlohn gebührt.

184.

Mit einem höhern Charakter müßte keiner verabschiedet werden, der nicht auf seiner Stelle sich besonders ausgezeichnet und ein Belobungs-Decret oder andres Ehrenzeichen erhalten hätte; kein Lieutenant könnte mit Hauptmannscharakter entlassen werden, der nicht als Lieutenant den Verdienstorden erworben hätte.

185.

Man vergißt im Leben manches dergestalt, daß man ſich nie mehr daran erinnert. Wenn bey dem Guten und Bösen, das wir im Leben thaten, ein ſolches Vergeſſen nach dem Tode ſtatt fände, ſo daß der Selige ſich gar nicht weiter ſeiner Fehler und der Unſeligen keiner guten Handlung erinnerte, würde daraus nicht für jenen ein Himmel, für diesen eine Hölle entſtehen?

Da menſchliche Glückſeligkeit nicht im Vergeſſen der böſen Handlungen, ſondern im Bewußtſeyn des Fortſchreitens im Guten beſteht, wie könnte ein ſolcher Himmel oder ſolche Hölle ſich mit der Gerechtigkeit vertragen, würde letztre nicht, nach Dante's Ausdruck: das Grab aller Hoffnungen ſeyn! B.

186.

Das Regieren iſt eine Art dramatiſcher Vorſtellung, die anfangs eine Art von Marionettenſpiele war, bis geſchickte Schauſpielsverſtändige ſie zu vernünftigen Dramas erhöhten. — Schade aber, daß ſchlechte Künſtler im Stande ſind, das beſte Drama unleidlicher wie ein Marionettenſpiel zu machen!

187.

Man thut Unrecht, wenn man die Zeit der Jugend als die angenehmste und glücklichste schildert. Denn wenn man in ihr den Grund zur Glückseligkeit späterer Zeiten pflichtgemäß legen will, so sind in ihr oft unbequemere Anstrengungen als in spätern Jahren nothwendig, so daß man all' ihre Freuden nur lucida intervalla nennen sollte.

188.

Ist die Freundschaft wohl eine wahre, die sich nicht entschließen kann, mit dem Freunde über bürgerliche und häusliche Angelegenheiten zu reden? Mir scheint ein gewisses Einmischen in die Häuslichkeit des Freundes nothwendig, um zwischen ihm und mir ein wechselseitiges Zutrauen zu stiften.

189.

Verräth nicht die vielfältige Sorge der Weiber für den Kopfputz, und die öftere Veränderung, die sie damit vornehmen, ein eignes heimliches Gefühl von den Mängeln ihres Kopfs, denen sie durch Putzversuche, die ihnen aber selbst nicht genügen, wenigstens äußerlich gern auf- oder aushelfen möchten.

Und was läßt sich aus den immer ärger werdenden Kopfumgestaltungen der Männer schließen? Ebenfalls ein sie beunruhigendes Gefühl, daß es im Kopfe nicht mit rechten Dingen zugehe. Da aber die Weiber von jeher ein Putzspiel mit ihren Köpfen getrieben haben, und die Männer nur in viel spätern Zeiten ihnen nachgefolgt sind, so muß man den Hang dazu bey jenen aus einem Naturgefühl, bey diesen aus einer Geschmacksbizarrerie erklären, und kann mithin von ihnen eher hoffen, daß sie mit den Köpfen wieder ins richtige Geleise kommen werden. Die Damen mögen sich indessen mit der Wahrheit des dulce est desipere in loco trösten, und haben in keinem Fall einen Eingriff in ihre auf die Männernatur so fest gegründete mannigfaltige Ueberlegenheit zu besorgen.

190.

Würde es nicht die Verwaltung einer Provinz erleichtern und verbessern, wenn die zu speziellen Regierungsgeschäften z. B. Kirchen-, Schul-, Zoll-, Forst, Bau-Sachen rc. angestellten Minister verpflichtet würden, dem eigentlichen Staats-Minister der Provinz jedesmal Abschrift der Verordnungen, die nicht blos einzelne Fälle beträfen, mitzutheilen? —

Letzterer wüßte dann um alles und könnte seine Maaßregeln darnach nehmen.

191.

Zwischen thun aus freyem Willen und thun müssen ist ein Unterschied, wie zwischen dem Festhalten mit einer langen Kette oder mit einer kurzen, an der ein Schloß liegt; wird letzteres geöfnet, oder springt es durch einen heftigen Stoß auf, so fällt die Kette und was sie halten sollte weg, die lange, blos umgewundene, Kette aber verliehrt durch Stöße ihre Haltungskraft nicht.

192.

Gut und gerecht sind wie die lieblichen kleinen Vögel, die man die unzertrennlichen nennt, weil keiner den andern lange überlebt. Gut ist die Anwendung des gerechten auf eine Person; wo nicht Recht der Grund des Guten ist, da ist letzteres nur Scheingutes; es ist daher der wirklich Gerechte auch immer gut; man hüte sich aber die Worte gut und gütig als gleichsinnige zu brauchen, und letzteres dem ersten als gleichbedeutend unterzuschieben. Güte sieht nicht sowohl auf das Recht der Sache, als auf die Person, die Recht haben

will. Zwiſchen gütig und ſchwach iſt der Rain ſo ſchmal, daß es Mühe koſtet, ihre Contiguität zu unterſcheiden, und daß oft Seiltänzerkunſt erfordert wird, auf ihm zu gehen, ohne nicht auf die ſchwache Seite zu kippen.

193.

Wird durch das Zergliedern einer Handlung das beunruhigte Gewiſſen nicht zur Ruhe gebracht, ſondern blos bis zum Einſchlafen ermüdet, ſo ſteht es gewiß nur ſchlecht um die Moralität dieſer Handlung. Bekommt aber das Gewiſſen durch eine ſtrenggerechte Handlung, die man oft Härte ſchilt, einen Stoß, ſo zergliedre man letztre nur ſo genau wie möglich, und ſey verſichert, daß das Auffinden des beobachteten Rechtsprincips dem Gewiſſen ein für allemal völlige Ruhe verſchaffen werde.

194.

Die phyſiſche Strafhärte kann höchſtens da mit Erfolg angewandt werden, wo die ſtrafende Parthey auch ihres phyſiſchen Uebergewichts ſicher iſt. So darf der Offizier ohne Beſorgniß den Stock brauchen, wo der Civiliſt kaum ſchelten kann: jener iſt der Re-

präsentant der physischen Regimentskraft, die im Strafaugenblick auf den Strafleidenden so wirkt, daß er an eigenen Kraftgebrauch zum Widerstande nicht denkt: dagegen sieht der bürgerliche Verbrecher, der des ihm unsichtbaren Gesetzes nicht achtet, im strafenden nur einen einzelnen Menschen vor sich. Ganz anders wäre aber alles, wenn das Wort Gesetz in alle Seelen so dränge, wie man ihnen von Kindheit an das Wort Gott einzuprägen sucht. Man sollte in den Schulen die Begriffe über ersteres umständlicher, als über letzteres zu berichtigen sich bemühen, und könnte es auch leichter thun, weil die Gesetzeslehre sich häufig versinnlichen läßt, bey der Lehre von Gott aber, auch bey aller Anstrengung, keine Versinnlichung statt findet.

Die Strenge der Strafen, verbunden mit ihrer unausbleiblichen Anwendung, bewirkt das Uebergewicht ihrer Wirkung. Ist hier aber stets die Handlung mit der Strafe im Gleichgewicht? Macht die Erhaltung des Ganzen eine Strafhärte nothwendig, so wird man durch den Begriff des Gesetzes allein nichts, durch die unausbleibliche Anwendung alles erzwingen. B.

195.

Gnade ist ein Wort, das dem Herzen angenehm, dem Verstande widrig und dem guten Gewissen, das ist dem richtigen, einen Schauer erregt, gleich dem, wenn man sagt, daß einem der Tod über das Grab laufe. Enthäutet man dieses Wort gehörig, so sieht man im Kern ein Unrecht. Die Justiz sollte es als ein nonsensicalisches behandeln. Kam ein Fürst zuerst auf die Idee, es gehöre zu seinen Regalien: Gnade vor Recht ergehen zu lassen, so war er entweder ein Schwachkopf oder ein Tyrann oder beydes zugleich, welcher Fall nicht selten ist; brachte ihn einer seiner Diener darauf, so war dieser Rathgeber ein Bösewicht oder ein Schmeichler. Verdient schon die Bonhomie aus dem Dienst verbannt zu werden, mit wie viel mehrerem Recht dann nicht auch die Gnade! Gnade ist ein Mischmasch von Willkühr und vorschneller Gutherzigkeit, durch die man der Willkühr ihre Rauhigkeit benehmen will, wie Quecksalber ihre unwirksamen und oft schädlichen Arzneyen mit lieblichschmeckenden Ingredienzien versetzen. Die Titel, gnädiger Herr und Ew. Gnaden, sind gewiß von einem sarcastischen Kopfe erfunden, und zuerst gegen solche Perso-

nen gebraucht, denen Zeit und Umstände nicht erlaubten, mit ihrem Devotismus geradezu hervorzurücken. Es läßt sich keine Gnade ohne Beugung oder Umgehung des Rechts gedenken, und es ist mir daher immer sonderbar vorgekommen, daß man den Ausdruck gnädiger Gott in den Religionsunterricht aufgenommen hat, und ihn da noch duldet — vermuthlich hat lange Gewohnheit dem Nonsens sein ungereimtes benommen, so daß man also fortfahre, von Gottes Gnade zu reden, obgleich Weisheit und Gerechtigkeit keine Gnade zulassen. Wenn die Damen bedächten, daß in der Gnade eine Schwäche steckt, sie würden gewiß einen leisern Accent auf sie legen, und weniger Hang zum gnädig seyn und sich gnädigen zu lassen äußern. Bis jetzt halten sich die Weiber lieber zur Gnade, als zum Recht, wobey aber die Neger in den Pflanzungen, denen Weiber vorstehen, nichts gewinnen.

Worüber sich kein positives Gesetz geben läßt, ohne lächerlich zu werden, das ist unstatthaft. Läßt sich nun wohl eins über die Gnade einrichten? Kann man befehlen wo, wie und wenn man gnädig seyn soll? Laß dir an meiner Gnade genügen heißt

einem ein mit Luft gefülltes Kiſſen unterlegen, das im Nadelſtich zuſammen fallen und zur Korſruhe unbrauchbar werden läßt.

Das Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit der Richter ſcheint die erſte Veranlaſſung zum Regal des Begnadigungsrechtes gegeben zu haben: trifft nun eine ſolche Begnadigung einen, dem die Sünde nicht hat erwieſen werden können, weil er ſie nicht begangen hat, ſo muß er ſie für eine Beſchimpfung anſehen, und trift ſie den, dem die Unſchicklichkeit des Inquirenten nicht die Sünde abzufragen vermochte, ſo wird er über ſie lachen und weiter fort ſündigen.

Weſern es nicht bloßes Mönchsgeſchwätz iſt, die Gedanken: über ſich einen gnädigen Gott und in ſich ein ruhiges Gewiſſen für Beſtandtheile eines glücklichen Lebens zu halten, ſo weiß ich mir dieſe Aeußerung gar nicht zu erklären; denn Gott kann nicht gnädig ſeyn, und Gnade läßt jederzeit einen Stachel zurück, der wahre Ruh, mithin auch die des Gewiſſens, ſtöhrt.

Unverſtand, Nachläſſigkeit, Ueberraſchung, Empfindungsſchwäche, Eigenliebe und Eigenſinn ſind die böſe Sieben, aus deren Gährung die Gnade entſtanden zu ſeyn

scheint. Gott behüte daher jedes Land vor einer gnädigen Regierung. Vergauf führt das Recht, mit der Gnade geht alles bergab.

Um Mißverständnissen, die aus dieser Behandlung des Wortes Gnade entstehen könnten, zu begegnen, muß ich bemerken, wie es darauf ankommt, worauf Gnade bezogen wird. Mit dem Gesetzgeber ist sie nicht verträglich, weil er als indulgent (nachsehend) erscheinen würde: eben so wenig mit dem Richter, weil die Gerechtigkeit nicht abbittlich seyn kann. Sollte aber nicht derjenige, welcher aus eigner Bewegung von der Ausführung des bereits eingeleiteten Verbrechens absteht, und durch seine Veranstaltung die gesetzwidrige Wirkung verhindert, imgleichen der, welcher durch zeitige Entdeckung der Mitschuldigen und ihres Vorhabens die Ausführung desselben hintertreibt, auf Begnadigung Anspruch machen können? Sollte nicht der Regent bey einer Läsion, die ihm selbst widerfährt, (crimen laesae majestatis) insofern durch Ungestraftheit dem Volke selbst in Ansehung seiner Sicherheit keine Gefahr erwächst, Begnadigung ausüben dürfen? Ist endlich in einem Staate, wo der Buchstabe des Gesetzes tödtet, und auf Milderungsgründe keine Rücksicht genommen wird, das Begnadigungsrecht des Regenten nicht ein nothwendiges Uebel?

Da wir in Gott nach dem Bedürfnisse der praktischen Vernunft nicht allein den heiligen Ge-

ſetzgeber und gerechten Richter, ſondern auch den Erhalter, gütigen Regierer und moraliſchen Verſorger des menſchlichen Geſchlechtes verehren, in welcher Eigenſchaft er dem Unvermögen, ihm wohlgefällig zu werden, nachhilft; ſo liegt in dem Gedanken — einen gnädigen Gott über uns und ein ruhiges Gewiſſen in uns — kein Mönchsgeſchwätz, ſondern eine große Beruhigung: denn welcher Menſch kann vor ſeiner Heiligkeit als gerecht beſtehen?

Den Titel Ew. Gnaden hat gewiß kein ſarcaſtiſcher Kopf erfunden, ſondern er ergab ſich aus dem Verhältniſſe der Unterthänigkeit, in welchem die Unterthanen zwar Pflichten, aber keine Rechte hatten, blos als Sachen angeſehen wurden, und alles, was ihnen aus der Hand des Dekroten kam, als bloſe Gnade empfingen. B.

196.

Verſtand in Geſprächen läßt ſich höchſtens unter 6 Augen anbringen, wer ihn in zahlreichern Geſellſchaften zu äußern ſucht, oder wagt, läuft Gefahr, für pedantiſch oder ſelbſtſüchtig gehalten zu werden. Der Witzſtand, der in Schriften oder öffentlichen Verſammlungen gezeigt wird, iſt beynahe von einerley Werth und gleicher Nützlichkeit. Letzterer wirkt oft ſchneller, erſterer dagegen nur allmälig, aber gemeinhin mit dauerhafterm Er-

sal. Indessen gleicht aller Verstand, der sich in Worten äußert, seyn sie gedruckt, oder gesprochen, nur der Rendvergoldung einer schön gefärbten Abendwolke, wenn der in Handlungen sich zeigende der Sonne gleicht, die die Wolke vergoldet und die Erde fruchtbar macht.

197.

Wer der Prämie einer guten Handlung nachsagt, daß sie durch unrechte Mittel erhalten sey, und diese Nachrede nicht zu erweisen vermag, macht sich durch solchen erregten Verdacht selbst verdächtig, daß er in solchem Falle Schleichwege einschlagen würde.

198.

Wenn der Verstandesaristocratismus die Gesetze machte, und der Despotismus der Unparteylichkeit sie vollzöge, sollte dann nicht bald die Unzufriedenheit mit den Strafurtheilen schwinden, wenigstens sich vermindern?

Sollte in der Zusammenstellung des Despotismus mit der Unparteylichkeit nicht ein Widerspruch stecken und eins das andere aufheben? B.

199.

Sobald dem Geiſte eines Geſetzes nur treulich nachgelebt würde, ſollte man über die anſcheinende Nichterfüllung ſeines Buchſtabens kein Geſchrey machen; und es wird gewiß zu dieſem Schweigen kommen, ſobald die Zahl derer, die das Geſetz begreifen, größer ſeyn wird, wie die Zahl derer, die es nothdürftig leſen — oft nur buchſtabieren.

Wenn das Geſetz beſtimmt iſt, wird auch über den Geiſt deſſelben nie ein Zweifel obwalten; wo dieſes aber nicht der Fall iſt, da muß der Richter den Sinn zu eriorſchen ſuchen. Bey einem beſtimmten Geſetze kann alſo gar nicht ein Geſchrey über eine anſcheinende Nichterfüllung des Buchſtabens entſtehen, und bey einem unbeſtimmten ſind diejenigen, welche es leſen, oder auch nur buchſtabieren, darin einverſtanden, daß die Handlung nicht nach dem Buchſtaben beurtheilt werden kann. Iſt der Buchſtabe mit dem Geiſt nicht verträglich, dann klage man den Geſetzgeber, und nicht den Richter an, und ſpotte allenfalls ſeiner. B.

200.

Es giebt Fälle im Leben, in denen der Verſtand gegen das Herz, beſonders, wenn Troſt und Beruhigung gewonnen werden ſoll, lange im Verluſt bleibt. Hat in ſolchen Fällen der Verſtand nur den Muth die Parthie

nicht aufzugeben, vielmehr ihr durch ein quit a doubel ein neues und gröſseres Interesse zu schaffen, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Verstand seinen ganzen Verlust zurück gewinnt, vorausgesetzt, daß beyde gleich ehrlich spielen, und nicht einer den andern, wie an den Spieltischen, zu überlisten sucht. Freylich muß aber der Verstand auch einen ergiebigen Fond zum Aushalten haben, weil er sonst durch ein fortgesetztes Nichts oder Doppelt banquerout zu werden, d. i. überzuspringen, Gefahr läuft.

Wenn Herz und Verstand nicht beständig Mascopisten sind, werden beyde stets verlieren. Der Verstand, der immer die reine Luft höherer Regionen sucht, erstarrt vor Kälte, wenn er nicht das Herz zur Seite hat, und das Herz kömmt in Glut um, wenn es durch den Verstand nicht abgekühlt wird. Die höchste Weisheit gab uns Beydes zur Schlieſsung eines innigen Freundschaftsbundes, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Das Herz ist die ältere Schwester, und als solche hat es immer die erste Stimme. Der Verstand ist der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen ist, ein Recht erhält mit zu reden, und als Freund zu raten. Aus der Uebereinstimmung beyder geht das hervor, was man eine schöne Seele nennt. B.

201.

Wenn sich gleich für den Luxus überhaupt und besonders für einige seiner Gattungen, theils Rechtfertigungen, theils Entschuldigungen vorbringen lassen, so glaub' ich doch, daß es für den Luxus im Essen und Trinken keine haltbare giebt.

202.

Sollten nicht Collegia mit Leuten, die ihr Metier förmlich studieret haben, leicht überladen werden können, und daraus ein Nachtheil für den ausübenden Dienst entstehen?

203.

Häuslichkeit ist ein Zustand, von dem man sich immer weiter entfernt, je näher man sich in das gesellige Leben einläßt, dessen Freuden, wenn man sie ergreifen will, einen verleiten von dem Glückspuncte wegzuschwärmen, der nicht sowohl in der Vereinigung vieler oder aller Menschen, wie in dem Bande mit wenigen besteht. Häuslichkeit, dieser Schutzgeist des Ehestandes verträgt sich mit keinem Nebenpersonen, wer sich einen zulegt, wird bald finden, daß sein Segen abnimmt, und daß mächtiges Lüstern nach lautem Genuß ihn um die Süßigkeit der stillen Genüsse bringt.

Je weniger man sich mit dem großen Gewühl abzugeben genöthiget ist, je schneller und sicherer kommt man zur Häuslichkeit. Es darf daher gar nicht befremden, daß in einer großen Stadt, je größer, und je amüsanter, wie man sagt, sie ist, desto weniger Häuslichkeit und mit dieser eheliches Glück herrsche. Die Masse des letztern auf dem Lande übersteigt die in den Städten gewiß um mehr als 25 Procent.

Zerstreuung, diese Todtfeindin der Häuslichkeit, gleicht den Insekten, die ihre Staubeyer in Blätter, Blumen, Rinden ꝛc. legen, in denen sie sich nähren, wachsen, und den Tod ihrer Lagerstätten befördern.

Die von dem Ton der vorigen Zeit sehr abweichende Stimmung des weiblichen Geschlechts kann man füglich auf die Rechnung neuerfundner Unterhaltungsmittel setzen, die das in der Nachbarschaft suchen lassen, was jeder in seinen eignen 4 Wänden finden kann. Vielleicht haben die Männer hierin ein böses Beyspiel und den Weibern Gelegenheit gegeben, wegen des ersten Apfelbisses mit ihnen abzurechnen. —

Abgesehen aber von diesen übeln Folgen abgeschaffter Häuslichkeit, ist der Mangel an

ihr so sichtbar, als gefährlich für den Dienst. Man gehe die Fälle von Dienstvernachlässigungen und Veruntreuungen durch, und man wird unter hundert die Quelle von neun und neunzig in vernachlässigter Häuslichkeit finden. Wer sich nicht in seinem Hause besser, wie überall, befindet, ist in Gefahr von der Hausschen ergriffen zu werden, die nicht heilbarer wie die Wassersichen seyn dürfte — und Geld, Zeit und Kräfte zu verschwenden, deren haushälterische Anwendung ihn zum Zufriednen und keinesweges zum Kranken am Ueberlästigkeitswahn im Staatsdienst gemacht hätten. Ohne Wiederkehr zur Häuslichkeit dürften weder neue Dienstreglements, noch neue Trauungsliturgien viel helfen.

204.

Das Geschrey der Gesetze und des Publicums über den Hagestolzrat sind' ich, der seiner goldnen Hochzeit sich nähert, und kein schlimmes Ehelos getroffen hat, wie mehrere Geschreye der civilisirten Welt ziemlich unbillig. Die Ehelosigkeit hat viel Gutes an sich, und hilft zum ruhigsten Sterben, besonders dem ihrer Anhänger, der seine kräftigen Jahre den Dienstgeschäften mit verzüglicher Treue gewidmet hat, und die schwächern dann in der

Erinnerung vollbrachter guter Werke und in der Erwartung des unvermeidlichen Scheidens aus der Welt zuzubringen sich berechtigt halten kann.

Das Glück ehelicher Häuslichkeit stell' ich mir als die größte Verhinderung des ruhigen Sterbens vor; Nichterfahrung und die Nichtanerkennung seines Werths sichert dem Hagestolzen einen sanften Tod, und vermag er sich sorgsame Pflege bis ans Ende seiner Tage zu schaffen, so ist er bis zum letzten Athemzuge ein glücklicher Mensch.

Das Bemerken der Theilnehmung anderer an unserer Lage kitzelt mehr, als es beruhigt, heilen kann es gewiß nicht, ja es muß desto schneidender werden, je aufrichtiger man diese Theilnahme glaubt, und je näher man dem unvermeidlichen Resignationsaugenblicke kommt.

Der Hagestolz und die alte Jungfer sind aber im Sterben eben so wenig Partie egale, wie sie es im Leben waren. Liegt die Ursache davon in der verschiednen Geschlechtsnatur oder im Benehmen und Urtheil des Publicums gegen und über sie? Oder sind die Weiber gar nicht der Höhe des Egoismus

Cleider oder Gottlob?) fähig, zu der ſich Männer vorbedächtlich erheben können? In die Lebensrecapitulation einer alten Jungfer ſcheint ſich ganz unwillkührlich der Gedanke an eine verſäumte oder verfehlte Geſchlechtsbeſtimmung zu miſchen, denn am Ende kann es hiebey auf keine politiſche oder kirchliche Legitimation ankommen. Mit dem Hageſtolzen hat es eine ganz andere Bewandniß.

Je feſter ſich der Hageſtolze überzeugt hat, daß es im Leben keine völlige Zuſammenſchmelzung mit dem andern Geſchlechte giebt, deſto leichter muß es ihm werden, ein Leben zu verlaſſen, deſſen accreditirteſte Glückſeligkeiten in den geſellſchaftlichen Verbindungen der Liebe und Freundſchaft beſtehen.

Die Wahrheit des Vorſtehenden kann indeſſen der Ehe nichts von ihrem Werth entziehen. Wer glücklich geheyrathet hat, lebt ſehr glücklich, und es war nur, da alles, was lebet, ſterblich iſt, die Frage: Iſt in den letzten Momenten glücklicher ein Mann, der Frau und Kinder nachläßt, oder der Hageſtolze?

Was verliehrt nicht der Hageſtolze im Genuß der häuslichen Freuden des Lebens gegen einen glücklich verheyratheten Ehemann! Und iſt die Ausſicht nicht ſehr einſeitig, wenn man die Glückſeligkeit

allein auf den letzten Lebensmoment bezieht? Aber auch selbst von daher die Sache betrachtet, scheinet sich vieles gegen die Behauptung, daß der Tod dem Hagestolzen nicht so schreckhaft, als demjenigen ist, welcher Weib und Kinder zuruck läßt, sagen zu lassen. Es kommt alles darauf an, was für Fesseln einen an die Erde gekettet haben. Hindern Herrsch- Ehr- und alle mögliche Sachten nicht gleich stark, dem Tode mit Gelassenheit ins Gesicht zu sehen?

Das einzige Mittel, des Lebens froh und doch zugleich auch seiner satt zu werden, besteht nicht in der schnöden Zurückweisung der Ehe, sondern in der Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen Arbeiten auszeichnen. Auf diese Art beschließt man es mit der Zufriedenheit, die den Menschen während des Lebens in moralischer und praematischer Hinsicht unerreichbar bleibt, denn die Natur hat den Schmerz zum unentgeblichen Stachel zur Thätigkeit und Fortschreitung zum Bessern in uns gelegt, und also ist auch im letzten Augenblick des Lebens die Zufriedenheit mit seinen letzten Abschnitten immer nur comparativ, nie aber rein und vollkommen. B.

205.

Ob man gleich in der Litaney singt:

Vor einem böſen schnellen Tod,
Behüt uns lieber Herre Gott!

so hört man doch auch sehr oft sagen: ein schneller Tod sey der beste. Sollte diese letzte Aeußerung aber nicht von der Furcht herkommen, die den Anblick, des gehaßten, wenigstens als sehr häßlich gedachten Todes abzukürzen wünscht? Und sollte man jene Litaneystelle daher nicht abändern in: vorm ungestalten Schmerzenstod behüt uns lieber Herre Gott?

Es ist unangenehm bey näherer Prüfung jenes Wunsches den Wünschenden auf einer Lüge zu ertappen, denn da die Liebe zum Leben so nahe und mit der menschlichen Natur so innigst verknüpft ist, so steckt im Wunsche, das Aufhören des Schmerzes mit dem Tode erkaufen zu wollen, eine Lüge, die wie jede Lüge furchtsam macht. Indessen wohl dem, der mit einem Sprunge aus der Welt kommt, nur möcht' ich nicht rathen es zu wünschen, weil man dadurch einen Mangel an Herzhaftigkeit verrathen könnte, über den selbst ein in Lebensleiden bewiesener Muth einen nicht legitimiren dürfte.

Der Wunsch, schnell zu sterben, ist mit der Liebe zum Leben sehr verträglich, und auf dieser Seite ertappt man den Wünschenden über keiner Lüge, weil er nur, wenn einmal geschieden werden soll, die kürzeste Abfertigung verlangt. Das Gebet: vor

einem bösen schnellen Tod behüt ꝛc., beruht auf der unrichtigen Meynung, daß der Mensch noch durch Buße den obersten Richter versöhnen könne, und dann noch Gnade zu hoffen sey, die für denjenigen verlohren gehe, der schnell in seinen Sünden dahin fährt: man sah daher den schnellen Tod für ein besonderes Strafgericht Gottes an. B.

206.

Beym Lesen eines Buches wie David Klaus von Streitberst, ists einem, als ob man sein altes Gesicht im Spiegel sieht, und dabey an seine schöne Jugendgestalt denkt, die blos dadurch vergangen zu seyn scheinet, weil man alt geworden ist. Im Moralischen hat man aber das Schönbleiben weit mehr in seiner eignen Gewalt, indem man nur gut zu seyn oder es zu werden braucht. Die Umstimmung unsers Sinnes zum Guten ist ein Recidiv in die moralische natürliche Schönheit, das eben so heilsam werden kann, wie die Rückfälle in Krankheiten gefährlicher zu seyn pflegen.

Wer immer nur auf die schlechtern Menschen herabsieht, läuft Gefahr, selbst ein schlechter Mensch zu werden, wie der ein unglücklicher wird, der sich stets mit den glücklichern vergleicht; und so wie es beym Bespiegeln gewiß nicht einerley ist, ob man sich in einem

planen oder convexen oder concaven Spiegel beschauet, so geht es auch beym Beispiegeln im Leben andrer Menschen, oder in ihren Biographieen.

Sollte wohl das bloße Herabsehen auf schlechte Menschen, ohne Gemeinschaft mit ihnen, schlecht machen, und nicht vielmehr dahin führen, sie verächtlich zu behandeln? B.

207.

Man behauptet, es bestehe das Summum der Kunst zu schreiben darin, so zu schreiben, daß der kluge Leser glaube, man habe ihm seine eigne Gedanken nachgeschrieben. Sollte man aus dieser Wahrnehmung oder Absicht nicht schließen, daß alle Menschenseelen einerley Vermögen besitzen, und daß der hochgepriesne Verstand weiter nichts sey, als eine höhere Art von Instinkt oder Kunsttrieb, der sich jedesmal äußert, wenn er durch etwas ihm Aehnliches oder Zusprechendes berührt wird, und dieses stark genug ist, das wegzuräumen, was ihn hindert, eben so zu denken?

Es ließe sich dadurch auch erklären, warum der gemeine Mann den Gelehrten nicht eher versteht, bis er über die Sache mit natürlichem Verstande spricht. Die Perfektibilität

würde also auch nicht ins Unendliche gehen, sondern nur bis dahin, wo alle in der Seele liegende Fähigkeiten geweckt und in Umlauf gebracht wären; wäre dieser Punkt erreicht, so müßte das Wesen in eine neue Gattung übergehen — das Thier bekäme Vernunft, der Mensch stiege in die Region höherer Geister. Wer als Kind oder Cretin stirbt, verlöhre mithin nichts als die kurze Intervalle des Erdenlebens, das der gebildete Mensch vor ihm voraus behält.

Das Thier ist schon alles durch seinen Instinkt, und eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigne Vernunft, hat keinen Instinkt, und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Da er aber nicht sogleich dazu im Stande ist, so müssen dieses andre thun, das heißt: der Mensch muß erzogen werden. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Er kann aber nur durch Menschen erzogen werden, die ebenfalls erzogen sind. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, dann erst würde man sehen, was aus den Menschen werden könnte. Da aber die Erziehung theils den Menschen einiges lehrt, theils einiges in ihm nur entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit seine Naturanlagen gehen?

Es giebt eine Bestimmung des ganzen menschlichen Geschlechtes, bey den Individuen aber ist die Erreichung völlig unmöglich. Nicht einzelne Menschen, sondern die ganze Gattung soll dahin gelangen. Es ist eine tröstliche und erfreuliche Vorstellung, daß die menschliche Natur durch Erziehung immer besser werde entwickelt werden, und daß man letztere in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist; denn sie eröfnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menschengeschlecht. B.

208.

Mit der alten Litteratur geht es den Geschäftsmännern, wie den Weibern mit der Musik, die sie oft als Mädchen leidenschaftlich trieben, als Hausfrauen über Gebühr vernachlässigen, als Matronen aber gern wieder hervorsuchten, wenn sie die Noten nur nicht schon zu sehr vergessen hätten und die Steifigkeit der Finger fühlten.

209.

Erinnerung und Erwartung sind die eigentliche Würze der Gegenwart. Es darf daher nicht befremden, daß das Alter selbst der Gegenwart Freuden unschmackhaft findet. Das Gedächtniß ist dann oft zu schwach, um sich vergangner fröhlicher Genüsse zu erinnern, und

das Blut zu kalt, um sich zur Erwartung gleicher Freuden in der Zukunft schneller zu bewegen.

210.

Wie läßt sich die Liebe zur Freyheit im Herzen mit der Ueberzeugung, daß Monarchie die beste Regierungsform sey, zusammen reimen? Vermittelst der Erfahrung, daß erstre in Licenz, letztre in Tyranney ausarten würde, wenn Freyheit nicht die Monarchie vor Misbrauch warnte, und die Monarchie nicht der Freyheit den Weg zeigte, auf dem beyde vereint an Stell und Ort gelangen können.

211.

Wenn ein entfernter Freund etwas unternimmt, das ich nicht für gut halte, so wünsch' ich mich viel lebhafter gleich zu ihm hin, als in Fällen, wo mir sein Betragen Freude macht.

Außerdem, daß das Unangenehme jederzeit stärker auf ein empfindliches Herz wirkt, vielleicht auch permanenter ist wie das Angenehme, so scheint mir der Grund jener verschiednen Gefühle darin zu liegen, daß die Freundschaft, ihrer uneigennützigen Natur gemäß, sich verpflichteter findet, jedes Uebel vom Freunde ab

zuwenden und ihn gerechtfertigt zu sehen, als seine Freuden im ersten Moment mit ihm zu theilen. Im letzten Fall sieht sie ihn in Sicherheit, beym ersten aber in Gefahr.

212.

Die Heiterkeit des Greises verhält sich zur Heiterkeit des Jünglinges, wie die treflich mit Eisblumen bezeichneten Fensterscheiben zum Blumenbeet im May und Junius. Für das Auge haben beyde eigenthümliche Schönheiten, wer aber die Fensterscheibe berührt, erkältet die Finger, und wer die Lenzblumen pflückt, labt sich an ihrem Dufte — Beyde finden indessen in der heissen Sonne ihren Untergang und die Dauer im Schatten — Schatten ist Mäßigkeit, die länger währen macht — lang aber währt im Leben — Nichts.

213.

In einer Republik müssen besonders die hohen Staatsbedienten nicht die Popularität, und in Monarchien eben so wenig die Rezalität verlieren, um nicht zum Schaden der Regierung des Hauptmittels zur Wirkung auf das Wohl des Ganzen verlustig zu werden.

214.

Im Begrif des Worts **Privilegium**, man mag ihn wenden und drehen wie man will, steckt immer Sünde wider ein Gesetz. Sind Privilegia zwar drückend, aber doch nicht wider die Menschennatur, so lasse man sie unangefochten und suche durch gütliche Entschädigungen ihren Zwang zu mildern — sind sie aber wider die Natur, obgleich uralt, so verkümmere man dem Leidenden nicht sein unnehmbares Recht sie anzufechten, ihre Vorzeigung zu fordern und gegen sie zu klagen —

Schande alsdann dem Richter, der nicht die Gelegenheit ergreift, die Natur in integrum zu restituiren. Ist der Fall mit Privilegien so, wie bey der Donation des Pipins über das Patrimonium Petri, die zwar vielfältig allegirt aber ihrer Nichtexistenz wegen noch nie vorgezeigt worden, so drohe die Schande dem Richter, der im Falle der Naturbeleidigung den Beleidiger im Possessorio zu schützen sich kein Gewissen macht.

Cicero (de legibus III. 19.) sagt: scitum est justum in omnes, und ist daher der Meynung, daß auch selbst das Volk keine Privilegia ertheilen müsse, weil die Stärke des Gesetzes nur darin bestehe,

daß es ſich auf jedermann erſtrecke. Auch in neuern Zeiten hat Species (in der Schrift über die Vorrechte ꝛc.) ausgeführt, daß Privilegia überall unrecht und beleidigend ſind.

Man kann aber beyden nicht ganz unbedingt beypflichten. Es giebt nur ein einziges unabdehrnes Recht: Freyheit, und dieſes muß durchaus nicht gefährdet werden.

Wenn durch ein Privilegium einem Einzelnen etwas zu thun verſtattet wird, was vorher allen erlaubt war, ſo wird es freylich allen übrigen verbothen; dieſes iſt aber noch keineswegs ein Zuſtand der Unrechtigkeit. Man ſetze: es erfindet jemand im Staat eine nützliche Sache, will ſie aber nicht mittheilen, wofern ihm nicht der Nutzen davon auf 10 Jahre ausſchluſlich zugeſichert wird. Würde es ſich, als allgemeines Geſetz gedacht, widerſprechen, wenn einem jeden, der ſein Leben auf eine nützliche Erfindung verwendet hat, 10 Jahre den Nutzen davon allein zu ziehen, geſtattet würde? Nun hat jeder, der in den Staat tritt, ſich verbindlich gemacht, ſolche Verordnungen ſich gefallen zu laſſen, die als möglichſte Mittel zur Culturbeförderung gedacht werden können, und iſt dieſe nur durch eine Einſchränkung möglich zu machen; ſo kann ſich keiner über Verletzung ſeiner Rechte beklagen, wenn ſolche Einſchränkung eintritt. Mag es in der Welt viele nicht auf dem Staatszweck beruhende Privilegia geben, deßhalb ſind ſie es aber

nicht alle, und die Ungerechtigkeit fließt nicht aus ihrem Begriff. Der Rechtslehrer findet hierin keinen Anstoß, vielleicht der Politiker mit mehrerem Recht. Montesquieu sagt indessen selbst: es führe der Gebrauch der Privilegien auch bey den freyesten Völkern der Erde zu dem Glauben, daß es Fälle gebe, wo man der Freyheit einen Schleyer überwerfen müsse, wie man die Bildsäulen der Götter verbirgt. B.

215.

Wenn der Staat ein allgemeines Gute beabsichtigt, kann es wohl thaten, daß ein Privatmann dieses allgemein bezweckte Gute für sich noch eher thut, als der Staat es öffentlich befohlen hat, und sollte die Bekanntwerdung dieser einzelnen guten Handlung der Erreichung des Guten im Ganzen hinderlich werden können? Iſts also nicht unrecht, wenn ein Staatsdiener das Publicwerden eines solchen Falles zu verhüten sucht? Verrath diese Verhütung nicht vielmehr eine Abneigung oder gar ein heimliches Widerstreben gegen das allgemeine Gute? Sollte es nicht eine baare Absurdität genannt werden, wenn man während der Erwägung und Verhandlung des großen wohlthätigen Geschäftes das nicht will bekannt werden lassen, was Einzelne darüber denken und zum redenden

Bes

Beweise der Ausführbarkeit schon gethan haben — Kann es vernünftige höhere Staatsursachen zu solcher Verheimlichung geben? Heißt dies nicht vielmehr den guten Rath verbieten, um in der Folge Entschuldigungen für eine schlechtgerathne That zu haben?

216.

Das Wort dienen sollte man nie ohne das Wort nützlich werden denken: denn je nachdem ein Dienender seinen Vortheil dem Vortheil des Staates unterordnet oder selbigen ihm nachsetzt, ist er ein bloßer Miethling oder ein ächter Staatsbeamter.

217.

Der allerbest eingerichtete Staatsdienst kann nicht ohne eine Art von Disciplin lange in seiner Ordnung bestehen: vielleicht ist der Militärdienst blos darum nie ganz in Verfall gerathen, ja vielleicht immer besser geworden, weil in ihm der Oberste wie der Unterste der Disciplin unterworfen ist. Wie sehr Disciplin die Erhaltung befördert, sieht man auch in den Klöstern, wo sie so oft die Fehler schlecht eingerichteter Ordensregeln gut macht. Disciplin ist der rechte Arm der ausübenden Gewalt, der ihr den todten Buchstaben des Gesetzes los

bendig, wenigstens leserlich machen hilft. Bey jeder Staatsorganisation sollte jedesmal auch eine disciplinarische Aufsicht über alle Collegia gestiftet werden, die in der Folge die Officianten bewahren würde, nicht aus dem Takt der Methode zu kommen, wenn sie etwa ein Textwort vergessen hätten.

Disciplin ist Disciplin, und diese findet im Staatsdienst nicht statt. Zucht ist, negativ nehmlich, eine Handlung, wodurch man den Menschen die Wildheit benimmt, die unabhängig von den Gesetzen seyn will. Im Staatsdienst ist allerdings eine Controlle und eine Rüge der Pflichtübertretungen nothwendig, beydes aber kann man nicht füglich Disciplin nennen. B.

218.

Da Land- und Stadt-Wirthschaft sich so nahe verwandt sind, daß in der Vorsorge für sie so wenig, wie in der Kinderliebe bey der Erziehung ein Unterschied gemacht werden sollte, so wäre zu wünschen, daß die Verwaltung niemals blos coordinirten Collegien an Einem Ort übergeben würde, weil sonst leicht Collisionen entstehen, die bald den einzelnen Bürgern, bald dem Staat nachtheilig werden können. Sind aber solche Behörden einmal neben eins

ander gestellt, so wäre es vielleicht ein heilsamer Ausweg, auf den Nothfall einer Polizeyperson die Entscheidung unter dem Beding eigner Responsabilität anzuvertrauen.

219.

Alles wird durch ein Medium gesehen, ob dieses ätherisch (verständig) oder neblicht (leidenschaftlich) ist, davon hängt die Klarheit unsrer Ein- und Ansichten ab. Gäbe es eine sichere Anleitung, die Media nach Belieben zu bestimmen, so ließen sich alle Künste und Wissenschaften allen Menschen gleichgut beybringen: verpflichtet bleibt indessen jeder rechtliche Mensch, sich mit seinem Medio genau bekannt zu machen, damit er nicht dem thurmhohen scheinenden Thurm die Wirklichkeit seiner viereckigen Gestalt ableugne. Ich habe Menschen gekannt, denen der Schall eines Worts zum Medio wurde, durch das sie Personen ansahen, z. B. gleiche Nahmen mit einer ihnen verhaßten oder lieben Person. Von der Verschiedenheit des Glases in unsern Fensterscheiben läßt sich manches nützliche über die Media, durch die wir sehen, denken. —

220.

Wer nicht dient um zu dienen ohne Rücksicht auf hohe Posten, und wer sich, wenn er letztre ohne sein besonderes Hinstreben erreicht hat, auf ihrer Höhe von dem Vergnügen da zu stehen berauschen läßt, der geräth auf den Abweg, theils gefährliche Mittel zu ihrer Behauptung zu ergreifen, theils durch vieles Umschauen nach allem, was ihm etwa dazu behülflich seyn könnte, einen dem Fenstehen auf der Zinne gefährlichen Schwindel zu bekommen, und durch ängstliches Herumsehen ein eben so schlechter Staatsdiener zu werden wie der, der sich in seine Aemter und Würden auf mancherley Schleichwegen eingeschwärzt hat.

221.

Die Naivität äußert bey ihren Geburten eine wirklich unbefleckte Empfängniß, sie sind daher ächte Jungfernkinder: sie wird angebohren, und man kann sie sich nicht so wie Unbefangenheit zulegen, oder noch weniger erwerben, wie die Freymüthigkeit zu mancher auf Wegen gelangt, die nicht in der Wahrheit bestehen. Ohne Unschuld giebt es keine wahre Naivität, weil diese auf einer von allen Rücksichten freyen Aeußerung über Personen und

Sachen, mit denen man conventionelle Begriffe zu verbinden gewohnt iſt, beruht. Sie erfordert alſo eine Unbekanntſchaft mit dieſem Conventionellen, die man beynah allein bey Ihr jungen und noch uncultivirten Menſchen antrift. Bey der Bekanntſchaft mit der Welt und in einem gewiſſen Alter geht die Naivität leicht in ſatiriſche Laune über, die aber auch nicht auf die Länge anſteht. Asinus asinum fricat kann zum Exempel angeſehet werden.

So viel Eindruck auch die naive Scenen in manchen Schauſpielen auf mich machen, ſo erregen ſie doch jedesmal zugleich eine bittre Empfindlichkeit gegen den Charakter des Verfaſſers, der mit einer Falſchheit verdächtig wird, ja ich fühle einen heimlichen Verdruß darüber, die Naivität, dieſes Kind der Unſchuld, zur Schau ausgeſtellt zu ſehen. Der Finger der Kunſt, der die Naivität anfaßt, macht ihr blaue Flecken.

Die Würkung des Naiven iſt ſtets ein fröhliches Lachen bey denen, die in der Kunſt zu ſcheinen ſchon geübt und gewitzigt ſind; und warum ſoll der Dichter dieſes nicht auch, ohne daß er ſich einer Falſchheit verdächtig macht, vermittelſt ſeiner Kunſt zu erregen ſuchen? Naivität iſt Offenherzigkeit aus Einfalt, und muß nicht blos bey ſehr

jungen, sondern auch den Mädchen, die sich der Mannbarkeit nähern, angetroffen, oder auch bey Landleuten, die mit den Stadtmanieren unbekannt sind. Freylich wird nun wohl häufig die auf das Theater gebrachte Naivität, statt gutmüthig und liebevoll belacht zu werden, wirklich ausgelacht, dann aber ist die plumpe Hand des Künstlers Schuld daran, und nur in diesem Falle könnte man sagen, man mache der Natur blaue Flecken durchs Anfassen. B.

222.

Im Betragen äußert sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen Einfalt und Dummheit, jene ist mit einer besondern Herzensreizbarkeit verknüpft, die der Dummheit beynah ganz abgeht, und von ihr nur etwa im Zorn geäußert wird. Am sichtbarsten unterscheiden sich beyde in Fällen, wo es auf Geduld ankommt, an der es der Dummheit gänzlich gebricht, und die die Einfalt in so reichem Maas besitzt, als kaum der schärfste Verstand aufzuzeigen im Stande seyn würde. Geduld scheint mir fast das Summum des Verstandes und Herzenskraft zu seyn, und verdient die Wurzel aller Tugenden genannt zu werden. Der aus Grundsätzen Geduldige thut so zu sagen einen Blick in den Rath der Vorsehung,

der ihn überzeugt, daß alles nothwendig, mithin auch gut und nützlich, und daß es wahre Dummheit sey darüber zu murren.

In Beziehung auf das Erkenntnisvermögen ist einfältig derjenige, welcher nicht viel mit seinem Verstande auszusinnen kann, nur an dem Antheil nimmt, was zu seiner engen Sphäre gehört, und nur in dieser seine Augen lustsam herumdreht: dumm der, dem es an Urtheilskraft mangelt, und der ohne Theilnahme nur vor sich hinstarrt. Da hier indessen der Herzenseinfalt gedacht wird, so ist auch bey der Charakterisirung des Dummen und Einfältigen auf das Erkenntnisvermögen Rücksicht genommen. Sollte sich nun wohl Geduld als eigentliche differentia specifica zwischen Einfalt und Dummheit annehmen lassen? Als Mäßung des Verstandes und wahre Tugend, sind beyde überaus schön, als Temperamentseigenschaft können beyde sie völlig gleich besitzen, alsdann aber hat sie als sittliche Tugend keinen eigenthümlichen Werth. P.

223.

So vortrefflich die Thätigkeit im kleinen und großen Dienst ist, so läuft doch das Volk Gefahr, durch sie Schaden zu leiden, sobald sie nicht vor Uebereilung gesichert wird, denn diese hindert entweder den Anfang, oder unterbricht den Fortgang und nöthigt zu einer Wie-

berholung, die dem Gewinnen des Endes eben nicht erspriesslich ist. Uebereilung steckt die Pflanze, die im Fieber zu ihrer Zeit eine dem Clima und Boden angemessene gute Frucht getragen hätte, unter die Treibglocke, unter der sie ausgeht oder verkrüppelt.

Wie manche Finanzverwaltung wird blos dadurch drükend und minder einträglich, weil man von ihrer heutigen Verordnung schon morgen den reichlichen Ertrag erwartet und fordert, den sie ohne solche Uebereilung nach einigen Wochen gewiß reichlicher getragen hätte.

224.

Die Idee oder Erfahrung, die man vom guten Willen eines Menschen hat, veranlaßt mehr Zutrauen zu ihm, als die von seinem großen Verstande, durch welche das Zutrauen oft sogar geschwächt wird, weil man Einwendungen voraussieht die der Hülfsleistung vorhergehen und sie mindern könnten. Der Verstand ist höchstselten ohne ein gewisses Air von Selbstigkeit und Stolz, die den, der aus Leibes- oder Seelenbedürfniß zum andern seine Zuflucht nimmt, demüthigt und oft sogar zum Verzicht auf die Hinlänglichkeit eigner Kräfte zwingt. Giebt es nicht auch Geschäfte, die viel Verstand haben, und die nicht eher aufhören

geistig zu seyn, bevor sich nicht ihr Wille gebessert hat?

225.

Der grosse Misbrauch der Censurgewalt wird da gemacht, wo man ihre Verbote anwendet, der sittlichen Besinnung der Pluralität entweder eine andere Richtung zu geben oder sie zu hindern sich von ihren eignen Vortheilen deutlicher zu überzeugen, und eben auf dem Wege der Publicität die böse Absicht des partheyischen Censors einzusehen.

225.

Thätigkeit und Trägheit sind zwey Grundprincipe des Menschen, jene liegt in der Seele, diese im Körper. Je stumpfer der Geist, je unthätiger der Mensch. Die Uebersegenheit des Körpers ist die Quelle der Trägheit. Der Cretin ist durchaus träge, der Wilde ist thätig, aber nur in Dingen, die er versteht, z. B. in der Jagd. Die Trägheit mancher Künstler zu allen Lebensgeschäften verschwindet, sobald ihr Geist von Gegenständen ihrer Kunst ergriffen wird. Hätte in solchen Augenblicken ihre Seele zugleich das Vermögen z. B. den Pinsel zu halten, sie würden so fort ans Werk gehen und es vollenden. Es

ist daher nothwendig, neben den Seelenkräften auch die des Körpers auszubilden, damit letztere so zu sagen Lust und Geschick zur Thätigkeit erhalten, und diese nicht hindern, das nützliche Uebergewicht zu gewinnen.

227.

Leidenschaften gleichen der Voltaischen Säule, deren Drathberührung die gewaltige Erschütterungen hervorbringt, und die so lange währen, als man den Drath in den Händen behält.

228.

Die Schönheit einer Tugend und die Häßlichkeit eines Lasters genauer zu erkennen und zu bestimmen, untersuche man bey beyden die Eigenschaften des Orts, der Umstände ꝛc. wo sie entsprangen, was sie veranlaßte, was sie umgab, was sie für Folgen hatten, denn ohne diese Verkenntnisse fällt das Urtheil immer schief oder flach aus.

229.

Da das Gebet schlechterdings ein Glauben an Gott voraussetzt, so könnte man es einen Durchbruch der Empfindung vom Daseyn der Eigenschaften Gottes nennen, an die man sich

in vorliegenden Fällen wendet. Der Verstand allein scheint mir zum Beten unvermögend, und ich glaube, es gehöre eine starke Gemüthsportion dazu, um in den Enthusiasmus des Betens zu gerathen, ohne den ich alles Beten für Lippengepiere halte.

230.

Große Nachlässigkeit und große Geschäftigkeit können im Dienst beynah gleichen Schaden thun, wenn jene mit vielem Verstande und diese mit Schelmerey vereint ist; im ersten Fall verfault die gute Saat im Boden, im andern überwächst sie das Unkraut.

231.

Gefährlich Kranke, die viel von den angenehmen Beschäftigungen sprechen, die sie nach ihrer Genesung vorzunehmen willens sind, scheinen sich die in ihrem Innersten geahnte Besorgniß zu sterben, durch solche Entwürfe auszureden, oder sie über selbigen vergessen zu machen. Sollte aber auch der Gedanke, daß der Seele durch Richtung auf neue Plane ꝛc. Lust und Kraft zur längern Gemeinschaft mit dem Körper beygebracht werden könne, ganz ohne alle Wahrheit seyn? Kant sagte einmal im Gespräch über Hufelands Kunst lange zu leben, freylich nur im Lachen, zu mir: „Das Plane

„machen muß man auch unter die Mittel zur „Lebensverlängerung aufnehmen, denn sind „die Plane aus, so wird einem der Himmel die „Zeit zu ihrer Erfüllung nicht verkürzen.“

232.

Nachdem man sich von der Ueberflüßigkeit der Wiederholungen der Dienstpflichten überzeugt zu haben scheint, so wird jetzt so vielfältig examinirt als ehemals geschworen wurde. — Könnte nun nicht ein Präsident durch diese Examina den Verstand aller seiner Räthe bald kennen lernen, wenn er das Prüfungsgeschäfte von allen nach der Reihe vornehmen ließe, und ihnen einen Wink über die Gegenstände gäbe? Aus klugen Fragen läßt sich ein sicherer Schluß auf eignes Vermögen zu klugen Antworten machen.

233.

Im Raum und in der Zeit besteht alles. Die Polizey jedes Orts sollte sich daher um beyde durch Sinne und Verstand bekümmern, um sich die ihr höchstnöthige Kenntniß der Personalität zu erleichtern. Hat sie von diesen 3 Dingen genaue Notiz, und vergißt doch nichts aufzuzeichnen, so sind ihre Officianten entweder nicht thätig, oder sie sind

ärgre faule Bäuche, wie nach St. Paulus die Creter waren.

234.

Wenn gleich der Eifer, der in dringenden Nothfällen z. B. Feuer- Wasser- Gefahr ꝛc. laut anbricht, manchmal ein Beweis vom verlohrnen Hülfskopf ist, so ist doch die stille Gleichmüthigkeit bey solchen Excessen keines weges ein Beweis, daß man den Kopf behalten habe. Wer zu dem Fall und in dem Fall einen Kopf hat, muß ihn durch handeln zeigen; oder Kopf haben müßte in etwas anderm bestehen, als in der schnellen Uebersicht des Zwecks und der Mittel zu seiner Erreichung.

Der Ausführungseifer, der den Geist in Bewegung setzt, drängt die leiblichen Organe zur Hülfleistung, und dieser Drang wird laut, und muß es werden, um vielleicht auf die Glieder der Thäter zu wirken, damit ihre äussere Bewegung auch die innere errege. Wer bey solchen Gelegenheiten den Oberbefehl hat, hüte sich nur, daß nicht der Geist das Blut zu warm mache, lieber wärme das Blut den Geist. Wer in Gefahr von der Pflicht den Kopf zu behalten, sprechen kann, hat ihn gemeiniglich schon verlohren, oder wenn er einen hat, nicht Lust ihn zu brauchen.

235.

Das Sprichwort: wo Furcht ist, da ist auch Besserung, trift nicht immer zu. Es fallen im Dienst Revisionen vor, vor denen die Furcht vorausgeht, und denen doch keine Besserung folgt. Vermuthlich aber wohl deshalb, weil der strenge Revisor beym inneren Gefühl sich zu hart aufgelassen zu haben, diese Uebereilungshärte durch Nachsicht bey der Besserung zu versüßen sucht. Streng, hart und zornig sind drey Worte, um deren Sinn sich jeder Untersucher genau bekümmern muß, damit er sie ja nicht für Synonima oder einen bloßen Redner-Climax halte. — Videre verum, atque uti res est dicere möcht' ich die Hauptregel und Pflicht aller Inquirenten nennen.

236.

Die dunkle Schreibart des Persius, J. G. Hamanns ꝛc. gleicht einem mit Pfeilen reichlich angefüllten Köcher, in welchen sie aber so tief eingesteckt sind, daß es unmöglich ist, sie mit der Hand, ohne ein Hülfeinstrument, aus zuziehen, wodurch aber ein grosser Theil ihrer Brauchbarkeit auf der Ueberfahrt verlohren geht. Quelques fois on pousse son zèle trop loin et autant plus à tort, qu'on a raison —

Diese höchst richtige Bemerkung hab' ich mit Verfremden im Montaigne vermißt.

237.

Mich wundert es gar nicht, daß manches immerwährende Einerley der Arbeit die Menschen nicht beläſtiget. Es liegt ein unzerſtörbarer, obgleich oft ganz unbemerkter Keim des Vergnügens im Componiren, geſchehe es mit dem Geiſt oder auch nur mit der Hand. Ein körperliches Geſchäft beruhigt daher oft den Geiſt, den keine Anſtrengung des Raſonnements zu beruhigen vermochte. Darauf kommt es nur immer an, die ſchicklichſte Compoſition zu wählen oder zu treffen, um als grober Schriftſteller oder als armer Taglöhner beruhigendes Glück in ihr zu finden. Wer weiß, liegt nicht auch in ihr die nächſte oder Haupturſache der älterlichen Liebe, Geduld und Hoffnung zu, mit und auf ihre Kinder!

Liegt im Componiren nicht Mannigfaltigkeit theils in der Verſchiedenheit der zu einem Ganzen zu verbindenden Theile, theils in der Anordnung und Zuſammenfügung ſelbſt, welche, wenn ſie die ſchicklichſte und vollkommenſte werden ſoll, Beurtheilung, Nachdenken und Verſuche erfordert?

In der Schriftſtellerey findet die wenigſte Einförmigkeit ſtatt, wenn auch die zu bearbeitenden

Gegenstände zu Einer Hauptwissenschaft gehören — wie oft muß nicht der Dichter seine Darstellungen und Formen ändern — überall also Mannigfaltigkeit.

Ist es nicht die Abwechselung, welche den durch anhaltendes Denken angestrengten Geist beruhigt und stärkt, indem er zu einer körperlichen Beschäftigung übergeht, die nur wenig Nachdenken fordert, und ihm also Zeit zur Erholung läßt? B.

238.

Wenn es einem auffällt, manche Officianten, die ihr Stand keineswegs zu großem Aufwand nöthigt, und die außerdem wenigere Arbeiten haben, als viele weit schlechter besoldete, doch mit großer Einnahme begabt zu sehen, so kann man sicher annehmen, es sey bey der Fundation ihrer Stelle die reine Einnahme darum angewiesen, weil die leichtere und sichrere Verwaltung dieses Amtes Aufgaben erforert, die in keine Rechnung gebracht werden konnten, indem es unmöglich war, sie zu controlliren, oder im Fall man letzteres thun wollte, die Unterschleife zu verhüten. Wendet in der Folge ein so reichlich dotirter Officiant die große Einnahme blos in proprios usus an, so macht er den sonst wohl verdienten Amtslohn zum Sündengelde.

239.

239.

Anordner und Aufseher des öffentlichen Unterrichts könnten aus der aktiamen Durchlesung der civil und criminal Prozeßtabellen manches lernen, was in der Unterrichtung der Jugend zur Verbeßerung des Nationalcharakters aufgenommen zu werden nöthig wäre.

240.

Mit manchen Menschen ist es leichter ein Jahr zusammen zu wohnen, als sie auf einige Tage zu besuchen. Im ersten Falle ergiebt man sich in ihre Langweiligkeit und erspart vieles neben ihnen, im letztern Fall heißt es die sogenannte Lebenskunst, ihrer Langweiligkeit aus der Noth zu helfen und mit ihnen zu leben. Wer es nicht selbst versucht hat, nehme meine Bemerkung deshalb keiner Unrichtigkeit.

241.

Da das Leben eigentlich nur ein Gang zum Tode ist, von dem allein man den Einlaß in den neuen Zustand erwartet, sollte man sich denn die unangenehmen Verstellungen, die man gewöhnlich von ihm hat, nicht dadurch angenehm machen können, wenn man sich das Leben als einen Wettlauf dächte, an dessen Ziel

zwar jeder seine eigne Prämie bekäme, deren frühere Erhaltung aber denn doch, so wie es mit den Belohnungen auf Erden sich ereignet, uns um so mehr erfreuen müßte, als wir andre Mitläufer mit größrer Mühe und später das zu gelangen sähen.

242.

Gute Laune schafft eine Genügsamkeit, die den Genuß auch eines kleinen Freudenantheils ansehnlich vergrößert. Wo sie fehlt, da muß das Schicksal die Freudenanlässe verdeppeln, wenn es sie fühlbar und dafür dankbar machen will. Da aber das Schicksal selbst nicht immer gelaunt ist, um sich nach unsrer Laune bey Freudenzumessungen zu richten, so suche sich jeder so viel gute Laune anzuschaffen, als er vermag, um in jedem pro ut jacet ein Vergnügen zu finden, und hüte sich besonders vor dem Gedanken, daß eine Launenverbesserung unmöglich sey.

Gute Laune ist zwar eigentlich eine Temperamentseigenschaft, und wird dem melancholischen nur höchstselten zu Theil, allein sie kann doch auch wohl eine Wirkung von Grundsätzen seyn, würde sonst wohl Epikur das stets fröhliche Herz als Prinzip der Ethik aufgestellt haben?

243.

Das lange Gewöhnen an eine mittelmäßige glückliche Lage macht einen, der nicht von sehr lebhaftem Temperament ist, beynah unfähig, sich auf der Stelle über eine weit glücklichere Lage zu freuen: die Reminiscenz des vorigen Zustandes mischt sogar noch lange etwas Wermuth in die Süßigkeit des Gegenwärtigen. Eine neue Bestätigung der Lehre, daß alles auf die Gewohnheit ankommt.

244.

Das logische Verboth, vom Kleinen aufs Große zu schließen, kann nicht immer als gültig angenommen werden. Aeußre Ordnung ist unstreitig das Kleinere, innre das Größere, und doch läßt sich vom Mangel an ersterer mit vieler Wahrscheinlichkeit auch auf den Mangel an letzterer schließen. Von einer Polizey, die ihren äußern Beruf vernachlässigt, erwartet man beynah keine gehörige Thätigkeit in den höhern, unsichtbaren Gegenständen. Freylich kann es Fälle geben, in denen ihr die Vorsorge für letztere keine Zeit zur Besorgung der erstern gestattet, indessen thut doch jeder Polizeyofficiant wohl, wenn er nicht durch versäumten Fleiß und Aufsicht fürs Aeußre seine

pflichtmäßige Betreibung des Innern in schlimme Nachrede bringt.

245.

Das Wort vornehm müßte blos in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes bleiben, denn wer die Vornehmigkeit weiter ausdehnt und sonst noch äußerlich in ihr zunehmen sucht, wärmt in gleichem Verhältniß an manicherley Tugenden der Menschheit ab, und stirbt bey dieser Zunahme des moralischen Todes, wie der Wassersüchtige des physischen, bey der Ausdehnung seiner Leibesmasse.

Denkt man sich unter dem Vornehmseyn die Neigung immer oben schwimmen zu wollen, so ist solches nicht ehrenwerth und kann auch in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes nicht gebilligt werden. Denn diese Neigung beurkundet den Hochmuth, und Hochmuth ist a) unrecht, indem er die Achtung verlanget, die er andern verweigert, und die Achtung anderer beleidigt b) thöricht, indem er Mittel braucht zu Etwas, was nicht werth ist Zweck zu seyn, und c) noch mehr als thöricht, indem er durch den Gebrauch solcher Mittel, die bey andern gerade das Widerspiel seines Zweckes hervorbringen müssen, Unverstand zeigt. B.

246.

Prose und Verse möcht' ich für so verschieden unter sich erklären, wie Mann und Weib es sind. Wer in einem recht vollkommen ist, tritt nie zum andern mit gleicher Vollkommenheit über. Die Vollständigkeit der Zwittergeburt wird in der physischen Natur stark bezweifelt, und in der literarischen sollte man sie gar nicht annehmen. Wer recht schöne lebhafte verständliche Prose schreibt, macht sich eben dadurch zur Poesie unfähig. Diese ist ein Blumenbeet, jene eine blumenreiche Wiese, das Verpflanzen aus der letztern in das erste macht Mühe und ist möglich, aus dem Garten auf die Wiese glückt es beynah gar nicht.

Wenn Prose den Versen entgegengesetzt wird, so kann man sich unter beyden Schreibarten doch nur die metrische und die ohne Metrum denken, beyde lassen sich eintheilen, und warum sollte man denn nicht auch in beyden eine gleiche Fertigkeit erlangen können? Ist vom poetischen Styl, der auch ohne Metrum seyn kann, und vom prosaischen die Rede, so läßt sich der Unterschied doch auch nur im Grade der Lebhaftigkeit finden, und könnte man allenfalls zugeben, daß der, der sich im poetischen auszeichnet, zu mehreren Arten des prosaischen z. B. zum Geschäfts-, Lehr-Styl nicht ganz

geeignet seyn dürfte — obgleich es auch hier manche Beyspiele in contrarium giebt. B.

247.

Wie es ein gewaltiger Unterschied ist zwischen nicht vermögen, aber doch wollen, und zwischen nicht wollen, aber doch vermögen, indem letztres oft Ehre und Freude bringt, ersteres hingegen immer unangenehme Empfindungen erregt; so scheint es mir auch gar nicht einerley zu seyn, erst ja und hernach nein, oder erst nein und drauf ja zu sagen, oder sich mehr zum Jasagen als zum Neinsagen zu gewöhnen. Hof- und schwache Leute, wofern dieß nicht in manchem Betracht synonime Benennungen sind, sagen fast immer ja, und müssen sich doch in der Folge oft zum nein bequemen. Ein braver Mann erwiedert oft Nein, um zum thätigen Ja Zeit zu gewinnen, und lieber eine Besorgniß als eine falsche Hoffnung zu erregen, die jederzeit eine traurige Folge hat. Ich halte es daher lieber mit dem, der öfter Nein als Ja sagt, und glaube, es beschäme einen weniger, sich vom Nein zum Ja zu erholen, als sich vom Ja zum Nein entschließen zu müssen.

248.

Bey der größern Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, fällt mir jedesmal ein General oder Präsident ein, der alle Arbeiten seiner Subalterne nicht allein versteht, sondern auch treibt, aber die ihm nothwendigste, Eine Kunst, Chef zu seyn, über dem kleinern Dienst vernachläßigt, oder aus Zeitmangel nicht ausüben kann.

249.

Das Gefährlichste bey der Monarchie ist ihre gewöhnlichweiche Seite für die rechtswidrigste Aristocratie, von der sie leicht gemißbraucht wird, wie solches selbst das Beyspiel des großen Monarchen Friedrich II. zeigt. Gewöhnliche Regenten merken sie gar nicht, und schlechte finden zuletzt den geistigen Tod in ihr, manche sogar den leiblichen wie z. B. Ludwig XVI. In der Feindschaft der Einzelnen gegen das Gesetz liegt ihr Beeifern, sich über den zu erheben, der die Gesetze giebt, um letztre ganz zu ihrem Vortheil einrichten zu lassen. Ein großer Monarch nutzt die Verstandesaristocratie, besitzt er aber nicht selbst überwiegende Kräfte und ist er nicht gegen die Verstandscoalis

tionen auf seiner Hut, so geräth er leicht auf Abwege, die selbst seine weise Monarchie dem Volke lästig machen, denn auch die Verstandsaristocratie hat Vorliebe für den Despotismus, weil er ihr die Kraft verleiht, das ungehindert auszuführen, was sie nach gehöriger Prüfung für gut und nützlich erkannt hat.

250.

Bey Instituten, die Wohlthätigkeit und Unterstützung der Nothleidenden zur Absicht haben, z. B. Hospitäler, Armenhäuser, Brandversicherungen ꝛc. sollte dem obersten Vorsteher weiter nichts bezahlt werden, als die Auslage der zur Führung seines Amtes erforderlich gewesenen Kosten; nur die leiblich dabey Dienenden müßten Gehalt empfangen. So wie es höchst üble Folgen hat, wenn der bey solchen Instituten arbeitende Theil offenbar sieht, daß der blos befehlende reichlich, und er nur kärglich belohnt wird, so sieht man dagegen die unbesoldeten Obervorsteher sich der Sache gewöhnlich besser wie die hochsalarirten annehmen, vermuthlich aus dem Grunde, weil alsdann nur die sich einem solchen Geschäfte unterziehen, die wahre Lust und Liebe dazu haben, überdem giebt eigne Uneigennützigkeit ein Recht mehr, den Besoldeten zu seiner Pflicht anzuhalten.

Ein baukünſtlich prächtig decorirtes Armenhaus zeigt meines Erachtens eine moraliſche Geſchmackloſigkeit; ſollte es nicht jedem als etwas weit ärgeres auffallen, wenn den Vorſtehern eines Hauſes für arme Krüppel Equipagen und Kunſtgärten gehalten werden?

251.

Wer bis ſpät in die Nacht hinein arbeitet, aber ſich durch langes Schlafen in den Tag zu entſchädigen ſucht, wird nie in ſolchen Fleißes ruf kommen, wie der, der früh zu Bett geht, und früh aufſteht. Warum? Weil jeder Unbefangne aus eigner Erfahrung, wenigſtens ſich ſelbſt, eingeſtehen muß, daß des Morgens alle Kräfte arbeitfähiger ſind, und bey gleicher Anſtrengung auch mehr und beſſre Früchte wie der Abend bringen. Das aurora muſis amica und Morgenſtund hat Gold im Mund iſt nicht von ungefähr zum Sprüchwort in 2 Sprachen geworden.

Man verwechſele nur nicht den Ruf des fleißigen Arbeiters mit der Wirkſamkeit der Arbeiten. Werden die Nachtſchwärmer, die die nächtliche Thätigkeit ſehen, nicht von ihr reden, und ſprechen dieſe nicht mehrentheils lauter wie die Frühaufſteher? Kommt es bey dem Mittagen- und Nachtarbeiten nicht viel auf die Art der Arbeit an? Die Einbil-

dungskraft möchte des Abends wohl am lebhaftesten seyn — nur müßte die Revision, die dem Verstande gebührt, des Morgens nicht vergessen werden. B.

252.

Höchst selten äußert ein durch Stand und Geburt vornehmer Mann im Verkehr mit der niedrigern Menschenklasse nichts von dem jugendlich angewöhnten Glauben an seine vorzüglichere Natur. Der bey weitem größre Theil wird heftig und gebiethrisch, sobald der zum Gehorchen sonst gewöhnte den geringsten Widerstand gegen einen auch ungerechten, oder unklugen Uebereilungsbefehl äußert, und scheint Willenlosigkeit für eine Pflicht der geringern Volksklasse zu halten.

253.

Von einem kunsterfahrnen Gemäldebeurtheilen hab' ich die Versicherung gelesen, daß man den Gemälden des Raphael, des Murillo, des Dürer, ihrer Idealisirungen unerachtet, doch jederzeit den Italiäner, den Spanier, den Deutschen ansehe. Ich finde dieses höchst natürlich: denn so wie es mir unmöglich scheint, anders als in seiner Muttersprache zu beten, wie man beten muß, so glaub' ich, würde auch der Mahler, der mit seinen Phys

ſionomieen aus ſeiner Landsmannſchaft ganz heraus gehen wollte, ſich zur höchſten Darſtellung ſeiner Gedanken unfähig machen; ſollte es ihm möglich ſeyn, die Eindrücke der Kunſt und Natur aus der Jugendzeit, in welcher der Kunſtjünger ſich zum Kunſtmeiſter ausbildete, bis zum völligen Vergeſſen wegzuwiſchen? Genug wenn er nur kein Ueberſetzer, kein Abſchreiber wird.

254.

Die heftigen Bewegungen, welche von unglücklichen oder doch traurigen Schickſalen in der Seele veranlaßt werden, befördern ihre Stärke und Geſundheit, ja ſie würde ohne gewiſſe Stöße manche in ihr tiefliegende Ideenreihe gar nicht aus ſich hervor treten ſehen. So iſt die Aeolsharfe ſtumm ohne Windſtöße, ſo geben Olivenbäume, die den Stürmen ausgeſetzt ſind, das beſte Oel, weil die ſchlechten Früchte abgeſchüttelt werden, und nur die recht geſunden bis zur gehörigen Reife an den Zweigen bleiben.

255.

Auch einem geübten Schriftſteller wird es zuträglich ſeyn, vor dem Beginnen ſeiner Arbeit etwas in einem klugen Buche zu leſen, ſey auch deſſen Inhalt ganz verſchieden von dem

Gegenstande, über den er zu schreiben gedenkt. Oel ist von ganz andrer Natur wie Eisen, wer aber den widrigen Ton der rostenden Thüsangel nicht hören, und das Schloß leicht aufschließen will, muß Schlüssel und Gewinde nicht zu lange ohne Oel lassen.

256.

Wenn ein Faktum einem Verständigen, der es erzählen hört, völlig unwahrscheinlich vorkommt, so ist zu vermuthen, daß Irrthum oder Betrug dabey im Spiel gewesen, welche die Kluft zwischen Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit verdecken, aber nicht ausfüllen können.

257.

Auf Temperaments-Tugenden und Fehler muß man beynah' gleich genau acht haben, wenn man von jenen für seinen Charakter Nutzen ziehen, und von diesen nicht sein gänzliches Verderben erwarten will. Denn wenn man den Tugenden nicht durch Ueberlegung zu Hülfe kommt, so werden sie bis zum völligen Verschwinden lässig, und hält man die Fehler nicht durch Nachdenken in Schranken, so nehmen sie dergestalt überhand, daß zuletzt neben ihnen nichts gutes mehr aufkommen kann.

Wem die Natur beyde mitgegeben hat, muß suchen durch Kultivirung in der Tugend die Naturanlage der letzten zu überflügeln, — je dichter die Buche ihre Zweige verbreitet, je weniger kann ein anderer Baumaufschlag in ihren Schatten nachwachsen.

258.

Was man Popularität nennt, besteht eigentlich in der Naturgabe oder in der erlernten Geschicklichkeit, das Schwere einer Sache dem, der sie nicht versteht, so leicht und faßlich zu machen, daß er aus eigner Ueberzeugung oder aus Zutrauen zu dem, der sie ihm vorträgt, sie für wahr hielt, und das von ihm Vorgetragene zu glauben oder zu thun sich entschließt. Wer von Natur populair ist, oder sich im Mißbrauch dazu ausgebildet hat, von dem möcht' ich sagen, er bestreicht seine Worte und Werke mit chinesischem Lack, der dem Hammer und der Hitze in hohem Grade widersteht, statt daß der gewöhnliche weder Stöße noch Wärme aushält, und wenn er abspringt, die matte Grundfarbe sehen läßt. Zum Studio der Popularität gehört besonders auch das Rücksichtnehmen auf die Menschenklasse, mit der man hauptsächlich zu thun hat. Die Popularität eines Redners auf einem Reichstage in Schweden wür-

de gewiß ohne Effekt bleiben, wenn er sie da in eben der Art äußerte, auf die er unter den Dalecarliern alles ausgerichtet haben würde.

259.

Bey Anwendung der großen staatswirthschaftlichen Grundsätze, z. B. Salus publica suprema lex esto etc., muß man äußerst behutsam verfahren, damit ihr mehrentheils ganz offenbarer Positivismus nicht der natürlichen Privatwirthschaft hinderlich oder schädlich werde.

260.

Kritisiren und übersetzen sind zwey gleich schwierige und undenkbare literarische Beschäftigungen. Der Kunstrichter soll verstehen, wie das Werk gemacht werden kann, der Uebersetzer muß all seinen eignen Verstand dem Geiste seines Originals hingeben, und wenn beyde alles gethan haben, was sie zu thun schuldig waren, so hält sie das Publicum doch nur für unnütze Knechte und glaubt, kritisiren und übersetzen sey leichter wie selbst machen, ja es regt sich sogar im fundo animae des ehrlichen Uebersetzers und Kritikers eine heimliche Zustimmung zu

jener Volksstimme, die immer etwas Demüthigendes mit sich führt.

261.

Wenn man Lebens- und Sittenlehren schreibt, muß man generalisiren, weil die Anführung des Specialfalles leicht in Satyre ausartet und von manchen als Pasquill gedeutet wird. Ist man sie im Dienst zu geben verpflichtet, so hab' ich bemerkt, daß die generellen nahmenlosen Zurechtweisungen in Collegiis dem Hörern über die Köpfe fahren wie Nebelgewölke, deren Kleideranfeuchtungen ein kleiner Windzug oder Sonnenstrahl wegtrocknet. Ein Präsident dürfte daher wohl thun, sich immer zuerst an der einer Zurechtweisung bedürftigen Person unter vier Augen zu halten. Das Moralisiren in Collegiis sieht nach Furchtsamkeit aus, wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler. Der Canzelredner mag generalisiren, weil er vermuthen darf und kann, der weit größre Theil seiner Zuhörer laborire an der vorgeworfnen Sünde. Canzel und Präsidentenstuhl sind aber höchst verschiedne Stellen. Der Prediger steht vor der sitzenden Gemeinde, der Präsident hat das Recht, das Sitzen des Rathes zu unterbrechen und ihn zu sich zu rufen.

So klein diese Umstände scheinen, so verändern sie doch auch in diesem Fall, wie in vielen andern, die Sache sehr merklich.

Der treffendste Unterschied zwischen dem Präsidentenstuhl und der Canzel möchte wohl darin liegen, daß zur Cognition der erstern die vollkommnen, zur Cognition der leztern die unvollkommnen Pflichten gehören. B.

262.

Es wäre keine unnütze Arbeit, wenn ein sachverständiger witziger Kopf eine Parallele zwischen dem Geist der Hofmannschaft und des Jesuitismus zöge, und der Welt ihre erstaunliche Aehnlichkeit in Worten und Werken darstellte. Vielleicht erfände dann die mehr unterrichtete Nachwelt eine wirksame Austreibformel für beyde Geister, denn an gaznerartigen fehlt es auch unsern Zeiten nicht, aber wer kennt nicht auch ihre Unwirksamkeit?

263.

Da Büchertitel für die meisten Verleger und Leser eine Witterung oder Lockspeise sind, auf deren Wahl sehr viel ankommt, so wundert es mich, daß ich im Meßcatalogue noch keinen Fallschirm gefunden habe. Was kann-

könnte unter diesem Aushängschilde nicht alles zur Lehre, Reise und Besserung der Welt, besonders der großen, feil geboten werden, ohne daß man nöthig hätte, dem Titel ungetreu zu werden!

264.

Ob es andern auch so gehen mag wie mir, der sich einbildet, über den Tod andrer Menschen etwas mehr denken zu können, als über sein eignes Sterben? Mir bleibt bey dem Wörtchen Tod, auf mich selbst angewandt, immer dieselbe Dunkelheit, ich mag noch so viel Synonime hervorsuchen, und noch so viel Nebendinge zu Hülfe rufen, als ich will und kann. Die Wörter Tod und Gott haben dieses gemein, daß sich über sie nichts deutliches denken und sagen läßt, nur mit dem Unterschiede, daß dem Worte Gott im ersten Augenblick, wo wir es denken oder aussprechen, sofort das reiche Wort Alles zu Hulfe kömmt, und auf das Wort Tod so fort eine Erinnerung an Nichts folgt.

In der treflichen Recension von Novalis Schriften (Litt. Zeit. 1803. N. 239. ꝛc.) fand ich folgende 2 Allegata: ich weiß nicht woher:

Das ist ein Fall, wo man beym Denken
nichts gewinnt,
Und tiefer dumm nur wird, je tiefer daß
man sinnt.

* *

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er
nur Worte hört,
Es müsse sich dabey auch etwas denken
lassen —

265.

Nach Schleyermachers Grundlinien reiner Kritik der bisherigen Sittenlehre S. 75 stellt der höchstverehrliche Spinoza das Streben, sein eigenthümliches Daseyn zu erhalten, als das Wesen aller beseelten Dinge und als den letzten Grund alles menschlichen Handelns auf; über die Erbsünde macht man keinem Menschen Vorwürfe, und Christus giebt die Liebe zu sich selbst zum Maasstabe der Liebe zum Nächsten an; warum will man denn die Erbliebe zu sich selbst, deren Existenz gewisser wie die der Erbsünde ist, einem zum Fehler anrechnen?

Bis auf die neuesten Zeiten ging der Egoismus seinen Gang still und ungehindert fort, ohne zu schaden, als aber philosophische

Brauseköpfe, wofern diese Benennung nicht ein Bull ist, vom Ich durch Sprachröhre zu reden anfingen, da gellten den andern Menschen die Ohren und man fand das Ich unleidlich, ob es gleich eigentlich nur an denen lag, die es so sinnlos ausposaunen, und durch ihr Gekreisch den Freund seiner selbst zum Ichsing herabwürdigten, wie der Empfindsamkeit durch die Empfindler auch begegnet war. Ohne die Wissenschaftslehre gelesen zu haben, behauptete ich von je her, daß im Ich mehr liege, als die meisten seiner überlauten Feilbieter wissen, oder seine verenngenommnen Widersacher ihm zugestehen wollen; und glaube auch noch, daß ohne seine Exaltation, die man Enthusiasmus, oft auch Schwärmerey zu nennen pflegt, keine grosse Thaten, ja ohne seinen gewöhnlichen Antrieb der Thaten überhaupt so wenig werden würden, daß das Menschengeschlecht in Trägheit verfallen und endlich in ihr versinken müßte.

Beschaut man die Sache beym rechten Licht, so findet man bald, wie das Beste von dem, was in der Kriegs- und Friedens-Welt geschah, durch Menschen unternommen und ausgeführt wurde, die ihrem Egoismus eine so vernünftige Wendung zu geben verstanden

oder strebten, daß sie ihr Ziel glücklich erreichen konnten: und den Lohn der Nachwelt in großen Beynamen erhielten: denn die Titel Africanus, Euvergetes, Philosophus ꝛc. bezeichnen doch nur das, was diese Menschen mit einer persönlichen Vorliebe für die Sache, und also par excellence trieben und thaten.

Aechter Egoismus ist der Neigungsreiz, der uns antreibt, Dinge und Personen dergestalt in unsern eignen Wirkungskreis zu ziehen, daß sie diesem oder jenem unsrer Zwecke freywillig oder unvermeidlich forderlich seyn müssen. Er ist daher so sehr entfernt von der Sucht sich zu isoliren, daß er sich vielmehr um das Wohlbefinden seiner Nebenegoisten sorgfältig bekümmert, um sie nicht zu reizen, seinem eignen in den Weg zu treten. Der Unterschied zwischen dem geitzigen und dem guten Wirth, die beyde auf Gewinnstvergrößerung ausgehen, ist kaum einleuchtender, wie der zwischen dem wahren und falschen Egoisten, der sich anfangs lächerlich macht, und am Ende um die ihm vortheilhafte Kundschaften bringt.

Das Gefühl, nicht ohne andrer Hülfe bestehen zu können, und fremdes Intresse deshalb äußerst schonen zu müssen, scheint dem

Egoismus instinktartig eigen zu seyn, und aus ihm das Bestreben zu entspringen, seinen Vortheil in den Hintergrund zu stellen, und den der andern vortreten zu lassen. Es pflegen daher die ärgsten Schlinge am lautesten gegen den Egoismus zu declamiren, und hinter dem vorgehangnen Schilde allgemeiner Menschenliebe den häßlichsten Wucher mit ihrer Selbstliebe zu treiben. Bey all meiner Liebe und Hochachtung für J. J. Rousseau machen verschiedene Züge seines außerschriftstellerischen Lebens ihn mir dieser Schlingschaft verdächtig.

Ichsliebe und Menschenliebe sind also die zwey Punkte, zwischen denen die arrade Linie des glücklichen und guten Menschenlebens sich von festen Händen ziehen läßt — wenn die Finger zittern, nehme das Lineal positiver Mittel zu Hülfe.

Die Geschlechtsliebe und der Egoismus haben es mit einander gemein, daß es von ihrem haushälterischen Gebrauch abhängt, ein Gut und Glück der Menschen zu bleiben, so wie sie es ursprünglich sind. Der Egoismus ist das Punctum saliens, aus dem das Glück ehelicher Liebe sich entwickelt. Denn dadurch, daß Mann und Weib Eins werden, bekommt

ihr beyderseitiger zusammenschmelzender Egoismus eine Kräftigkeit, die er einzeln nicht haben würde, und die in der Folge das häusliche Glück über jede andre Glückseligkeit erhebt.

Der hochberühmte public spirit und der noch bekanntere esprit de corps sind nichts als der Egoismus der Pluralität, den aber leider oft seine unverständige Richtung hindert, die Wunder zu thun, die er bey gehöriger Rektificirung zum Besten des Schönen und Guten thun könnte, ohne welche er aber gefährlicher wird, als er im Singulari werden kann. Sollte nicht der Egoismus der Corporationen eigentlich von der Egoisterey ihrer Vorsteher herkommen, die aus persönlicher Eigennützigkeit und Eigenwilligkeit die Kräfte des ihrer Leitung anvertrauten Egoismus der Pluralität in eine unzeitige Gährung bringen, deren Dämpfe erstickend werden?

Ohne wahren Egoismus ist man auf dem Wege, ein Kraftverschwender zu werden, oder wenigstens einen inhumanen Gebrauch von seinen Kräften zu machen.

Bey der Erziehung der höhern Stände sollte man vorzüglich auf die Bildung und

Richtung des Egoismus ihrer Individuen Acht haben, und ihn zum Mittel zu machen suchen, ihr Betragen gegen die zum Gehorchen mehr bestimmte Classe in pflichtmäßigen Schranken zu erhalten.

Die mancherley heimlichen Krankheiten, die die Egoismuszergliederer in ihm entdeckt zu haben glauben, und vor deren Ansteckbarkeit sie in Anwandlungen eines eben so schiefgefaßten als an sich gar nicht zu verwerfenden Mysticismus warnen, finden sich nicht in seiner Natur, sondern in zufälligen Corruptionen des Ichs. Ist es die Schuld der Venus-Urania, daß es auch eine Venus pandemos giebt?

Ich denke, es leuchte aus meiner Rhapsodie hervor, daß der Egoismus einer feinen Pflanze gleicht, die sorgfältiger Wartung bedarf, um das geile Ausschossen zu verhindern, das die Blätter hart macht und zum nahrhaften wohlschmeckenden Gebrauch verdirbt. —

Schon Hagedorn sagt:

Die Liebe zu uns selbst, allein die weise nur,
Ist freylich unsre Pflicht, und Stimme der Natur.

Die Selbstliebe schätzt ihre Vollkommenheiten nach ihrem wahren Werthe, und befolgt in ihrer Beför-

derung das allgemeine sittliche Naturgesetz, indem sie sich nicht ausschließend zum Zweck ihrer Handlungen und Bestrebungen macht, sondern sich auch durch Beförderung fremder Vollkommenheit zu veredeln und zu beglücken sucht, und in so fern nur giebt Christus die Liebe zu sich selbst auch zum Maaßstabe zur Liebe des Nächsten an.

Von dieser Selbstliebe ist der Egoismus, sowohl der logische, der es für unnöthig hält, sein Urtheil am Verstande anderer zu prüfen, als auch der ästhetische, dem sein eigner Geschmack schon gnügt, nicht minder der praktische oder moralische, der alle Zwecke auf sich allein einschränkt, und der nur in dem, was ihm nützt, Nutzen sieht, sehr weit unterschieden.

Spinoza's Streben, sein eignes Daseyn zu erhalten, geht blos auf die Erhaltung der Würde der geistigen Natur des Menschen und ist mit dem Egoismus gar nicht zu verwechseln.

Man findet das Ich nur da unleidlich, wo es das Ich des andern empfindlich zurückdrängt, und ihm so zu sagen auf die Füße tritt.

Den Enthusiasmus, der zu den heldenmüthigsten Aufopferungen sich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halt' ich für eine Sünde wider den heiligen Geist, und nicht für eine der kleinsten.

In der Liebe gehört das dem Egoismus an, was ihr als Bedürfniß anklebt — die Venus Pan-

s — das Göttliche der Venus Urania strahlt
Glanze des Gemeingeistes.

er Egoismus wächst wie die großblättrigen
n Pflanzen nur auf sumpfigem Boden, und
rst dann, wenn er durch das Vermodern der
zen fest geworden, kann man erwarten, daß
umen und Kräuter zur allgemeinen Ergötzung
Benutzung tragen werde. B.

266.

Das liberale Denken und die pedantische
esart sind ein Paar so arge Feinde, daß,
sie in Collegiis zwischen dem Präsiden-
nd den Räthen sich einnisten, der Dienst
olich leiden muß. Sie führen gemeinhin
Krieg auf Tod und Leben, und verdrehen
ihre wechselseitigen Stöße die Methode
stalt, daß sich bey den Regierten nichts
ch ausrichten, und der innere Zank der
hlenden den Haß der Gehorchenden nach
ieht.

267.

Die höfliche Furchtsamkeit mancher Men-
kömmt keineswegs vom demüthigen Ge-
ihrer Schwäche, sondern von der hohen
zeugung ihrer Ueberlegenheit und dem
rwillen gegen die Gewalt andrer her, die

ihrer Kraftäußerung Schranken setzt, daß sie sie nicht nach ihrem Wissen oder Willen brauchen können. Finden sich so gesinnte Menschen unter den Subalternen eines Collegii, so hat man Ursache, sich vor ihnen zu hüten, ihr verhaltner Grimm kann arge Explosionen veranlassen.

268.

Da das nördliche Clima das Nacktgehen nicht erfodert, und die conventionellen Sitten es für unanständig erklären, so frägt sich: ob es nicht unsittlicher für das Auge des Zuschauers und nachtheiliger sey, sich in Nacktheit zu maskiren, als wirklich nackt zu erscheinen? Im letztern Fall würde des Kleiderlosen Unverschämtheit einen beleidigenden Anstoß geben und sich dadurch gehässig machen, im ersten zeigt die Nacktheitsmaske, daß man das Unschickliche der Kleiderlosigkeit kennt und es nur zu bemänteln sucht. Kuckt aber nicht zu oft unter diesem Mäntelchen eine Geneigtheit hervor, bey Gelegenheit auch mehr als die conventionelle Blöße seiner Person zu zeigen?

269.

In keiner mir bekannt gewordenen Ver-
digung der Preßfreyheit hab' ich die præ-
tionem iuris et de iure (rechtliche Vermu-
ng) angeführt gefunden, daß der erste, der
e Obrigkeit dahin brachte, ein Censurregle-
nt zu geben, ein Mann gewesen sey, der
weder des durch die Publicität aufgedeckten
blers offenbar schuldig war, oder der bey
erlicher Unschuld die Fähigkeit, ihn zu bege-
, im Herzen lebhaft fühlte. — Ein
z Unschuldiger war er gewiß nicht. In
Folge hat man in den Abtractis Reli-
on — Sitten — Staat einen Vor-
nd zum Preßzwange gesucht. Man sehe
die Druckſachen an, über welche Censur-
erſuchungen am lautesten angestellt werden,
nicht immer Menschen drin vorkommen,
ihre Persönlichkeit für beleidigt halten —
ob sie nicht mehrentheils ganz unterblei-
, wenn nur die Rahmen des Staats,
Religion, des Sittlosen nicht genannt sind.
r ungehinderte Verkauf so vieler höchst frey-
und die heftige Inquisitionen über manche
it bescheidnere, aber persönlicher treffende
ücher, beweisen obiges deutlich. Ich glau-
daher noch immer an die Nothwendigkeit

und Unschädlichkeit der uneingeschränkten Preßfreyheit, wenn nur Drucker oder Verleger den Nahmen des Verfassers wissen, um letztern zum Beweise seiner Angabe nöthigen, und wenn er darin succumbirt, ihn bestrafen zu können.

Da es einen Misbrauch der Preßfreyheit giebt, so muß ihm von Seiten der Polizey entgegen gearbeitet werden Unsittliche Schriften und Bilder, die die Schaam tödten, sind doch wohl durchaus nicht zu dulden; kann aber die Polizey ihrer Erscheinung auf eine leichtere Art vorbeugen, als wenn sie solche durch die Censur verhindert? Darf vielfältiger Misbrauch einer Einrichtung ihren Gebrauch stöhren? B.

270.

Es ist zwar gut, daß große, im Staatsdienst stehende Herren sich mit den schönen Geistern ihrer Zeit in persönliche Bekanntschaft setzen, doch möcht' ich es keinem rathen, einen von ihnen zum häuslichen Umgange oder gar zur Vertraulichkeit zuzulassen. In dem Moment, wo der vornehme Mann sich mit ihnen so zu sagen al pari stellt, fangen die Schöngeister gemeinhin an, sich ihrer Ueberlegenheit sicher zu halten, und versuchen es bald, die Rolle mit ihm zu wechseln; läßt er sie dann

n bürgerliches Uebergewicht nur im minde-
n fühlen, so läuft er bey diesem höchst reiz-
ren Geschlecht Gefahr, verkehrte Urtheile
er sich ergehen zu hören. Man wende mir
ht Virgils und Horazens Beyspiel ein.
er Umgang in Rom und der bey uns hatte
wiß höchst verschiedne Regeln und Gewohn-
iten, und Ovid scheint auch schon damals
e Grenzen überschritten zu haben.

271.

Menschen, die die Tödtlichkeit ihrer
rankheit kennen, scheinen Beruhigung und
gar Genesungshoffnung zu schöpfen, wenn
an, ohne von ihrem Uebel Notiz zu nehmen,
it ihnen über Dinge spricht, die noch
eit ausgesetzt sind, und sie dabey als Theil-
ber annimmt.

272.

Je öfter ein Dienstmann den Aktenstoß
ns den Händen legt, je schwerer findet er sein
Gewicht bey jeder neuen Aufhebung. Sollte
icht in der heimlichen eignen Misbilligung
es Aufschubes der Verdruß liegen, der sich
n der Folge auch auf die Sache erstreckt, in-
em man ihn von seiner eignen Person, die er
illig treffen sollte, ableitet?

273.

Das bekannte dixi et liberavi animam meam gleicht dem leidigen Händewaschen des Pilatus so oft, als dem Dicenten die Pflicht obliegt, auf die Befolgung des Gesagten zu sehen und zu halten, und er selbige unterläßt oder versäumt, weil er alsdann seines Klugredens unerachtet sich als ein Heuchler oder Schwächling beträgt. Was in solchem Fall von Privatpersonen gilt, gilt mit noch größerem Recht vom Staat, wenn er Verordnungen ins Land laufen läßt, ohne auf ihre Erfüllung ernstlich zu halten. Solche tönende Reglements sind Parforcejagden ohne Piqueur, der Hirsch wird den Hunden überlassen, die mit dabey verwildern — o der doppelt zu bedauernde Hirsch!

274.

Ein anderes ist es, den Laden nicht weit öfnen, um der Zudringlichkeit von Leuten, die viel besehen, wenig kaufen und schlecht bezahlen, auszuweichen, ein andres ihn geschlossen zu halten, um die Dürftigkeit des Waarenlagers zu verdecken. Eben so ist es etwas anderes, wenn ein Mensch aus Zurückhaltung schweigt, oder wenn er wenig spricht und ant-

ertet, weil er wenig weiß. Beyde Kaufleute können aus gleicher Vorsicht und Schlauigkeit so verfahren — und sich rechtfertigen. Besitzt der aus dem letzten Grunde Schweigende Weltmanieren und Conversationsgabe, so wird es im Umgange schwerer, ihn von dem blos Zurückhaltenden zu unterscheiden, als durch das Lagerbefinden die Lagerverfassung der Kaufleute zu schätzen.

275.

Je kleinfügiger die Geschäfte sind, die einem hochbetitelten Amte oder Collegio aufgetragen werden, je mehr verliert es an Achtung beym Publico, das diese Hoheit und Niedrigkeit in Einer Person nicht zusammen reimen kann, und daher oft die Anwendung der hohen Gewalt auch bey niedrigen Vorfällen für übertriebne Strenge erklärt. Seitdem der Nahme eines Polizeybedienten bis auf den Karrenmann und den Schlichter unwichtiger Poissardenhändel ausgedehnt worden, hat man zu vergessen angefangen, daß die Polizey die alma mater aller Regierungs-Weisheit und Künste ist.

276.

Den Ausdruck: aller Anfang ist schwer, hat man zum Sprüchwort gemacht; der, daß aller Anfang lehrreich sey, verdient es wahrlich nicht weniger. Denn wenn man in allen Lebensfällen und Lagen, die schon permanent sind, oder es zu werden den Anschein haben, sich des Zeitpunkts erinnert, in dem sie ihren Anfang genommen, so kommt man bald auf ihr Wie? und Warum? Und durch die Beantwortung dieser zwey wichtigen Fragen auf den rechten Weg zur Stärkung und Hülfe oder zum Trost, zur Besserung und Geduld. Der weise und so oft misverstandne Machiavel giebt daher in seinen viel zu wenig bekannten Unterhaltungen über den Livius allen Regierungen die Lehre, von Zeit zu Zeit auf ihre erste Constitution freywillig zurück zu gehen, um nicht zu weit von ihr abzukommen, durch diese Entfernung aus der Art zu schlagen, und eben dieser Anfangsvergessenheit wegen einen Fremden auf den Einfall einer solchen Zurückführung zu bringen.

277.

277.

Sonnenstrahlen, wenn sie auf den Schnee
n, wirken so auf die leiblichen Augen, wie
Licht der Wahrheit, das die Unschuld an-
hlt, auf das Herz wirkt. Schwachen
en und Herzen verursacht beydes eine bey-
schmerzhafte Empfindung, den gesunden
ährt es einen herrlichen Anblick.

278.

Ich habe die empfindelnden Menschen, die
so oft zur höchsten Ungebühr mit den em-
dsamen verwechselt, mit den Castraten des
huerhofes verglichen gefunden — dem ist
t also: denn letztre gewinnen durch die
stümmelung schönere Federn und zarteres,
erschmeckendes Fleisch — ist und wird
nicht alles an den empfindelnden Men-
n schlechter, als es bey den natürlichen
nschen war?

Empfindsamkeit ist ein Vermögen und ei-
Stärke, den Zustand der Lust sowohl als der Un-
zuzulassen oder auch abzuweisen, und hat also
Wahl. **Empfindeley** dagegen ist eine
nähe durch Theilnehmung am Zustand ande-
die gleichsam auf dem Organ des Empfindens

den nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen assiziren zu lassen. B.

279.

Zu den schweren Pflichten des reichen Mannes rechne ich die Erweiterung des Freundenkreises, die nicht immer große Annehmlichkeit für das sie veranstaltende Individuum hat, deren Unterlassung aber den Verehgerer jederzeit in den Ruf des Geizes, und selten ohne Grund bringt, indem sich bey genauer Untersuchung der manchmal damit verknüpften Unannehmlichkeiten viele Mittel zeigen, eine große Anzahl von Menschen vergnügt zu machen, ohne ihre Freude persönlich theilen, oder mit seiner eignen Person bezahlen zu dürfen. Jede Mittheilungsscheu artet, wenn ihr nicht früh und stark entgegen gearbeitet wird, in Geiz aus, der gleich der Wasserscheu unheilbar ist.

Die Sehnerven des Geizigen scheinen sich keinesweges in Einen Punkt zu vereinigen, denn er sieht mit dem einen Auge das, was er giebt und thut, für sehr groß, und mit dem andern die Noth des Hülfsbedürftigen für sehr klein an.

Obige Bemerkungen würd' ich in Petto
alten haben, wenn ich nicht das Bemü-
, Menſchen froh zu machen, für eine
nptpflicht des Lebensdienſtes und den
ß für die wuchernde Wurzel alles Ue-
hielte. Wer weiß es nicht, daß alle
ßige auch Läugner ſind, und daß der
ſchritt vom Läugnen zum Stehlen ſehr
t iſt, wenn gleich die Schwürigkeit, alle
e Verbrecher vor Gericht und zur Strafe
ziehen, die ſtummen Sünden der Geitzi
in einen Hintergrund ſtellt, der ſie den
gen entzieht, ſo daß es nicht befremden
n, wenn die Juſtiz, die ſo manchen klei
Geldbieb ſorgfältig hängt, die großen
ndendiebe laufen laſſen muß.

280.

Jeder Parisbeſucher ſchreyt über die
erzeihliche Sorgloſigkeit gegen die Feuers-
ahr, der die Nationalbibliothek ausge-
t iſt; ſollte man nicht berechtigt ſeyn,
r die Sorgloſigkeit jeder Regierung ein
he auszurufen, ſo oft ſie die von allen
rſtändigen des Publicums für ausführ-

bar erklärten Vorschläge nicht bemerkt und noch weniger selbst befördert?

281.

Daß, des vielen Redens von Denkliberalität unerachtet, es mit ihrer Verbreitung nur langsam fortgehe und man ihr Allgemeinwerden nicht erwarten dürfe, schließ' ich daraus, weil der Stamm der Pedanterie, statt zu verdorren, einen beträchtlichen neuen Zweig getrieben hat.

Pedanterie, die in der Angewöhnung besteht, auf Nebendinge einen besondern Werth zu legen, und diese mit Ausschluß aller andern zu Denk- und Red-Objekten zu machen, blieb in vorigen Zeiten in den Gränzen der alten Litteratur, spaltete da die Worte, ohne auf den Gedankenkern viel zu achten; in der Folge gieng sie auch zum Civildienst über und gab durch das häufige Aufkramen der Amtsclincailleries in Gesellschaft besonders den Soldaten Anlaß, den Lehrstand und den Pedantismus für unzertrennlich zu erklären, bis der unpar-

theyische Theil des Publicums sich ermannte und den Patentheiden zu beweisen suchte, daß unaufhörliches Sprechen von Parade und Feldmanövern eben so gut Pedanterie sey, als Buchstabenkritteley und monotonisirtes Gespräch von Dienstbegebenheiten.

Ob nun gleich die Welt an diesen drey Gattungen von Pedanterie Hindernisse genug am Fortschritt in der Denkliberalität hatte, so haben doch in den neuesten Zeiten die angeblich Frey- und Klargesinnten ihr noch eine vierte zugefügt durch die Pedanterie der Schöngeisterey, die ihr Wesen beynah ärger wie ihre Vorgängerinnen treibt, ist der Art der ersteren zuwider nicht auf Kleinigkeiten einen großen Werth legt, sondern das Wichtigste in Kunst und Wissenschaft mit ungebührlicher poetischer Licenz als kleinliche Nebendinge behandelt, und doch durch die intolerante Behauptung, daß die schönen Künste und Wissenschaften die einzige Region sind, in welcher ein liberaler Geist frey athmen könne, sich allein im Recht und Besitz des Betriebes der liberalen Denkungsart wähnt.

Die schlimmste und gefährlichste Eigenschaft dieses schöngeisterischen Pedantismus ist seine leichte Vermischung mit allen andern Gattungen von Pedanterie, die er gähren und so stark aufbrausen macht, daß man vor Schaum schwer beurtheilen kann, wie viel reiner Liberalitätsmost im Fasse vorhanden sey.

Zum Glück kann indessen dieser schöngeisterische Nordschein den Augen, die sich an das reine Tageslicht der Liberalität gewöhnt haben, nichts schaden, so bald sie auf seine Fata Morgana nur nicht achten, und ihres Weges fortgehen, denn diese Professionsschöngeisterey gleicht den Nebeln, die dem trocknen Lande manchmal das Aussehn von überschwommenem geben, durch die aber der des Weges gewisse Wanderer sich nicht verleiten läßt, auf Umwegen nach einer nicht existirenden Brücke zu suchen.

(Pedant ist nicht sowohl derjenige, der nur von seinen Geschäften zu sprechen weiß, und durch das ausschließliche Gerede darein lästig wird, als vielmehr der, der bey öffentlicher Mittheilung dessen,

was er gelernt hat, den Zwang der Schule verräth, Peinlichkeit in Kleinigkeiten und Formalien äußert, und durch die scheinbare Verheimlichung seiner Selbstzufriedenheit lächerlich wird.) V.

282.

Der Glaube an sich selbst scheint mir sehr erlaubt und nützlich, wenn er mit guten Werken für andre verbunden ist. Lieferten die Erzpoeten uns wirklich schöne Gedichte, wer würde ihnen den Glauben an ihre poetische Poesie verübeln?

283.

Wer das Wort Zeitvertreib erdachte, um eine gewisse Art von Zeitanwendung damit zu bezeichnen, hat als ein rechtlicher Mann vor der Schlange unter den Rosen gewarnet: denn da man doch nur Dinge, die man für unnütz, verächtlich oder wenig werth hält, zu vertreiben sucht, so legte er in jenes Wort einen Wink, daß man beym Vertreiben der Zeit, diesem Edelsten, was der Mensch nächst dem Verstande hat, höchst vorsichtig verfahren müs-

se. Ein Zeitvertreibsucher macht sich daher immer verdächtig, daß er den Werth der Zeit nicht kennt, oder nicht erwogen hat, mithin nicht weiß, wie ihre einzige richtige Anwendung im nützlichen Gebrauch besteht. Bey einem verschrobnen, kranken oder sehr einfältigen Menschen befremden mich Klagen über Langeweile nicht; jeder andre aber, dem die Zeit lang wird, ist entweder faul, oder weiß überhaupt nicht, was er haben will.

(Der einfältige Mensch ist gemeinhin auch leblos und klagt daher nie über Langeweile, die nur dem eine Last wird, der sein Leben fühlt und sich bemüht, diesen negativen Schmerz aus der Zeit zu entfernen.) B.

284.

Man ist der Meynung, daß gute Schulen und gute Wege die Landescultur befördern, doch sicher nur da, wo für beyde gleich gesorgt wird. Im Neapolitanischen sind die Wege fürtrefflich, die Schulen aber erbärmlich, und der herrlichste Boden trägt wenig Früchte.

(Ich glaube, daß auf die Bodencultur die Schulen geringen Einfluß haben, daß es dabey mehr auf Mut.er als Schulwitz ankommt, und daß die schlechte Fruchtbarkeit in Neapolis allein der Regierung zur Last fallen müsse, die so viel Boden in todter Hand läßt, in der nichts lebendig wird.)

B.

285.

Der Witz der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft scheint vom Witz des Verstandes merklich unterschieden zu seyn, so daß man einen ohne den andern besitzen kann. Hieraus erkläre ich mir, warum Kenner einem berühmten Schriftsteller, der ein Meister in Ansichten und ihrer Darstellung war, so oft die gründliche Einsicht abgesprochen haben. Der Scharfsinn sucht beyde Arten von Witz unter Einen Hut zu bringen, oder ist das Resultat ihrer regelmäßigen Vereinigung.

(Gründliche Einsicht beruht nicht auf Witz, und der Scharfsinn, der sowohl dem Witz als der Urtheilskraft eigen seyn kann, verrichtet niemals Copulationsgeschäfte. Wortspielwitz ist schal, und die Jagd auf ihn eckelt gründlichen Köpfen an.) B.

286.

Man hat seit einigen Jahren sich des Ausdrucks: ich werde zu sterben wissen, so oft bedient, daß ich etwas über ihn zu sagen nicht für ganz überflüssig halte. Nimmt man die Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne, so scheinen sie mir hier ohnsinnig angebracht, denn man weiß nicht was Sterben ist, kann es daher auch nicht lernen, und also noch weniger wissen, wie man es machen soll. Die mehresten bedienen sich wohl seiner als einer bloßen Redensart (façon de parler), der man ihrer Gewöhnlichkeit wegen die Prahlerey verzeiht, die in ihr steckt. Warum sagt man nicht lieber: ich mach' mir nichts aus dem Leben, oder: ich bin bereit zu sterben? Besorgt man etwa bey der Deutlichkeit dieser Versicherung von denen, die sie hören, und die vom Sterben gewöhnlich eine strengere Idee haben, über ihrer Unwahrheit ertappt zu werden? Zu sterben weiß eigentlich Niemand; in jedem Moment dazu bereit zu seyn, möchten wohl einige verstehen. Wäre es nicht gut, wenn man tropische, oder doppelsinnige, oder

ar nonsensicalische Redensarten von allen wich-
igen Menschheitsangelegenheiten ganz entfern-
e, und bey ihnen nur ganz bestimmte zuließe?
Es wäre Ein Schritt näher zur Wahrheit, ohn-
e deren Allgemeinwerdung kein Heil auf Er-
en zu erwarten ist.

(Der Ausdruck: ich werde zu sterben wissen,
cheint mir den Vorwurf der Nonsensicalität nicht
u verdienen, er muß nur nicht bloß auf das Kör-
erliche gezogen werden, indem er geistlich gerichtet
eyn will, und sich auf den Muth, den Schrecken
es Todes trotzen zu können, bezieht, so wie der
Ausdruck: zum Sterben bereit seyn, auf eine Er-
ebung hinweist, die vorzüglich bey den Lebensfat-
en angetroffen wird.) P.

Beschluß.

Die mehrseitige Untersuchung einer Sa-
he trägt zwar, wenn sie ohne Tautologie und
Polypragmosie angestellt wird, manches zu ih-
rer richtigern Bestimmung bey, und ich hätte
daher den Bemerkungen meines Freundes P.
meine anderweitigen entgegen setzen sollen, um

gehalten wird, mich nach ihrer genauen Durchlesung versichert hatte, daß sie Keinem Langeweile machen würde.

Da sich aber nunmehr das Blatt in der Art gewendet hat, so hab ich dem Vorstehenden weiter nichts zuzufügen, als den Wunsch, daß man diesen Zusätzen nicht zu merklich den Taufschein des Verfassers ansehen, etwanige Wiederhohlungen verzeihen, auch den wörtlichen Abdruck der Recensionen der Ged. u. Meyn. aus den Göttingschen gelehrten Anzeigen und den Jenaischen und Hallischen Litteratur-Zeitungen für keine Eitelkeit halten möge.

Ein Buch soll seinen wahren Werth nicht verliehren, wenn gleich sachverständige Männer manches von seinem Inhalt bestreiten, und eben so wenig werden derartige Männer die Gegenbemerkungen des Ver-

Verfassers und seines Freundes C. für Rechthaberey erklären, sondern sie vielmehr für Beweise des achtsamen Lesens ihrer mit so vieler Humanität und Sachkenntniß abgefaßten Beurtheilungen, des Dankes und der Achtung für ihre Bemühung, so wie des Wunsches aufnehmen, den Buchlesern Antheil an dem Vergnügen über solche Critiken zu verschaffen.

Non sum sapiens, nec ero, exigo autem a me non ut optimis par sim, sed ut malis melior. Hoc mihi satis est quotidie aliquid ex meis vitiis demere et errores meos objurgare — dies sprech' ich mit großer Aufrichtigkeit dem Seneka nach.

Meine Biographie aber bleibt bis nach meinem Tode zurück, weil, meines Erachtens, nur Gelehrten von Profession, die ihre Verstandsgeschichte zu erzäh-

len haben, erlaubt iſt, bey ihrem Leben ihr Leben drucken zu laſſen. Nach ihrer öffentlichen Erſcheinung wird dann jeder um ſo freyer ſeine Gedanken und Meynungen über die meinigen ſagen können, als er dadurch weder meine Gemüthsruhe zu ſtöhren, noch meine Wiederkehr zu ſeiner Wiederlegung befürchten darf. Sprächе er doch nach geleſenem Büchlein:

ſit autori terra levis.

Scheffner.

Gedanken und Meynungen

über

manches im Dienst

und

über andere Gegenstände.

1.

Mit einem höhern Charakter müßte keiner verabschiedet werden, der sich nicht auf seiner Stelle besonders ausgezeichnet, und ein Belohnungsdecret oder anderes Ehrenzeichen erhalten hätte. Ein Lieutenant könnte bey seiner Entlassung nur dann den Hauptmannstitel erhalten, wenn er als Lieutenant schon den Verdienstorden erworben.

2.

Das Uebertragen der Mitglieder eines Collegii, die zu andern Geschäften auf lange Zeit verschickt werden, scheint mir dem Dienst äußerlich und innerlich schädlich, denn

a) bringt es das Publikum auf den Gedanken, das Collegium sey mit mehr Menschen besetzt, als zur Bearbeitung seiner Geschäfte erforderlich wären;

b) Gewöhnt es die Interimsarbeiter, die Sachen ihres Collegen stiefväterlich zu

behandeln, und so viel möglich aus der Hand zu schreiben, d. i. den Berichterstatter so oberflächlich zu bescheiden, daß er nach einiger Zeit noch einmal berichten muß. So sprach Felix, der nicht Lust hatte nach Pauli Predigt zu thun: wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich wieder rufen lassen:

c) belästigt es die Zurückbleibenden, die es mit dem Dienst ehrlich meinen, mithin nicht pfuschen können oder mögen, über Gebühr und ohne Vergeltung;

d) bringt es den Ausgesendeten Geschmack bey an doppelter Bezahlung, indem sie ihr gewöhnliches Gehalt ziehen, ohne die dafür zu leisten übernommene Arbeit zu besorgen, und für das commissarische Geschäft besondere Diäten bekommen.

Bey den Collegien, die in ihren Referendarien ein drittes Bataillon haben, kann das Uebertragen minder nachtheilig gemacht werden, wenn der Präsident darauf hält, daß die Räthe, denen sie zur Hülfe gegeben sind, sie in die Lehre nehmen, ihnen nicht zu freye Hand lassen, oder zu eigner Erleichterung die Expeditionen zu flüchtig revidiren.

3.

Da das bey der vormahligen Dienſtverwaltung unerhörte, wenigſtens höchſt ſelten ſtattfindende Penſioniren jetzt faſt zur rechtlichen Gewohnheit geworden, und es mir beynah gleiche Verſündigung am Staat ſcheint, einen veteriſch unnützen Diener anzuſetzen, oder einen, der ſchlecht gedient hat, bey ſeiner Entlaſſung zu belohnen; ſo wäre wohl zu wünſchen, daß ein Paar grana ſalis mehr bey dem Penſions-Weſen oder Unweſen angewandt würden. Bey Anſetzung der Officianten werden Examina über die Verſtandesfähigkeiten abgehalten, ſollte man nun nicht bey den Dimiſſionen unterſuchen, was der Wille für Gebrauch vom Verſtande im Dienſt gemacht, und ſich genau erkundigen, **wie** das Subjekt ſeinem Amte vorgeſtanden hat?

Man glaubt nicht, wie übel es das Publikum empfindet, wenn es einen unwürdigen Beamten belohnt ſieht, und wie es ſeine Freude über die endlich erfolgte Fortſchaffung eines ſolchen inutilis officii ponderis um ſo mehr für geſchmälert hält, je reichlicher der Gnadengehalt iſt.' Beym jetzigen Verfahren wird man ungewiß ob mehr calus pro amico beym Anſetzen oder beym Entlaſſen der Dienſtmänner begangen werden.

4.

Ordnung im Großen ist die Theorie von der Anwendung der Mittel zu Erreichung eines Zweckes; Ordnung im Detail ist die Praxis dieser Mittelanwendung, sie führt das Regiment über die Tasse, die, wenn sie nicht im Ganzen gehalten werden, das Stocken und Verderben des Ganzen nach sich ziehen. Woher kostet dem Staat alles theurer, wie dem Privatmann? Warum herrscht nur in äußerstwenigen großen Häusern wahre Wirthlichkeit? Weil tausend Nebendinge nicht Zeit, nicht Raum lassen, gehörig auf die Detailsordnung zu sehen, die nicht in Etatsworten und Anschlagszahlen, sondern in Ausführungen und genauem Zählen besteht.

Ohne Ordnung im Detail kann daher keine Ordnung en gros aufkommen, mithin ist die Einlassung aufs Einzelne nothwendig. Freylich ist es unmöglich zugleich oben und auch unten zu seyn, allein so wie man auf Reisen Stationen, und bey Treppen Podeste macht, so lassen sich auch Ordnungsabschnitte im Geschäftsgange anbringen, die besonders von den obersten Behörden weislich ausgedacht und beobachtet werden müssen.

Ein Departementsminister würde Gefahr laufen seine Generalordnung zu zerstören, wenn er sich überall in den kleinen Dienst der Provinz einließe. Sein Griff ins Detail muß rara avis seyn, und obgleich sonst Eine Schwalbe keinen Frühling macht, so kann Ein solches Impromtü sehr nützlich werden. Dagegen kann der Provinzialpräsident sich solcher Einmischung durchaus nicht entziehen, sie gehört zu seiner hoher Dienstkunst, befördert den Fortschritt der Geschäfte, sichert ihre zweckmäßige Ausführung, und Ein Präsident, der sie treibt, schafft gewiß mehr Nutzen, als zehn Oberräthe in der Residenz, deren Zunehmen in quantitate nicht immer von ihrem Steigen ad altiora in qualitate zeugt. Der Präsident sieht nach, ob und wie seine Untergebne arbeiten; je weniger und seltner er es thut, je mehr verliehrt der Dienst vom Rath bis zum Aufwärter, weil bey Sorglosigkeit um das Detail weder Ordnung in formali noch Richtigkeit in materiali zu erwarten ist.

5.

Da das Ländertauschen und Besitznehmen in unserm Jahrhundert zur Tagesordnung geworden, und man in den unorganisirten Län-

dern so viel bittere Klagen über ihre Verorganisirung hört, so könnte dieses Uebel vielleicht dadurch gehoben oder doch vermindert werden, wenn die neuen Landesväter zu solchem Einrichtungsgeschäfte die besten Officianten aus den alten Provinzen wählten, und nicht das neue Regentencorps beynah zusammentrommeln ließen. Freylich würde es dem braven Diensmann der alten Provinz sehr beschwerlich fallen in die neue zu gehen, und da zu rohden, statt daß er auf der alten Stelle nur pflügen durfte, um seine Erndte zu erwarten. Allein, soll man, wenn es auf das Wohl der durch die Regierungsveränderung schüchtern gewordenen Völkerschaften ankommt, auf Beschwerlichkeiten achten, die einzelnen Menschen die Beruhigung jener vielen kosten? Könnte man erstern solche nicht vergüten durch ansehnliche Traktamentsvergrößerungen, durch Anstellung nur auf gewisse Jahre, nach deren Verlauf es ihnen freystehen müßte mit Beybehaltung ihres neuen Soldes in das alte Land zurückzugehen? Sollte es nicht Regentenpflicht seyn, auch mit vielvergrößerter Ausgabe die neuen Unterthanen früher glücklich zu machen und sich ihre Herzen gleich Anfangs zu gewinnen? Die jungen Dienstrekruten könnten in der Zeit besser in der alten Provinz zugestutzt,

und vielleicht einige Jahre eher zum Ablösen der alten gebraucht werden.

Wer die Richtigkeit meiner Aeußerung bezweifelt, der betrachte nur die gemeinhin total und fall construirten Feldcommissariate, die die Kriegsübel in Freundes- und Feindes Lande verdoppeln, und die, so zu sagen, auf die Liefernden arbeit werden. Hoffentlich werden diese Zeichen und Wunder anügen, um von der Verderblichkeit der gewöhnlichen Organisationsmethode jeden zu überzeugen.

6.

Den obersten Staatsdienern ist es ganz unmöglich, alle im Dienst anzustellenden Subjekte ganz genau zu prüfen. Da mit dem Bestehen in den Examinibus noch lange nicht alles abgethan ist, und zum Prüfen der Geister eine persönliche Bekanntschaft erfordert wird, so sind die hohen Amtsverleiher oft genöthiget, durch fremde Augen zu sehen, das ist, sich Leute empfehlen zu lassen. Das Empfehlen giebt aber zu einer Art von Nepotismus Gelegenheit, und macht seiner verdächtig; ich würde daher anrathen

1) Keinen andern, als einen persönlich und genau bekannten Mann das Empfehlen zu gestatten;

2) zum Grundsatz anzunehmen, daß der Empfehler den Empfohlnen nicht etwa seit gestern, oder auch nur aus einem Recommendationsbriefe, sondern selbst persönlich kenne und

3) daß er eine Art von Bürgschaft für die angezeigten Qualitäten seines Empfohlnen übernehme.

Bey Unterlassung dieser wenigen Hauptcautelen sind unzählige Fehlgriffe unvermeidlich.

7.

Ich habe manchen hohen Dienstmann sagen gehört, daß er sich um die sogenannte Falschheit seiner Untergebnen nicht kümmere, wenn sie nur sonst Verstand und Thätigkeit hätten. Dieser Meynung kann ich aber schlechterdings nicht beytreten, denn mehr als einmal hab' ich gefunden, daß der cultivirte Falsche auch jederzeit listig ist, und hat er denn dabey noch Verstand und Thätigkeit, so gelingt es ihm gewiß oft genug Gelegenheit zu finden und zu benutzen, um seinem Interesse gemäß den ganz verständigen und redlichen Vorgesetzten in Verlegenheit zu bringen, und zu einer unrichtigen Meynung, zu ungehörigen Mitteln, oder zu vermeintlich eigenausgedachten, im Grunde aber ihm dargebotenen

Veranstaltungen hinüber zu ziehen, mit Einem Wort: ihn wollen zu machen. Der listige ist der Parrhasius, der den Vorhang so täuschend malte, daß der nicht minder geschickte Künstler Zeuris ihn für einen wirklichen halten mußte. List im Civildienst geht jederzeit auf das Hintergehen oder Uebervortheilen solcher Personen aus, mit denen man sonst im Frieden lebt, und ihr Sieg, der sonach allemal eine Art von Verrath oder Treulosigkeit ist, bringt ihr daher auch keineswegs die Ehre, die man der Kriegslist zuerkennt, die stets nur gegen Feinde angewandt wird, wie wohl auch diese, wenn sie zu Verrath berechtigt, nehmlich treulos Versprechen bricht, von der Welt verabscheuet wird, und sich auch überhaupt wider ihre Moralität manches sagen ließe.

8.

Ein Polizeyofficiant der hohen oder niedern Gattung mag so viel Verstand, Belesenheit und Ehrlichkeit besitzen, als er will, so wird ihn die Ausübung seines Amtes doch oft in Verlegenheit setzen, wenn es ihm an der Gewandtheit fehlt, die man Geistesgegenwart nennt, in welcher das Coup d'oeil steckt, von dem die Soldaten so viel reden, als we-

nige es haben, und die dem Verstande hilft, die Ereignisse des Augenblicks recht anzusehen und zu gebrauchen, ohne lang darüber nachdenken zu dürfen, die treffen hilft, und vor dem Betroffenwerden sichert.

Da die Polizey mit allerley Menschen aus allen Ständen des bürgerlichen Lebens, fast immer persönlich, sich einlassen muß, so wird sie oft ihr eignes gutes Recht verlieren, wenn sie diesem Recht nicht im Moment, wo es angefochten wird, die rechte Stellung zu geben, oder der Gegenpartey wenigstens eine sogenannte Demonstration, und dadurch eine Diversion zu machen versteht. Je mehr Geistesgegenwart ein Mann besitzt, desto besser schickt er sich zur Polizeyverwaltung eines grossen, besonders eines mit viel Militär besetzten Ortes.

Ohne Geistesgegenwart gleicht der sonst geschickte Polizeydiener, auch wohl jeder verständige Mann überhaupt, dem Künstler, der Waffen fabrizirt, und grossen Vorrath davon im Laden liegen hat, auf der Landstrasse aber unbewaffnet geht, und von einem beraubt wird, der nur Einen alten Degen hat, ihn aber an der Seite trägt.

9.

„Man müsse den hohen Staatsbeamten den Kopf frey lassen," ist ein Ausdruck, dessen sich die vornehme Dienstclasse oft bedient. Und wie behält man den Kopf zum Dienst frey? doch wohl nicht dadurch, daß man sich gewöhnt, allerley außeramtlichen Nebengeschäften sich zu überlassen, oder Mönchscontemplationen zu treiben? Entfremdung vom Amtsberuf erschwert seine Ausübung im nothwendigen Zeitpunkt und macht unbeholfen und lässig: so trägt der Magnet, dem man Freystunden läßt, und nun das Anziehen eines Gewichts von ihm fodert, weniger, als er tragen kann, und getragen haben würde, wenn man ihm seine eiserne Last niemals abgenommen hätte.

10.

Das Cumuliren von Subalternposten in Einer Person wird nachtheilig, weil es verleitet, in jedem einzelnen dieser Posten fahrlässig zu werden, und Verwände zur Entschuldigung der Unterlassungssünden giebt. Das Cumuliren von Oberaufsichten in Einer Person ist nicht minder unvortheilhaft für den Dienst, weil es einen solchen Untergebnen nöthiget, vieles ganz den Untergebnen zum de-

cretiren ohne Vortrag zu überlassen. Ist aber nicht mancher, von Natur ehrliche Hausdiener dadurch ein Dieb geworden, daß sein Herr zu oft die Börse einzustecken vergaß, oder ihn an die Chatoulle schickte, von der der Diener wußte, es läge in ihr auch ungezähltes Geld? die unter dem Deckmantel dieser Verfahrungsweise getriebne Mißbräuche sind um so gefährlicher, als sie selten bey der, selbst genauesten, Revision der Journäle ausgemittelt werden, und nur in Fällen zur Sprache kommen, wenn der vom Decernenten mißhandelte Theil Muth und Geistesgegenheit hat, seine Beschwerde an den Präsidenten unmittelbar zu bringen.

II.

Ein hochangestellter Dienstmann, der vorzügliche Geistesgaben besitzt und von Natur stolz ist, wird, wenn er sich nicht sehr hütet, bald herrschsüchtig werden, alles unter sich zu bringen suchen, und überall nur auf Befriedigung seiner Ehrgeitzgelüste ausgehen, denn der Verstand hilft ihm die Mittel zur Sättigung seiner Prädominationsbegierde schnell erfinden, die erfundnen rechtfertigen, und gewöhnt ihn zu einer absprechenden Infallibilität, deren Behauptung aber selten den allerklügsten Män-

nem lange so glückt, als sie einstens den oft höchst einfältigen Pähsten glückte.

Wenn nun unbedeutende und unerwartete Vorfälle dem obersten Vorgesetzten, der nicht so dienstergeben, aber doch auch klug und recht wenigst stolz ist, Gelegenheit geben, dieser Verstandeserkänntlichkeit die Unfehlbarkeit abzuerkennen zu lassen, und ihr Leben zu äußern, daß Gehorsam, den man leister, besser sey, wie Opfer, die man bringt, oder sich bringen läßt, wird sich dann der in seiner Erwartung getäuschte nicht durch solchen Bescheid zurückgesetzt und unglücklich glauben und darüber klagen? Hat er aber wohl ein gültiges Anspruchsrecht auf das Bedauern von seinen Mitbürgern, und besonders von seinen Untergebnen?

12.

Es ist ein unschicklicher und ein höchst dienstschädlicher Misbrauch und Kunstgriff, wenn die Unterbehörden das Berichtabstatten, und die Obern das Bescheidurtheilen auf die lange Bank schieben. Von ersterm wird er angewandt a) aus Arbeitscheu, die man die Erbsünde der Dienstleute nennen möchte, wenn viele Akten zu lesen, oder mühsame Vorunter-

suchungen anzustellen sind; b) wenn ein local oder oft auch ein bloßes personal Interesse anräth, Zeit zu gewinnen oder gewinnen zu lassen, um alles zu gewinnen; c) wenn Verantwortung über begangne wirkliche Fehler gefordert wird. (Die verschiednen Künste des Verschleppens sind bekannt, die unschädlichsten sieht man gemeiniglich in dem Fall angewandt, wenn ein Glied des Collegii die Arbeiten eines andern interimistisch aufgetragen bekommt. Kr.) Die Obern sind im Bescheidertheilen saumselig 1) auch aus Abneigung gegen mühsame Geschäfte, 2) wenn sie von ihrem Unrecht überzeugt werden, und es ihnen an dem edeln Sinn fehlt, von einer unrichtigen Meynung zwanglos abzustehen und ihren Befehl zurück zu nehmen, zu welchem Behuf man das Milderungswort deklariren erfunden hat, und welches Zurücknehmen ihnen bescheidene und kluge Untergebne zu erleichtern wissen und sich bestreben werden. 3) wenn sie hoffen durch langes Stillschweigen ihren Fehlgriff ins Vergessen zu bringen, daher sie denn auch, wenn sie erinnert werden, den Supplicanten oder Untergebnen den Muth zur Wiederhohlung des Monitorii durch Scheltverfügungen zu benehmen versuchen.

Sind

Sind aber alle Dienſſünden nicht deſto gröbere Verletzungen der Amtstreue, je feiner ſie ausgedacht und je künſtlicher ſie ausgeführt werden? (Und zeigt ſich nicht auch hier wieder im Dienſtweſen, wie im ganzen Menſchenleben, daß die negativen Pflichten der Treue und der Unterlaſſung alles Böſen unendlich wichtiger ſind, als die hochgeprieſenen verdienſtlichen Amtsarbeiten oder opera supererogationis Kr.) Ja wie manche Dienſtwunde würde weniger geſchlagen oder leichter geheilt werden, wenn Fleiß allgemeiner würde, und Wahrheitsliebe die Scheu vor dem unbefangenen pater peccavi benähme. Wir ſind doch allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir am Fleiß und an der Wahrheit haben könnten und ſollten und würden.

13.

Die beyden Sprüchwörter: Vexatio dat intellectum und: guter Rath kommt über Nacht ſollte kein Geſchäftsmann, beſonders nicht in ſolchen Fällen von einander trennen, wo ihm etwas ſeinen Grundſätzen zuwiderlaufendes begegnet, und ich bin überzeugt, er werde alsdann von ſeinem Benehmen jederzeit Ehre haben, oft auch Vortheil. Der aufgereizte Verſtand iſt wie der Hauch

des Windes, der das Feuer aufbläßt, daß es weit umher leuchtet, allein auch viele Funken umher sprüht, die das Dach des Nachbars mit in Brand stecken können. Der stille Zwischenraum der Nacht tödtet diese aufschlagenden Feuerflocken. Jeder, der unter Oberbehörden steht, die oft von oben herab schlechter sehen, wie die von unten heraufsehenden, und die denn doch nach ihrer eignen Zeichnung nach der Vogelperspektive die trigonometrische Aufnahme der letztern beurtheilen wollen, entweise daher immerhin im ersten Moment, in welchem er einen ungerechten oder unpassenden Befehl erhält, seine Antwort, setze aber ihre Revision bis zum folgenden Tage aus, der ihn lehren wird, ob er seiner Materie auch die gehörige Form und Farbe gegeben hat, denn ist gleich die Materie die Hauptsache, so ist es doch nicht minder wahr, daß Form und Farbe allen Dingen Markt, Umgang, Liebhaberey, ja oft die eigentlich abgezweckte Nützlichkeit schaffen.

14.

Seitdem die Schreibsucht den Dienst beynah unheilbar ergriffen hat, eine wahrlich unschickliche und partheyische Sparsamkeit aber die Obern abhält, ein größres Subalternpersonal zu besolden, seitdem hat man das

Palliativmittel ergriffen, Extraordinarien ohne Gehalt anzunehmen, bey deren Prüfung man des Wortchens gratis wegen es nicht so genau nimmt, ohne zu bedenken, was solche Nachsicht für üble Folgen haben muß. Denn zieht man den schlechten Ordinarien neue bessere Fremde vor, so wird der Collegienmarkt mit Subjekten überführt, und sie sind sich der Menge halben im Wege; kommt aber ein ungeschickter doch durch langes Ausharren zum Gehalt, so stiehlt er dieses eigentlich dem brauchbaren, den man ohne jenes Existenz würde angestellt haben. Diesen Uebeln läßt sich nicht anders vorbeugen, als durch ein gleichstrenges Fähigkeitsuntersuchen bey dem, der ohne Gehalt angenommen wird, wie bey dem zum Gehalt bestimmten; nur müßte dann bey entstehenden Traktamentsvacanzen kein Fremder von oben oder von der Seite eingeschoben werden. Ueberhaupt halt' ich es für eine wahre Unweisheit der Oberbehörden, wenn sie es sich herausnehmen, den Untercollegiis Subalterne zuzuschicken, und es nicht lediglich auf die Wahl und Vorschläge der letztern ankommen lassen, als die am besten wissen, ob die Subalterne zu den Arbeiten brauchbar sind, die jene Herrn immer, von allen Nebencuriositäten gesäubert und fi-

triert zu sehen verlangen, um sie ohne weitere Mühe gebrauchen zu können.

15.

Den umständlichen, wichtigen Dienstberichten sollten ihre Erstatter jedesmal ein Skelet beyfügen, welches auch der gewissenhafte Referent sich selbst machen muß, und dem es gewiß unendlich größere Mühe kostet, als es dem erstern würde gekostet haben. Die guten Folgen davon würden seyn 1) daß die Berichtverfasser sich an das Disponiren gewöhnen müßten, und nicht blos ein Wort das andere geben ließen, 2) würde es dem Referenten den Vortrag erleichtern, indem er nur bey den im Extrakt ihm nicht genug deutlichen Stellen den Berichtscommentar nachsehen dürfte, 3) möchte durch dieses Hausmittel manches unbefriedigende Dekret weniger aus den Dicasterien, in denen man selten lange Berichte ganz durchliest, hervorgehen.

16.

Abgesehen von allem, was man für und wider den Ehrgeiz sagt, gesagt hat und sagen wird, nur ein Paar Worte über den Ehrgeiz im Dienst. Ist er ihm zuträglich? Muß ein

Dienstmann ehrgeizig seyn? In wie weit ist ihm ehrgeizig zu seyn erlaubt? Bey allen Posten, die eine von ihrer Thätigkeit abhängende oder auf selbige gesetzte Verantwortlichkeit haben, ist Ehrgeiz nothwendig, und um so nothwendiger, je schwerer es der Regierung ist, zu controlliren. Auf die zweyte Frage antwort' ich: der Dienstmann muß ehrgeizig seyn, weil in dem Wunsche, es besser zu machen wie andere, eine treffliche Ermunterung liegt, es wenigstens so gut zu machen, als die eigenen Kräfte es nur immer erlauben. Man sollte Lob-, Ruhm- und Ehrgeiz genauer unterscheiden, als es gemeinhin geschieht. Die Ehre ist stehendes Gewässer, Lob und Ruhm rieseln von den Bergspitzen bald stark, bald schwach, je nachdem Dünste ꝛc. die Quellen ergiebig machen. Aechter Ehrgeiz hält sich immer an der Sache, Ruhm- und Lobgeiz gehen auf die Wörterjagd. Je erhabener die Stelle des Dienstmannes ist, je mehr muß er sich vor letzterer hüten, denn er verliehrt gem inhin dadurch beym verständigen Publico, welches ihm jedesmal von seiner Ehre das subtrahirt, was seine untern Gehülfen ihm dazu beygetragen haben, und welches er daher nicht mit seiner eigenen Stärke zusammen addiren sollen, indem 7 Gänse und 3 Adler

sich doch nicht in Eine Summe zusammen rechnen lassen.

Die Grenze des Ehrgeitzes im Dienst zu bestimmen, ist darum unmöglich, weil es zu viel auf Local- und Personal-Umstände und Beziehungen zwischen Obern und Untern ankommt. Der Ehrgeitz der letztern geht zu weit, wenn sie von ersteren jedesmal Erkenntlichkeit, durch Worte oder Werke ausgedruckt, verlangen, oder auch nur erwarten. Zu weit versteigt sich der Ehrgeitz der Obern, wenn sie wähnen, daß das gut Gedachte und Gemachte der Untern nur dadurch seinen Werth erhält, oder seine Wirkung thut, wenn Sie zuvor es noch einmal angesehen haben. Am sichersten und besten wär es wohl, wenn der, der etwas Wichtiges und Großes für seine Zeit thut, sich einzig damit begnügen wollte, daß der Erfolg seine Zeitgenossen oder Nachkommenschaft nöthigen werde, ihn zu ehren. Sulzer schrieb an Bodmer (Kortens Sammlung von Briefen aus Gleims litterarischem Nachlaß p. 414): „das Vergnügen, „welches wir andern auch nach unserm Tode „machen, und der Unterricht, den wir ihnen „auch noch dann geben, ist wirklich das einzige, das sich vom Leben in der Menschen Ohren reelles denken läßt. Ich habe wenig-

„stens, wenn ich dieses wegnehme, nicht den „geringsten Begriff vom Raisonniren, der mir „so undenkbar ist, wie ein viereckter Zirkel. „Aber sobald mir einfällt, ich kann jetzt etwas „thun, womit noch meinem Tode jemand et„was würde gedient seyn, so thu ich es mit „Vergnügen, und die Vorstellung, daß kein „Mensch jemals erfahren werde, wer es ge„than, hat nicht die geringste Kraft dieses „Vergnügen zu mindern."

Johannes Müller hat sehr Recht, wenn er seinen Freund Bonstetten versichert, daß im geschickten Componiren das frohe Glück des Lebens liegt. Auf solches Componiren muß also auch der Dienstmann bedacht seyn, und er wird seinen Ehrgeiz dadurch am besten selbst befriedigen.

17.

Wenn hohe Justiz- und Finanzbeamte sich oft einander ins Ohr zu reden haben, und man merkt, daß diese aufgewechselten Geheimnisse Kleinigkeiten, oder schon sonst bekannte Dinge betreffen, so darf man ziemlich dreust glauben, daß diese Zuflüsterungen Täuschungen sind, durch die einer im Departement des andern den Untergebenten einzubilden sucht, er stehe mit ihrem Chef auf einem vertrauten

Fuß, und sey dadurch berechtigt von ihnen gelegentlich, auch undepartementsmäßige Gefälligkeiten zu erwarten.

Die Ruhmsüchtigkeit, die einen Officianten in seinem Benehmen bey schweren zweydeutigen Fällen leitet, um diese nach seiner besten Ueberzeugung glücklich zu lenken, möcht' ich mit dem Cornak vergleichen, der den Elephanten so lange führt, als dieser sich nicht zum launischen Gebrauch seines Rüssels hinreißen läßt.

13.

Die kleinen Executionen der haute justice du peuple, die bisweilen von Straßenbuben vorgenommen werden, sind dem Sittenfreunde zwar manchmal nicht unlieb, besonders, wenn sie ein allgemeines Gefühl für Wohlanständigkeit im Anzuge ꝛc. verrathen, bleiben aber doch immer unrecht, sowohl von Seiten des Strafenden, der dadurch förmlichen Eingriff in die positive Gerechtigkeit thut, als von Seiten der Land- und Stadt-Obrigkeit, die dem Einreißen der oft excentrischen Beleidigungen des öffentlichen Wohllandes sich widersetzen, und auf das Wegschaffen der Steinchen des Anstoßes provisorisch bedacht seyn

sollte, damit die Petulanz oder Frivolität sie nicht ereife, und zuletzt nach der Obrigkeit selbst damit werfe.

19.

Ist es nicht sonderbar, daß bey der fast allgemeinen Klage der Dienstleute über zu viele Arbeit, eben diese angeblich überladene Männer, sobald ein Nebenämtchen mit Gehalt oder Emolumenten sich zeigt, sofort darnach trachten, ohne zu bedenken, daß dieser Ambitus ihre Seufzer und Klagen Lügen straft, oder sie wenigstens in den Verdacht bringt, sie werden das Nebenämtchen gleich dem Hauptamte vernachlässigen? Es sollte daher bey jeder Zulagertheilung für Arbeitszuwachs oder Nebenbeamtung untersucht werden, ob der Empfänger auch Zeit hat mehr zu thun, welches sich wohl aus seinen Nebengeschäften oder Zeitvertreiben zuverlässiger wird beurtheilen lassen, als die Lust mehr zu thun aus seinen mündlichen Versicherungen. Wem es wirklich an Zeit fehlt, wie kann sie dem geschafft werden, und die, welche sie mißbrauchen oder verschwenden, sind die wohl einer Zulage oder Nebenbeamtung werth?

Nahme Controlleur kein bloßer Staatstitel, und dem, der ihn führt, keine Funktion gelassen werden, die selbst einer Controlle bedarf, will, wenn der Titel ihn davon befreyt, er sich desto verdächtiger eigner Unterschleife und fremder Nachsichten macht.

28.

Wenn aber eines Collegii Amtstreue verdächtig, die Verantwortlichkeit unanwendbar, die Controlle unmöglich und eine Hauptreform nothwendig geworden ist, soll man über den dazu von einem ganz sachverständigen Fremden entworfnen Plan mit dem Collegio Rücksprache nehmen, oder die Ausführung ohne solche Conferenz fremden tüchtigen Händen überlassen?

Ich bin der letzten Meynung und glaube, daß der Baron von Besenwal recht hat, wenn er versichert, L.moignons kluger Entwurf zur Verbesserung der französischen Justiz sey blos darum gescheitert, weil der zu gutmüthige Ludwig XVI. ihn dem Parlament zum Gutachten zugestellt habe. Der Recensent der Besenwalschen Memoirs in N. 18. der hallischen Litteratur. von 1806 sagt bey dieser Gelegenheit p. 140 mit wahrer Sachkenntniß: „Kein „Kollegium reformirt sich selbst. Kein Kol„legium kommt zu der nöthigen Einheit

„in Entwürfen, zu der Bestimmtheit des „Entschlusses, wodurch allein heilsame Neue„rungen möglich werden. Jeder, der etwas „erhebliches unternehmen will, lasse es sich ge„sagt seyn, daß die Gegner der guten Sache, „alle diejenigen, die aus Mißgunst und Neid „gegen Talent und Verdienste, aus Trägheit, „aus Schwachheit des Verstandes und Herzens „allen nützlichen Entwürfen von großem Um„fange entgegen arbeiten, gewonnen Spiel „haben, so bald sie es dahin bringen, daß „unter dem Vorwande: Willkühr zu verhin„dern, ganze Corpora in die Verhandlung „gezogen werden, und besonders solche Corpo„ra, deren Bestimmung dahin führt, die Sa„che selbst nichts zu achten, wenn nur die „Form beobachtet wird.

29.

Daß Schmeicheley eine naturwidrige Sache sey, ersieht man aus dem Betragen einiger Thiere, die sich ihr widersetzen, wenn man sie damit überhäuft. Der Hund fängt an zu knurren, und die Katze, ob sie gleich selbst eine große Schmeichlerinn ist, giebt dem Schmeichler und Streichler einen Pfotenhieb, und springt weg, wogegen der bessherzige Hund gleich wieder zur Freundlichkeit zurück-

kehrt, so bald der Liebkoser einhält. Möchten doch die mit mehr als Instinkt begabten Menschen sich in diesem Hund- und Katzen-Exempel spiegeln und Misfallen an Schmeicheley zu äußern anfangen. Verachtung der Schmeicheley ist indessen keine Empfehlung tadelnder Rauhigkeit.

3.

Die Winde ist eine Pflanze, die vorzüglich da wächst, wo stachelloses Gesträuch steht, an dem sie sich aufranken kann. Und obgleich die Botaniker nichts Unkraut schelten, so muß ich doch die Winde so nennen, weil sie ein wahrer Würgengel im Pflanzenreich ist, denn es genügt ihr nicht am Stamm der nachbarlichen Gewächse, sich in die freye Luft zu erheben, sondern sie greift mit der Spitze immer auch seitwärts nach den nebenstehenden Aesten, Zweigen, und schnürt alle so fest zusammen, daß Strauch, Blätter, Früchte aus Luftmangel verderben müssen. Will man die Gefangnen von dieser Schlangenpflanze befreyen, so reiße man sie dicht am Boden ab oder aus, weil sich alsdann das ganze Gewinde leicht, ohne Beschädigung des Gesträuchs abstreifen läßt, fängt man das Abziehen von

oben an, so zerreißt man beynah die Pflanzen selbst, die man retten wollte.

Bey diesem **Windenkraut** sollte man sich seiner Haupt- und Lieblingsfeöler erinnern, mit denen es gleiche Bewandniß hat, indem sie unsre guten Eigenschaften so unwickeln, wie die Winde die Johannisbeerensträuche, und bey deren Fortschaffung es auch nicht einerley ist, ob wir ihre Verflechtung und Loswickelung bey der Spitze oder an der Wurzel beginnen.

31.

Hippel hat irgendwo in seinen Schriften angerathen, nicht immer auf Einer Stelle zu schlafen und ich hab' ihn auch mehr als einmal sein Schlafzimmer ändern gesehen. Verräth das Schlafstelländern nicht eine Furcht vor dem Tode und thut man nicht am klügsten, wenn man still steht, sobald man weiß, daß man nicht entkommen kann? Ich hab' in meinen Wohnhäusern die zuerst gewählte Schlafstätte nie geändert und schlaf' in meinem jetzigen schon 12 Jahr (1805) in derselben Zimmer, lege mich gewiß keinen Abend nieder, ohne den Gedanken, daß diese Schlafstelle auch meine Sterbestätte seyn werde, so wie ich auch durch eine meiner Stuben selten gehe, ohne zu denken: hier wirst du bald im Sar-

ge liegen. So vieljährig und alltäglich auch diese Vorstellungen sind, so machen sie doch jedesmal eine ganz eigne Empfindung rege, von der ich nicht genau zu bestimmen vermag, ob sie angenehm oder unangenehm sey. Wäre das erstere, so würd' ich mich über sie freuen können, wäre das letztere, so hätt' ich mich wahrscheinlich ihrer zu entschlagen gesucht. Sollte die Täglichkeit den Verstand um die Kraft oder Lust zum Decisivurtheil gebracht haben? Ihres Erstenmals entsinn' ich mich nicht mehr, so viel aber ist gewiß, daß vorzüglich diese Empfindung mich mit der Idee des Sterbens so familiarisirt, und ihr die Widrigkeit so benommen hat, daß ihre Unentscheidbarkeit mich vielmehr in meinem über jeden Zweifel hinausgehenden Zutrauen zu Gott bestärkt, und daß dieser feste Glaube an ihn mir alle Besorgniß benimmt, vor einem Aufhören des Seyns, oder vor einer ewigen Fortdauer, seys als Mensch oder verwandelt.

32.

Ist der Geist nur gesund, so hilft ihm oft ein kranker Leib zu Muth und Lust manches zu unternehmen, vor dem er sich bey vollständiger Gesundheit vielleicht gescheut, oder wobey er doch nicht bis ans Ende beharrt

hätte. Mithin ist auch Krankseyn sehr oft kein Uebel.

33.

Im Alter erinnert man sich mancher höchstspitzfindigen Bemerkungen aus der Knaben- und Jünglings-Zeit, und wundert sich dann, wie der junge Kopf sich dazu hat anstrengen können, ohne nicht zugleich ihre völlige Ueberflüssigkeit zum Voraus zu ahnen. Sollte man dies nicht für einen Mitbeweiß annehmen können, daß man keiner Speculation, die sich nicht auf Erfahrung gründet, oder Hand in Hand mit ihr geht und von ihr berichtiget und bewährt wird. trauen soll? denn das Land der Wahrscheinlichkeit hat seinen Rubicon, und es ist gefährlich ihn zu überschreiten, weil die reelle Wahrheit im Brutus ist, der auch den glücklichsten Speculationscäsar nicht lange leben läßt.

34.

Der leiblichen Anatomie hat die Heilkunde unaussprechlich viel zu verdanken, ob von der psychischen die Kunde der Schönheit je viel gewonnen oder zu erwarten hat, dürfte sich zu einer akademischen Preißfrage qualificiren, von der ich aber aus meiner Erfah-

rung beſorge, daß der Verneinter die Preißmedaille erhalten werde.

35.

Das Revidiren der Jugendaufſätze] im ſpäten Alter ſcheint mir eine mißliche Sache, denn da die Jugend groſſe Vorurtheile gegen das Alter, und dieſes nicht kleinere gegen] die erſtere hat — wer ſoll zwiſchen beyden richten? Alter und Jugend ſind im Kriege auf Tod und Leben begriffen, der ſich aber nicht, wie der zwiſchen Rom und Carthago enden kann, ſondern immer fortdauern wird, weil das, welches von ihnen den Frieden anbietet, Gefahr läuft oder in Verdacht kommt, für anmaßend oder für zu bewußt eines eignen Kraftmangels gehalten zu werden.

36.

Die abendländiſchen hochgelehrten Forſcher der morgenländiſchen Sprache ſcheinen mir wie Menſchen, die eine glühende Kohle in feuchte Luft bringen, wo ihre Gluth ſie bald in Aſche verwandelt, wenn ſie ſtark anblaſen, und verlöſcht, wenn ſie ſie weniger anblaſen. Verſuchen ſie dann die Kohlen in Staub zu zerſtoßen, ſo möchte wohl der wiſſenſchaftliche Kohlenſtaub nicht die wichtige Rolle ſpie-

len, die der physische Kohlenstoff in der Körperwelt seit einiger Zeit übernommen hat.

37.

Ein Schriftsteller der neuen Zeit sollte nie sein Ich dem Ich der Alten zu nahe stellen. Die Art, wie die Alten die Dinge ansahen und darstellten, gleicht einem Strudel, der das ihm zu nahe kommende verschlingt. Hätte Montaigne sich dem Seneka, Plutarch ꝛc. mit Haut und Haar übergeben, er wäre nicht zur Celebrität der Alten unter den Neuen gekommen. Vielleicht wäre die Schweitzergeschichte des Johannes Müller anders gerathen, hätte er sich nicht in einen deutschen Tacitus verwandeln wollen. Aus Cäsar, Tacitus und Macchiavell ließe sich das non plus ultra der historischen Kunst und ihres Vortrages bilden.

38.

Sollte man zu weit gehen, wenn man die Demuth ganz aus dem Register der Tugenden ausstriche, weil in ihr weder Kraft noch wirkliche Thätigkeit liegt? Den Herzen demüthig kann einem nur machen der Anblick der großen Natur, dessen aber nur wenige fähig sind, oder eine auf Verstellung, Gewohn-

heit oder Einfalt gegründete Frömmeley. Das Gefühl des eignen Werthes, das wohl jeder Mensch hat, erlaubt nicht demüthig zu seyn, das heißt, sich vom Gefühl seiner Unwürdigkeit so täuschen oder hinreißen zu lassen, daß man es für ganz richtig halte. Wie incorrekt über die Demuth gedacht und gesprochen wird, beweist unter andern die Sinnesart eines Standes, der das Wörtchen Demuth fleißig im Munde führt und doch nach einer unsichtbaren geistigen Oberherrschaft strebt, in der Hoffnung durch diese auch die sichtbare leibliche gewinnen zu können. Die Demuth ist mehrentheils eine verheimlichte Arroganz, die auf Zeit und Umstände lauert, um sich desto höher heben zu können. Bey der niedern Volksklasse sind Demuth und sich wegwerfende Erniedrigung so gepaart, daß sich eins vom andern nicht unterscheiden läßt, und bey den cultivirten höhern ist sie Heucheley, die auf Schleichwegen sich zu erwerben sucht, was sie auf offnen zu erlangen sich nicht getraut. Der vernünftige Mensch soll und muß ein gewisses Zutrauen, sowohl zu seinem Werth, als zu der Kraft ihn geltend zu machen, haben; es ist ungerecht, sie zu verkennen, und schimpflich sich ihres Gebrauchs aus Trägheit zu begeben. Nachlässige Menschen haben den mei-

ſten Hang zur Demuth, und erſticken dadurch das Körnchen Energie. aus der die Tugend erwächſt.

29.

Wenn ein von Natur nichts bedeutender Menſch durch Zeit und Nebenumſtände einen vielbedeutenden Poſten erhält, ſo verliehrt ſowohl die Stelle ſelbſt dadurch, aber auch der, dem ſie verliehen iſt, und letzterer ſogar noch mehr, als er ohne die erhaltne Amtswichtigkeit verlohren haben würde; denn mit dem Worte Amt verknüpft jeder eine gewiſſe Würde, die als der Gegenſatz von Unwürdigkeit letztere nur in ein helleres, ihr unvortheilhafteres Licht ſetzt.

40.

In den ſpekulativen Wiſſenſchaften würde man vielleicht ſchon auf das Sichrere gekommen ſeyn, wenn die Erfinder neuer Syſteme lang genug gelebt hätten, um den Erfolg ihrer Erfindungen mit eignen Augen zu ſehen. Es iſt daher zu bedauren, daß Kant mit ſeinen philoſophiſchen Werken erſt im Alter hervortrat, und eben deshalb nicht mehr das Pro und Contra ſeiner Freunde und Feinde zur Berichtigung und Unwiderlegbarma-

chung seiner Ideen benutzen konnte. Da ich selbst schon ein Greis bin, so sehe ich desto deutlicher ein, daß man alten Menschen vieles durchaus verbieten müßte, um nicht durch manche ihrer guten Anfänge, die sie aber nicht mehr ausführen können, die junge Welt sündigen zu machen.

41.

Ein Gelehrter, selbst wenn er ein treflicher Kopf, dabey aber kein Umgangsmensch ist, wird bald dahin kommen, daß ihn nur seine vertrautesten Freunde lieben und schätzen werden, und daß er allen übrigen so lästig wird, als sie es ihm zu seyn scheinen. Je mehr sich ein solcher Mann von der Gesellschaft entfernt, desto mehr wachsen ihm die Extuberationen und Zwischenräume, die andern das gesellige Leben abraspelt und ausfüllt, und er stößt und wird gestoßen, wo der ungelehrtere Weltmensch ganz, ohne blaue Flecken zu bekommen oder zu machen, gerade durchgehen kann. Gelehrsamkeit ohne Umgang verleitet zu Forderungen, die, je lebhafter sie abgeleugnet werden, einem meistens um so deutlicher anzusehen sind. Ein Gelehrter, der die Weltscheu nicht ablegen kann, sollte sich freywillig

einklostern und nur seine Buchstaben ans Licht treten lassen.

42.

Discretion ist das verständige Gefühl von dem, was sich im verbindlichen Umgange mit Menschen sagen und thun läßt, um sich und andern eine Verlegenheit zu ersparen. Ein heftiger Charakter ist selten discret, und ein sanfter ist es oft zur Unzeit, alsdann artet aber Discretion ganz von ihrer Natur aus, dient dem Neide und Stolze zum Deckmantel, und verletzt die Pflicht jedem sein Recht unverkürzt wiederfahren zu lassen. Wie es ächte und Halbmetalle giebt, so möcht' ich auch die Tugenden eintheilen, und die Discretion, wie alle Umgangstugenden zu den virtutibus minorum gentium zählen; indem ihr Gegensatz nicht Laster, sondern Vergehungen sind, für welche einen zwar kein Richter büßen läßt, die aber die Gesellschaft durch mancherley Entziehungen oft sehr empfindlich bestraft. Die Discretion der Gelehrten rührt mehrentheils von ihrem Stolze her, ja ich möchte behaupten, daß der unbescheidenste Vorzugselbstsprecher selten so von sich eingenommen sey, wie mancher Gelehrte, der sich selbst nicht ennirt, ja sogar jedem Gespräch über seine Wissenschaft ausweicht.

43.

Die Schule ist das Lebensvocabularium, die Akademie soll die Lebensgrammatik seyn, der ämtliche Dienst ist den Ausarbeitungen gewidmet. Wer weder diese Vocabeln, noch diese Grammatik im Kopfe hat, wird beynah niemals ein guter Staatsdiener. Man halte diese Meynung immerhin für pedantisch, wird man aber wohl im Lehr-, Nähr-, und Wehr-Stande alles zu rechter Zeit, am rechten Ort und mit der nöthigen Rüstigkeit thun, wenn man sich nicht früh zu einem gewissen Pedantismus gewöhnt hat?

44.

J. A. Schultes in seiner Reise auf den Glockner beschreibt im 4. Bande sehr umständlich das Ländchen Berchtesgaden und erwähnt p. 46. einer Classe von Menschen, die statt mit gehöriger Arbeit sich zu beschäftigen, sich mit Dingen abgiebt, die ihren Naturkräften nicht angemessen sind, und dabey, unerachtet alles darauf gewandten Fleißes, ein armseliges Leben führt. Man nennt sie im Lande Selbsterer und Selbsterinnen. Dies macht den großen, nicht genug beachteten Unterschied zwischen Arbeit und Beschäfti-

gung sehr einleuchtend. Arbeit ist immer das Principale und Beschäftigung das Accessorium. Wer sich beschäftigt, wenn er zu arbeiten verpflichtet ist, ist so gut ein Müssiggänger, und vielleicht noch ein ärgerer, wie der Nichtsthuer, der nichts thut, weil er keiner Arbeit eben bedarf. Die Juristen haben, ohne vielleicht daran zu denken, sehr richtig festgesetzt, daß im Ringe das Geld, und nicht der schön blitzende Stein das Principale sey. Möchten doch alle Dienstleute diesen Unterschied recht beherzigen, wie manches Geschäft würde ernstlicher und schneller betrieben werden! Wer Arbeit und Beschäftigung in Eins zu schmelzen versteht und vermag, omne tulit punctum, wer eins auf Kosten des andern treibt, wirds in keinem weit bringen. Wer zum Theaterrichter angestellt ist und statt der Dramaturgie das Landrecht studieret, ist eben ein solcher Zeit- und Amtsverderber, wie der Richter, der statt der Akten den Shakespear liest.

45.

Wer auch in seinen jüngern Jahren bezweifelt hat, daß Leib und Seele zwey verschiedne Dinge sind, wird im Alter diesen Unterschied doch eingestehen müssen. Bey eini-

gen Greisen hält der Geist, bey andern der Leib länger vor; solche, bey denen beyde sich gleich halten, sind selten. Zwar versichern mich meine Freunde, daß ich zur Gattung der leztern gehöre, allein ich fühle doch nach irgend einer Anstrengung im wissenschaftlichen oder auch blos im gesellschaftlichen Verkehr eine sehr merkliche Abspannung des Körpers, von der er sich nur durch ein schlafartiges Stillsitzen erholen kann. Die Seele scheint den Leib schachmatt gemacht zu haben, nach einem blos körperlichen Kraftaufwande ist es aber bey mir von jeher anders gewesen, und auch noch jezt (im 70ten Jahr), ich konnte mich gleich wieder zum Geistesgebrauch aufheben, ohne daß die Seele eine Erholungs-Siesta genossen.

45.

„Sie werden morgen einen Brief mit an„genehmen Nachrichten erhalten," hört man in meinem Vaterlande oft lachend sagen, wie man es ehemals ernsthaft glaubte, wenn am flammenden Lichtdochte ein heller Funke nach einem hingekehrt sich zeigt. Mich befremdet dieser abergläubige Einfall nicht, denn man besehe nur den ganz von der Lichtflamme verschiedenen sternartigen Glanz eines solchen Funkens,

kens, und man wird gewiß etwas ſchönes, frohes, angenehmes dabey denken; war nun einigemale auf dieſes Funkenbemerken zufällig das Erhalten eines angenehmen Briefes gefolgt, ſo gewöhnte ſich die Einbildungskraft bald, den Funken mit dem Briefe zu paaren, und im erſtern ein Prognoſtikon auf den leztern zu finden; zumal in jedem funkelnden Glanze etwas beſonders täuſchendes ſteckt. Es macht daher auch der Sternhimmel einen ganz andern rührenden Eindruck, wie der Anblick der Sonne im reinſten Luftſhimmel, und des Vollmonds. Die Sonne verbreitet Pracht und Schönheit, beſchäfftigt das Auge und den Verſtand, der Mond verbreitet häuslichen Frieden und reizt die Empfindung auf; wer vermag aber den Sternenhimmel anzuſehen, ohne ſich in Gedanken an Größe, Schönheit, Pracht und Herrlichkeit gleichſam zu verlieren, ſein Anblick wirkt auf Verſtand und Gefühl in gleichem Maaß.

47.

Der Tod iſt der Abgrund zwiſchen den ſteilen Wänden des dies- und jenſeitigen Lebens, von der erſten hinabgeſtürzt, wirkt das Berühren des Bodens eine Rückprallung, die einen ins jenſeitige Leben verſetzt. So

lange man lebt denkt man sich den Uebergang vermittelst einer Brücke über den Thalschlund, es bedarf ihrer aber nicht, weil in der Heftigkeit des Falles selbst die Kraft zur Erhebung liegt.

48.

Wenn man die Menschen, besonders die der untern Classen, wegen ihres Berufs und ihrer Fähigkeit zum Lastentransport mit Kameelen vergleichen wollte, so könnte man die schönen rührenden Canzelvorträge, die ihnen gehalten werden, dem sanften Regen ähnlich finden, der auf die Lastthiere unterwegens fällt, und ihnen eine Interimserquickung schafft, der aber in der Sonne gleich wieder wegtrocknet, den guten Schulunterricht aber dem Brunnenwasser, durch welches das durstige Saumthier erquickt, gestärkt, und in seinen Nebenmagen der Vorrath von Feuchtigkeit geschafft wird, der es fähig macht, auch langen Wassermangel zu ertragen, ohne im afrikanischen Sande zu bald zu verschmachten.

49.

Religion ist das herrlichste, was in eines Menschen Herz und Sinn kommen kann. Der Enthusiasmus für sie hat etwas unaus-

sprechlich erhabnes und hochsrohmachendes, aber nur zu oft sah ich die, welche ihn am lebhaftesten äußern, in Fällen, wo die Religion ihre thätige Kraft zeigen sollte und konnte, so schwach handeln, wie Catechismusnachbeter, und dann verdroß es mich jedesmal, sie von Leuten übertroffen zu sehen, die vom Wesen der Religion kaum eine Ahnung hatten, und sich nur aus der Noth eine Tugend machten, die wahrlich die erbärmlichste ist.

Die Religion des Enthusiasmirten ist eine Passionsblume, die mit Knallschweis ihre schöne, wohlriechende, aber nur Einen Tag währende Blüthe hervortreibt; ihr Aufschwung ist ein Paroxismus im Krankheitszustand, mithin kein Beweiß von einer Stärke. Freylich bewirkt mancher Paroxismus eine Crisis, aber nicht auf jede Crisis folgt die Besserung des Patienten, mancher stirbt dran, und der, dem sie oft anwandeln, läuft Gefahr im Irrhause zu sterben.

50.

Wenn man beym Untersuchen einer Wehklage findet, daß das Uebel, über welches geklagt wird, unvermeidlich gewesen, oder daß der Klagende wenigstens es nicht sich selbst zugezogen habe, so sollte man auf sie gar nicht

achten. Wer dieſes für richtig annimmt, wird unter zehn Klag- und Jammerfällen nicht zwey finden, die wirkliches Mitleid verdienen. Manche Menſchen ſcheinen ſich Beſchwerlichkeiten zu ſchaffen, um ſich hernach über ihre Laſt beklagen zu können. Wer wollte aber einen Tanzmüden bedauren, der über Lendenſpannung klagt? Im ſtandhaften Aushalten gewiſſer Leiden ſcheint eine Empfindung von ſo hoher Art zu liegen, daß man dem Leidenden keinen Gefallen thun würde, wenn man ihn durch völlige Leidensloſigkeit um dieſe Empfindung bringen wollte. Welche Mutter wiederholt nicht willig die Geburtsſchmerzen um ein liebes Kind ans Herz drücken zu können? Da ich ſelbſt ſchon manchen heftigen Schmerz ausgeſtanden habe, ſo geſteh' ich, daß die Furcht vor Schmerzen etwas unbehaglicheres iſt, als ihr Aushalten ſelbſt. Furcht iſt ein Feind, der das Gewehr im Anſchlag auf einen hält, der Schmerz macht Handgemein, bey welchem Streit man ſich vergißt, oder an den erfolgenden Sieg denkt.

51.

Ob ich gleich vom Neide nichts aus eigner Erfahrung weiß, ſo hab' ich doch ſo viel Beobachtungen über ihn an andern gemacht, daß ich

kein Bedenken trage, ihn für den verächtlichsten und seelenverderblichsten Zustand zu erklären. Besonders scheint mir Eine Beneidung höchst albern, nehmlich die des langen Lebens wegen. Sie findet gemeinhin nur unter den Menschen statt, die sich zu beerben haben, und die der natürlichen Verwandschaft wegen diese muthmaßlichen Erblasser desto herzlicher lieben sollten. Geiz und Stolz sind gewiß die Quellen oder wenigstens die Begleiter dieses Neides. Das Leben des Beneideten steht dem andern im Wege. Man mag daher auch nicht das Leben seiner selbst wegen beneiden, sondern nur in so fern es eine Hinderung ist; so beneiden z. B. die mannbaren Mädchen sich einander der Schönheit wegen, aber wohl nicht eben der Schönheit selbst halben. Es wäre jener Neid sonst auch zu lächerlich, indem mein eignes Leben durch die Verkürzung des Lebens eines andern nichts an eigner Länge gewinnen kann. Auch scheint im Wunsch einen andern zu überleben ein verächtlicher Eigennutz zu stecken, den man mit dem Wunsche etwas erleben zu wollen bemäntelt, der aber um so tadelnswerther wird, sobald sich auch nur ein Schatten von persönlichem Interesse damit verbunden zeigt.

52.

Die Richtigkeit des Sprückworts: so der Herr, so der Knecht, läßt sich nur im Privatleben erweisen; bey Hofe müßte man es umkehren, weil da mehr ntheils die Diener den Herrn regieren. Sülly machte entweder ein Compliment oder irrte sich, wenn er äußerte: es hätte Heinrich IV. nie an guten Menschen fehlen können, weil er selbst gut war. Ueberhaupt sollte man diesen großen König selten zum Beyspiel anführen, weil nur so höchst selten Fürsten erzogen werden, wie er, und so lange unhöflich leben, wie er leben mußte. Der Fürst, den das Schicksal nicht hofmeistert, wird von seinen leiblichen Hofmeistern wohl das nicht lernen, was nöthig ist, seine Leute nach sich zu bilden. — Würden vornehme Leute wohl so gut reiten lernen, wenn beym Unterricht die Pferde so rücksichtsvoll wären, wie ihre Stallmeister?

53.

Der geistreiche Klinger, und der Patriotenspiegelmacher drücken ihre Unzufriedenheit mit dem Franzosenkayser Napoleon, jeder nach seiner Weise bitter aus. Daß ersterer bey seiner poetischen Hochherzigkeit in den Unwillens-

omenten alles vergißt, was er selbst bey Ho-
und im gemeinen Leben beobachtet hat, be-
endet mich nicht, aber daß der andre, ein
Mensch, ganz wie andre Menschenkinder, von
einem Nächsten Napoleon verlangt, er soll ein
Uebermensch seyn, das wundert und verdrießt
mich. Auf dem Wege, den Bonaparte ein-
schlug, war es vielleicht allein möglich den Fran-
osen beyzukommen, die keinen Marsinaten er-
tragen hätten, und bey denen eine Methode
gleich der des Einzigen Christus noch weniger
wie bey den Juden zulänglich gewesen wäre, sie
zu tauiora zu bringen. Die Franzosen hätten
gewiß noch lange nicht aufgehört, revolutions-
süchtig zu seyn, wenn nicht ein durch klösterlich-
militärische Erziehung zu Stolz und Eigensinn ge-
wöhnter, seinem corsischen Charakter treu ge-
liebener kühner großer Kopf sich an die Spitze
gestellt, und allen die Freyheit genommen hät-
te, um alle Freyheit in sich selbst zu concentri-
ren. Würden seine eignen sinnvollen Reden
so hoch, laut und dreust über Freyheit sich aus-
lassen können, wenn er nicht glaubte und wüß-
te, daß viel Freyheit vielen Zwang nothwen-
dig macht, und daß ein ganzer Staat nur dann
frey ist, wenn der Regent in seinem Verstande
und Herzen die Freyheit aller consolidirt und je-
dem den Theil zumißt, den Zeit und Umstände

ihm nützlich machen, und den er, ohne der Freyheit im Großen schädlich zu werden, tragen kann? Da es, Christus ausgenommen, noch nirgend einen ganz klugen und ganz guten Menschen gegeben hat, was berechtigt uns denn einen solchen unter den Franzosen zu suchen? Sollen wir Frankreich oder Europa bedauren, daß sich ein Bonaparte gefunden? Da man jedem, selbst dem Teufel, sein Recht zu lassen verpflichtet ist, warum will man dem Kayser Napoleon das seinige versagen? Ist Selbstaufopferung Pflicht des großen Mannes auch dann, wenn er überzeugt ist, daß die, für welche er sich aufopfert, dadurch nicht gebessert, nicht glücklicher werden, vielmehr wahrscheinlich einen Rückfall in alles schon überstandne Elend, in noch größeres, erleben würden? Christus verschwand von der Erde, Lykurg ließ sich nie mehr in Sparta sehen, Washington zog sich nach Montvernon in die Landstille zurück — wo hätte aber Bonaparte sich hinwenden sollen? Seine Sache und Lage war mit Sylla und Diocletian keinesweges einerley. Läßt es sich denken, daß ein Mann, der ein großes Werk vollendet hat, werde ruhig zusehen können, wenn andre dieses Werk wieder zerstöhren? Wird er nicht hülfreich zugreifen wollen, und vermuthlich bey seiner Hülfsluſtigkeit unterliegen?

Heißt es nicht Uebermenschlichkeiten von einem Menschen fodern, wenn man in solcher Situation Apathie von ihm verlangt? Und gesetzt, er wollte und könnte sie haben, werden die Werkzerstöhrer sie ihm zutrauen? Würde seine Ergebung selbst ihnen nicht verdächtig werden, und würden sie eben dieses Verdachtes wegen ihn nicht hassen, so lange er lebte? Die neue Welt ist von der alten auch in den Gelegenheiten sich verbergen zu können verschieden. In Frankreich wäre für Bonaparte durchaus kein Asyl gewesen, wo hätt' er aber sich hinwenden sollen, um nicht vom Neide, Argwohn, Uebermuth und Haß der kleineren Franzosen aufgesucht und bitter verfolgt zu werden? Wenn ich alle Reiche und Städte Europens durchgehe, ich wüßte ihm keinen schicklichern Wohnsitz vorzuschlagen, als — man wird lachen — als — Berlin, weil ich Preußen für den menschmöglichstbesten Staat halte, seit dem ich mich überzeugt habe, daß überall nur *geherrscht*, in Preußen aber zu *regieren* versucht und gestrebt wird, welches so verschieden von einander ist, wie erziehen und unterrichten.

Träfe man im Nachdenken über den Menschen nicht überall auf Dinge, die sich zu widersprechen schienen, so müßte man erstaunen, daß ein Mann von Napoleons großem Geiste

sich dem Unfug ausschweifender Hofpracht so hingeben könne, wie er es bey der Krönung und überall gethan hat und noch thut? Wie konnte er auf dem Schlachtfelde von Marengo für sich und Josephinen einen Thron hinstellen lassen und ihn besteigen! — Wie konnte er eine wirklich kindische Eitelkeit auf einem Kampfplatze treiben, auf dem er nach einem Quasisiege seinen Untergang gefunden hätte, wenn auf seine Feinde wenige Stunden nachher ein anderer Geist gekommen wäre. — Verdenken kann man es ihm indessen kaum, wenn er sich für einen Mann Gottes hält und an das Fatum wenigstens so fest glaubt, wie Muhamed und Ali jemals daran geglaubt haben; bevor er aber die Probe eines vieljährigen Friedens ausgehalten hat, läßt sich über seinen wirklichen Charakter nur mit großer Unsicherheit urtheilen — und wenn er sie aushält — wird nach seinem Tode wohl Einer aus seiner Prinzenfabrik ihm nachfolgen? Ich wenigstens habe den Gedanken, daß, wenn er nicht lange Jahre leben bleibt, nach ihm ein junger Orleans ein Heinrichsartiger Kayser der Franzosen werden wird, mir nie aus dem Kopfe bringen können.

So dacht ich über diesen wirklich einzigen Mann bis zum Ausbruch des Krieges 1805.

Seit dem Preßburger Frieden aber zwingt mich meine Zuneigung gegen Verstandsübermuth, den wohl kein Sterblicher je so hoch getrieben hat, wie Kayser Napoleon, in vielen Stücken anders über ihn zu denken, wenn es gleich nun ausgemacht bleibt, ob man sich mehr über die Kühnheit seiner Ansprüche ärgern, oder mehr der Nachgiebigkeit seiner Thronbesitzer schämen und über den Zauber sich verwundern soll, mit dem er den Willen andrer unter den seinigen niedergeschlagen hat. Der Glanz seiner Werke und Thaten, der seine Zeitgenossen blendet, scheint auch ihn selbst verblendet und zum Glauben an ein unveränderliches Glück verleitet zu haben. Muß man aber auch diesen Glauben nicht dem größten Usurpator der höchsten Menschheitsrechte verzeihen, nachdem es ihn durch den zweydeutigen Sieg von Marengo die größten Siegsfolgen erreichen lassen — nachdem er in einer höchstmißlichen Lage den Frieden von Campo formio schließen konnte, und die Schlacht bey Austerlitz ohne üble Folgen für ihn blieb? Was wird ein künftiger Polybius über ihn, über Europens Fürsten und Staatsmänner sagen!!! und über ihn sagen, gegen den Warwick, der Königsmacher des 15. Jahrhunderts, ein Schulknabe bleibt!!!!

54.

Wenn ich Männer, die klug, geehrt, gut verheyrathet und reich waren, manchmal mißvergnügt werden sah, so hab' ich nach genauer Beobachtung ihrer jedesmal gefunden, daß der Anlaß zu ihrer grämlichen Laune entweder in Wünschen lag, die ihre Eitelkeit that, und deren Erfüllung ihr Verstand doch für entbehrlich oder gar überflüßig erkannte; oder in einer sinnlichen Neigung, die sie weder mit ihren eignen Grundsätzen von Pflicht und Ehre, noch mit der Rücksicht zu vereinigen im Stande waren, die jeder rechtliche Mann auf das Glück andrer Menschen nimmt oder nehmen sollte. Wer in solchen Fällen sich nicht zum Absprechen mit sich selbst, oder zur Beichte gegen einen wahren Freund entschließt, läuft Gefahr seine üble Laune perennirend werden zu sehen, und wie sehr sind dann alle, die mit ihm in Dienst- oder Hausverbindung stehen, zu beklagen!

55.

Ein gewisser Consensus publicus und universalis hat den regierenden Herren Unverletzbarkeit und Unverantwortlichkeit zugestanden. Hat man aber durch diesen doppelten Freyheitsbrief nicht der Menschheit mehr geschadet, als

den Fürſten ſelbſt geholfen? Liegt nicht in ihm für letztere ein Anlaß, eine Einladung zur Unthätigkeit und Uebereilung? Der Gedanke an Gefahr ermuntert zur Anſtrengung. Könnte man der Unverletzbarkeit die Verantwortlichkeit bey einem Reagenten zur Aufſeherin geben, o! wie vielem Uebel wäre dann geſteuert! Die Unverletzbarkeit giebt der Schildwache eine hohe Idee von ihrer Perſon, allein das Bewußtſeyn der Verantwortlichkeit nach der Ablöſung von ihrem Poſten warnt ſie vor übelm und übereiltem Gebrauch der Kolbe oder des Bajonets. Welchen Unfug würden die Poſtknechte treiben, wenn die ihnen halb und halb zugeſtandene Unverletzbarkeit nicht an der Verantwortlichkeit einen Kapzaum hätte.

56.

Wer zuerſt den Ausdruck brauchte in medio conſiſtit virtus kann unmöglich das dabey gedacht haben, was man jetzt mit dem Ausdrucke ſagt: die Tugend ſteht in der Mitte. Ich überſetze jenen durch: in der Mitte wohnt die Kraft, und leite ihn aus der Idee her, die man in allen Regierungen mit dem ſogenannten tiers état verband, den man zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Adel und dem Pöbel dachte. Aus dieſem Medio iſt von jeher das

66.

Der Geniephalanx wird im geſellſchaftlichen Streit manchmal von den unregelmäßigen Truppen der Converſation ſo umgangen und überflügelt, daß er von Glück ſagen muß, wenn ſie ihm im Rücken nicht viel Schaden thun.

67.

Die Erinnerung eines guten und ſchönen Gedankens, den ein andrer gehabt hat über einen Gegenſtand, der uns vor Augen kommt und auch wohlbehagt, iſt ſo zu ſagen eine Handhabe, die uns zugekehrt wird, um ihn leichter anfaſſen und feſter halten zu können.

68.

In der Jugend treiben Pflicht und Vergnügen den klugen Kopf zum Umgange mit Menſchen, im Alter bewegt uns blos die Pflicht, dabey auszuhalten; beym Greiſe iſt das Vergnügen in Ruheſtand geſetzt, das Alter ſchränkt ſich auf die Defenſive ein, Jugend iſt auf den Angriff fundirt, zu dem jenes nicht mehr Luſt oder Kraft hat.

69.

Wie das Hauscomödienspielen (61.) mir gefährlich schien, so scheint mir das Halten eines Tagebuchs über sich selbst ein Geschäft, das, statt den Vorsatz einer Selbstcontrollirung zu befördern, den Hang zur Unwahrheit heimlich nährt und befördert. Man fängt mit Auslassung kleiner Nebenumstände an, fährt mit bemäntelnden Zusätzen fort, und das Ganze wird zuletzt ein mangelhaftes Protocoll über angebliche Selbstgeständnisse. Mehr als einer solcher Tagbuchhalter hat mich versichert, daß er davon abgestanden und das aufgeschriebene verbrennt habe, weil er beym Nachlesen des vorigen Jahrganges gefunden, daß er selbst sich häufig umgangen und mehr von andern, als von sich selbst geredet habe. Wie der Gedanke, ein Tagebuch über sich zu halten und es drucken zu lassen, in eines vernünftigen Menschen Sinn kommen könne, war mir so lange unbegreiflich, bis ich ihn von Lavater ausgeführt sah — doch was war bey Lavater unmöglich?

70.

Von allen Arten des Uebermuthes halt' ich den des Verstandes für den ungerechtesten und

ungegründetſten. Denn der hohe Grad, auf den er eigentlich ſtolz thut, iſt ja reines Naturgeſchenk und kein Produkt eigner, fleiſſiger Cultur. Selten wird von dem geringen Verſtandesmaaße mit Billigkeit geurtheilt und dadurch oft weh gethan dem, der entweder wirklich Verſtandsarmer iſt, oder der ſich in einer Lage befindet, in der er ſeinen Verſtand nicht ſo laut kann werden laſſen, wie der Uebermüthige. Iſt letzterer ein vornehmer Mann, ſo macht er ſich bey ſeinen Untergebnen ſo verhaßt, daß ſie ihm ſo viel möglich von der Hülfe entziehen, die ſie ihm geben könnten; gehört er zur niedern Claſſe, ſo reizt er die Obern, ſeinem Aufkommen hinderlich zu werden. Wer kann überhaupt Vertrauen haben zum Verſtandesübermüthigen, der beym Einkaufen und Verkaufen nie einerley Scheffel braucht!

71.

Man hüte ſich vor einer Verſchloſſenheit, die wie Zurückhaltung ausſieht. Durch das Verſchloſſenſeyn tritt man eigentlich keinem zu nahe, das Zurückhalten aber verräth ein Mißtrauen in einem einzelnen Falle, das jedesmal dem, gegen den man es äußert, weh thun muß.

72.

Obſcurantismus und Geheimniß ſuchen
ern in Maskopey zu treten, und es gereicht
aher jeder Regierung zur Ehre, wenn ſie in
llem offen zu Werke geht, und ihre wenige
chtung fürs Geheime laut äußert. Sollte
icht der Titel Geheimer ꝛc. Rath in man-
hen Ländern darum ſo häufig ausgetheilt wer-
en, um das Publicum zu überzeugen, daß
er Staat das Wort Geheim nur pro for-
ma brauche?

Ueber militairiſchen Enthuſiasmus. *)

Daß der Enthuſiasmus eigentlich thieriſcher Natur ſey, erhellet aus den Symptomen, in denen er ſich beym großen Haufen äußert, wenn ſelbiger die bey ihm vorgegangene Sinnenaffektirung laut werden läßt. Bey den Thieren erhöht den ſinnlichen Eindruck ihr Inſtinkt, beym Menſchen thut es der Verſtand, durch deſſen unwillkührliche Darſtellungen von einem Objekt oder einer Abſicht das Herz dergeſtalt erwärmt wird, daß ohne weitere Neben- oder Rückſichten eine Anſpannung der Willenskräfte erfolgt, um dieſes Objekt oder dieſe Abſicht zu erlangen, oder einem andern zu ihrer Erlangung zu verhelfen.

Obgedachter Herzenserwärmung, die durch eine Vergnügensahnung und ein dunkles Kraft-

*) Dieſer Aufſatz war ſchon 1783 geſchrieben, und ich laß ihn nach vorgenommener beliebigſten Reviſion mit abdrucken zur Beſtätigung mancher meiner Aeußerungen über den Soldatendienſt.

gefühl verstärkt wird, sind alle Menschen fähig, wenn sie gleich dem größten Theil unbekannt, und von ihm unbenutzt bleibt, von einigen zwar bemerkt, aber durch Zeit-, Ort- und andre Umstände unterdrückt wird. Wer auf diese Antriebe des Vergnügens und der Kräfte nicht achtet, bleibt träg und gleichgültig in allem zurück, so wie der, der sie zu unbedachtsam aufreizt, verschnell oder tollkühn handeln, und dadurch, gleich dem Trägen, das Ziel nicht erreichen wird.

Einbildungskraft bringt diese Antriebe zum Ausbruch in Leidenschaft, ohne die es keine Schwärmerey, weder von der religiösen Gattung, Fanatismus genannt, noch von der eine profane Tendenz habenden, die Enthusiasmus heißt, giebt. Lezterer ist also nur im Objekt vom erstern unterschieden, und beyde beruhen übrigens auf dem Glauben an eine Sache, oder eine Person, ohne daß sie einen zurechtbeständigen Grund ihrer Ergreifung oder Anhänglichkeit anzugeben vermögen.

Liegen die Elemente des Enthusiasmus in allen Menschenseelen, so können sie, wie andre Anlagen, dergestalt ausgebildet werden, daß man sich in Enthusiasmus wird versetzen können, so oft man seiner bedarf: nur muß man

beym Unkultivirten sich an seine Sinne und Naturtriebe vorzüglich wenden, wenn man ihn für etwas enthusiasmiren will, weil bey seiner Ungewohnheit zu schnellem Nachdenken sein Entschluß sonst mehrentheils zu spät kommen möchte.

Jeder Enthusiasmus hat ein eignes Objekt, das ihn veranlaßt, beschäftiget und interessirt. Der militairische Geist, der mehr praktischer als theoretischer Natur ist, der sich weniger beym Prüfen des Erfundenen aufhält, um desto rascher zu seiner Anwendung zu kommen, hat zu seinem beynah einzigen Gegenstande den Krieg, in welchem er sich auf zweyerley Art äußert. Nach der erstern ergreift er das Herz aus Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des Krieges und der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Mittel, ihn siegreich zu enden, also aus Ueberzeugung von der guten Sache; in der andern bemächtigt er sich des Herzens aus Liebe und Zutrauen zu einer Person. Heerführer, die ihren Truppen diesen Glauben an ihre Persönlichkeit einzuflößen verstanden, haben daher von je her sie zu Unternehmungen und Duldungen vermocht, zu denen sie kein andrer jemals hätte bewegen können, und wohl dem Staat, der all seinen Bewohnern von Kindesbeinen an Enthusiasmus

für seine Erhaltung beyzubringen sucht, weil alsdann jeder die auch oft beschwerlichen Mittel, selbige zu befördern, muthig und willig anwenden wird, aus Glauben oder Ueberzeugung im Glück des Ganzen auch das Wohl seiner Einzelnheit zu finden.

Strafen, die der Gesetzesbuchstabe auf Unterlassungssünden legt, sind oft schlechte, oft sogar gefährliche Mittel zum Thun anzutreiben; selten heben sie, allein genommen, das Uebel, noch seltener ermuntern sie zum dauerhaften Guten; indessen sind sie so wenig ganz zu verbannen, wie die heroische Arzeneyen, ohne die mancher Kranke nicht geheilt wäre. Bisweilen reizt die Furcht vor dem Strafgesetz zur Tollkühnheit auf, ächtmilitairischen Enthusiasmus wird sie aber nie erzeugen, der, ob er gleich wahrer Glaubenszwang ist, doch ganz wie Freywilligkeit aussehen, und wo möglich auch seyn muß.

Wenn aber Gesetze und Strafen nicht vermögen, den so oft nothwendigen Enthusiasmus hervorzubringen, wenn sie, statt Furcht zu vertreiben, oft Furcht erregen, wodurch soll oder kann man denn in der jetzigen Lage der Dinge den Soldaten enthusiasmiren?

Seit der Zeit der stehenden Heere ist der Soldatenstand nicht mehr ein Stand des Menschen, der sich nur seiner Haut zu wehren und für sein Eigenthum zu kämpfen braucht, will man ihn also zur Erreichung seines zeitigen Stiftungszweckes bilden und anwenden, so muß die Kunst ihn zu etwas gewöhnen, das ihn jene seine Natur zum Theil vergessen macht, und muß mit dieser Gewöhnung so lange fortfahren, bis er zu glauben anfängt, diese künstliche Dressur gehöre zu seiner Natur.

In die Maschienerie unsrer Heere muß der Feldherr einen Organismus zu legen trachten, ohne den es ihm nicht leicht möglich werden wird, mit der großen Masse gleich große Effekte hervorzubringen. Belohnungen und Strafen verhindern bloß das Auseinanderfallen oder Steckenbleiben der Maschiene schon vor ihrem Gebrauch.

Diesen die Wirksamkeit befördernden Organismus zu erschaffen, bedarf es eines Mittels von nicht bloß körperlicher, sondern zugleich etwas geistiger Natur, unter denen das leichteste wohl eine Idee und das sie ausdrückende Wort seyn dürfte, in welches man durch Lehre und Beyspiel den Schöpfergeist zu legen, und sich seiner so zu versichern suchen

daß man nicht sein Ausbleiben zu befor-
ghe, wie oft beym kirchlichen Singen des
Creator Spiritus der Fall seyn mag. Ein
s Wort nun muß den Soldaten bey Tag
Nacht in den Ohren klingen, wie die
- und Wolken-Säule immer vor den Au-
er Israeliten herging. Kann der Zuruf
gewissen Tones schon in Thieren all ihre
ale und Kräfte erwecken und spannen,
den ein Wort, eine Idee minder wirken
Menschen, die nicht bloß Einbildungskraft
, sondern auch Verstand, wäre er auch
so sehr vernachlässigt? Ich berufe mich
den Eindruck, den auf ganz unsoldatische
auer einer militairischen Parade die Töne
mit Soldatengeist componirten Marsches
en: auch scheint mir die Anwendung des
mmel- und Trompeten-Schalles bey eini-
Evolutionen ꝛc. eine glückliche Erfindung,
so wenig ich auch Kenner oder großer Ver-
der Musik bin, kann ich ihr momentane
rücke nicht absprechen, daher ich denn
glaube, daß durch sie augenblicklicher En-
aesmus erregt, und der erregte geleitet und
ärkt werden könne.

Die Geschichte lehrt, daß es von jeher ein
es Wort gegeben hat. Die Wirkungen
s Schalles, so wie der Glaube an seine

Heiligkeit haben sich in den Zeiten des Ritterthums und des Zweykampfs vermehrt, und es erfordert eben kein großes Nachdenken um das, was bey zitterlichen Zweykämpfen so mächtig wirkte, auch für Schlachten anwendbar zu finden, die doch eigentlich Duelle im großen sind, nur mit dem Unterschiede, daß in diesen bisweilen Ein Unschuldiger leidet, in jenen aber jedesmal tausende von Unschuldigen für fremde Sünden büßen.

Das große Wort heißt Ehre. *)

Als ausgemacht glaub ich annehmen zu dürfen, daß es nur in Monarchien Soldaten mit Leib und Seele geben könne. Die Thaten der alten Republikaner und die Explosionen neuer

*) Der Verfasser weiß wohl, daß das Wort Ehre auch in einem höhern Sinn genommen werden kann, hier nehme man es aber nur in dem Sinn, den der große Hause sich dabey denkt, und der auch hinreicht, seine Pflichten daraus abzuleiten. Diese Ehre ist das Summum für die Sinnenwelt, der am äußern Beyfall gelegen ist, kann sich aber dem höchsten und reinsten Begrif von Ehre um so mehr nähern, als die Beyfallertheiler klügere und größre Menschen sind.

Quasidemocraten machen keine Ausnahme
dieser Regel. Zuförderst aber ist es noth-
ig, daß der Verstand des Monarchen den
en, so wie den adoptirten, ja selbst den
en Sinn des Wortes Ehre gefaßt, die
igkeit seines Einflusses anerkannt, und
beschlossen haben muß, dieses Wort
Herzen so einzuprägen, wie ihnen das
Gott gemeinhin eingetönt wird. Er-
der Regent, einen sophistischen Unter-
zu machen zwischen der Ehre des militai-
und des Civil-Staatsdieners so, daß
erstern gestattet, oder nachsieht, Din-
zunehmen, die sich vom Recht entfer-
und am letztern ernstlich bestraft werden
n, so wird der Civiltheil der Nation
nfangen zu zweifeln, ob der Regent
e, was eigentlich Ehre sey, und ob dem
ten die Ehre gebühre, die er fordert,
wird eine Uneinigkeit zwischen Solda-
nd Bürgern entspringen, die zu keines
ell gedeyhen kann. Es scheint mir da-
hon nachtheilig, wenn nicht der Fürst
sondern nur seine Staatsbeamte sich
ßten auf das Wörtchen Ehre verstehen;
es ist sonderbar, wie schnell es bey
Armee auskommt, welcher unter ih-
Anführern am besten auf Kriegsehre

zu halten weiß, und wie schnell dann auch alle an die Superiorität seiner Klugheit glauben, und sich dieser maschienenmäßig zum Gebrauch hingeben.

Hunger kennt indessen kein Gesetz und wird sich auch an den geweyhten Schaubrodten der Ehre vergreifen, wenn wider ihn nicht gehörige Anstalten getroffen werden. Brod muß daher der Soldat vor allen Dingen haben, und kurze, von den Franzosen auch in diesem Stück gemachte Ausnahmen stoßen diese Wahrheit nicht um, weil bey dieser Nation beynah alles per modum exaltationis betrieben wird. Brod und Ehre müssen sich wechselseitig unterstützen. Beym gemeinen Soldaten kann man das Brod auf eine unabänderliche Portion festsetzen, und so vielleicht auch die Ehre; wenn aber ersteres ihm jedesmal ungekürzt zu bestimmter Zeit gereicht werden muß, weil der mindeste Abzug seinen nothwendigen Nahrungsbedarf trifft und ihn leiblich schwächer macht, so darf dagegen seine Ehrenportion eben nicht so ganz genau abgewogen werden, wenn sie nur sichtbar bleibt, und ihm kein Anlaß gegeben wird, die Erreichung auch eines höhern Ehrenlohnes sich als unmöglich zu denken.

Beym Officier, der nicht bloß mit dem Leibe dient, sondern auch mit dem Geist, oder doch so dienen sollte, ist hinwegen eine Gradation und Fortschreitung der Brod- und Ehr-Portion nicht allein anwendbar, sondern auch nützlich und nothwendig. Schon seine Titelsteigerungen mehren seine Bedürfnisse, verbinden ihn, Geschäfte zu übernehmen, die sich nicht ohne einen gewissen Aufwand abmachen lassen, und die unterbleiben oder mißglücken würden, wenn man nicht der Stelle ein ihr eignes Ehrengewicht anhinge, b y dessen Verlust, oder auch nur bey seiner Verminderung der, welcher sie bekleidet, für ihre Funktionen zu leicht werden dürfte.

Auf solche Brod- und Ehren-Zulagen oder Verbesserungen muß besonders der Subalternofficier eine freye Aussicht haben, damit selbige, wie jeder schöne Naturprospekt, dem oft unangenehmen und beschwerlichen Standpunkt manches von seinem Unangenehmen und Lästigen benehme. Er muß, wenn er auch manche ihm bevorstehende Nebenereignisse als Krankheiten, Verkrüppelungen ꝛc. sieht, in dem Verdienst, das er sich einmal als Soldat erworben, Sicherheit erblicken gegen Mangel an Brod und Ehre.

Obgleich die Praxis des militairischen Enthusiasmus eigentlich ins Feld gehört, so würde doch der Staat sich selbst Schaden und Unrecht thun, wenn er während des Friedens sich um ihn nicht bekümmerte, ihn einschlafen und die Kohlen naß werden ließe, die im Kriege aufglühen sollen. Es ist also nothwendig, in Cadettenhäusern und Garnisonsschulen Bedacht darauf zu nehmen, daß die jungen Edelleute und die Soldatenkinder, diese hoffnungsvollste Kriegspapiniere, zum Kriegsenthusiasmus auch dadurch vorbereitet werden, daß man sie, ihrem Alter gemäß, über das Recht zum Kriege, über Ursachen ihn anzufangen, und über Mittel ihn zu führen ꝛc. auf eine Art belehre, die sie in der Folge begeistern kann, alle ihre Kräfte anzustrengen, die glückliche Beendigung des nothwendig gewordnen Krieges durch Erhebung ihres Muthes zu erringen. Auch darauf muß man sie aufmerksam machen, daß der Soldat im Felde zwischen Himmel und Erde allein steht, und sich auf nichts als auf sich selbst zu verlassen hat, daß mithin Einer für alle, und alle für Einen stehen müssen, daß er als Theil eines großen Ganzen Recht und Grund hat, sich für wichtig zu halten, aber dagegen auch Pflichten, diesem großen Ganzen keine Schan-

u machen. Man müßte so früh wie mög-
eine Unzertrennlichkeit zwischen den Wor-
Sieg und Ehre festzusetzen, und die
ächtlichkeit weichlicher Aeußerungen von
merzgefühlen zu zeigen suchen, weil aus
Besorgniß vor leztern oft die Furcht ent-
t, von der die Flucht seiten weit entfernt
Alle Spiele in diesen Unterrichts- und
ehungsstätten müßten eine kriegerische Ten-
bekommen, die Lehrbeyspiele aus der Na-
des Krieges und von den Thaten ältes
gsmänner hergenommen, und den Kna-
schon möglichst verständlich gemacht wer-
was das sagen will, die Beschützung sei-
Nebenmenschen zu übernehmen, und daß
der einmal übernommnen Verpflichtung da-
uch sein Leben aufzuopfern sich nicht scheuen
se.

Eine genaue, bedachtsame Analyse der
ur des Soldatenstandes würde häufig Ge-
heit geben, Geradheit, Offenheit, Zu-
en zu sich selbst und zu andern zu empfeh-
zum dreusten Anblick zu gewöhnen, der
Furcht austreibt, vielleicht gar nicht gestat
wenigstens nicht zu geschwind sichtbar wer-
läßt, und die Vortheile der Tugenden zu
en, die der Soldat seines Standes wegen
üglich cultiviren muß. Die Bewegungs-

gründe zur guten Lebensführung müßten so viel als möglich immer Bezug auf das Meisterwort Ehre haben, und Schande müßte schrecklicher wie jedes körperliche Leiden vorgestellet werden.

Es giebt Tugenden und Fehler, auf die man im bürgerlichen Leben bey weitem nicht so scharf sieht, oder zu sehen braucht, wie unter Soldaten. Habsucht z. B. macht sich zwar überall verächtlich oder gehässig, mit der Soldatenehre ist sie aber ganz unverträglich, und es muß daher alles, was auf sie Bezug hat, den jungen Kriegerseelen als schimpflich abgeschildert, und selbst der kleinste Keim davon aus ihnen ausgerottet werden. Man glaubt kaum, was in den Garnisonen für Niederträchtigkeiten durch sie begangen, wie oft im Kriege die Menschenleiden durch sie verdoppelt, und manche wichtige Pläne vereitelt werden. Frugalität ist dem Bürger minder nothwendig wie dem Soldaten, weil im Entbehrenkönnen eine Schutzwehr gegen die Weichlichkeit und die Wurzel und Nahrung des Stolzes liegt, der gewöhnlichen Muth zu der Entschlossenheit erhebt, lieber Brod und Leben als die Ehre zu verliehren.

Mich wundert es, daß der höchstkluge
ses nicht noch als elftes Gebotb befehlen
: du sollst herzhaft seyn, der ge-
brave Luther hätte uns dann sicher in der
wort auf die Frage: wie geschieht das?
ches gesagt, was besonders in Soldaten-
len getrieben werden müßte, in denen Faul-
und Feigherzigkeit mit unauslöschlicher
hande zu bezeichnen sind, Herzhaftigkeit
gen als eine Eigenschaft zu preisen und zu
igen ist, ohne die man den Nahmen
e n s ch zu führen nicht verdiene. In Mo-
vergreift sich keiner am fruchttragenden
baum, und in manchen Ländern wird das
ergeräth für so heilig gehalten, daß es oh-
Besorgniß vor Dieben oder Beschädigern
auf dem Felde liegen bleiben kann; sollte
denn nicht die Tapferkeit, die Pflicht, den
hwächern zu vertheidigen, die Schonung
Ueberwundnen und das Ehrgefühl eben so
allen einprägen lassen, daß es ihnen zur
pten Natur würde nicht allein nicht dage-
zu handeln, sondern auch diese Eigenschaf-
in jedem hochzuschätzen, bey dem man sie
räfe, und aus Vermuthung ähnlicher Ge-
nungen und Gefühle bey andern, sich zu
en, selbigen bey keiner Gelegenheit zu nahe
treten, oder ihnen wehe zu thun?

Im Verstande des Menschen liegt doch der wahre Adel; mit diesem muß das Wort Ehre so amalgamirt, und unter allen möglichen Gestalten in alle Zweige seiner Ausbildung so eingeflochten werden, daß in der Seele des Soldaten Verstand, Adel und Ehre ein nicht mehr scheidbares corinthisches Erz werden.

Theilt man den militairischen Enthusiasmus in den des Verstandes, und den der Einbildungskraft, so läßt sich ersterer mit des abgerichteten Falken ruhigem Planiren vor dem Stoß, zu desto sichrerem Ergreifen der Beute, letzterer mit dem Treiben der Parforcejagd vergleichen, bey der der Pikör auf nichts achtet, was ihn von der Bahn des Hitzschlaufes abbringen könnte.

Der Enthusiasmus des Verstandes ist im Kriege und Frieden brauchbar und nützlich, ja er verdient, allen Ständen zum Besten der Regierung empfohlen zu werden; der Enthusiasmus der Einbildungskraft fordert in Friedenszeiten manche Beschränkung, und ein Regent, der ihn künstlich antreiben, oder ihm den Zügel frey schießen lassen wollte, würde den Fehler derer begehen, die den meisten Dünger auf Gartenbeete verwenden, und die Ackerfelder nahrungslos lassen, hernach aber

chreyen und klagen, wenn es an Brodkorn ehlt.

Wohl dem Lande, in welchem der Soldatenenthusiasmus mit dem bürgerlichen Leben in Harmonie gebracht ist, einen Theil seiner Wärme dem lezteren mittheilt, und dadurch den Patriotismus befördert und allgemein macht, von dem Neigung und Eyfer für alles, was groß und schön ist, sich nicht trennen lassen. Wo Erziehung patriotisch gerichtet wird, da wird es der Gesetzgebung leicht werden, alle, selbst bis zum militairischen Enthusiasmus zu erheben, und glücklich müssen dann Krieg und Friede den Regenten machen, der Verstand und Willen gehabt hat, den Enthusiasmus und Patriotismus der Menge zum glücklichen Kriege und vortheilhaften Frieden zu benutzen.

Außer den angeführten halb und ganz geistigen Mitteln, den militairischen Enthusiasmus zu erregen und aufrecht zu erhalten, müssen auch noch andere kleinere in die Sinnen fallende zu seiner Beförderung nicht verläumt werden. Ihre Bestimmung gehört aber in die speciellen Kriegsreglements, bey deren Abfassung ich vorzüglich darauf zu sehen empfehle: daß in selbigen alles, was nur einigermaßen zur Geistpartie gehört, auf Ehre berechnet

und aus ihr erklärt, so wie auch wegen der höchst ernsthaften Natur des Krieges jede Spielerey verbannt, und bey Austheilung des Ehrenlohns alles, was zur Partheylichkeit Anlaß geben, oder ihrer nur verdächtig machen kann, aufs sorgfältigste vermieden werde.

rey Recenſionen

der

Gedanken und Meynungen

über

Manches im Dienſt

und

über andere Gegenſtände.

Zweyte vermehrte Ausgabe 1804.

it Bemerkungen vom Verfaſſer und ſeinem Freunde Kr.

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
55. Stück.
Den 6. April 1805.

Ohne Druckort.

Gedanken und Meynungen über Manches im Dienſt (auf dem zweyten Titel ſteht der Zuſatz: beſonders im Preuſſiſchen), und über andere Gegenſtände, von A. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1804. Octav S. 364.

Als Verfaſſer der angezeigten Schrift wird ein Mann, der eine der erſten Staatsbedienungen in einer groſſen Monarchie bekleidete, genannt; R. c. läßt es dahin geſtellt ſeyn, ob mit oder ohne Grund. (a) So viel ſcheint gewiß: der Verf. und ſeine zwey Freunde, denen er ſeine Gedanken und Aphorismen mittheilte, und deren Bemerkungen hier, mit B und C verſehen, abgedruckt erſcheinen, wa-

ren oder sind Geschäftsmänner aus der Justizcarriere im Preußischen Staat. In der Vorrede zur ersten Ausgabe von 1802, die dem Rec. nicht zu Gesichte gekommen, aber doch ein großes Publikum gefunden haben muß, sagt der Verf., die von des jetzt regierenden Königes von Preussen Maj. erlassenen zwey Cabinetsbefehle über Dienstgebrechen und deren Heilung, deren wir unten weiter gedenken werden, hätten ihn zur Sammlung seiner Gedanken über den Dienst vermocht.

Die Sache selbst ist für ganz Deutschland von dem wichtigsten Interesse. Alles das mannigfaltige Gute, was sich durch Staatsverwaltung beschaffen läßt, das noch weit zahlreichere Heer von Uebeln, was sie hervorbringen kann, hängt am Ende größten Theils von dem in der Dienerschaft herrschenden Geiste (1) ab. So von der Sache. Nun von den Personen. Der bey weitem größere Theil aller Personen, die Anspruch (2) auf einige Bildung in dem monarchischen Deutschlande machen, mit Ausnahme eines ganz kleinen Häufleins, sucht Dienst oder Dienstehre, Aemter oder Titel. Den Trieb zu einer bestimmten Beschäftigung abgerechnet, welcher mitwirkende Ursache bey einem Theil der Staatsdie-

seyn mag, zu dessen Befriedigung sie Dien-
suchen, so ist der Hauptbewegungsgrund
der größern Anzahl, selbst derjenigen, die
uptsächlich mit dem Kopfe, nicht hauptsäch-
mit den Händen, arbeiten, in Dienst zu
en und zu verharren, die Entnahme vom
enste, deren die Majorität der Dienstleute,
leben zu können, durchaus bedarf, und
selbst dem größern Theile der nicht sehr ve-
chtlichen Minorität, die zur Noth von ei-
en Mitteln zu subsistiren vermag, von un-
nein großem Gewichte bleibt. Das mag
r manchem Dienstherrn und noch mehreren
rnstmännern wirklich oder anscheinlich Ketze-
seyn, da unter den ersten einige von fort-
ehten schuldigen Aufopferungen ohne Ver-
tung träumen, unter den andern manche ei-
grenzenlose Hingebung und Devotion, oh-
alle Rücksicht auf pecuniäre Vortheile,
cheln mögen; allein es wird darum nicht
nder feste Wahrheit für denjenigen seyn, der
Menschen in Masse betrachtet, den grossen
ufen nimmt, wie er wirklich ist, und über-
upt nur nach der Vertheilung des Eigen-
ms in Deutschland seyn kann. Gedachter
uptbewegungsgrund zum Dienst schließt kei-
weges manche andere Triebfedern aus, die
nderbar gemischt erscheinen. Einzelne ed-

le, heroische Seelen werden vornehmlich des Guten wegen, das sie im Dienste stiften, darin verharren, andere aus Herrschsucht, aus Eitelkeit, aus einer unruhigen Thätigkeit, die in sich selbst keine Beschäftigung findet, sondern sie in einem blinden chaotischen Treiben, wäre es auch nur in dem kleinen Kamaschendienste, sucht. Ja in dem Geiste einer unverdorbenen Dienerschaft, in Staaten, wo man sie nicht zu schlecht besoldet, sie liberal behandelt, vornehmlich aber da, wo man dem einzelnen Diener einen nicht zu beschränkten Raum zum Wirken verstattet, wird sich bey einer nicht kleinen, sonst nicht zu den ungewöhnlichen Menschen gehörigen, Classe eine Affection für das Fach, dem sie vorstehen, bilden: eine Affection, ohne die der Dienst nicht gut gehen kann, die aber, als ein geistigeres Wesen, sich weder erkaufen, noch viel weniger erzwingen läßt. Alle diese Beweggründe zum Handeln im Dienst müssen den Ersten der Erde stets gegenwärtig seyn. Allgemeine und individuelle Menschenkenntniß ist das Wichtigste, was den Göttern der Welt Noth thut. Sie müssen die geistigen Bewegungsgründe im Dienst eifrigst zu heben suchen, damit die materiellen nicht gar zu sehr das Uebergewicht erhalten. In Rücksicht der letztern darf man

aber

aber nie vergessen, wie geringe die Anzahl de-
rer in Deutschland ist, die von eigenen Mit-
teln subsistiren können; daß die meisten Ne-
benerwerbe mit dem Dienst ganz unverträglich
sind; daß wir nicht mehr in alten Republiken
leben, wo nur Reiche Aemter ohne Emolumen-
te, ja mit den beträchtlichsten Ausgaben, ver-
walteten, bald aber darauf verfielen, sich die-
se Ausgaben zehnfach, durch das Aussaugen
von Provinzen und Unterthanen, ersetzen zu
lassen; daß man es selbst in einem auszeich-
nend weise verwalteten Freystaat der neuern
Zeit, in Hamburg, in unsern Tagen noth-
wendig fand, den Rathsgliedern Zulagen zu
ertheilen. Alle diese und noch weit mehrere,
das Geistige und das Materielle beziehende,
Betrachtungen, sollte man stets gegenwärtig ha-
ben, wenn vom Dienste die Rede ist. Es ist
aber im Ganzen bis jetzt wenig, was von
wahrem Beobachtungsblicke zeugt, über den
höhern Civildienst geschrieben. Da jedoch in
der vorliegenden Schrift ein sehr eigenthümli-
cher Geist herrscht, so mag diese Seltenheit ei-
ne lange Anzeige entschuldigen. Von den an-
geführten, hier abgedruckten, Preussischen Ca-
binetsbefehlen ist der erste, der gleich nach dem
Regierungsantritt des jetzigen Königes am 23.
November 1797 erschien, durch die Zeitun-

Departements ließe ſich aber wohl ſehr vermindern, wenn den oberſten Behörden nur das Recht der Ober-Aufſicht, die Befugniß, den nöthigen Stoß zu geben, ertheilt, ihnen jedoch die tägliche Beſchäftigung mit dem kleinen Geſchäftsgange abgenommen würde. (9) Zu einer weitern Entwickelung der Gedanken fehlt es hier an Raum; aber die Einrichtung wäre ſicher nicht allein in Hinſicht der Veranlaſſung der Erwähnung, ſondern in allen Beziehungen von der äuſſerſten Wichtigkeit. Die erſten Staatsbedienten gewännen aufs beträchtlichſte an Zeit, die ſie nicht auf Geſchäfte, die ihrer unwürdig ſind, zu verwenden brauchten, und der Blick liefe nicht Gefahr, zu ſehr zerſtreut oder beengt zu werden. Unſer Verf. nimmt es etwas illiberal mit dem Gehalte, indem er vorſchlägt, bey Geſundheitsreiſen Abzüge von demſelben zu machen. B. denkt hierüber viel billiger und richtiger. Der Wichtigkeit der Beſtimmung anſtändiger Penſionen, nach dem Verhältniß der Dienſtjahre, finden wir nicht gedacht, die doch in der Oeſtreichſchen Monarchie, wenn Rec. nicht irrt, geſetzmäſſig eingeführt iſt. In allen Rückſichten iſt eine ſolche Beſtimmung nach einem liberalen Maaſſtabe höchſt heilſam. Sie bietet das einzige Mittel dar, ohne harte Bedrückung des Einzelnen un-

taugliche Staatsdiener vom Amte zu entfernen, (10) vermindert den Druck der Willkühr der Despotie beträchtlich, und hält die Willkühr der Bureaucratie in Schranken. Nächst der Festsetzung angemessener Besoldungen wäre die liberale Bestimmung eines Pensions-Etats das Erheblichste, was sich zum Besten des Staats und des Dienstes thun ließe. (i) Ein Regiment Truppen weniger, was weder einen großen, noch einen kleinen Staat schützen kann, würde hinreichen, die fehlenden Summen darzubieten. Das wären wohl die zwey wichtigsten Puncte, die sich durch allgemeine Reglements festsetzen ließen; allein das Erste, was keine Reglements zu bewirken vermögen, bleibt immer dieses: daß die rechten Männer auf den rechten Stellen stehen, (11) daß Menschen von sehr ausgezeichnetem Kopfe und Charakter schnell vorwärts kommen, nicht Nepotism, Favoritism oder Anciennetät alle edle und nothwendige Emulation ersticke. Sehr wahr sagt der Verf., daß das Genie zum Dirigiren das seltenste sey, und ein jedes Collegium sich an einem Viertel seiner Köpfe genügen könne, wenn der Präsident selbst einer ist; daher auch kein bloßer Routinier, wegen des Pedantismus der Routine, jemahls Präsident werden müsse. Treffend heißt es, daß ein jedes Cor-

pus mysticum Gefahr laufe, ein Caput mortuum zu werden, wenn es nicht ein collegialischer Geist belebe, der in der Conversation, durch Reibung der Talente, erzeugt würde. (Wie viel kann nicht Geselligkeit für den Geist seyn, und wie wenig ist sie das meistens!) Eben so richtig wird Mannigfaltigkeit, Abwechslung der Beschäftigungen, gefordert, damit der Blick nicht stumpf oder ganz einseitig werde. (Hieraus folgt schon von selbst, daß wenigstens wichtige Staatsdiener keine mit überhäuften Geschäften beladene Lastthiere seyn müssen. Denken und Lesen, Erhohlungen, die zu irgend einer Art nützlicher Gedanken führen, sind für sie unentbehrlich.) Gegen die zu häufigen Sessionen der Collegien wird mit Recht geeifert. Mehr als drey Sessionen wöchentlich dürfe kein Collegium haben, sagt der Verf.; aber die Zeit darin müsse gehörig angewendet werden. S. 51 heißt es: „Streitet es nicht wider alle Natur der Gerechtigkeit, vor der kein Ansehen der Person gelten soll, wenn es in manchen Justiz-Dicasterien eine adliche und eine bürgerliche Bank gibt, wo der Letzte der erstern den Aeltesten der letztern vom Versitz ausschließt? Dienen solche Unterschiede nicht zur Verlängerung der Spalte zwischen Staatsbürgern, an deren Vereinigung doch der Zeitgeist

so offenbar und so eifrig arbeitet, daß sie endlich doch wird gelingen müssen, und deren einst gewiß Alle froh seyn werden.“ Gegen die nicht durchaus nothwendige Vermehrung des Dienstpersonals wird sehr geeifert, und, nach des Rec. Urtheile, mit großem Recht. Es ist bey Vervielfältigung der Geschäfte diese Vermehrung hier und da unumgänglich; allein es erfordert die reifste Berathung, ob neu anzustellende Behörden, Controllen, Vermehrung des Personals, des Aufwandes von Zeit und Kosten, den sie veranlassen, werth sind. Die möglichst größte Controlle sichert nie hinlänglich, und eine große Verfeinerung derselben ist dem Staat höchst selten das werth, was er dafür bezahlen muß. Eben so wird S. 148 sehr wahr gegen unnütze Thätigkeit der Obern gesprochen, die ihre Untergeordneten in zwecklose Arbeit setzen. Die Mittelstraße (12) zwischen Indolenz und unruhiger Thätigkeit, die auf das Kleine verfällt, ist wohl die einzige, die zum rechten Ziele führt. Von den Conduiten-Listen verspricht sich der Verfasser A. große Vortheile; C. macht aber, unsers Bedünkens nach, sehr erhebliche Einwendungen dagegen. Es ist eine schulmäßige Controlle an sich, die das Gefühl des edeln, hochherzigen Mannes empört, gerade die Zahl der-

jenigen, die allein recht viel Gutes im Staate ausrichtet, die der Staat nicht kaufen, nicht bezahlen kann, und deren Empfindungen die größte Schonung verdienen. Es ist ferner eine Controlle, die den größten Mißbräuchen ausgesetzt bleibt, aus menschlicher Schwäche, aus bösen Absichten des Einsenders, aus dem Eindrucke, den sie bey dem Empfänger oft zurücklassen wird, auch alsdann noch, wenn das Subject sich gebessert hat: denn wie leicht haftet nicht ein nachtheiliger Eindruck bey den Großen, die nicht Zeit haben, diese Eindrücke einer vergleichenden Prüfung zu unterwerfen. Alles das Gute endlich, was die Conduiten-Listen etwa schaffen können, läßt sich auf einem gar nicht gefährlichen Wege erreichen. Der Präsident eines Collegii ermahne den Fehlenden, und wenn die Ermahnung nicht hilft, so zeige er den Fehlenden der höhern Behörde an. (k) Vom Tabellenwesen heißt es: „Meine Abneigung gegen die Tabellenlegionen, die den Preußischen Dienst öfter erschweren, als sie ihm nutzen, hält mich nicht ab, das Tabellenwesen dennoch für eine Dienstnothwendigkeit zu halten.“ Es wird hernach Manches über die gute Seite, und Manches über die groben Irrthümer, die in den statistischen Angaben bey den Tabellen zum Grunde liegen,

und einige Arten ganz unbrauchbar machen, gesagt. So viel ist wohl gewiß, in einigen Fächern sind Tabellen Krücken, die nicht zu entbehren stehen; aber da sie in einzelnen materiellen Sachen nicht einmahl richtige Approximationen gewähren, in Dingen geistiger Art vollends nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen sind: so bleibt eine Einschränkung des Tabellengeistes wünschenswerth, damit nicht ein sehr nachtheiliger Irrgeist aus ihm hervorgehe. Daß man nicht zu viel aus einer Tabelle muß schließen wollen, davon mag das Beyspiel einer tabellarischen Einrichtung, die offenbar höchst nützlich und wichtig ist — die Tabellen über gelieferte Arbeiten in den Justiz-Collegien — angeführt werden. Hier findet sich das Requisitum, daß die Tabellen Verzeichnisse von gefertigten Arbeiten einer Art enthalten, viel mehr, als in andern Dienstfächern, und doch welche Verschiedenheit, wenn man bloß sich auch auf Civil-Sachen beschränkt! Die kleinere Zahl von Arbeiten wird schwere, verwickelte, weitläufige Sachen enthalten, die größere, leichtere. Eine Gleichheit in der Distribution der Arbeiten kann der Präsident nicht beschaffen. Er muß die Köpfe nehmen nach der Verschiedenheit, wie sie Gott schuf. Der eine Rath kann herrlich zum Aufräumen zu

gebrauchen seyn, in Sachen, die keinen ausserordentlichen Scharfblick erfordern; der andere in Fällen, welche diesen durchaus erheischen. Der letzte wird auf seine Arbeit gewöhnlich viel mehr Zeit, als der erste, verwenden müssen, ohne sich des, freylich für einen Geschäftsmann großen, Fehlers, nur lauter geleckte, des Drucks völlig würdige, Arbeiten liefern zu wollen, schuldig zu machen. In der Zahl der Relationen muß also letzterer dem erstern weit nachstehen. Beide Gattungen von Köpfen sind wohl für ein Collegium gleich wichtig, wenn schon die erstere Art sich am leichtesten finden werden. Ja, es kann ein Mann dritter Art, welcher selbst weder Multa, noch Multum liefert, dem Collegio als Votant ein höchst wichtiger und nützlicher Mann seyn. Auf der Parade ist es sehr gut möglich, eine gewisse Gleichförmigkeit zu erzwingen; aber die Vorsehung spottet aller Despoten, welche dieses auch im Geistigen thun wollen. Alle guten Eigenschaften finden sich nicht in Einem Menschen vereinigt, und in dem Dienst, wo man des großen Haufens bedarf, dürfen die Forderungen nicht zu hoch gespannt werden. Pflichteifer und Amtstreue sind unerläßige Bedingnisse, aber von Seiten des Kopfes wird man schon zufrieden seyn müssen, wenn er, von Einer Seite he-

betrachtet, etwas recht Nützliches leistet, und höhere Forderungen für die kleinere Zahl in höhern Aemtern aufsparen. S. 150 äussert C. den schon mehrmals vom Rec. gehegten Gedanken, dass durch eine unabhängige Justiz-Hierarchie eine bedeutende Gefahr für das Publicum entstehe, ob nähmlich jene ihrer Pflicht genau nachleben, und sich keinen Unfug erlauben werde. C. weiß nur zwey Mittel dagegen, Rechtspflege bey offnen Thüren, oder Bestellung eines Fiscals zur Sicherheit des Publicums. Rec. glaubt, daß, unbeschadet der nothwendigen Unabhängigkeit der Justiz in Justizsachen, doch auf andere Weise der Gefahr bedeutend vorgebeugt werden könne, vermag aber seine Gedanken hier nicht zu entwickeln, freuet sich jedoch, die Sache von einem einsichtsvollen Justizmanne selbst zur Sprache gebracht zu sehen, da der große Haufen der Menschen zu leicht vergißt, daß Menschen allenthalben Menschen sind und bleiben. Der Monarchie zeigt sich der Verf. durchaus ergeben, sagt aber S. 327, „das Gefährlichste bey der Monarchie ist ihre gewöhnlich weiche Seite für die rechtswidrigste Aristocratie, von der sie leicht gemißbraucht wird." Man findet in einer Stelle angeführt, daß Friedrich der Große durchaus keine längere Berichte, als von Einer

Seite, habe annehmen wollen. So äuſſerſt wichtig es bleibt, überhaupt, und beſonders denen, die mit den Erſten der Erde zu thun haben, die gröſte Kürze in den Aufſätzen zu empfehlen, da jene bekanntlich das Blatt nicht umſchlagen mögen, ſo widrig einem jeden hellen Geſchäftskopfe auch mit Recht die Arbeiten ſeyn werden, in welchen der Concipient ſich durch eine nur etwas unnöthige Ausführlichkeit hat zeigen wollen, Arbeiten, an denen nur ſolche Männer Gefallen finden, die, ohne Rückſicht auf die Sache, Geſchäftsheu wie Marcipan eſſen: ſo wird doch unſer Verf. die Unmöglichkeit gewiß auf das vollkommenſte eingeſtehen, daß in ſehr wichtigen Angelegenheiten nicht das Nothwendigſte auf Eine Seite zu bringen ſteht, ſondern umgeſchlagen werden muß. Eines im vorliegenden Buche vorkommenden Seitenhiebes gegen den Hofdienſt finden wir uns veranlaßt, noch zu gedenken, weil die Sache von den wenigſten Schriftſtellern gehörig erwogen zu ſeyn ſcheint. Was der Hofdienſt als Dienſt iſt, weiß ein Jeder, aber es bleibt wichtig für alle Staaten, beträchtliche Gutsbeſitzer und Reiche, deren Neigung auf das Stadtleben gerichtet iſt, und deren Neigungen oder Fähigkeiten ſie nicht zu andern Dienſtlaufbahnen treibt oder tauglich macht, an den Staat durch Stel-

len, die ein gewisses Ansehen geben, zu fesseln. Ein beträchtlicher Eigenthümer verdient Rücksichten, aber nie solche Rücksichten, wodurch die Staatsverwaltung leidet. Bey Besetzung von eigentlichen Staatsämtern muß Fähigkeit, nicht Reichthum, entscheiden; allein man lasse ja dem Reichthum unschädliche Auszeichnungen, damit er nicht noch mehr veranlaßt werde, sich zu Aemtern zu drängen, zu denen er keine Neigung oder keine Fähigkeit hat. (13)

Die erste Hälfte des angezeigten Buches bezieht sich eigentlich nur auf den Dienst. Diese ist es, die viele Gedanken mittheilt und erweckt. Die andere Hälfte beschäftigt sich mit Aphorismen über mannigfaltige Gegenstände. Wir sind über die in der ersten Hälfte enthaltenen Ideen so weitläufig gewesen; um desto kürzer müssen wir über die Manier des Vortrags seyn. Auf die Manier des Verf. A. scheint Lichtenberg's Nachlaß (m) einen großen Einfluß gewonnen zu haben. Wir bedauern, daß ein sehr geistreicher Kopf einen andern sehr denkenden Kopf vielfältig zu gesuchten Vergleichungen verleitete: eine Manier, die wir nicht witzig nennen können, weil ihr das erste Erforderniß des wahren Witzes, das Ungezwungene, fehlt, und man nicht selten in diesen Vergleichungen das leicht faßliche Treffende vermißt. Vielleicht

Hat auch schon Hippel's Styl, dessen pietistische Verzierungen aber ganz abgerechnet, auf unsern Verf. gewirkt, der in der Vorrede Hippel'n einen Mann von vielem Verstande und vieljähriger Erfahrung über die rechte und linke Seite des Dienstes nennt. Mag man über die Manier des Verf. denken, wie man will, seinen Grundsätzen mehr oder weniger Zustimmung ertheilen, so wird man ihm doch wohl einstimmig das Zeugniß, daß er ein geistreicher, beobachtender und denkender Kopf sey, nicht versagen.

Bemerkungen zu N. 55. der Göttingſchen gelehrten Anzeigen von 1805.

(a)

Sollte es nicht höchſtlöblich und auch nützlich ſeyn, wenn bey der Critik einer Schrift nie auf die Perſonalität des Verfaſſers Rückſicht genommen, ſondern immer nur ad rem gegangen würde? Ich glaube ein gewiſſes viel gelobtes Werk wäre gründlicher beurtheilt, und für den Dienſt weit mehr benutzt worden, wenn man nicht gleich Anfangs erfahren hätte, daß es aus den Händen eines Staatsminiſters hervorgegangen ſey. S.

(1)

Und wovon hängt denn dieſer Geiſt ab? Zunächſt geht er vom Thron aus. Unter Friedrich II. herrſchte ein Geiſt des Fleißes und der Treue in allen Dienſtclaſſen, und wenn man etwas vermißte, ſo war es der edle

Schwung über den passiven Gehorsam hinaus zu gegründeten Einwendungen und Vorstellungen gegen manche von dem großen Monarchen unmittelbar ergangene, bisweilen unzweckmäßige Befehle. Wiewohl es auch an diesem Schwunge nicht ganz gebrach, wie das Benehmen des Ministers von Münchhausen und von Zedlitz bezeugt. Unter seinem Nachfolger riß mehr und mehr das Verderben ein, das Dienstwesen als pures Gewerbe zu betrachten, und da die Rückkehr vom Bösen zum Guten viel schwerer ist, als der Uebergang zum Bösen, so darf man sich wohl freuen, schon so viel unter der jetzigen Regierung darin verbessert zu sehen, als man doch schon wirklich findet. Die musterhafte Führung der Chefministers und Präsidenten der verschiedenen Dienstbehörden ist es nächst dem, wovon der Dienstgeist ihrer Untergebenen abhängt. Ferner hängt er ab von der Sorgfalt, bey Besetzung der Stellen jeden abzuweisen, von dem sich schon mit Gewißheit vorher sagen läßt, daß er nichts tauge. Kr.

(2)

Ja wohl Anspruch machen auf Bildung, oder auch wirklich haben, was man Bildung nennt, und was ich wohl definirt zu

ſehen wünſchte? denn was ſonſt von ſens, richtige Urtheilskraft, ſcharfe Auffaſſung deſſen, worauf es in jeder Sache ankommt, und wahre Klugheit und Einſicht überhaupt anlangt, ſo iſt die Zahl der Amtloſen, die daran den Haufen übertrifft, wohl größer, als dieſe leztern meynen. Kr.

(b)

Und doch iſt nur Einer von uns dreyen wirklicher Juriſt. S.

(3)

Die Auflöſung des Räthſels, wie Dienſtgeiſt unter die Officianten zu bringen ſey, möchte wohl, vorausgeſetzt das ad 1. geſagte, auf folgende zwey Stücke hinauslaufen: erſtens auf die liberalſte und amicalſte Behandlung der Officianten in allem, was nicht zum Dienſt gehört, und zweytens auf Rigorismus in allem, was ganz eigentlich Dienſtſachen ſind; aber NB. auf einen Rigorismus, der nicht in willkührlichem Schelten, Drohen, Strafen, ſondern der in unabbittlicher Vollziehung ſolcher die Dienſtführung betreffenden Zucht- und Straf-Regeln beſteht, die den Officianten vorher bekannt ſind, und von ihnen ſelbſt als nüzlich und nöthig gebilligt werden

müssen; ja über deren Anwendung in jedem einzelnen Fall, wenn solcher nicht schon für sich klar ist, das Collegium selbst per plurima entscheiden mag. Die Maxime, die fast schon überall angenommen ist in Ansehung der Terminstrafen, in Hinsicht auf offenbaren Unfleiß ließe sich auch wohl ausdehnen auf offenbare Fahrläßigkeit, oder handgreiflichen Mangel an Sorgfalt und Treue. Kann jemand bis zum eignen Geständniß klar überwiesen werden, daß er die Akten nicht gehörig nachgesehen, oder bey Untersuchungen wesentliche Punkte, sey es überhüpft, sey es zu flüchtig behandelt, und so nach eine für den Zweck, wozu sie bestimmt ist, unbrauchbare Arbeit, nicht aus Unvermögen, sondern aus Leichtsinn, Bequemlichkeit, Zerstreuung gemacht habe, so gebührt ihm dafür auch wohl eine Strafe, deren Natur ich gleich jetzt nicht zu bestimmen weiß. Bloß auf solchen Unfleiß und solche Unzuverläßigkeit, versteht sich, kann der Rigorismus gehen. Wahre Treulosigkeit, nehmlich Partheylichkeit ꝛc. haben ihre anderweitige Remedia. Ueber die Unterscheidung zwischen der liberalsten Behandlung der Officianten in Hinsicht auf alles, was gar nicht zum Dienst gehört, und dem Rigorismus in Dienstsachen, ferner über die Art, wie dieser

Rigorismus zu handhaben ſey, damit er den Dienſtgeiſt befördere, nicht tödte (nehmlich die Geſchäfte nicht bloß zu operibus operatis mache), und endlich über die genaue Beſtimmung derjenigen Dienſtſünden, auf deren Rüge und Ahndung allein eigentlich der Rigorismus gerichtet ſeyn müſſe, ließe ſich dem vom S. bereits geſagten noch manches beyfügen (auf die Ermunterung meines Freundes, hier einiges zu ſagen, fiel mir aber ein, was Luc. 16, 27 — 31. geſchrieben ſteht). Dann aber hängt meines Erachtens doch die Beförderung des wahren Dienſtgeiſtes allerdings noch drittens davon ab, daß jeder Dienſtmann, der wirklich mehr leiſtet, als er von Amtswegen eigentlich ſchuldig iſt, für dies ſein Verdienſt nach Maaßgabe deſſelben eine gerechte Belohnung erhalte, daß aber auch Niemand anders, als zufolge ſeines wirklichen Verdienſtes, belohnt werde. Ungerechte Belohnungen tödten den Dienſtgeiſt wohl eben ſo ſehr als ungerechte Rügen und Ahndungen. Kr. ſiehe N. bb.

(c)

Das ſcheint mir eine harte Rede, denn da alles Streben aller Künſte auf das Simpliſiciren ausgeht, und ſie von Glück ſagen,

wenn es ihnen gelingt; warum sollt es allein bey der Regierung nicht anwendbar seyn? Worüber hört man die zum thätigen Gehorsam verpflichtete Parthey mehr klagen, als über Mangel an Einfachheit? Und läßt sich Einfachheit anders erreichen, als durch die Stärke der Hauptfeder, und leztre sich anders anwenden, als durch gehörig strenge Spannung? Es ist etwas ganz anderes auf Umstände sehen, als sich nach Umständen richten. Dem Dienstmann altioris indaginis muß man Herrschaft über die Umstände gestatten, und aus dieser folgt ganz natürlich der Rigorismus, von dem der Dienst sich nicht befreyen läßt, wenn man ihn nicht der Licenz preiß geben will. Rigorismus ist die Blüthe der Gerechtigkeit, die nur dann keine Frucht trägt, wenn der Lordoberrichter ein unverständiger Gärtner ist. S. Vollends ist er in Hinsicht auf das Benehmen aller untern Finanz- und Policeyey-Officianten ein unaussprechlich wichtiger Punkt. Hier ist eine Ilias von Leiden und Plagen. Kr.

(4)

Furcht vor Willkühr tödtet allen Geist, aber Furcht vor Uebertretung von Gesetzen oder Regeln, die man selbst billiget,

t nichts anderes als Gewissenhaftig-
eit, und die sollte in Dingen geistiger Art
ichts Gutes hervorbringen? Wo soll denn
as Geistige Gute anders herkommen, als
us Gewissenhaftigkeit? Den Gerechten ist
ein Gesetz gegeben. Ist Willkühr der Obern
Behandlung der Untergebnen ausgeschlossen,
hat der gewissenhafte, treue, fleißige Dienst-
ann nichts zu fürchten, wohl aber wird er
ch freuen, daß andre, die sich an die Stim-
e in ihrem Innern, was Dienstpflicht be-
ifft, nicht kehren, wenigstens von Außen et-
as dieser Stimme ähnliches vernehmen. Kr.

(d)

Wo das Fahr- und Reitwesen der Post
om Wegewesen unterschieden ist, und seine
innahme nur pro forma zur höchst nothwen-
igen, und landeswohlbefördernden Verbesse-
ung des leztern beyträgt, da wird ihr wohl
der, der ihr Verfahren nur ansieht, und
och mehr der, der dadurch an Leib und Gü-
ern leiden muß, die strenaste militairische
Behandlung als wohlverdient wünschen, zu-
al sie für keine andre Receptivität zu haben
cheint, und es noch unausgemacht ist, ob die
Postknechte den Geist der Postherren gebil-

det, oder lezte den Sinn der erstern verbildet haben. S.

(5)

Unter denen ad (3) und (4) angegebnen Bestimmungen ist doch wohl begreiflich, wie Strafgesetze ein Hauptmotiv zu Fleiß- und Treue, oder vielmehr zu Vermeidung von Unfleiß und Untreue, selbst in geistigen Handlungen, für den Gebildeten, aber leichtsinnigen, genußsüchtigen, ungewissenhaften Menschen werden können, zumal wenn es darum gilt, ihm den Wahn zu benehmen, als dürfe er sein Amt wie eine Pfründe ansehen. Den rechtschaffnen Dienstmann gehen die Strafgesetze nichts an, vorausgesetzt, daß in ihrer Anwendung alle Willkühr ausgeschlossen ist, und dem Dienstmann, der mehr leistet, als er schuldig ist, muß es lieb seyn, daß eben durch solche Gesetze die Grenze zwischen Schuldigkeit und Verdienst, nach welchem lezterm er strebt, desto klarer vor jedermanns Augen gestellt wird. Kr.

(6)

Wenzel war aus ganz andern Ursachen ein schlechter Kayser, als weil er den Scharfrichter zum Gevatter und Begleiter hatte, und

und der rasende Misbrauch des Rigorismus unter der brutalen Schreckensregierung in Frankreich ist kein hinlängliches Argument zur Abstellung des vernünftigen Rigorismus, denn Strenge und Vernunft sind keinesweges unverträglich. S.

(f)

Gesetzt der Rigorismus erzeuge nicht den Geist des Nachdenkens und der Rechtschaffenheit, thut er nicht dem Menschengeschlecht schon Dienste genug, wenn er die, denen es an beyden nicht fehlt, abhält, bösen Exempeln zu folgen, wenn er die nicht reichlich damit begabten nöthiget, sich darauf zu legen, oder ihre Unvermögenheit so viel möglich nicht sichtbar werden zu lassen? Ueberhaupt glaub ich über diese Materie mehr in Worten als in Werken vom Recensenten verschieden zu seyn. S.

(6)

Die gute Landesverfassung, aus welcher eine solche liberale Behandlung der Staatsdienerschaft folgt, ist dann die eigentliche Quelle des herrschenden guten Dienstgeistes! wiewohl auch über die Frage, ob wirklich ein solcher guter Dienstgeist existire? keinesweges das Officiantenpersonale, oder die obern Dirigenten

desselben, sondern das liebe Publicum zu vernehmen ist. Jenes Personale, wenn ihm wohl ist, glaubt leicht, auch dem Publico sey eben so wohl. Ja selbst bey aller Rechtlichkeit und geradem Blick, womit die Officianten ihr Amt verwalten, ist es noch immer Frage, ob die ganze Form der Amtsverwaltung, wie behaglich sie auch für die Officianten seyn mag, dem wesentlichen Zweck, der dadurch für das Publicum erreicht werden soll, angemessen sey? Wer kann an der hohen Rechtlichkeit der englischen Justizmänner zweifeln? Wie sich aber das Publicum zum Theil dabey befinde, kann man nicht ohne große Befremdung im Colghoun lesen; und gleichwohl wird von Seiten jener Justizmänner nicht das geringste zu besserer Erreichung des Zwecks aller Rechtspflege für das Publicum in Vorschlag gebracht. Kr.

(g)

Wird ein solcher Titularrang wohl dem Uebel abhelfen? Wird der gleichbetitelte Officiant nicht immer über erstern die Nase rümpfen? Titel von Hofchargen dürften noch das beste seyn, weil man gewohnt ist, nichts Reelles dabey zu denken, mithin keiner darüber streitet. S.

(7)

Nach welchem Princip sollen die Besol-
ungen der Officianten regulirt werden? Es
ist nichts zu sagen: die Besoldungen müssen
cht zu groß auch nicht zu klein seyn, denn
e groß ist zu groß? Und nicht viel besser
s, wenn man sagt, die Besoldungen müssen
den Preisen der Dinge und b) gewisserma-
n den Sitten der Zeit angemessen seyn, und
ues a) lasse sich ziemlich darnach ausmitteln,
e die Preise der Dinge waren, als man die
esoldungen zuerst festsetzte, und in Ansehung
s b) habe der Staat eben so wenig auf lä-
rliche Forderungen seiner Dienerschaft zu
ten, als er daran denken dürfe, neue
partaner schaffen zu wollen. Denn was den
sten Punkt betrift, so frägt es sich, ob
nn die zuerst festgesetzten Besoldungen rich-
festgesetzt waren, und ob die dafür zu lei-
nde Dienstarbeit auch noch jetzt denselben
erth habe, den sie damals hatte, oder über-
upt noch jetzt der Quantität und Qualität
ch dieselbe sey, die sie damals war? Was
B. so manchem Oxfordschen Professor statu-
mäßig von amtswegen zu thun obliegt, hat
n Werth jetzt nicht mehr, den es zu der Zeit
tte, als die Besoldung dafür festgesetzt ward.

Und während so manche Amtsverrichtungen unter eine vermehrte Anzahl von Dienstmännern für jeden Einzelnen, theils vereinfacht, theils vermindert sind, haben die Arbeiten der Prediger im Preußischen durch die ihnen auferlegte Anfertigung so vieler Tabellen, so wie die Arbeiten der ländlichen und städtschen Schullehrer der Quantität und Qualität nach zugenommen. Und was jene zweyte Regel betrifft, welcher praktische Gebrauch kann davon gemacht werden? Welche Forderungen sind denn lächerlich? Oder werden dafür erkannt, wenn sie auf langem Herkommen beruhen? Z. B. die Forderungen der hohen Geistlichkeit im vormaligen und jetzigen Frankreich und in England, und die Zumuthungen von Inhabern der Pfarrstellen, daß ihre Vicare für die einzig von diesen dem Publico zu gut kommende Arbeit sich mit spartanischer Kost begnügen sollen, damit jene schwelgen können.

Ich sehe kein anderes Princip, nach welchem sich der Staat in Ansehung der Dienstgehalte seiner Officianten richten kann, als eben dasjenige, nach welchem sich jeder Privatmann, z. B. ein Negociant in Ansehung der Gehalte seiner Comptoirbedienten, oder eine Privatgesellschaft, wie z. B. die Kaufmannszunft in

Ver

Bestimmung des Gehaltes ihres Syndici u. s. w. richtet. Das Princip ist sehr einfach, a) man bestimmt nehmlich die Erfordernisse des Dieners nach Maaßgabe dessen, was er zu leisten hat, und b) bewilliget nicht mehr Gehalt als hinreicht, einen Mann von solchen Erfordernissen zu bekommen, c) belohnt in der Folge, wenn der Mann außer seinen Schuldigkeiten sich um seinen Bezahlsherrn wirklich verdient macht, ihn nach Maaßgabe solches Verdienstes.

Sieht der Staat bey den Anforderungen, die er an den künftigen Dienstmann irgend einer Classe, z. E. des Justiz- oder Cameralfaches ein Gedränge von Competenten nach solchen Stellen, so hat er eben darin einen handgreiflichen Beweiß, daß jene Anforderungen in Vergleich gegen die Diensteinkünfte zu klein sind. Dann mag er jene zur zweckmäßigeren Dienstverwaltung nöthigen, und nützlichere Erfordernisse derer, die für anstellungsfähig gelten sollen, höher stellen, schärfere nicht nur, sondern vor allen Dingen vollständigere auf alle jene Erfordernisse gerichtete Examina, und mehr oder weniger lange Dienstnoviziate oder unentgeldliche Vorübungen im Praktischen des Dienstes anordnen: und so lang er auch dann noch immer unter mehreren sich

anbietenden Subjekten eine genügsame Wahl hat, ist durchaus nicht abzusehen, wie die Gehalte solcher Dienststellen zu klein seyn sollten? Ereignet sich der umgekehrte Fall, finden sich zu gewissen Dienststellen keine Competenten, die das Erforderliche zu leisten gehörig im Stande sind; so ist es wiederum klar, daß die Besoldung solcher Stellen zu klein ist in Betracht der Erfordernisse, die der Dienstmann haben soll, wie solches bey uns schon oft der Fall, besonders mit den Schulstellen in kleinen Städten gewesen ist. Hier wäre es Versündigung gegen das Land, die Erfordernisse zur zweckmäßigen Führung solcher Dienste herabzustimmen, (vollends, wenn man einstweilen in Ansehung der Justizcandidaten die Einrichtung, welche zeither ein so großes Gedränge von Auscultatoren und Referendarien zur Folge gehabt hat, ungebessert bestehen ließe) vielmehr tritt hier der eigentliche Fall ein, wo die Dienstbesoldung so weit erhöhet werden muß, daß man unter mehreren, mit den gehörigen Erfordernissen versehenen Candidaten wenigstens eben so gut wie im ersterwehnten Fall die Wahl haben möge.

Eine Belohnung nach Maaßgabe des wirklichen Verdienstes wie bey c hier erwehnt ist, halt' ich für eben so gerecht als heilsam für den

Dienst des Staats nicht minder als des Privatmanns. Nur muß man nicht für Verdienste gelten lassen, was Schuldigkeit ist. Freylich findet sich ziemlich ausgebreitet der Wahn, als gehöre zur Dienstschuldigkeit nur so viel, als man nicht unterlassen darf, wenn man nicht cassirt werden will; aber wer so denkt, den muß man an sein Gehalt erinnern und fragen, ob er für das, was er thut, wenn es ihm selbst von einem andern geleistet würde, diesem wohl so viel bezahlen würde, als er selbst empfängt; ob überhaupt für dasselbe ihm irgend ein Privatmann so viel geben würde, als er wähnt, daß der Staat ihm geben müsse? Da sitzt eigentlich der Knoten! Die Staatsdiener wollen nicht daran, ihre Dienstarbeit als Schuldigkeit anzusehen, oder vom Publico ansehen zu lassen, zumal, wenn von Arbeiten geistiger Natur die Rede ist, als ob nicht in Hinsicht auf das sehr materielle Ding, Besoldung genannt, Arbeit immer Arbeit wäre, sie mag mit dem Kopf oder mit den Händen verrichtet werden. Höchstens bekennen sie sich zu Schuldigkeiten gegen ihre Vorgesetzten und den Staat, aber gegen das Publicum, um dessentwillen doch am Ende alle Staatsmaschienerie da ist, Schuldigkeiten zu haben, das pflegt ihnen, so wenig sie es auch laut ab-

leugnen mögen, doch immer nicht recht einzuleuchten. Sie identificiren sich nur zu gern mit der höchsten Staatsgewalt selbst, auf welche, weil sie die höchste ist, sich das Wort Schuldigkeit freylich nicht anwenden läßt. Etwas ähnliches von jener Art von Ordensgeist, der vormals unter der Clerisey herrschend war, und sie veranlaßte sich als eine besondre Art von geweihten Wesen, und alle andre Menschen, Layen genannt, für Ungeweihte oder Profane anzusehen, etwas Aehnliches von diesem Ordensgeist, oder wie man es nennen will, scheint mehr oder weniger in jeder Dienstclasse zu herrschen. Man betrachte z. B. im hamburgischen Correspondenten so manches der darin am Ende vorkommenden gerichtlichen Avertissemente, und frage sich, ob der Concipient wohl glauben konnte, daß er denen, oft zur gemeinsten Classe des Gewerbtreibenden Publici gehörigen Personen, für die es eigentlich bestimmt ist, verständlich sey? Nimmermehr. Aber genug, wenn das Blatt mit solchem in der Juristischen Ordenssprache abgefaßten Avertissement zu den Akten kommt, zum Beweise, daß die gesetzlich vorgeschriebene Bekanntmachung geschehen sey. Kr.

(h)

Vielleicht nicht sowohl eingesehen,
sich durch die Menge zudringlicher Mehr-
hrer hinreissen lassen. Ueber diese Mate-
wird bey den folgenden Recensionen mehr
ommen; wer aber einmal glaubt, daß
ehr braucht, den wird Keiner überzeu-
daß er selbst mit wenigerm auskommen
e, und mit dem, was er hat, zufrieden
sollte. S.

(8)

Z. B. wenn ein Unterofficiant der Poli-
einen solchen Buchstabenpyser zeigt, daß
Leute, um nicht von lezterm gefressen zu
den, ihm manches pro redimenda vexa ge-
en und geben müssen, wozu er nicht
mindeste Recht hat. Kr.

(9)

Wie soll das geschehen? Im Detail allein
Wahrheit, und das Detail, betreffend in-
duelle Geschäfte und Personen, allein ist
was diese Personen interessirt. Also ge-
e, wenn von einzelnen Personen und ein-
en Dingen die Rede ist, scheint es am nö-
gsten, daß die oberste Behörde Notiz davon

zuweisen? Wir sind der Meinung, daß diese Frage nicht unbedingt, sondern bey diesem Staate so, bey jenem anders beantwortet werden müsse, nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Verfassung, nach der Lage und Größe des Staats und nach seinem Verhältniß zu anderen Staaten. Die Organisation des französischen Kaiserreichs giebt in dieser Hinsicht den Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen, auf welche wir aber nur hindeuten mögen. Wir halten übrigens dafür, es sey nicht nothwendig, daß der General-Minister Einer Provinz gerade für alle ihm untergebene Fächer ein ganzer Mann(o) sey. Er braucht eben so wenig als der Monarch, selbst alles zu verstehen, selbst alles zu thun; aber er muß einen richtigen Ueberblick über alles haben, seine Leute gehörig zu wählen verstehen, und die Unterbehörden sowohl in genauer Aufsicht und Ordnung zu erhalten, als mit Eifer und Patriotismus zu beleben wissen. In denjenigen Staaten, wo es specielle Departements und Departements-Minister giebt, sind zwey Dinge dringendes Bedürfniß. Einmal ein weises Ressort-Reglement, und zweytens ein gemeinschaftlicher Geist. Es werden sonst Geschäfte, die zusammen gehören und die zusammen deutlicher übersehen und geschwinder abgethan werden könnten, getheilt, die

Expeditionen vervielfacht, und der Geschäftsgang kostspieliger und langsamer. Dazu kommt die Eifersucht der verschiedenen Departements gegen einander, und die Sucht des einen seine Wirksamkeit zum Nachtheil des anderen zu erweitern. Wie viele unangenehme Collisionen giebt es nicht zwischen den Regierungen und Finanz-Kammern, zwischen beiden und den Justizhöfen! Wie traurig ist es nicht, wenn in Ermangelung eines gemeinschaftlichen Geistes Maaßregeln, welche das Regierungs-Collegium für nothwendig zum Besten des Landes hält, die Zustimmung des Kammer-Collegii nicht erhalten können! Der Vf. tadelt §. 57 die Versorgung dienstunfähiger Soldaten durch Civil-Aemter. Der Rec. möchte jedoch diese Maxime dann in Schutz nehmen, wenn entweder jenes Civilamt eine Sinecure ist, oder wenn die Bedienung so einträglich ist, daß der zu den Geschäften eigentlich gesetzte Secretär oder Commissarius an den Invaliden eine mäßige Pension abgeben kann, und selbst dabey mit den Seinigen das gehörige Einkommen und den erforderlichen Lohn für seine Dienste behält. (p) Ohne diese Einschränkung hat freylich jene Maxime sehr nachtheilige Folgen für den Dienst und für die Moralität. Ueber die Vermehrung der Diener-

schaft findet sich manches wahre Wort in diesem Werke. Rec. setzt einiges aus seiner Erfahrung hinzu: An manchen Orten werden mehr neue Diener angesetzt aus Eitelkeit, an anderen Orten, weil der Regent der Intercession eines Günstlings, der Jemanden gern placiren will, nichts abschlagen kann. Gewöhnlich wird dann diesem neuen Diener ein so kleiner Gehalt ausgeworfen, daß er sich nicht für verbunden hält, dafür viel zu thun, und daß daher auch von seinen Vorgesetzten seiner Unthätigkeit und Unordnung durch die Finger gesehen wird: nicht zu gedenken, daß er sich nun für berechtigt hält, auf unrechten Wegen das Fehlende zu ersetzen. So wenig indeß Rec. für die Errichtung neuer Aemter, und die Vermehrung der Dienerschaft ist, so kann man dagegen nicht genug vor dem entgegengesetzten Extrem warnen. Wir schweigen von dem Geize, welcher dem einzelnen Arbeiter so viele Lasten aufbürdet, unter denen dieser zuletzt erliegen muß, wir berühren einen andern Fall. Mancher Regent hat die gute Absicht, alles mit eigenen Augen zu sehen, er läßt sich sogar die unbedeutendern Vorfälle berichten, er will die Verwaltung simplificiren und mehrere Zweige derselben verbinden, er läßt sich über alles die detaillirtesten Tabellen verfertigen, und bür-

bürdet diese neuen Arbeiten, (deren Nutzen oft noch darzu sehr problematisch ist) den alten Dienern auf, die vielleicht vorher die wenige Muße, die ihnen von den gewöhnlichen Dienstverrichtungen übrig blieb, zu Nebenarbeiten anwenden mußten, um einen Zuschuß für ihre und ihrer Familien Erhaltung zu verdienen. — Eines der wichtigsten und nothwendigsten, aber auch der schwersten Talente eines Chefs ist dieses, die Geschäfte zu kennen, und zu wissen, wie viel man von dem einzelnen Beamten billig fordern könne. Der Staatsdiener soll nicht müssig gehen, er soll eben so wenig die schönsten Arbeitsstunden am Spieltische und in Zerstreuungen hinbringen; allein er soll auch bey voller Arbeit sein volles Brod haben, und wenn ihm bereits jene zugetheilt ist, nun aber neue Gattungen von Arbeiten eingeführt werden, so spare man doch nicht ein paar hundert Thaler zu Besoldung eines eigenen hierzu bestimmten Mannes. Im 67 §. heißt es sehr wahr: Keiner, wes Standes und von welcher Geburt er auch sey, sollte zu höheren Stufen gerufen werden, wenn er nicht einige Zeit ganz im Ernst auf den niedrigeren gestanden hätte. Zu diesem frommen Wunsche fügen wir noch den hinzu: möchte doch alsdann bey der Beförderung zu höheren Stellen die

Unparteylichkeit auswählen! Es giebt Köpfe, welche am besten stets auf einer niedrigen Stufe bleiben und in einem eingeschränkten Wirkungskreise nützlich sind. Die Natur hat aber hierzu nicht immer den Bauers- oder Handwerkssohn bestimmt.

Wenn der Vf. die Wahl hätte zwischen Collegien oder einzelnen Officianten, so würde er sich für die letzteren erklären (§. 83). Allein man darf nicht vergessen, daß die Collegien unter gewissen Umständen unentbehrlich sind. Sie wirken gewöhnlich dem Nepotismus (q) kräftig entgegen. In kleinen Staaten würde besonders die Gerechtigkeitspflege selbst den Schein von Unparteylichkeit verlieren, wenn nur ein Officiant angestellt wäre, indem es nicht fehlen könnte, daß entweder der Kläger, oder der Beklagte, oder der Anwald der einen oder der anderen Partey mit dem Richter verwandt wäre. In dem Collegio dagegen kann doch das verwandte Mitglied sich seines Voti enthalten: auch hat der unter Collegen so oft eintretende Mangel an Uebereinstimmung in den Gesinnungen seine nützliche Seite. In einem Collegio kommt es nur hauptsächlich darauf an, daß der Präsident ein gewiegter Mann sey, der seine Leute kenne, einem jeden zu-

theile, was sich am besten für ihn eignet, und darauf genau halte, daß kein Mitglied sich auf das andere verlasse, und dem Voto seines Vorgängers blindlings beytrete. Ist dieß nicht der Fall, so kann man freylich zuweilen die Entschuldigung: „Ich dachte, Sie hätten es durchgesehen, Herr College!“ hören, und Decrete im Namen des Collegii erscheinen sehen, worüber dieses selbst in der Folge, wenn es angefochten wird, sich wundert, und Mühe hat, es für das seinige zu erkennen. §. 92 wird der Vorschlag gethan, daß wenn in einem Collegio ein Mitglied krank würde, (r) oder eine eigene Geschäftsreise unternähme, ersterer $\frac{1}{4}$ letzterer $\frac{3}{4}$ des auf jeden Abwesenheitstag treffenden Gehalts unerläßlich bezahlen solle. Wir finden dieses hart und ganz gegen die Natur der collegialischen Verbindung, die es mit sich bringt, daß Krankheit eines Mitglieds den Geschäftsgang nicht aufhalten kann, ohne daß demselben ein weiterer Nachtheil zuwächst. Die Krankheit selbst ist schon ein Uebel, soll es noch dadurch verschlimmert werden, daß man während derselben seines Gehalts verlustig geht? Nie bedarf man mehr des Geldes als in kranken Tagen. Und wie, wenn man nun in und durch das Amt die Krankheit bekommen hat? Diese Fälle sind eben nicht so

selten. — Was die Privat-Reisen anlangt, so wird es nicht leicht geschehen, daß ein Rath zu Reisen in eigenen Angelegenheiten oft und auf lange Zeit Urlaub erhält. Sollte es aber doch geschehen und die Abwesenheit lange dauern, so ist es billig, daß eine zweckmäßige Einrichtung getroffen wird, damit nicht die übrigen Räthe umsonst fremde Arbeiten übernehmen müssen, und dafür pflegt derjenige, welcher um Urlaub bittet, vorher immer selbst zu sorgen. Ist es nicht, heißt es im §. 93, eine auf Dienstvernachlässigung gesetzte, wenigstens dazu weckende Prämie, wenn man ein schweres Departement dem, der es verabsäumt, nimmt, und es einem bekannt fleißigen zutheilt, ohne ersterem an seinem Gehalte etwas zu kürzen? Rec. setzt hinzu: Man sieht ja zuweilen Beyspiele, daß Jemand in einem Dienste, zu welchem er nicht die hinlänglichen Kenntnisse besitzt, angestellt, und hernach, wenn eine bessere Stelle essen wird, unter dem Vorwande, daß er zu jenem nicht mehr passe, zu dieser befördert wird, anstatt daß man von ihm verlangen sollte, sich zu jenem Amte gehörig zu qualificiren. Wahrlich Etwas sehr niederschlagendes für den fleißigen, bescheidenen, von Gönnern entblößten Candidaten.

Nicht ohne Bedauern haben wir in diesem interessanten Buche über die Bezahlung der Staatsdiener sehr harte und ungerechte Aeußerungen gefunden, (s. 14) die vielleicht hin und wieder um so leichter Eingang finden könnten, je wahrer und richtiger die meisten übrigen Beobachtungen der Vff. sind, und je mehr unsere Machthaber zum Oekonomisiren in diesem Punkte geneigt sind. Wohl den Dienern, die der Vf. im Auge zu haben scheint, deren Gehalt mehr als hinreicht, zu ihrer und der Ihrigen standesmäßigen Erhaltung und Versorgung! Dem Rec., der auch nicht ohne Erfahrung in Dienstsachen ist, sind dergleichen Beyspiele nur als eben nicht häufige Ausnahmen von der Regel vorgekommen. Es ist nicht nöthig, auf die traurig genug lautenden und öffentlich bekannt gewordenen Berechnungen der Einnahme des Kanzley Personals bey dem höchsten Reichsgerichte in Wetzlar hinzuweisen; ein jeder Leser wird ohne Mühe in seiner Nachbarschaft die nöthigen Beobachtungen darüber, wie die Staatsdiener gewöhnlich bezahlt werden, anstellen können. Unser Zeitalter hat allerdings — Rec. erkennt es mit inniger Dankbarkeit an — mehrere Beweise von großmüthiger Unterstützung gegen verdiente und kärglich bezahlte Diener des Landes aufs

zuweisen. Allein sollte die Bemerkung des mit der Welt und dem Geschäftsleben wahrlich nicht unbekannten Schlosser jetzt gar keine Anwendung mehr finden, der von dem Gesichtspunkte spricht, aus welchem manche Fürsten ihre Civildiener ansehen, — sie betrachten dieselben als ein nothwendiges Uebel, als einen Haufen von Leuten, die ihnen nichts eintragen, wie ihre Pächter thun, die sie nicht amusiren, wie ihre Jäger und Sänger und Mätressen thun, die ihnen keinen Glanz und Ansehen geben, wie ihr Hofstaat thut, die nichts zu ihrer Bequemlichkeit beytragen, wie ihre Kammerdiener thun, und die so selten aufs Commandowort pariren, wie ihre Officiere und Schildwachten thun. — Dem Rec. sind wohl einzelne reich dotirte Aemter bekannt, die mehr als Einen Mann ernähren könnten, Sinecuren wo sich die Arbeit zum Verdienst verhält wie 1 zu 3. Er würde auch herzlich wünschen, daß diesen das zuviel abgenommen würde, wenn man dadurch anderen schlecht bezahlten Dienern etwas zulegen, und schlechte Stellen verbessern wollte. Aber nur selten wird eine solche Rücksicht beobachtet. Zwar geschieht es häufig genug, daß der neu angestellte Officiant nicht die ganzen Emolumente seines Vorgängers bekommt, indem die Stel-

len oft wie an den Mindestbietenden gegeben werden, und bey der grossen Menge Menschen, welche sich um jeden, seys auch noch so geringen Dienst, in Hoffnung besserer Zeiten, die den Menschen immer begleitet, bewerben, es nie an Candidaten dazu fehlt. Wie wird aber zuweilen dasjenige verwendet, was dem Posten von seinen vorigen Einkünften abgebrochen wurde? — Aus diesen Ursachen würde Rec. nicht so unbedingt anrathen, einer Stelle das anscheinende Zuviel wegzunehmen, (t) da ein so einträglicher Posten wenigstens manchmal einem alten treu verdienten Officianten, der lange in einer geringen Stelle darbte, zur Belohnung gegeben wird, auch der Wunsch, zu derselben befördert zu werden, ein Sporn zu seyn pflegt, der zu grösserem Diensteifer anreibt. S. 82 wird behauptet: da beym Dienstantritt jeder weiß, was er einzunehmen hat, wird es ihm nicht dadurch erleichtert, seinen Ausgabeetat zu machen, und von Nahrungssorgen ununterdrückt bleiben? „Ja wenn nur, fügen wir hinzu, der Staat die Garantie übernehmen wollte, daß die Preise der Lebensbedürfnisse sich inzwischen nicht ändern würden, oder daß, wenn dieß geschähe, er dem Diener diese Differenz ersetzen wollte, so daß er zu jeder Zeit ganz gewiß so viel einzuneh-

men hätte, und mit seinem Gelde so weit anreichen könnte, als damals, da er den Dienst übernahm. Besonders ist nicht zu vergessen, daß ein Diener, der zwanzig und mehrere Jahre im Dienste gewesen ist, in zwey Artikeln, in welchen er schlechterdings nicht sparen kann, nicht sparen darf, — in den Krankheits-, und in den Erziehungs-Kosten, einen unermeßlichen Unterschied zwischen Jetzt und Sonst findet, woran diejenigen Chefs gewiß nicht denken, die so streng über dem einmal festgesetzten Etat halten." Eine Krankheit von wenigen Monaten nimmt nicht selten bey den hohen Preisen der Medicamente, unter welchen mancher Arzt, in dessen Hände man gefallen ist, gerade die theuersten auswählt; und bey dem von dem Staate selbst gesetzten taxmäßigen hohen Honorare (das wirklich, beyläufig gesagt, in keinem Verhältnisse mit der Taxe der Arbeiten eines gewöhnlichen öffentlichen Officianten ist,) eine einzige Krankheit sagen wir, nimmt die Einkünfte von mehr als Einem ganzen Dienstjahre weg. Ferner, was kostet nicht jetzt der Unterricht mehr, als vor zwanzig Jahren? Der Unterricht in der Religion ist freylich wohlfeil genug, aber dagegen — was gegenwärtig zu dem Fortkommen eines jungen Menschen in der Welt fast noth-

endig ist, — kostet der Unterricht in den le-
nden Sprachen, in der Musik und in den
athematischen Wissenschaften weit mehr als
nst, so wie auch die Subsidien des Unter-
hts viel theurer geworden sind. — Der
ost, den wir S. 91 lesen, daß wer sich an-
rweitig vortheilhafter zu setzen wisse, den
ienst ja niederlegen könne, ist erbärmlich und
ansam. Ist es denn so leicht, aus einem
werbe in das andere überzutreten, wo man
ht die nöthigen Verkenntnisse, Uebung, Be-
nntschaften, oft nicht den ersten erforderli-
n Verlag hat? Ist nicht der Uebertritt selbst
rch die Staatsverfassung in den meisten Fäl-
, durch schwer zu überwindende Schwierig-
ten verhindert? Und wehe dem Lande, in
lchem es Maxime, von oben herab gutge-
ßene Maxime wäre, den Staatsdienst nur
einen Nothbehelf (u) zu betrachten, mit
lchem man sich nur zu befassen brauchte, so
ge als man keinen einträglicheren Erwerb
ßte, und den man natürlich nur als Mieth-
g treiben könnte, weil das ganze Augen-
rk darauf gerichtet seyn würde, eine erai-
ere Erwerbsquelle auszuspähen, und sich zu
em einträglicheren Gewerbe geschickt zu
chen!

Num. 308.

Wir verbinden hiermit wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes die Beurtheilung einer weiter unten vorkommenden Stelle. Es wird daselbst S. 131 behauptet: „Kants Argument, daß ein Dienstmann, sofern er, um sich zu dem Dienst geschickt zu machen, Zeit und Mühe hat anwenden müssen, die er statt dessen zu Erlernung eines andern Berufs hätte verwenden können, dafür eine Vergeltung oder ein Aequivalent fordern könne, paßt nur in höchst wenigen Fällen. Dem Konzelliſten gebührt dafür, daß er schreiben gelernt hat, keine Vergeltung, denn das hätte er doch gelernt, kann es auch zu andern Dingen brauchen. — Eben so unrichtig ist Kants Satz, daß der Staat darum keinen Officianten seines Amts entlassen könne, weil sonst niemand sich zu Aemtern vorbereiten würde. Fehlt es doch Wahlämtern in Republiken nie an geschickten Subjecten, selbst wenn die Aemter nur auf ein Jahr gelten.“ Wir sind keineswegs derselben Meinung, (13) sondern behaupten, daß die Vergeltung des Dienstes die Regel, das unentgeldliche Dienen die durch besondere Verhältnisse herbeygeführte Ausnahme sey, und daß die Staatsklugheit es erfordere, denjeni-

gen, der ſich einmal dem öffentlichen Dienſte gewidmet hat, wenn er ſich nur nicht deſſen unwürdig machte, lebenslänglich angemeſſen zu placiren und zu verſorgen.

Wir erinnern zuförderſt, daß hier nicht die Rede ſey von denjenigen durch die geſellſchaftliche Verbindung herbeygeführten Dienſten und Aemtern, die keine beſonderen wiſſenſchaftlichen Vorbereitungskenntniſſe, ſondern nur die bey allen wohlerzogenen und verſtändigen Geſellſchaftsmitgliedern vorauszuſetzenden Kenntniſſe, Einſichten, Fähigkeiten und Rechtſchaffenheit erfordern, die man mit einem paſſenden lateiniſchen Worte munera civica nennt, z. B. Vormundſchaften, die Aemter der Kirchen- Schulen- Armen- Vorſteher u. ſ. w. Dieſe Dienſte beruhen auf beſonderen Verhältniſſen, und hierauf leidet das Nachfolgende keine Anwendung. — Es giebt allerdings eine Verpflichtung von Seiten der Bürger des Staats, dem Rufe deſſelben, wenn er ſie zu gewiſſen Dienſten für fähig hält, zu folgen. Allein man kann dem Einen nicht anmuthen, daß er ſeine Dienſte umſonſt und ohne Vergeltung zum Beſten der Anderen leiſte. In unſeren dermaligen Staatsverfaſſungen giebt es zudem faſt lauter ſolche Aemter, welche eine

eigene Vorbereitung erfordern, Kenntnisse und Wissenschaften mancherley Art voraussetzen, die nicht nur mit vielen Kosten erworben werden müssen, sondern, welches die Hauptsache ist, bey deren Erlernung und Uebung der junge Bürger in einer Lage sich befindet, wo es ihm sehr schwer ist, für einen anderen Beruf sich mit Erfolge geschickt zu machen. Wären die öffentlichen Aemter ohne Aequivalent für die geleisteten Dienste, wären sie nur auf kurze Zeit: so würde es zwar nicht an Dienern wohl aber an geschickten, gelehrten, eifrigen und redlichen Dienern fehlen; ja, die genannten Eigenschaften würden nicht einmal von einem Staatsdiener mit Strenge zu fodern seyn, und die Bestechlichkeit und Habsucht würde Entschuldigung verdienen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß unter einem Volke von ganz einfachen Sitten, dessen Land klein ist, und welches mit anderen Völkern eben so wenig in Verbindung lebte, als die innere Verfassung des Landes wenig zusammengesetzt und die Bedürfnisse wenig künstlich wären, die öffentlichen Aemter in der Reihe herum von allen Bürgern unentgeldlich verwaltet werden könnten; allein dieß paßt nicht auf unsere künstlichen, aus so mannichfachen Theilen zusammengesetzten Staatskörper. Lehrt nicht

e Geſchichte, daß in den groſſen Republiken, o die gewählten Staatsbeamten ihr Amt nur in oder einige Jahre bekleideten, die gröſten erpreſſungen und Schlechtigkeiten verfielen, bald als der Luxus auf einen gewiſſen Punkt eſtiegen war, und daß der Staatsbeamte ſichs rlaubte, ſein Amt in Einem Jahre ſo zu nu- en, daß er nach ſeiner Abdankung auf lange eit genug hatte? Es paſſen aber überhaupt ie von Rom und Griechenland hergenommee- en Beyſpiele gar nicht auf unſere jetzigen bür- erlichen Verfaſſungen, (16) in welchen nun inmal eine vielſeitige gelehrte Bildung bey en meiſten Civilämtern unumgänglich nöthig ſt. — Der Kanzelliſt, um auf das von dem Vf. gebrauchte Beyſpiel zurück zu kommen, hat in ganz anderes und beſonderes Schreiben (17) um Behuf der Kanzley-Arbeiten gelernt, als dasjenige, das in dem gemeinen Leben ge- braucht wird. Und dann, wenn er in der Kanzley ſchreibt, arbeitet er nicht für andere, die kein Recht haben, von ihm zu fordern, daß er, anſtatt ſeine eigenen Geſchäfte zu be- treiben und für ſich zu ſorgen, für ſie, die Müſſigen, ohne Vergeltung arbeite?

Rec. hat oben behauptet, daß es die Staatsklugheit erfodere, denjenigen, der ſich

enms nicht irre zu leiten. Denn welche andere Controlle der Regierungen giebt es, als öffentliche Meinung, und die Stimme des verständigen Publicums!

Rec. beschließt seine Beyschriften mit einer Anmerkung über die Einrichtung der Secretariate. Im §. 94 wird die Meinung geäußert, das Secretariat könne wohl ganz entbehrt werden. Wenn man unsere heutigen Secretäre, besonders in den Obercollegiis, betrachtet, so muß man sie für wahre Zwitter halten, halb Schreiber, halb Räthe. (x) Das erstere sind sie in Ansehung der Ausfertigung der Decrete, und der meisten Expeditionen, die sich auf den Schlendrian des gewöhnlichen Geschäftsganges beziehen. In so weit bedürfen sie durchaus keiner gründlichen gelehrten Kenntnisse. Allein der Secretär hat auch Arbeiten von sehr großer Wichtigkeit. Die Berichte, die Anschreiben an andere in- oder ausländische, gleiche oder höhere Behörden, in welchen nicht selten Deductionen streitiger Rechte und die Darstellung dunkler verwickelter Materien enthalten sind, erfordern einen die Sache selbst gründlich verstehenden und die Gabe des Vortrags besitzenden Mann. Zwar sind die

ota der Räthe das Material, das der Se-
tär zu bearbeiten erhält; allein wer in die-
n Fache durch eigene Erfahrung bewandert
, wird wissen, wie viel einem geschickten
ecretär immer noch zu thun übrig ist,
d daß er selbst an der Entscheidung der
ache keinen geringen Antheil hat. Und
ire es auch weiter nichts, als die Form und
e Darstellung: wie viel kommt nicht dar-
f an! — Da dem Secretär so wichtige
beiten zugleich mit obzuliegen pflegen, so
t man hin und wieder dem Secretär ein
otum gegeben, und ihn zum wirklichen Mit-
ede des Collegii gemacht. Ist die Wahl
bey auf einen Mann von erprobter Uneigen-
tzigkeit, Redlichkeit und Ordnungsliebe ge-
llen; so hat Rec. nichts dagegen, wenn
e Geschäfte des Secretärs in der That
oßentheils solche sind, welche die Kenntniß
eines wirklichen Mitglieds des Collegiums
rausetzen. Da indessen die Secretariats-
eschäfte zugleich subalterne Arbeiten enthal-
n, die schnell und mit Pünktlichkeit besorgt
rden müssen, weßhalb eine strenge Aufsicht
thig ist; da ferner der Secretär oft auch
s Sportulwesen unter sich hat, in Anse-
ung dessen die Kontrolle ebenfalls nicht streng
nug seyn kann: so ist die Verbindung

Bemerkungen zu Nr. 307 und 308 der Jenaiſchen Literaturzeitung v. J. 1805.

(n)

Wenn Suchen ſo viel heißt als ſich mühſam beſtreben, um etwas zu finden, ſo kann mein bischen Witz durchaus nicht geſucht heiſſen, weil ich mich nicht entſinne, jemals aufs Witzfinden ausgegangen zu ſeyn; ich nehm es, wie es kommt, prüf aber vielleicht nicht genau genug den Werth der Waare. Meinen ſchriftlichen Bemerkungen liegt indeſſen jederzeit ein wirkliches Ereigniß zum Grunde, das ich mir notire, und wird es mir durch mehrere ähnliche in Erinnerung gebracht, ſo nehm ich ſie, als durch Erfahrung beſtätiget für wahr an. Der halliſche Recenſent hat ſehr recht, wenn er ſagt: das Entdecken ſey nicht hinreichend, aber das Feſthalten ſey nothwendig. S.

(o)

Unter dem Wort ganzer Mann verstehe ich nicht einen Kunst- und Wissenschaft-Gerechten, sondern einen solchen, der bey jeder vorkommenden Sache gleich versteht, worauf es eigentlich ankommt. Ein Dienstpolyhistor scheint mir so wenig ein ganzer Geschäftsmann wie ein Schulpansophus ein wahrer Gelehrter. Sollte man dem Ja oder Nein auf meine Frage nicht nahe genug kommen, wenn man darauf sähe, ob in einer Provinz viel oder wenig neu einzurichten, oder sie ganz neu zu organisiren sey? Würde Friedrich II. wohl in Schlesien so vieles, und so bald zu Stande gebracht haben, wenn er sich nicht entschlossen hätte, das neueroberte Land einem Universalminister zu übergeben? S.

(p)

Soll der Staat wohl jemals erlauben, daß ein Officiant sein Amt durch einen andern verwalten lasse? Und wäre es nicht noch ärger, wenn er einen Invaliden sogar authorisirte, sich einen solchen Handlanger zu halten? Mir scheint es unendlich besser, dem Unvermögenden das ihm gebührende Brod aus freyer Hand zuzutheilen, keinesweges aber eine solche Sub-

stitution zu gestatten. Ich erinnre mich aus meinen jungern Jahren, als das Privilegium der kleinen Dienstanstellung noch nicht so exclusivisch den Invaliden ertheilt war, daß die im Hausdienst bewährt gefundenen Domestiken auf diese Art versorgt, und dadurch aufgemuntert wurden, in ihren vielen müssigen Stunden nützliche Arbeiten vorzunehmen. Jetzt, aller Versorgungsaussicht beraubt, geht diese gewiß zahlreiche Menschenclasse verlohren, und fällt den Armenanstalten im Alter zur Last, während die gemeinen Invaliden, die mehrentheils nichts gelernt haben, dem Dienst zur Last fallen. Ich habe drey Männer gekannt, die aus Bedienten Herren in großen Aemtern wurden und sie mit Ehren bekleideten. Für verabschiedete Soldaten ist nichts zuträglicher, wie der Gnadenthaler am Geburtsorte — wie ich denn auch diesen Gnadenthaler lieber eine Prämie, und die mehresten sogenannten Pensionen wahre Gnadenthaler nennen möchte. S.

(q)

Ein Blick auf die aristocratischen, und die Municipalitätsregierungen vom ehemaligen Venedig ab, bis auf das kleinste Weyland-Reichsstädtchen bezeugt, daß durch einen ein-

zelnen Reichs- oder Stadt-Verwalter der Nepotismus nicht höher getrieben werden könne. Ist der Patricierstand der Reichsstädte etwas anderes als ein perennirender Nepotismus? S.

(r)

Den Krankheitsfall könnte man von solcher Vergütung ausnehmen (doch ja nicht alle Badreisen) in allen übrigen wird aber dieses compelle intrare nicht schaden. Der humane Recenzent scheint vergessen zu haben, daß die Zahl der indiscreten Menschen auch in den Collegiis nicht minder zahlreich, wie überall im gemeinen Leben, ist. S.

(s)

Ich gestehe gern, daß meine Aeußerungen über die Einnahmverbesserung der Dienstleute nach Verhältniß der steigenden Preise hart klingen, allein die wenigen Vortheile, die ich der Dienstbetreibung aus den Gehaltsverbesserungen zuwachsen gesehen, und die Beobachtung ihres vielfältigen Misbrauchs erlauben mir nicht, meine Meynung zu ändern. Die Schlosserische Stelle ist, bey all meiner Achtung für diesen klugen ädeln Mann, ein Gemeinplatz. Sofern eine Erhöhung des

Geldgehaltes nach Maaßgabe, wie der Silberwerth gesunken, oder der mehrjährige Durchschnitt der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse gestiegen ist, nicht Erhöhung des Realgehaltes, sondern bloß Beybehaltung des leztern nach seinem alten Werth ist, so fern gehört sie gar nicht zu den Fällen, von welchen mein Freund Kr. und ich sprechen. Man dringt auf die Ausgabenvermehrung, und klagt doch über Erhöhung der Abgaben, die dadurch nothwendig, und eine Mitursache des Steigens der Preise werden! S. s. N. 19.

(14)

A. Smith hat im Capitel von der Rente sehr gut bestimmt, wiefern, wegen des gesunkenen Silberwerthes oder gestiegnen Getreydepreises der Geldlohn der niedern Officianten verhältnißmäßig erhöht werden müsse, damit ihr Reallohn derselbe bleibe, der er sonst war, wofern nicht, sezt er hinzu, ihr Gehalt vorher schon allzugroß gewesen ist. An die obern Officianten aber denkt er nicht, weil er wohl wußte, daß die schon für sich selbst zu sorgen wissen werden.

Je mehr man Gelegenheit hat, die Gehalte der Stellen in den verschiednen Dienst-

Hierarchieen, so wohl unter einander, als mit den dafür zu leistenden Arbeiten zu vergleichen, desto mehr wird man bemerken, daß das ganze Besoldungswesen, so wie es dermalen wirklich besteht, 1) bey den höheren Stellen gar nicht nach irgend einem festen Princip regulirt, sondern theils herkömmlich, trotz der im Lauf der Zeit eingetretnen Verminderung der Arbeit, beybehalten, theils nach und nach, wie es die Gelegenheit gab, meist auch wieder ohne ein entdeckbares principium regulativum, auf den jetzigen Fuß gesetzt, theils bey neuen Stellen, nach der Analogie mit jenen eingerichtet worden ist; und daß daher überaus oft bey gleichen Gehalten die Amtsarbeiten oder Dienstverrichtungen in quanto sowohl als quali sehr ungleich, und bey gleichen Arbeiten oder Verrichtungen die Diensteinkünfte äußerst verschieden sind: nichts von Aemtern zu sagen, die wenig mehr als Sinecuren, und doch mit gewaltigen Salarien verknüpft sind. 2) Daß dagegen bey den geringern Dienststellen, zumal denen, welche nicht mit sogenannten Literaten besetzt werden, in Bestimmung der Gehalte mehrentheils wirklich so verfahren wird, wie jeder vernünftige Privatmann in Ansehung des ihm zu seinem Beruf, oder für sein Hauswesen nöthigen Dienstpersonales verfährt.

Allgemeine Literatur-Zeitung

Num. 302.

Den 19ten November 1805.

Ohne Druckort.

Gedanken und Meynungen über Manches im Dienst (mit dem Zusatze: besonders im Preussischen) und über andere Gegenstände; von A. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1804. 364 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hat seit ein paar Jahrhunderten eine ganz neue Gestalt angenommen. Seitdem die mannigfaltigen Fortschritte der Cultur so viele innere Verhältnisse in den Staaten erzeugt haben, und diese so verwickelt geworden sind, daß der Staat eines ganzen Heeres von Dienern bedarf, um die Angelegenheiten des ge-

meinen Wesens zu besorgen, ist die Verfassung des Dienstes, die Anordnung dieser Hierarchie, und die Form, worin die öffentlichen Geschäfte besorgt werden, ein höchst interessanter Gegenstand des Nachdenkens und der Beobachtung geworden. Von sehr wenigen Schriftstellern läßt sich indessen etwas wirklich Lehrreiches darüber erwarten. Räsonnements aus allgemeinen Grundsätzen bedeuten nicht viel. Sie sagen wenig mehr, als was kein Leser von Verstande zu lernen braucht. Wie wenig systematische Entwürfe, aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitet, leisten, wird jedem recht einleuchtend geworden seyn, der sich mit den Verhandlungen der ersten französischen National-Versammlung in den Jahren 1789 — 1792 bekannt gemacht hat. Jedes Volk hat seinen eignen National Charakter, jedes Land eigenthümliche Verhältnisse, und daher auch eigne Bedürfnisse. Es giebt zwar allerdings auch manche allgemeine Wahrheiten, Maximen, die auf alle, oder doch auf mehrere Länder anwendbar sind; in den allgemeinen Verhältnissen der Staatsdiener ist vieles gegründet, und aus allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur läßt sich in Anwendung auf jene Verhältnisse manches ableiten: auch sind manche Zweige der öffentlichen Verwal-

tung in vielen Ländern einander ähnlich: aber auch alle solche allgemein zutreffenden Wahrheiten — mehr als bloße moralische Gemeinplätze — wird nur der entdecken, und auf eine fruchtbare Weise vortragen, der sie aus eigener Erfahrung und Beobachtung abgeleitet hat. Auf der andern Seite stehen die meisten Männer, die in wirklichen Geschäften leben, allzu nahe; sie sind zu sehr mit den unmittelbaren Gegenständen ihrer Thätigkeit beschäftigt, als daß sie mit völliger Ruhe des Geistes Beobachtungen sammeln, und das Allgemeine absondern könnten. Männer, welche sich in der Lage befunden haben, die Verhältnisse des Staatsdienstes näher kennen zu lernen, Interesse für große und wichtige Gegenstände, Liebe zu dem gemeinen Wesen und zu den Menschen mit dem Talente verbinden, ihre Beobachtungen gut auszudrücken, erwerben sich daher großes Verdienst, wenn sie ihre Gedanken öffentlich mittheilen. Nur solche dürfen hoffen, bey denjenigen Eingang zu finden, die die Macht haben, ihre Beobachtungen anzuwenden, und Vorschläge zu Verbesserungen auszuführen. Der ungenannte Vf. des hier angezeigten Buches gehört zu der kleinen Zahl derer, welche jene Erfordernisse in hohem Grade in sich vereinigen. Er äußert in der Ver-

rede die Beſorgniß, ſeine Arbeit könne vielleicht verachtet werden, weil er nichts Vollſtändiges liefert. Der Mangel an Vollſtändigkeit kann überhaupt nur da zum Vorwurfe gereichen, wo ſie durch den Zweck der Arbeit ſelbſt nothwendig gemacht wird: wo das ausgefertigte Bruchſtück an ſich ſelbſt nicht von erheblichem Nutzen ſeyn kann; wo die Belehrung ſchon um deswillen fehlerhaft iſt und irre führt, weil ihr die Vollſtändigkeit mangelt. Sonſt darf jeder Schriftſteller verlangen, daß zuerſt das, was er geliefert hat, geſchätzt werde, ehe man frage, ob noch mehreres da ſeyn könnte. Rec. kann auch einer andern beſcheidnen Aeußerung des Vfs. in der Vorrede keinen Beyfall geben, daß das von dem verſtorbnen Geh. Rath von Hippel erwartete Werk über den Dienſt, ſeine Arbeit überflüſſig gemacht haben würde. Ein vielumfaſſender, aber gerader Blick, ein ganz reines Urtheil und einfacher Ausdruck ſind die erſten und nothwendigſten Erforderniſſe eines lehrreichen Vortrags über praktiſche Gegenſtände. Scharfſinn und Witz leiſten hier überhaupt viel weniger, als der geſunde Verſtand, der den Punkt, worauf es ankommt, ergreift und feſthält. Wenn über die praktiſchen Gegenſtände des Nachdenkens, die aller Welt vor Augen liegen,

so selten recht treffend beurtheilt und noch seltener ein richtiges Urtheil über und entscheidend angewendet wird: so rühret dieß nicht sowohl daher, daß die Wahrheit tief verborgen liegt und nur durch ungewöhnlich feine Beobachtung und feine Schärfe des Verstandes an das Licht gezogen werden kann, als vielmehr daher, daß die Hauptpunkte, auf die alles ankommt, in der großen Menge von Verhältnissen, die einander durchkreuzen, allzu leicht wieder verschwinden. Der Grad von Beobachtungsgeist und von Verstand, welcher hinreicht, sie zu entdecken, ist nicht so ungewöhnlich; aber nur der seltene Mann von sicherm Urtheile sieht ihren ganzen Werth ein, und hält sie fest. Gewöhnliche Köpfe bemerken oftmals im Einzelnen das nämliche; fühlen aber nicht, daß gerade auf diese Bemerkung alles ankommt, daß man diesen Punkt festhalten, und ihn nie wieder außer Acht lassen muß. Diese Festigkeit des Geistes, und die Consequenz des Betragens, die daraus entspringt, macht das Eigenthümliche großer praktischer Köpfe aus. Sie werden immer seltner, je mehr die Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, die Vielseitigkeit der Ansichten und die Grübeley über abstracte Vollständigkeit der Einsicht zunehmen. Kommt

noch die Begierde hinzu, sich durch Auffallendes und Neues auszuzeichnen, so ist es um die nutzbare Wahrheit vollends geschehn. Die beständige Bemühung, etwas Originales und Frappantes zu sagen, die Hippels Schriften charakterisirt, läßt vermuthen, daß er auch in einem Werke über den Dienst mehr gesucht haben würde, die Leser mit Knallgolde zu blenden und zu erschrecken, als eine Darstellung zu liefern, die bey näherer Untersuchung bewährt gefunden wäre. (Des schlechten Geschmacks nicht zu gedenken, mit dem er so viele weit hergeholte Anspielungen und halb im Dunkeln gehaltne Bilder anhäuft.) Rec. zieht den Schriftsteller, von dessen Buche er hier Rechenschaft giebt, weit vor, da, wo er sich nämlich selbst getreu ist: er wünschte nur, daß die Spuren seiner Verliebe für Hippelsche Manier ganz weggeschafft seyn möchten. Diese finden sich indessen in dem wichtigsten Theile des Buches, der ersten Hälfte, die vom Dienste handelt, weit seltner, als in der letzten Hälfte, die mancherley Betrachtungen über verschiedne unter einander nicht verwandte Gegenstände enthält.

Jene erste Hälfte, von der es sich verlohnt, hier ausführlicher zu reden, besteht aus

112 einzelnen Paragraphen ohne genaue Verbindung unter einander, und ist mit Anmerkungen zweyer mit B. und C. bezeichneter Freunde des Vfs. und seinen Gegenerinnerungen begleitet. Rec. kann dies alles nicht im Einzelnen durchgehn, und seine eignen Erinnerungen über jeden Satz des Vfs. und jede Bemerkung seiner Freunde hinzufügen: daraus würde ein neues Buch. Aber es scheint ihm der Mühe werth, die Hauptansichten des Vfs. auszuheben, und dasjenige hinzuzufügen, was ihm zur Berichtigung unentbehrlich scheint.

Der Vf. geht überhaupt von dem Gesichtspunkte aus, daß die Staatsdienerschaft angestellt wird, um dem gemeinen Wesen gewisse Arbeiten zu liefern, und daß sie für diese Arbeiten eine verhältnißmäßige Belohnung zu erwarten hat. In dieser ganzen Ansicht ist etwas Schiefes, (y 18) und sie verleitet den Vf. zu einer sehr eingeschränkten Beurtheilung der Staatsdiener, die mit den bessern Begriffen, die bey ihm selbst hin und wieder vorkommen, gar nicht harmoniren. Sie veranlaßt ihn z. B. im §. 92. ausdrücklich den Vorschlag zu thun, daß jeder Staatsbediente nach Verhältniß der wirklich von ihm geleisteten Arbeit bezahlt werde, und sogar im Falle einer Krank-

heit von seiner Besoldung so viel abgeben solle, als nöthig ist, die Arbeit zu vergüten, die von ihm versäumt und von andern übernommen wird. Ueberhaupt sind seine Grundsätze über Bezahlung und Unterstützung der Staatsdiener äußerst hart, weil er von dem fehlerhaften und ganz unvollkommenen Grundsatze ausgeht, daß der Regent, so wie jeder ökonomische Privatmann suchen solle, die Arbeit, deren das gemeine Wesen bedarf, so wohlfeil als möglich zu kaufen. Sein Freund C. meynt gar, es sey unrecht, die Bezahlung der Dienerschaft zu erhöhen, so lange sich noch jemand finden ließe, der die Geschäfte wohlfeiler verrichten will und kann. Was für enorme Mißbräuche würden aus solchem Unterbieten entstehen! Der Vf. der Bemerkungen, die mit B. bezeichnet sind, hat liberalere (19) Gesinnungen, und macht gute Erinnerungen gegen die Grundsätze, die im Buche selbst herrschen. Die Sache ist aber dadurch noch nicht aufs Reine gebracht. In der ganzen Staatsverwaltung und zu ihrem Behufe ist unendlich viel Arbeit nöthig, die nicht mehr Geschicklichkeit und nicht mehr oder weniger Treue und Fleiß erfordert, als Privatgeschäfte in jedem Gewerbe. Aber die Vergleichung der Staatsverwaltung mit Arbeit zum Besten des Ge-

meinwesens, die geschätzt und bezahlt werden kann, ist durchaus verderblich. (z.) Einige Zweige der öffentlichen Angelegenheiten können zum Theil damit verglichen werden. Es läßt sich allenfalls einigermaaßen denken, daß die Verwaltung der Civiljustiz (welche überhaupt dem Vf. am nächsten vor Augen gewesen zu seyn scheint) so behandelt würde. Einzelne Processe haben dem ersten Anscheine nach nichts mit einander gemein, als die Gesetze, nach denen sie entschieden werden sollen. Zunächst kommt es nur darauf an, daß Personen, die der Rechte und des Processes kundig sind, die Sache untersuchen und Decrete geben. Es läßt sich denken, daß dies alles geschähe und stückweise bezahlt würde, so wie in einigen Gegenden von Deutschland vormals die von Doctoren abgegebnen Sentenzen statt untergerichtlicher Erkenntnisse dienten. Im juristischen Fache selbst aber wird man bald auf sehr vieles stoßen, das durchaus nicht als bloße Arbeit sachverständiger Männer geschätzt werden kann. Die Criminaljustiz, die Disciplin der Sachwalter, manche Officialgeschäfte der höhern Richter sind nicht Arbeit für das Publicum, sondern Geschäft der höchsten Staatsgewalt, der die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zukommt. In andern Zweigen der

Verwaltung wird dieß noch einleuchtender. Sieht man aber die sogenannte Dienerschaft des Regenten aus diesem Gesichtspunkte an, so wird sie ganz anders beurtheilt werden müssen. (20) Daß die nöthige Arbeit geschehe, ist das geringste Lob, und versteht sich von selbst. Aber in manchem öffentlichen Amte kann man sehr vieles verrichten, und dennoch dem Staate wenig nützen. Dagegen verdient mancher Staatsdiener, der wenig opus operatum liefert, durch den Geist, in dem er auf seinen Kreis einwirkt, öffentliche Verehrung. (21) Bezahlung, nach der Menge der geleisteten Arbeit abgemessen, würde daher auch eine sehr ungleiche Belohnung ausmachen. Wenn dieser Maaßstab durchaus eingeführt würde, so möchte auch wohl mancher zum wahren Schaden des gemeinen Wesens sich recht viel zu thun machen, um nur viel zu verdienen. Soll das Publicum überall von den Verwaltern der öffentlichen Autorität behandelt werden, wie eine reiche Partey von gewinnsüchtigen Sachwaltern? Es ist vielmehr für das gemeine Beste sehr vortheilhaft, die Bezahlung für einzeine gelieferte Arbeit (22) bey der Dienerschaft wo nicht ganz abzuschaffen (welches auch seine Inconvenienzen hat), doch sehr einzuschränken, und sie lieber geradezu aus dem gemeinen Se-

ckel zu bezahlen, als im einzelnen auf das Publicum vermittelst der Sportein (denn darauf läuft es doch am Ende hinaus) anzuweisen. Was nun den Maaßstab betrifft, nach dem die Besoldungen abzumessen sind, so erfordert der Staat in unsern jetzigen Verfassungen, seitdem die innern Verhältnisse und Zwecke der Regenten so unendlich vervielfältigt sind, und so verwickelt geworden, eine große Zahl von Personen, die bloß zu dieser Bestimmung gebildet werden, und außerhalb derselben, mit ihren Kenntnissen und Fertigkeiten durchaus keinen Unterhalt erwerben könnten. Die Laufbahn, in welche einzutreten alle diese verleitet (aa) werden, muß also auch billiger Weise die Absicht gewähren, durch Fleiß, Geschicklichkeit und Verdienste zu einer den Verhältnissen angemessenen Existenz zu gelangen. Unser Vf. warnt davor, die vorgeblichen Bedürfnisse der Staatsdiener ja nicht zum Maaßstabe ihrer Bezahlung zu machen. (bb) Sein Freund C. sagt sehr treffend, so wenig die hintern Räder eines Wagens im vollen Laufe die Vorderräder jemals erreichen können, eben so wenig würden Zulagen und Gratificationen die Forderungen der Dienerschaft befriedigen. Dem Rec. scheint aber die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten so beschaffen zu

wn; daß die Regenten auf die gerade entge-
enaefetzte Seite aufmerksam gemacht werden
müssen. Wenige Länder sind so glücklich, den
lten Fuß der Natural-Anweisungen für die
Staatsdiener beybehalten zu haben. Die mei-
en Besoldungen sind vor geraumer Zeit in
Gelde fixirt. Nun haben sich die Preise der
Nothwendigkeiten des Lebens sehr verändert,
nd sind seit Jahrhunderten in beständigem
Steigen. In wohlgeordneten Staaten hält
des Gewerbe, einzelne unglückliche Perioden
nd Unstände abgerechnet, im Ganzen gleis
en Schritt (23) und erhöht seine Forderun-
n. Der Staatsdiener bleibt allein zurück.
Man vergleiche doch den reellen Werth der Ge-
älte mancher der wichtigsten Stellen mit dem,
as vor hundert Jahren mit dergleichen Sum-
en auszurichten stand. Was muß daraus
rfolgen, wenn ihnen unter dem Vorwande der
rthlichen Oekonomie eigensinnig eine billige
usgleichung verweigert wird? Unser Vf. und
in Freund C. sagen zwar, jeder, der in ei-
n Dienst eintritt, wisse vorher, was er da-
on einzunehmen haben werde, habe den gro-
n Vortheil, diesen Betrauf einer sichern Ein-
ahme voraus zu wissen, könne seine Einrich-
ung danach machen, und müsse sich einrichten,
wen zu leben; könne also auch ganz sorgen-

ſiey bey ſeiner Eintheilung beharren, wenn er ſie nur ſtrenge behaupte. Können ſie im Ernſte glauben, daß Männer von ſolchen Geſchicklichkeiten als der Staat bedarf, und die ſich durch ihre Talente und Gefliſſenheit Höfen und Mächtigen ſo nothwendig zu machen wiſſen, in ſtoiſcher oder cyniſcher Enthaltſamkeit, mit dem Bewußtſeyn ihre Pflicht gethan zu haben, ſich werden abfinden laſſen? (24) Daß ſie zufrieden werden, wie der Fleißige und Glückliche in jedem Gewerbe zu dem Genuſſe eines Wohlſtandes gelangt, der immer wünſchenswerther wird, jemehr der Luxus zunimmt und ſich verbreitet; daß ſie damit zufrieden ſeyn werden, ſich darüber zu freuen, daß ihre verdienſtliche Geſchäftigkeit ihren Mitbürgern die Mittel, dieſen Wohlſtand zu erringen, verſchafft, oder doch vermehrt und zuſichert? (cc) Nicht allein auf die nothwendigen Bedürfniſſe des Unterhalts, auch ſogar auf die allgemeinen Sitten und die Forderungen eines weit verbreiteten Luxus nach der Denkungsart der Zeiten, muß billiger Weiſe einige Rückſicht bey der Beſtimmung der Emolumente genommen werden. Eine gewiſſe Uebereinſtimmung mit den correſpondirenden Claſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft iſt durchaus nöthig: zur Zufriedenheit der Staatsdiener: ferner um ihnen öffent-

liche Achtung zu sichern, deren sie bedürfen, die freylich nicht durch übermaßigen Aufwand erworben wird: denn Leichtsinn und Schwelgerey in hohen und wichtigen Posten erzeugen vielmehr nur Verachtung und höchstens Neid; die aber einen gewissen Grad von Wohlstand nothwendig erfordert, und endlich um das Publicum vor Bedrückung aller Art zu sichern. Denn der Staatsbediente, der in einer unnatürlichen und unanständigen Dürftigkeit gehalten wird, geräth entweder in eine niederträchtige Abhängigkeit von reichen Privatpersonen, deren Wohlleben er theilt, oder er wird sich durch eine unerträgliche Härte in der Ausübung seiner Macht an denen rächen, die er heimlich beneidet.

Nun ist zwar freylich zu wünschen, daß nicht eben alle Diener des Staats ganz allein von den Einkünften ihrer Stellen leben; und es wird auch nicht durchgehends der Fall seyn. Es werden immer viele, die nicht des Unterhaltes wegen zu dienen brauchen, der Ehre wegen in den Dienst treten: und sehr häufig wird dieß von Personen geschehen, die einiges Vermögen besitzen, und der Einnahme vom Dienste nicht durchaus zu ihrer Subsistenz bedürfen. Aber man findet sehr häufig die Ta-

leute, die dem gemeinen Wesen die größten Dienste leisten, den Eifer ihm zu nützen, das Interesse für größere Gegenstände, und eine Thätigkeit, die nicht gekauft werden kann, ja sogar den uneigennützigsten Patriotismus bey solchen, die bloß vom Dienste leben müssen; und bey diesen kann man jene Eigenschaften vielleicht am meisten suchen, weil sie nie in Gefahr waren, durch die Weichlichkeit des Wohllebens verdorben zu werden. Solche müssen im Dienste mit persönlicher Zufriedenheit leben können. Und wenn man den Großen vorstellt, daß ihre — des Staats — Einkünfte mit den fortschreitenden Preisen der Dinge und der zunehmenden Cultur und Industrie, an Zahlwerthe und an wirklichem Werthe zugenommen haben und zunehmen, (25) so ergiebt sich auch von dieser Seite die Möglichkeit und die Billigkeit, für die Dienerschaft zu thun, was die Umstände und das Interesse des gemeinen Wesens selbst erfordern.

Wenn die Dienerschaft auf der einen Seite auf die besondere Fürsorge des Regenten Anspruch machen kann: so ist sie auf der andern Seite auch einer besondern Aufsicht in einem weit engern Sinne unterworfen, als andere Unterthanen, die nur unter der allgemeinen Po-

Polizey-Aufsicht stehen: (dd) Die eigenmächtige Gesetzgebung einiger Schriftsteller, und ein durch besondere Verhältnisse in kleinen, willkührlich und schlecht regierten Ländern veranlaßter Gerichtsgebrauch des R. Kammergerichts, hat in einem großen Theile von Deutschland das Vorurtheil erzeugt, als ob jeder, der zu einem öffentlichen Amte gelangt ist, desselben nicht ohne processualisches Verfahren und richterliche Sentenz verlustig werden dürfte. Die Verwaltung eines Theils der öffentlichen Gewalt, und der Genuß der dafür bestimmten Belohnung sollen nach diesen Grundsätzen behandelt werden, als ein Eigenthum! die Würde eines Staatsdienstes, als eine Pfründe! In diesen Worten legt sich schon das Widersprechende der Behauptung an den Tag. Im Dienste begangene Verbrechen, der Veruntreuung, der Bestechung u. s. w. müssen untersucht und bestraft werden, wie andere gemeine Verbrechen, wenn nicht in der Verfassung des Landes etwas Besonderes für einzelne Fälle festgesetzt ist. Aber die Unfähigkeit, einem Amte vorzustehen, die Vernachlässigung der wichtigsten und nöthigsten Geschäfte, die in den meisten Stellen leicht versteckt, und der Untersuchung eines gewöhnlichen Richters entzogen werden kann, dieses und manche andere

Dinge, die den größten Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten haben, können nur von Vorgesetzten im Dienste beurtheilt werden. (ee) Es ist sehr zu wünschen, daß diese ganze Sache durch zweckmäßige Gesetze requlirt werde, wodurch auch die Dienerschaft auf der andern Seite gegen die nachtheiligen Folgen leidenschaftlicher Willkühr gesichert werde. Es ist hier der Ort nicht, in das Einzelne darüber hineinzugehen. Für den preuß schen Staat ist der Hauptpunkt im neuen Gesetzbuche zweckmäßig entschieden.

Num. 303.

Die Aufsicht über die ganze Dienerschaft, welche durch Belohnung, Bestrafung, und zuletzt Entfernung aus dem Dienste ausgeübt wird, begreift aber noch mehreres in sich, als die Direction der Berufsgeschäfte.

Die Vf. des Buchs, von dem hier die Rede ist, haben sehr wohl eingesehen, daß eine anhaltende Aufsicht auf das Betragen der Staatsdiener nothwendig ist. Sie erklären sich aber nicht bestimmt darüber, wie weit sie gehen solle, (ff) und so wie sie auf regelmäßi-

ge Conduitenlisten großen Werth setzen, so scheint es aus ihren Verhandlungen über die Einrichtung derselben hervorzugehen, daß die Aufsicht sich doch nur auf die Ausrichtung der Dienstgeschäfte erstrecken solle. Der Vf. und seine Freunde sind in großer Verlegenheit darüber, wie man sich versichern könne, daß diese Conduitenlisten nichts als Wahrheit, und dennoch diese Wahrheit streng und ohne Nachsicht enthalten. Die Vorschläge gehen dahin, daß sie von den Präsidenten zwar verfaßt werden, daß aber das ganze Collegium ihren Inhalt kenne, oder wenigstens jedes einzelne Mitglied erfahre, was in Ansehung seiner hineingesetzt wird. Bloße Facta sollen darin stehen. Es können und müssen aber einzelne Facta, die erheblich genug sind, in die Conduitenliste eingetragen zu werden, schon an sich von der nächsten Oberbehörde geahndet, oder einzeln einer höhern angezeigt werden, (26) und Conduitenlisten, die einzelne Facta enthalten, werden sehr wenig zureichen, ein zuverlässiges Urtheil der Obern über ihre Tauglichkeit zu Beförderungen und dergl. zu begründen. Der Werth eines Mannes kann nicht so abgemessen und taxirt werden, und es ist sehr zu befürchten, daß die Conduitenlisten dadurch großen Schaden thun, daß man glauben wird,

man habe an ihnen etwas besseres, als sie der Natur der Sache nach seyn können. Dagegen möchte Rec. darauf aufmerksam machen, daß die Aufsicht über Staatsdiener etwas mehreres in sich fassen müsse, als die eigentliche Censur ihrer Dienstverrichtungen. Aus der nämlichen Denkungsart, welche alle Staatsdiener bloß als bezahlte Arbeiter ansieht, entsteht noch ein anderes Vorurtheil; dieses, daß jeder, der die ihm aufgetragene Arbeit pflichtmäßig verrichtet, übrigens thun könne, was er will, (gg) und daß die Aufsicht der höhern Stellvertreter des Regenten über ihre Untergebenen sich nicht weiter erstrecken dürfe, als auf ihre Dienstgeschäfte. Dieses ungegründete Urtheil mag dem schlaffen Geiste unserer Zeiten angenehm seyn, da man gar zu gern alles Gute und Schlechte für gleichgültig ausgeben, und die individuelle Freyheit durch nichts einschränken möchte, als höchstens durch die Criminalgesetze. Mit diesen allein wird aber überhaupt nicht viel in der bürgerlichen Gesellschaft ausgerichtet. Das bloß Sittliche darf niemals außer Acht gelassen werden. Am wenigsten ist die Moralität der öffentlichen Beamten für das Wohl des Staates gleichgültig. Der Einfluß ihrer Sitten auf die Angelegenheiten des gemeinen Wesens ist feiner und weniger

ffallend als die Handlungen, die nach den
meinen Gesetzen bestraft werden können.
ber dieser Einfluß ist deswegen nicht minder
chtig, und muß jedem Unbefangenen ein-
uchten, sobald er darauf aufmerksam gemacht
rd. Hier kommt auf besondere Verhältnisse
r viel an. Jeder Stand hat seine eigen-
ümlichen, unerlaßlichen Tugenden und seinen
gern oder weitern Kreis von sittlichen Ver-
lichtungen. In einigen Ständen und in
anchen Stellen kann ein Grad des Leichtsinns
d der Ausschweifung tolerirt werden, der in
dern unleidlich ist. Einige Stellen erfor-
rn ihrer Natur nach einen ausgezeichneten
rad von Ernst und Würde; daher auch von
rückhaltung. Ist es zu ertragen, wenn
Mitglieder eines obersten Gerichtshofes, den
s ganze Publicum als die höchste Schutz-
ehr des Eigenthums und der Sicherheit aller
ndeseinwohner verehren soll, diese Achtung
d dieses Vertrauen leichtsinnig verscherzen?
ürfte der Regent nachsehen, wenn der ge-
hrteste und geschickteste Präsident oder Rath
nes solchen Gerichtshofes, auch ohne seinen
eruf gerade zu vernachlässigen, dem Spiele
er Trunke in hohem Grade ergeben, sich
rch gesellschaftliche Verhältnisse mit schlech-
n Menschen verächtlich und verdächtig mach-

te? wenn ein Mitglied eines Ehegerichts in scandalösen Verbindungen lebte? Solche Sitten in solchen Stellen sind eben so wenig zu dulden, als Feigherzigkeit in angesehenen Militärstellen, wo sie auch alsdann, wenn sie kein Kriegsrecht nach sich zöge, dennoch von den Dienstkameraden geahndet werden würde.

So viel folgt aus dem ersten Grundsatze über den Dienst, und so weit führt ein verfehlter Gesichtspunkt in dieser für das Wohl der Staaten unendlich wichtigen Angelegenheit irre. Der Vf. der schätzbaren Schrift, der die Veranlassung zu diesen Betrachtungen giebt, und welcher durchgehends einen sehr lebhaften Sinn für den Werth einer ernsthaften Sittlichkeit und strengen Zucht an den Tag legt, bemerkt selbst in Nr. 62., daß das äußere Leben der Officianten des Staats beachtet werden müsse; aber manche seiner Anwendungen dieser Grundsätze sind nicht zu billigen, und gehen auf der andern Seite zu weit. Er macht den Staatsdiener zu einem Sklaven, zu einem Klosterbruder; er will ihm keine freye Beschäftigung oder Vergnügungen gönnen, wenn er nicht alle Kräfte zu ernsthafter Thätigkeit zuvor seinem Dienste gewidmet hat. (hh) Was für ein Geist würde durch solche Forde-

rungen erzeugt werden? Wie sollten sich bey jungen Leuten Talente entwickeln, und Fähigkeiten zu höhern Posten bilden? Im §. 67. wird im Ernste vorgeschlagen, daß Niemand zu höhern Stellen berufen werden solle, der nicht ganz im Ernste eine Zeitlang in einer geringern Stelle gearbeitet hätte. (ii) Wie weit soll sich dieß erstrecken? Den größten Theil seiner Zeit den Dienstarbeiten zu widmen, das kann man in untern Stellen freylich lernen; lange dürfte aber doch wahrlich kein Mensch, der zu höhern Posten fähig und bestimmt ist, so angespannt werden, oder er wird den kleinlichen Geist des Untergebenen in höhere Stellen mitbringen, das Interesse für größere Zwecke verlieren, und unfähig werden, statt an Ausbildung der Geisteskräfte zu gewinnen.

Ueber die innere Verfassung der Collegien sagt der Vf. viel Treffendes. Er hat sie gekannt, besser als sein Freund B., welcher meynt, ein bloßer Routinier könne gar wohl ein guter Justizpräsident werden. Der Vf. selbst hingegen spricht über den Einfluß des Präsidenten und über seinen Beruf, so wie ein Mann, der ein Collegium zu dirigiren selbst vermag. Eben deswegen hätte Rec. aber auch gewünscht, den Einfluß der Colle-

gialverfassung auf die Führung öffentlicher Angelegenheiten hier ausführlicher aus einander gesetzt zu sehen. In juristischen Collegien muß jedes Votum über jeden einzelnen Fall unabhängig seyn. Auch in diesen Collegien wirken alle Bewegungsgründe und Empfindungen, die einem Menschen Einfluß auf andre verschaffen; allein das ist unvermeidlich. Es ist der Justiz wesentlich, daß sie durch Collegia verwaltet werde, um alle Willkühr zu entfernen, die hier der schlimmste aller Fehler seyn würde. Bey Administrations-Angelegenheiten ist das anders. Es kommt da nicht auf unparteyische Beurtheilung einzelner Fälle nach allgemeinen Grundsätzen an, sondern auf Zwecke, auf Plane, übereinstimmende Ausführung kluger Maaßregeln. Wenn Collegia von der höchsten Staatsgewalt zu Rathe gezogen werden, so geben sie gewöhnlich schlechte Gutachten: weil jedes bedeutende Mitglied von dem seinigen dazu thun will, jedem zu gefallen etwas von ihm aufgenommen wird, und daher bey der Verschiedenheit der Ansichten, aus disharmonischen Theilen, ein gut zusammenstimmendes Ganzes nicht herausgebracht werden mag. Ein guter Plan ist nicht von gemeinschaftlicher Arbeit eines Collegii zu erwarten. (kk) Eben so wenig kann die Ausfüh-

rung eines Plans, der Nachdruck und Einheit in der Direction erfordert, von einem Collegio erwartet werden. Auch in der Leitung der gewöhnlichen Geschäfte wird da, wo sie auch nicht nach Departements unter die Räthe vertheilt sind, bald ein Mitglied gewisse Sachen, ein andres sich andre zueignen, und durch gegenseitige collegialische Nachgiebigkeit darin zum Herrn machen, ohne öffentlich die Verantwortlichkeit davon zu haben, die auf das Collegium geworfen wird. Auf der andern Seite hat es große Vortheile, wenn die Angelegenheiten, welche von einem einzigen Kopfe abhängen, dennoch in einem Collegio vorgetragen werden müssen. Dieß schützt vor Uebereilungen und einseitigen Beschlüssen. Die Sachen werden ganz anders überlegt, und die Acten genauer gelesen, wenn davon Vortrag geschehen muß, als wenn alle Fehltritte in Papieren verborgen bleiben, und mit Papierstößen bedeckt werden. Die Secretarien möchte der Vf. gern so viel möglich abschaffen. Die gewöhnlichen Kanzleybedienten, sagt er, müssen geschickt genug seyn, die Formalien zu besorgen. Dieß hat etwas für sich. (II) In wichtigen Sachen, zumal wenn sie Schwierigkeiten in der genauen Bestimmung haben, oder wenn persönliche Verhältnisse zu unter-

geordneten Autoritäten dabey beachtet werden müssen, kommt so viel auf die einzelnen Ausdrücke an, daß es beynahe unmöglich ist, sich der Feder eines andern zu bedienen, oftmals kostet es auch nicht mehr Mühe, den Aufsatz selbst zu schreiben, als zu decretiren. Jeder Rath wird also häufig Veranlassung haben, selbst Aufsätze zu machen. Aber es ist in den meisten Departements so entsetzlich viel zu schreiben, daß es, zumal in höhern Stellen, eben so oft nöthig ist, sich helfen zu lassen, um nicht unter der Last von Arbeit zu erliegen. Unser Vf. hat überhaupt immer nur die Arbeit (mm) im Auge, die geschehn muß, um die Maschine des Staats im Gange zu erhalten: er denkt nicht an die Untersuchungen, die Ueberlegungen, die Beschlüsse, die erforderlich sind, um Neues zu schaffen, und um die Verbesserungen zu Stande zu bringen, welche in jedem Staate und in jedem einzelnen Departement von Zeit zu nöthig werden. Er ist sehr besorgt, daß die Staatsbedienten ja alle volles Maaß von Arbeiten liefern: statt daß es eben so nothwendig wäre, darauf zu denken, wie die Arbeit, zumal in hohen Posten, vermindert werde. Er macht sehr treffende Bemerkungen über die unnütze Geschäftigkeit

der untern Staatsdiener. Er stellt den Schaden sehr lebhaft dar, der daraus entsteht, wenn die höhern Behörden alles wissen wollen, was sie nicht zu wissen brauchen, oder nicht erfahren können, und die Bedienten nöthigen, Haufen von Tabellen zu fertigen, worin kein wahres Wort steht, und von denen kein andrer Gebrauch gemacht werden kann, als Registraturen zu füllen, die ohne dieß so überladen sind, daß es bald dahin kommen muß, daß man sich über der Menge der Acten nicht mehr darum bekümmert, was darin steht. Allein es ist noch nicht damit gethan, wenn die unnütze und unwahre Arbeit abgeschafft wird. Die Arbeit, die bleibt und die nicht entbehrt werden kann, muß so vertheilt werden, daß diejenigen, die an der Spitze der Angelegenheiten stehen, von dem Detail der täglichen Geschäfte frey gemacht werden. (nn) Dieses kleinliche Detail nimmt den Kopf so ein, füllt die Zeit so aus, daß die vorzüglichsten Geisteskräfte darunter erliegen. Es wird dabey ganz unmöglich, sich die Ruhe des Geistes zu geben, die durchaus nöthig ist, um große Gegenstände von mehreren Seiten zu überdenken. Das Interesse für diese größern Gegenstände verliert sich

über dem Haufen kleiner Geschäfte. Es giebt am Ende eine eigne Behaglichkeit dabey, über die Last dieser Menge von Arbeit zu seufzen; und sie dient oftmals zum Vorwande, bey sich selbst schwierigere und erheblichere Ueberlegungen zu entfernen. Freylich giebt es auch in hohen Stellen Männer, die ihre Muße nicht auf eine würdige Art zum Besten des Staats gebrauchen würden, und die mit vielem Detail beschäftigt bleiben müssen, weil sie sonst nichts thäten: aber die Verfassung des Dienstes muß dem Manne vom Kopf, der sich zu Höherem berufen fühlt, die Mittel geben, sich frey zu machen. (oo)

Eine andre Frage über die Vertheilung der Geschäfte berührt der Verfasser zu kurz. Diese: ob es rathsamer sey, die oberste Leitung der Geschäfte nach Provinzen oder nach Departements zu vertheilen: ob es besser sey, einem Minister alle Angelegenheiten einer Provinz zu übergeben, oder ihm die Direction gewisser Geschäfte durch das ganze Reich anzuvertrauen? Der Verf. erklärt sich für das erste, weil die Departements einander so oft durchkreuzen und entgegen arbeiten. Dieses Uebel wird aber

urchaus nicht durch die Vertheilung in Statt-
lterschaften oder Paschaliks, wie der Verf.
h ausdrückt, gehoben. Die nämlichen De-
rtementsfachen in verschiedenen Provinzen
üssen eben sowohl unter einander in Har-
onie gebracht werden, als die verschiede-
n Departements in einer und derselben
rovinz: der innere Krieg unter den Be-
rden, den der Verf. mit Recht als ein gro-
s Ungemach schildert, kann in einem Falle
qut als im andern Statt finden. Die
uptsache scheint auf folgendem zu beruhen.
fernte, durch Lage oder Verhältnisse isolir-
oder durch eigenthümliche Verfassung aus-
eichnete, Provinzen werden besser der
rection Eines Mannes übertragen, der,
t den eigenthümlichen Verhältnissen durch-
bekannt, in dem Geiste der Verfassung
der Einwohner handelt. In solchen
ndern hingegen, die genauer zu einem
nzen verbunden sind, wird es nützlicher
n, die Geschäfte departementsweise zu ver-
len. Was aber die letzte Quelle aller
sharmonie in der Administration betrifft,
che in der Verschiedenheit der Denkungs-
und der Ansichten, in dem Mistrauen und
Eifersucht der Minister unter einander
t: so ist dieses in der Natur des Men-

Auch iſt da bloß die Rede von einem Princip der Beurtheilung, ob Gehalte zu niedrig ſeyen, aber keinesweges von einem Vorſchlage, Aemter durch Ausbietung Minus licitanti zuzuſchlagen. Kr.

(z)

Sollte das fehlerhaft ſeyn, was ſich auf $\frac{9}{10}$ anwenden läßt? Wär es nicht fehlerhafter, das $\frac{1}{10}$ zur Regel und die $\frac{9}{10}$ zur Ausnahme zu machen? S.

(20)

Hier ſcheint der Recenſent die eigentlich regierende allein im Auge gehabt zu haben, A. B. und C. haben aber mehr auf die ausführende geſehen. Kr.

(21)

Sehr wahr, der Streit hat ein Ende, ſo bald man den Sätzen die gehörigen Bedingungen beyfügt, unter denen ſie gemeint ſind. Rouſſeau hat wohl recht zu ſagen: les idees generales et abſtractes ſont la ſource des plus grandes erreurs des hommes — und woher ſind ſie es? Weil bey den Worten für ſolche Ideen, z. B. bey dem Wort Dienſt, jeder gemeiniglich nur an die ſich ihm zunächſt dar-

bietenden Exempel denkt, und ſich an dieſe allein oder hauptſächlich hält, ohne ſich der übrigen zugleich mit zu erinnern. Wie richtig dann auch in Hinſicht auf die ihm vorſchwebende Specialia das ſeyn mag, was er vom Dienſt überhaupt ſagt, ſo wird es doch dem, welchem dabey ganz andre Specialia vorſchweben, an die jener nicht dachte, ſchief oder falſch vorkommen. Beyde können Recht haben, ſofern jeder bloß auf das ſieht, was ihm in den Sinn kommt, wenn vom Dienſt die Rede iſt; und beyde haben vielleicht Unrecht, wenn jeder dem andern als allgemein vom Dienſt geltend das aufdringen will, was blos von der einen oder den etlichen Dienſtclaſſen oder Gattungen der Dienſtarbeit gilt, die er im Sinne hatte. Glaubt doch das Militair, daß es allein dienе, und zwar nicht ohne Grund, nach dem alten Sprachgebrauch, welchen das Ich dienе auf dem Wappen des brittiſchen Cronerben angiebt; und hat doch die Geiſtlichkeit erſt ſeit Luthers Zeit angefangen, ſich als Diener zu betrachten, oder als ſolche vom Publico betrachtet zu werden.

Zu einer geraden und vollen Anſicht deſſen, was der allgemeine Begrif von Dienſt enthält, gelangt man nur, wenn man alle die verſchie-

denen Classen des Dienstes, die sich unsern gebildeten Staaten vorfinden, abzählt, und alle die verschiedenen Verrichtungen, die bey jeder Classe vorkommen mögen, nach wesentlichen Unterschieden abtheilt, und das haben A. und ich keineswegs unterlassen. Das Resultat dieser Analyse steht wohl fest, daß nehmlich jeder Dienst eine contraktmäßig durch die Bestallung übernommene strenne, d. i. mit Verantwortlichkeit verknüpfte Pflicht sey, gewisse, wenn schon der Form oder Materie nach manchmal unbestimmt scheinende, gleichwohl durch den Zweck, auf welchen sie gerichtet sind, allemal klar bestimmte Verrichtungen, solchem Zweck gemäs mit Sorgfalt und Treue zu leisten. Dieser Begrif gilt aber sowohl von den freyesten Wissensarbeiten, die zum Dienst eines Predigers, Professors, oder Mitgliedes von der Gesetzcommission ꝛc. gehören, als von den aufs genauste bestimmten Amtsverrichtungen eines Rendanten, Calkulators, Postmeisters ꝛc.

So wie überhaupt die negative Pflichten der Unterlassung alles Bösen unendlich wichtiger für das Heyl der Welt und jeder Gesellschaft sind, als die affirmativen, so sind sie es auch in Hinsicht auf den Dienst. Man sorge

nur zuförderſt dafür, daß jeder Dienſtmann ſeine Schuldigkeiten thue, und ſie nicht als opera operata treibe, bevor man daran denkt, ihm opera ſupererogationis zuzumuthen. Erſt muß der Profeſſor ſeine Lehrſtunden, und der Prediger ſeinen Confirmandenunterricht und übrigen Amtspflichten erfüllen, eh er ſich an ſeine Schriftſtellerarbeit hinſetzt. Sein noch ſo großes Verdienſt im letztern Betracht kann die Unterlaſſung ſeiner Schuldigkeit in erſterer Hinſicht, nach dem Urtheil ſeines Publici, auf welches ſich ſein Amt bezieht, nie compenſiren, und gewiß hat ſein Publicum darin recht. Einſchärfung der Schuldigkeiten iſt nöthiger als Aufmunterung zum Verdienſt. Sind wir doch alle lieber gütig als gerecht, und giebt es doch mehr als einen, der lieber Geſchenke macht, als Schulden bezahlt.

Selbſt bey den Dienſtarbeiten, in welchen es ganz eigentlich auf Geiſtesthätigkeit ankommt, ſind Fleiß und Treue das erſte, woran dem Publico, auf welches ſich die Arbeiten beziehen, und dem Staat gelegen iſt. Fleiß, ſofern nichts aufgeſchoben und verſchleppt wird, das durchaus eine prompte Vollendung fordert: Treue, ſofern von den zur Sache gehörigen Umſtänden keiner unerforſcht oder unberichtigt

gelaſſen, und das Reſultat oder der Beſchluß nach vollſtändiger und unbefangner Beachtung aller Daten gefaßt, und auf die dem vorliegenden Zweck angemeßne Art dargeſtellt wird. Das Gegentheil dieſes Fleißes und dieſer Treue iſt ein gerechter Gegenſtand der Strafe und Rüge, mit einem Wort des Rigorismus, deſſen Handhabung dem fleißigen und treuen Dienſtmann, weit gefehlt zu misfallen, vielmehr willkommen iſt, ſo fern ſie ihm die Laſt erleichtert, die ihm ſonſt daraus zuwächſt, daß er die von ſeinen bequemen, leichtſinnigen, zerſtreuten Collegen gelieferte unbrauchbare Arbeit zurecht machen, oder vielmehr eine eigne an die Stelle liefern muß.

Haben doch auch die meiſten Collegia Strafkaſſen, und wo bliebe der Dienſt, wenn nicht der Unfleiß und die Untreue, oder wie man ſie höflicher nennt, die Unzuverläßigkeit mit Nachdruck gerügt würden? Wer kennt nicht die Rathskünſte durch Erfordernis eines neuern Berichts, und wieder neuen Berichts, oder durch Antrag auf ein Commiſſorium u. ſ. w., eine Arbeit, zu der er eben jetzt nicht Luſt hat, von ſich abzuhalten?

Es iſt den Dienſtmännern der obern und und höchſten Regionen wohl zu verzeihen, wenn

sie glauben, die ganze Nation lebe und webe nur durch sie, verdanke alles, was sie habe und sey, lediglich ihnen, und wisse sich weder zu rathen noch zu helfen, wenn nicht Weisheit von oben sie lehre und leite. Die Täuschung ist natürlich, wenn man in jenen obern und höchsten Regionen die Aktenwelt mit der wirklichen Welt, und die devoten Berichte und Anheimstellungen der untern Behörden mit den wirklichen Angelegenheiten und Gesinnungen des Publicums, das, weil man es unmündig macht, darum keineswegs unmündig ist, verwechselt. Was würde aus dem Handel des Landes werden, denkt wohl manches Glied der Obercommerzial-Behörde, wenn wir nicht alles beriethen und leiteten? Und nach den von den Unterbehörden eingehenden Berichten und Anträgen und gutachtlichen Anheimstellungen ist es wohl natürlich so zu denken, statt daß dagegen die wirkliche Kaufmannschaft des Landes, die doch wohl weiß, was zu ihrem Frieden dient, nichts sehnlicher wünscht, als daß man sich nicht um sie bekümmere. Wenn England eine Oberbaubehörde hätte, würde es wohl seine Canäle besser und wohlfeiler bekommen haben, als jetzt, da manche der bewundrungswürdigsten ein Pfuscher wie Brindley ohne andere Aufsicht, als die von Seiten der Bauinteressenten, aus-

geführt hat? Und welche Criminalbehörde in Europa hat zur Verminderung der Verbrechen durch verbesserte Gefängnißanstalten wirksamer gesorgt als Caleb Lownes mit seinen andern Quakerbrüdern in Philadelphia? Ueberhaupt kommt wohl aus den höhern Regionen, wenn man Meteorsteine und Sternschnuppen ausnimmt, nicht leicht etwas herunter, das nicht zuvor von unten nach jenen Regionen hinauf gestiegen wäre.

Dem Verdienst seine Kronen! Dank und Ruhm und reichliche Belohnung jeder andern Art werde dem Dienstmann zu Theil, der nach Erfüllung seiner Schuldigkeiten noch anderweitiges Gutes in seinem Wirkungskreise durch solche Bemühungen und Arbeiten zu stiften gewußt, die ihm überhaupt nicht, oder doch nicht in der Art, wie er sie geleistet hat, von Amtswegen oblagen. Auch ist wahrlich der Staat sowohl als das Publicum geneigt genug, nicht nur solch eigentliches Verdienst, sondern auch selbst schon denjenigen Grad von gewissenhafter Erfüllung der Amtspflicht, der noch eigentlich Schuldigkeit ist, aber leider selten dafür erkannt, und noch seltner geübt wird, auf alle Weise zu belohnen.

Weit gefehlt, daß A und ich bey ihrer Ansicht vom Dienst allein, oder hauptsächlich auf die Justizpartie gesehen hätten, war es vielmehr gerade die administrative Parthie, die uns zunächst vor Augen stand, obgleich wir freylich, wie es bey einer allgemeinen Betrachtung seyn muß, auch auf die andern Zweige acht gaben. Kr.

Der im 4ten Stück der europäischen Annalen 1806 befindliche Aufsatz über die Steigerung der Gelehrten, die man durch große Titel und Gehalte aus dem Vaterlande zu locken sucht, enthält so viel anwendbares auf Dienstleute, daß ich eine Stelle daraus herseze, die vielleicht zum Lesen des Ganzen Lust machen wird:

„So ausgemacht es auch ist, daß die Virtuosität remunerirt werden muß, so sollte man „doch nicht über die Gebühr remuneriren. „Nicht als ob es möglich wäre Geister durch „Geld aufzuwiegen, beyde haben an und für „sich nichts mit einander gemein, und können „also auch nicht gegen einander ausgetauscht „werden; sondern, weil es leicht geschehen „kann, daß man durch eine allzuglänzende Remuneration den thierischen Menschen auf Ko-

„sten des geistigen begünstiget. Da nehmlich „alle geistige Thätigkeit ursprünglich nicht um „ihrer selbst willen vorhanden ist, sondern kör„perlichen Zwecken dient, so muß man ihr den „Antrieb, den sie in diesen hat, nicht ganz „nehmen, wofern man sie nicht zum Stillstan„de bringen will. Wer hierauf nicht eingeht, „und von dem Uebermuth des Wohllebens eine „ausgezeichnete Thätigkeit erwartet, wird in „seinen Erwartungen immer betrogen werden „— Geister im allgemeinen können freylich „als Waare betrachtet werden, dann aber muß „man dahin sehen, daß man diese Waare nicht „durch Ueberbieten verdirbt. Es giebt viele „Genüsse, die für den Gelehrten als solchen, „gar nicht vorhanden sind, und dringt man sie „ihm auf, so kann dies nie geschehen ohne ihn, „mehr oder weniger in seinem Wesen zu ver„nichten. Die Grundlage aller geistigen Thä„tigkeit ist Sobrietät, um nicht Nüchtern„heit zu sagen, und wer sich von dieser entfernt, „geht für seine Bestimmung verlohren. Frey„gebig gegen Gelehrte kann zuletzt jede Regie„rung seyn — aber diese Freygebigkeit so zu „modifiziren, daß das Entwickelungsgeschäfte „in ihr gesichert bleibe, ist die Sache einer be„sondern Klugheit, und eben deswegen nicht „allen Regierungen eigen. Geld und Titel

„haben zuletzt immer nur eine narkotische Kraft,
„und sollen sie diese nicht ausüben, so muß die
„Regierung sich darauf verstehen die intellektu-
„elle Thätigkeit durch eine besondre Triebfeder
„lebendig zu erhalten. Diese Triebfeder kann
„aber keine andre seyn, als die Ruhmbegierde?

(22)

Liegt in diesem einzigen Wort (verleitet) nicht ein Zugeständniß, daß der Staat nicht wohl thue, wenn er hohe Gehalte ansetzt, oder die angesetzten erhöht? S.

(22)

Wenn die Schau, die über die aufs Stück gemachte Arbeit urtheilt, nur von sachverständigen ehrlichen Männern gehalten wird, so möchte das Arbeiten aufs Stück wohl das dem Dienst vortheilhafteste seyn. Bey den Handwerkern haben mich wenigstens zuverläßige Meister versichert, daß diese Methode bessre und fleißigere Gesellen mache, als erhöheter Lohn und Douceurs. S.

Ueber Unfleiß der Sprach- und Musikmeister und der academischen Privatdocenten, die Stundenweise bezahlt werden, hört man wenigstens, desto mehr aber über den Unfleiß der salarir-

ten öffentlichen Lehrer. Wie mancher Collegii massessor, der stückweise bezahlt wird, liefert 2 und 3 mal so viel Arbeit wie der besoldete Rath. Kr.

Schade nur, daß der Willkühr des Arbeits austheilenden Präsidenten dabey zu viel Spielraum gelassen bleibt. S.

(bb)

Was der Recenient sagt, läßt sich alles hören. Wonach soll man aber die Bedürfnisse abmessen, da der Luxus sich beynah in die nothwendigsten gemischt hat, dessen Befriedigung doch wohl Niemand vom Staat fordern kann. Die Preise der Dinge haben sich freylich gewaltig verändert. Würde dem Theurungsgewinsel viel abgeholfen werden, wenn der Staat bey Besoldung seiner Diener so verfahre, wie jetzt in Preußen bey Bestimmung des Canons bey erbpachtlichen Austhuungen der Ländereyen verfahren wird, wo man die Marktpreise des Getreydes von gewissen Jahren zur Norm annimmt, den Erbzinß der folgenden zu bestimmen? Alle 20 oder 30 Jahre würde sodann mit den Gehalten eine Reform vorgenommen! Will man aber einem Officianten eine Zulage ertheilen, so sehe man bloß auf die

die mit seinem Posten verknüpfte Arbeit, keinesweges aber auf seine persönlichen Nebenumstände, z. B. daß der Mann eben abgebrannt ist, viele Kinder hat ꝛc. Die hierauf genommene Rücksicht setzt den mit Recht verdienten Lohn zur Gnadengabe herab, die der Staat nie auf solche linke Art ertheilen muß, als ob er einen Prätext dazu suche, und das Maaß, womit er messen und zumessen will, seiner Willkühr vorbehalte. S.

(23)

So viel es kann — aber es kann gewiß nicht immer. Kr.

(24)

Der Recensent scheint auch hier mehr auf die Officianten aus der höhern regierenden Sphäre bedacht gewesen zu seyn, als auf die zugleich zahlreichere Classe der im engsten Wortverstande dienenden. Kr.

(cc)

Der gewöhnliche Dienstmann muß sich an seinem Solde gnügen — den genialischen — welche Casse kann den befriedigen? Für den großen Kopf, der nicht die Schönheit und Nützlichkeit seines Werks sich selbst in Einnahme

setzt, für den reicht kein Gehalt zu, und wer durch Prämien sich zum Gebrauch seines Genies anspannen oder bewegen läßt, dessen Genialität scheint entweder erkünstelt zu seyn, oder daß man wenigstens nicht auf ihre Hülfe sicher rechnen könne und in der Staatsverwaltung muß sich überall ein Etat machen lassen, wenn man nicht gefährliche Steckungen will eintreten sehen.

Wer bey mäßiger Einnahme nicht versteht etwas Stoicismus bey seinen Ausgaben anzuwenden, kann leicht in Cynismus verfallen, an welchem dann aber nicht die geringe Einnahme, sondern sein ungebührlicher Hang zur Stoicismi schuld ist. Wenn im Staat die Stände sich zu hassen oder zu beneiden anfangen, dann fängt die Administration bald an in Verfall zu gerathen. Man untersuche aber die Ursachen dieses Neides oder Hasses, und man wird sich schämen, wenigstens wundern, daß er habe statt finden können. S.

(25)

Das gilt nicht von Landsteuern, nicht von Zöllen noch alten Tarifsätzen ꝛc. Gerade umgekehrt. Der Staat muß neue Auflagen machen, oder die Sätze der alten Auflagen erhöhen, wenn er bey sinkendem Silberwerth dem

selben Realwerth an Einkünften beziehen will. Kr.

(dd)

Man hat mir über meine Grundsätze bey der Besetzungsparthie mündlich und schriftlich, wie auch in diesen 3 Recensionen Vorwürfe gemacht, kommt aber wohl all jene Strenge der Aufsicht bey, welcher die Officianten nach der Aeußerung der Recensenten unterworfen werden sollen? Wie könnte sie wohl veranstaltet, wie dem unzähligen Mißbrauch ihrer wohl vorgebeugt werden? Das Weaschaffen untaugbarer Officianten ohne förmlichen Proceß ist, wenn es ohne Autorität und persönliche Nebenabsichten geschiehe, ein gutes Mittel sie zu Fleiß und Treue zu nöthigen, hat es aber nicht sehr bedenkliches? Muß also nicht auch bey jener Aufsicht unaussprechlich behutsam verfahren werden, um die habeas corpus Akte der Officians nicht aufzuheben? S.

(ee)

Die Stelle der Recensien von den Worten Wenn die Dienerschaft — bis theilt worden ist zum preußischen Gesetz gemacht durch die Cabinetsordre vom 17ten Januar. 1805 an den Staatsminister von

Maßow, worin gesagt wird: „wie ich überhaupt über die Dienstentlassungen in solchen „Fällen denke, wo die Unfähigkeit einem Amte „vorzustehen zur Sprache kömmt, ist in der „Hall. Litteratur-Zeitung N. 302 p. 343 und „44 sehr gut entwickelt, ich empfehle auch diese „Recension zur nähern Beherzigung und Prüf.“

Diese im Geist der im ersten Bändchen dieser Gedanken ꝛc. p. 65 ꝛc. abgedruckten Cabinetsbefehle vom 23ten Novbr. 1797 und 26ten Jul. 1800 vom Könige ausgesprochne Aeußerungen können gewiß sehr großen Nutzen schaffen, weil nichts dienstschädlicher seyn kann, als wenn Justizcollegia einen beynah durch und durch unbrauchbaren Officianten wegen nicht zu Recht beständiger Formen in seinen angewiesenen Dienst zurücksetzen wollen, nur müssen a) die zu solchen Anträgen berechtigte Vorgesetzte sehr kluge, biedre und ohne Leidenschaft oder Nebenabsichten handelnde Männer, und als solche bekannt seyn; b) müßte dem auf solche Art entlaßnen keine Schwierigkeit gemacht werden den, der seine Fortschaffung veranlaßte, in dessen Foro rechtlich zu belangen, und wenn er das ihm angethane Unrecht deutlich erwiese, so müßte c) der Fortschaffer angehalten werden, nicht allein die sämmtlichen Prozeßkosten zu

tragen, sondern ihn auch aus eignen Mitteln so lange für den Verlust zu entschädigen, bis der Gerechtfertigte anderweitig mit einer der vorigen gleichen Amtseinnahme angestellt würde. Ohne solche Einschränkung dürfte ein solches Mandatum cum libera ziemlich gefährlich werden. Schon erlebte Beyspiele von ähnlichen [illegible] manu betriebnen Fortschaffungen, und keines von ernstlicher Bestrafung des Misbrauchs, [illegible] erlauben mir nicht diese Bemerkungen blos in petto zu behalten. S.

(K)

Wer vermag sich auch über die Gränzen dieser Censur bestimmt zu erklähren? der Buchstabe würde zur Spionirerey verleiten. Ein was ähnlich von dem nobili officio der Juristen müßte dann jeder Präsident übernehmen, um zu lernen, wie weit seine Sittenaufsicht gehen kann, soll und muß. Die vom Recensenten angeführte besondern Fälle beweisen deutlich, daß diese Censur immer mit Rücksicht auf die Dienstverrichtung getrieben werden müsse. Der Case senefficiant muß kein Spieler, der Eherichter kein offenbar unzüchtiger Mann seyn. War das Präsidiren und Dirigiren von je her eine schwere Sache, wie viel schwerer würde es durch diese Aufsehervervflichtung werden. —

Was würden aber auch Dienſt und Welt gewinnen, wenn ſie ſo beobachtet würde, wie in dieſen und andern pus delidernis geſchrieben ſteht!!! S.

(26.)

Wie? Ohne Mitwiſſen deſſen, [illegible] hilf? ohne vergängig vergebens angerufene Privat und collegialiſche Zurechtweiſung? ꝛc.

(gg)

Wäre es nicht ein gefährlicher Eingriff in die menſchliche Freyheit, wenn man dem Officianten, der ſeine Arbeit pflichtmäßig verrichtet hat, nicht erlauben wollte über ſeine übrige Zeit und Lebensart frey zu ſchalten und zu walten? Wer pflichtmäßig gearbeitet hat, omne tulit punctum, kömmt ihm das oben (21) notirte zu Schulden, dann iſt die Sache ganz anders. S.

(hh)

Wird der Officiant bey der vom Recenſenten vorgeſchlagnen außerdienſtlichen Aufſicht freyern Spielraum gewinnen? Mir ſcheint ſie ihm ſelbigen zu verengen. S.

(ii)

(ii)

Nirgend aber hab ich gesagt, daß der künftige Rath in der Calculatur oder Registratur grau werden müsse. Der kleine Dienst muß gelernt werden, sollte es nun nicht leichter und schicklicher seyn, ihn jung, ganz unbefangen zu lernen, als ihn später in gewisser Art nur anzusehen, und zwar von Menschen, die seine Untergebne sind? S.

(kk)

Was hier bemerkt ist, halt ich zwar für wahr, nur fällt mir gegen das Recept zum Planmachen einiges bey. Daß im Collegio kein guter Plan gemacht werden kann, ist gewiß, indessen hab ich doch wahrgenommen, daß vorläufige Aeußerungen über das Planobjekt dem Einzelnen Entwerfer große Dienste thun können. Auch machen sie die Mitglieder bekannter mit, und aufmerksamer auf den Gegenstand, und wenn der ausgearbeitete Plan in der Folge zum Vortrage kommt, so werden die Bemerkungen der darüber Votirenden passender gerathen und zu seiner Vervollständigung beytragen, welches die folgenden Bemerkungen des Recensenten zu bestätigen scheinen. S. sieh. S. 160.

bigkeit verleugnen und bloße Jahern des Einen Zehnten werden, wie es wohl mit William Pitt im französischen und mit Lord North während des amerikanischen Revolutionskrieges der Fall war. Es ist keine Kunst 10 Stimmen in Harmonie zu bringen, wenn man 9 schweigen läßt, oder wenn diese 9 aus Eigennutz und Herrschlust mit Verleugnung ihrer eigentlichen Herzensmeynung sich zum unisono bequemen. Ueberdem ist in England, wenn auch simultane Eintracht während Eine Parthey herrscht, desto ärger successive Disharmonie, so oft eine Parthey die andre vom Ruder ablöst. Wie z. B. Lord North durch die Rockinghamsche Parthey (etwa 1781) und diese nach dem amerikanischen Frieden durch die Pittsche, und diese wieder durch die Fox-, Grenville-Addingtonsche. Ueberdem hat das Britische Ministerium mit der innern Landesadministration wenig zu schaffen; die geht ihren Gang ohne dasselbe, und nur Krieg, Colonien, Handel und Finanz sind es, die das Ministerium, als solches, interessiren. Kr.

Druckfehler und Zusätze im ersten Bändchen.

P. 3. Z. 17. statt vient lies viene. P. 7. Z. 23. st. verpflichten l. anheischig machen. P. 9. Z. 13. wegzustreichen und — daher auch — öfterer. P. 9. Z. 17. st. reichbegabtes l. solches. P. 5. Z. 4. wegzustreichen obgleich. P. 5. Z. 5. hinter Vermeidung l. auch. P. 9. Z. 13. st. einer l. Einer. P. 10. Z. 18. wegzustr. die. P. 11. Z. 19. st. Schaale l. Schale. P. 13. Z. 6. wegzustr. aber. P. 16. Z. 2. von unten hinter sich l. demnach. P. 17. Z. 7. st. Aeltern l. ältern. P. 20. Z. 6. st. nicht l. keine. P. 20. Z. 5. von unt. st. Velney l. Volney. P. 22. Z. 2. wegzustr. weil. Z. 4. wegzustr. zu finden P. 31. Z. 4. st. das l. des. Z. 5. st. erstere l. ersteren. P. 35. Z. 5. deleat. und. P. 39. Z. 10. st. jedes Mahl — bringen l. die untergeordneten Kräfte nach ihrer Quantität und Qualität zur Ausführung eines Werkes im Bewegung zu setzen und zu erhalten? P. 40. Z. 8. zuzusetzen: sind sie aber alle ausgezeichnet klug, so kann nur dann dem Dienst ein Nachtheil erwachsen, wenn der Präsident selbst nicht im Großen und Kleinen des Dienstes mächtig ist. So können auch Collegia mit Leuten, die ihr Metier förmlich studiert haben, überladen werden und aus dem Ueberwiegen der Theoristen manche Nachtheile für den praktischen Dienst entstehen. P. 40. Z. 9. st. Routiner l. Routinier. P. 42. z. unt. Z. 5. st. die l. das, st. vergessen l. vergessende. P. 43. Z. 9. st. verdirgt l. verbirgt. P. 48. hinter der letzten Reihe zudd. Auch kann ein scharfsichtiger Präsident aus der Art, wie ein Rath sich bey den Vorträgen seiner Collegen benimmt, wie er sich einmischt, auf welche Materien er sich besonders einläßt, den Geist

und Sinn desselben und wozu er natürlich brauchbar ist, kennen lernen, imgleich ob er künftig zu dirigiren im Stande seyn werde. P. 50. Z. 3. del. der krank würde oder. Z. 4 add. hinter Geschäfts- oder lange Badreise hinter unternähme s. ersterer 1/4 letzterer 3/4 l. ersterer 3/4 letzterer 1/4. P. 57. Z. 5. del. ? P. 60. Z. 15. s. berichtigen l. berichtigen. P. 62. Z. 7. s. jenen l. jede. P. 62. Z. 13. s. 1081 l. 1801. Z. 16. add. hinter Partenstein: und noch weniger die vom Hauptm. Grafen von Schmettau herausgegebene Geschichte seines Vaters des preuß. Generallieutenants. P. 67. Z. 1. von unt. s. Geschäftszwang l. Geschäftsgang. P. 72. Z. 2. v. unt. s. weniger l. wenigerer. P. 80. Z. 4. s. Haffaußern l. Hofaußern. P. 104. Z. 16. s. 74 l. 77. P. 121. v. unt. Z. 1. s. Corpus l. ganze Collegia. P. 122. Z. 7. s. jenen l. jenem. P. 123. Z. 9. del. Anstellung von. Z. 12. nach bewirken l. meist. Z. 13. nach Männer l. nur. P. 124. Z. 1. s. kundbar l. gerügt. P. 125. Z. 8. del. selbst, Z. 13. del. und, Z. 13. d. Frankreich, Z. 14. s. Hütten l. Hüttenwesen, Z. 17. s. in welchem Betracht l. in gleicher Hinsicht gehören, Z. 19. s. Schul l. Schau. P. 126. Z. 1. del. zu, s. gehören alle die l. werden entweder Z. 3. del. werden Z. 4. hinter selbst l. i. V., Z. 9. del. zweymal ein, Z. 10 del. einer, Z. 17. s. jene l. erstere zu den — ten, Z. 18. hint. dagegen l. zu den, Z. 19. s. nennen l. rechnen. P. 127. Z. 4. hint. vorstehenden setze oder, Z. 9. hint. soll l. wenn es darauf ankommt, Z. 11 del. sowohl und s. als bey l. oder, hint. Unruhen l. zu steuren, Z. 12. del. die. P. 129. Z. 2. s. Zwang ist l. welchem allerdings — ist P. 130 Z. 1. l. 3) gehört es nicht del gehört z' nicht, Z. 12. s. erzwingbaren l. erzwinglichen, Z. 13. s. befohlnen l. befehlbaren, Z. 19. hint. übernehmen l. z. B. das Kirchenvorsteheramt. P. 132. Z. 5. s. Ist l. gilt, s. noch mehr bey l. nicht

auch zum theils von den Kenntniſſen des, Z. 8. del. der Fall, Z. 10. ſt. Officianten l. Dienſte, Z. 6. v. unt. del. es iſt, hint. ſchlimm l. genug. P. 133. Z. 5. ſt. auf l. von, Z. 7. ſt. beruht l. abhängt. P. 135. Z. 6. ſt. beym l. aus, Z. 9. del. alle. P. 135. Z. 13. ſt. 8. l. 23. Z. 19. hint. aus ein del. allen. P. 136. Z. 7. ſt. Herrſchaft l. Herrſcher, Z. 4. v. unt. ſt. der würdigſte Mann, l. Einer der würdigſten Männer. P. 137. Z. 2. ſt. nie l. nicht, Z. 4. [illegible] — ſtehen l. Wahr iſt es, die Bedürfniſſe des Lebens ſind fortgehend geſtiegen, aber es iſt auch nicht —, Z. 6. del. ſubſiſtiren. P. 138. Z. 3. del. Gutsbeſitzer oder. P. 139. Z. 15. del. bloß. P. 140. Z. 1. ſt. ein denke, daß der l. man bedenke, wie mancher, Z. 12. ſt. ich l. man, letzte R. del. ſind. P. 141. Z. 12. ſt. gehörigen l. erforderlichen nach ſind add. als daß Einer ſie alle in ſich vereinigen könnte, Z. 5. v. u. del. rend, Z. 4. v. u. ſt. wäh- l. bey welchen. P. 143. Z. 8. del. und bis ſey? und l. wahrlich kein lichtes Problem, Z. 15. ſt. ner l. wohl, Z. 21. ſt. wieder — iſt l. wobey noch in Betracht kommt. P. 145. Z. 6 ſt. auch l. ſchon, Z. 6 v. u. ſt. bären l. bar. P. 146. Z. 3. Fuſchern l. Pfuſchern. P. 148. Z. 3. v. u. del. damals an der Tagesordnung ſeyenden. P. 149. Z. 1. nach Straßenalleen l. die damals an der Tagesordnung waren, ib. lezt. R. l. ſo müßte. P. 151. Z. 2. del. Schulcollegii. P. 152. Z. 3. del. iſt — oder — oder, Z. 4. hint. Officiant l. iſt. P. 154. Z. 4. hint ? ad. Mein, vorausgeſezt, daß der Präſident ſelbſt von dem Fehler frey iſt, den er an andern tadelt, Z. 13. ſt. Bey l. In. P. 155. Z. 6. v. u. l. Jury. P. 156. Z. 11. ſt. bären l. ſterben, Z. 13. bey guilty l. (ſchuldig), Z. 15. nach beſtimmen del. für die Todesſtrafe d. l. ſchuldig eines geringern Diebſtahls als wirklich begangen war, Z. 7. v. u. del. zumal, Z. 5. v. u. nach wenn l. nehmlich, Z.

Keine Gyps- und Kork-Antiken,
Wie uns Rom und Leipzig schicken;
Selbst der nachbarlichen Deime *),
Deren Namen wohl zum Reime
Noch kein Dichtermund gebraucht,
Die zu ihren kleinen Wellen
Zufluſs aus den Wasserquellen
Meiner glatten Wiesen saugt,
Selbst der fehlen am Gestade
Jene schattenreiche Pfade,
Die das Land um deine Stadt
Und die Liebe **) reichlich hat.
Meine Graben auszuschilfen
Helfen mir nicht Popens Sylphen,
Gleimens Amor taugt hier nichts;

*) Ein kleiner, aber für den preuſsischen Handel wichtiger Strom, der bey Tapiau in den Pregel fällt.

**) Ein Strömchen bey Marienwerder.

Die jacobische Sylphiden
Würden jämmerlich ermüden,
Wenn zum Schweifs des Angesichts
Ich sie auf mein Land bestellte
Und der Arbeit zugesellte,
Die den Büchersinn oft stumpft
Und zu sehr den Tag oft krumpft.
Auch hat Progne keine Schwestern
Unter meinem Sängerchor,
Sondern aus den erdnen Nestern
Zwitschern mir nur Schwalben vor,
Die sich Dutzendweis im Schatten
Meines rohrnen Vordachs gatten.
Ein Paar wipfelreiche Linden,
Eine Eiche wirst Du finden
Aeltor viel wie Du und ich;
Einen Garten, welchen sich
Hirschfeld nicht wird zeichnen lassen
Um in sein musivisch Buch

Ihn als deutschen Kunstversuch
Kupferstichlich einzufassen:
Plätze, die ich jezt beernte
Und voll Strauchwerk kennen lernte,
Sümpfe wirst Du urbar sehn,
Die zwar den pontinischen
Nicht an Gröfse gleichen, aber
Ohn die Hände meiner Graber,
Und ohn' meine Sorg und Müh
Wüste wären, so wie die
Eh der sechste Pius kam
Und ihr Trocknen unternahm:
Denn obgleich ich alles liebe,
Was Natur hervorgebracht,
Und mit gutem Vorbedacht
Jedes Aendern dran verschiebe,
Selbst in ihrer Wildnifs sie
Blos um befsrer Harmonie
Durch die Rodaxt nicht betrübe,

Ja oft gröfsre Nachsicht übe
Als mein Häusler tragen kann.
So klebt aus den Dienstpflugzeiten
Lust das Unkraut auszureuten,
Unter meinen Nebenleuten
Fleifs durch Nutzen auszubreiten,
Meinem Geiste fester an
Als die Erbsünd', die der Glaube
Unserm armen Erdenstaube,
Der ohn' sie sein Päckchen trägt,
Recht unchristlich aufgelegt,
Um ihn oft bis zum Verzagen
Desto kirchlicher zu plagen.

Wie gesagt, Du findest, Freund,
Hier nichts Schönes, Feines, Neues,
Nichts, was mehr ist, als es scheint;
Auch an mir nichts, als mein freyes,
Aber mehr bejahrtes Wesen,

Das auch noch kein Federlesen
Mit den Herren Menschen macht;
Und safs mir's in vor'gen Jahren
Wie dem Simson in den Haaren,
O dann hab ich's schlecht bedacht
Als ich nach des Landmanns Sitte
Mich mit einem dreisten Schnitte
Kurz und gut entzopfen liefs.

Hält indessen alles dies,
Was Du jetzt von mir vernommen,
Dich nicht ab zu mir zu kommen,
Nun so komm und nimm vorlieb.
Alles, was mir übrig blieb,
Seitdem ich der Ehr' entsagte,
Die oft schlecht dem Geist behagte
Wenn der Dienst mich unnütz plagte,
Und zum Lohn für manche Müh
Doch oft karg nur Freude lieh;

All' das will ich mit Dir theilen,
Komm nur, lang bey mir zu weilen,
Denn obgleich mit meinem Rest
Keineswegs sich grofsthun läfst,
So ist er doch so mein eigen,
Dafs ich als sein Herr mich zeigen
Und mit jedem Biedermann
Einspruchlos ihn theilen kann.

Deutscher Landmann, spann nicht aus,
Glücklich der, der Hof und Haus
Kann mit eignen Händen nähren,
Der zu keinen Nachruhmssphären
Steigen will in Blanchards Schiff,
Der nie gegen Bürgerpfiff
Umtauscht schlichte Bauersitte,
Der in seiner niedern Hütte,
Fern von kunstgerechtem Zwang
Lacht der städtschen Wunderbank,
Nie durchs Heer der Weltbegaffer,
Und der Anekdotenraffer,
Die auf Wort und Mienen passen,
Sich die Zeit darf stehlen lassen.

Richt das Streben Deiner Kraft
Nimmermehr auf Autorschaft,
Schriebst Du Göckingsche Episteln,
Wo Dir Dichtergeist und Reim

Voller

Voller Mark und Honigseim
Glückten, aber Strauch und Disteln
Fingen an zu Badenheim
Sich in Feld und Flur zu nisteln,
Käm da wohl Gewinn heraus?
Mach die Verse lieber schlechter,
Höchstens sing ein Lied voll ächter
Christlicher Natur für's Haus:
Nur die Lust zu Deinen Stieren,
Sie zu füttern, zu regieren,
Und den Frischmuth Sens' und Axt
Selbst zum Hausbedarf zu führen,
Und den Menschen, auch den Thieren
Gut's zu thun, wie Du's vermagst,
Die Lust mufst Du nie verlieren;
Denn sobald ein Drang zum Lied
Neidisch Dich dem Pflug entzieht
Wird auch Arbeit Dich ermüden,
Und Du, minder nah dem Frieden

Ringe ohne Nägel hat?
Selbst wenn statt des Baums von Leder
Eine Birminghamer Feder
Die lackirte Kutsche trägt?
Wer zu lang und ängstlich frägt
Wie der Weg sey? O der pflegt
Selten auf den Weg zu kommen,
Und erfährt es sparsam nur,
Dafs Bewegung und Natur
Der vernünftgen Kreatur,
Die sie braucht, viel besser frommen
Als das träge Stadtgewühl
Von Visiten, Kartenspiel,
Und Diners von vielen Schüsseln,
Wo die Gäste theuren Wein,
Mückengleich mit Saugerüsseln
Einziehn, und statt froh zu seyn,
Oft schon, während sie ihn zechen,
Selbst den Wirth undankbar stechen.

Hurtig also angespannt —
Wer zum Zeitvertreib aufs Land
Gehen will, der komme bald,
Eh die lachende Gestalt
Unsrer Felder frostig ältert.
Hier, wo man nicht Reben keltert,
Ist dazu die beste Zeit,
Wenn der Erdbeern Süfsigkeit
Sich mit lautrer Milch kann mischen,
Um das Blut, das an den Tischen,
Wo man frostig aufgeräumt,
Uebern Leib den Geist versäumt,
Hypochondrisch sich verschleimt,
Sich mit Kräutern zu erfrischen,
Und den matten Lebensgeistern,
Die durch Grillen sich verkleistern,
Wieder neuen Schwung zu geben;
Ja sogar zum Aktenleben
Neue Kräfte einzuernten.

Den Morgen drauf begegnet er Marien,
Und nach dem guten Morgen war sein erstes Wort:
„Nie hau ich eine Birke wieder um,
Das saure Wasser geht noch übers süfse.“

Hast Recht, du guter Alter, und das saure
Macht wenger Müh und Kosten, wie das fufse,
Wie's in der Welt beynahe immer geht.
Sie lehrt ihn nun es zu bereiten, und so ward
Durch mehr Bekanntschaft mit der Birken Nutzlichkeit
Der nordischen Cypreſs' ein Freund gewonnen.

Die Menschen, stets gewöhnt, weit auszuholen,
Misbrauchen oft den Traubensaft zur Säurung,
Zu der sie selbst Quellwasser nützen könnten;
Umpflanzen Gräber mit Cypressen
In Ländern, wo sie nur im Treibhaus'
Zur Staudenhöh mit holen Blüthen wachsen,
Und übersehn die vaterländsche Birke,
Die Lebensduft aus jungen Blättern haucht,
Wie die Cypressen Leichenduft umgiebt.
Ist aber Sterben nicht der Lebensknospe?
Und sollt' man drum ums Grab nicht Bäume stellen,
Die Leben duften und nach Leben aussehn?

Auf dann, pflanzt um Todtenhügel
Hangelbirken, deren Rinde

An meine Nichte von W.

Ich sitz bereits beym Abendbrodt,
Und dem Dessert der Lebensgaben,
Drum thut's mir ferner gar nicht Noth
Ein zierlich Dejeuner zu haben,
Doch, junge Frau, Du und Dein Mann,
Ihr fangt das Ehstandstagwerk an,
Und könnt die Näpfchen besser brauchen,
Das Milchbrodfrühstück einzutauchen.
Bricht aber, trotz der saubern Malerey
Dies feine Scherbenwerk entzwey,
So lafst Euch das nicht weiter kränken,
Denn in der ganzen weiten Welt

Giebt's wahrlich nichts, das immer hält,
Man muſs zum Trost, wenn es zerfällt,
Nur an Sankt Gellerts Lehre denken:
„Schilt nicht den Unbestand der Güter,
„Mensch, sieh dein eignes Herz nur ein,
„Veränderlich sind die Gemüther,
„So muſsten auch die Dinge seyn.“

Am Sterb- und Begräbnifstage Morettens.

Freylich war es nur ein Hund,
Der mir starb, doch was im Leben
Uns der Freuden viel gegeben,
Sollt das, wenn wir es begraben,
Nicht auf Thränen Anspruch haben?
Und wie manche Freude hatten
Wir durch Mörchen!

Wie mein Schatten
Folgte sie mir überall,
Vor mir bald, bald nach mir rennend,
Meines Zurufs leisen Schall,

Meinen leichtsten Tritt erkennend:
In den Augen konnt sie lesen,
Wie ihr lustges Tändelwesen
Wohlgefiel, und wufst mit Dahlen,
Das mit ihr getriebne Spiel
Menschenwitzig zu bezahlen,
Als wollt sie vom Seelenreisen
Uns an sich ein Beyspiel weisen.

Kam ich heim, so sprang sie mir
Froh entgegen, creifste, drehte
Sich so lang, bis ich mit ihr
Schön und freundlich that und redte.
Wie sie dann sich an mich hing,
Bis ich auf mein Stübchen ging,
Wo ein Armstuhl ihr gehörte.
Las und schrieb ich dort, so stöhrte
Sie mich nie, lag still und schlief,
Bis ich: Mörchen, Mörchen, rief.

Weil sie mich noch sehen wollte,
Weil ich mit gewöhnter Hand
Sie zum Sterben legen sollte,
So wie sie im Bett und Schoofse
Meine Augen schlafen sahn. —
Wär dies Denken auch nur Wahn,
Thut's doch wohl dem Tiefbetrübten;
Wünscht nicht jeder dem Geliebten
Sich beym Scheiden dicht zu nah'n?

Wohl sey dir in neuen Scenen,
Wird gleich deiner zu entwöhnen
Uns so schwer, und flossen Thränen
Gleich aufs baumbedachte Grab,
Als ich's grub und schlofs herab!
Wohl dir. — Sieht man doch im Leben
Alles stets nach Bessern streben,
Sollte wohl den kräftgen Schwung
Zu des Zustands Besserung

Die Natur allein bey Thieren
Durch den Todesstofs verlieren?
Führte doch der Tod als Leiter
Auch die Thiere immer weiter,
Dann möcht, was nach Thiergebrauch
Mörchen kleidete auf Erden,
Immerhin zu Asche werden,
Wird's nicht unsre Hülle auch?
Wär doch sichrer dieser Glaube,
Gerne liefs ich dann dem Staube
Mörchen dich, und meine Hand,
Die in silberweissen Sand
Heut dich eingrub, hätte dann
Dir unendlich wohlgethan!

Treues, kleines, liebes Thier,
Meinetwegen rief ich dir
Gerne nach: „o komm zurück!“
Doch vielleicht labt gröfsres Glück

Dort dich, wo der Höchstgerechte
Sich erbarmt der Thiergeschlechte
Mit der Liebe, die weit mehr
Gilt und hilft wie Menschenliebe,
Liebte sie auch noch so sehr.

Wer weifs, wird auch dein Grab noch lange
Vorübergehend angeschaut,
Da mir zum lezten Lebensgange,
Die Wegeszeichen klar und laut
Im grauen Haar und Kraftvergehen
Vor der gerieften Stirn schon stehen!
So lang' er daurt solls nie geschehn,
Ohn nicht im Geist nach dir zu sehn,
Nach dir, die auf dem Lande sich
So innigst wohlgefiel wie ich,
Wie ich, dem mancher Staub des Lebens,
Dem manche Klippe kühnes Strebens
Das Herz durch gröfsre Last zerrüttet
Als alle Erde, die ich heut

Tieftraurend über dich geschüttet,
Dich drückt, und der nach kurzer Zeit
Feldblümchen viel entsprossen werden.
O erschienen sie doch früher,
Häufger und mit schönern Farben,
Da ihr Erdreich Asche düngt,
Die aus Mörchens Rest entspringt!
Und wenn gleich ihr Wuchs nicht Zeitung
Aus der andern Welt mir bringt,
Lægt er doch als Vorbedeutung
Bürgschaft für die Hoffnung ab,
Die mir längst das dunkle Grab
Auf die helle Zukunft gab;
Denn ich traure nicht wie einer,
Den des eignen Grabes Nacht
Erdenhängender, und kleiner
Ihm die Zukunftshoffnung macht.

Wenn sie Kinder so erziehen wollen,
Dafs sie ihnen einst vergelten sollen,
Was sie in der frühen Kinderzeit
Mit so mancher Angst und Sorgsamkeit,
Wenn sie lehrten, straften, baten,
Für den späteren Comfort des Lebens
thaten?

Freilich bringt es Götterlust,
Wenn an mütterlicher Brust
Nicht verwöhnt zu stetem Saugen,
Ungewickelt, ungewiegt,
Kaltgebad't ein Söhnchen liegt,
Oder auch ein Mädchen schön und glatt,
Die in angeerbten Agnesaugen
Freundlichkeit die Fülle hat:
Freilich bringt es Freude über Freude,
Wenn man auf die frische Lebensweide
Seine kleinen Schäflein mit sich nimmt,

Und zum Wachsthum ihres Wesens
Weislich ihres Kräuterlesens
Menge, Art und Zeit bestimmt,
Und sie dann an Geist und Leibe,
Eins zum Mann und eins zum Weibe,
Folgsam, offen, wohlgemuth,
Schön und fromm und stark und gut,
Freundlich, ohne Hang zum Keifen,
Und verbotnem Lustergreifen,
Sieht fürs andre Leben reifen:
Freilich giebts der Wonne viel,
Wenn man aus dem Erdgewühl
Sich in Freundes Arm kann retten,
Wenn das allgewaltge Mein und Dein,
Das beynah hier keinen Wohlverein
Mehr gestattet, als ob insgemein
Alle nicht Ein wahres Ziel nur hätten,
Wenn dies mächtge Mein und Dein
Zweyen gönnet Eins zu seyn,

Dasselbe auf eine andre Manier.

Nimm diese Spornen, junges Blut,
Und so, wie sie Dein Vater träget,
Das heifst, mit jenem ächten Muth;
Der seinen Feind und alle Frevlerbrut
Durch Wort und Werk belehrt und schläget,
Mit diesem Geist, den Musen hold,
Wenn sie an ihn den Müden von Geschäften
Fürs Vaterland sich gern und traulich heften,
Und ihm, der das Verdienst viel höher
schätzt als Gold,
Den Ernst von seiner Stirne jagen,

So ehrenvoll mufst Du sie künftig tragen;
Dann, junger Freund, wird jeder sagen,
Der trägt den Sporn, wo auch der Biedermann,
Wenn es die Mode heischt', ihn tragen kann,
Und nicht im Kopf, wie viel in unsern Tagen.

Lehre mich die tausend Züge ordnen,
Die im Keim und Wachsthum der Natur,
Und im Schoofse des nie arm gewordnen
Grofsen Weltenalls jedes Aug die Spur
Eines Kraftgebrauchs erkennen lassen;
Der allmächtig immer aufwärts flog,
Und erschaffend Lieben gegen Hassen
Auf der Weisheitswaage wog.

Helfet mir die schiefen Züge ordnen,
Die in der veralteten Natur,
In dem abgenuzten, schwachgewordnen
Weltall auch nicht die geringste Spur
Von der Jugendkraft mehr übrig lassen,
Die die jungen Himmel einst durchflog,
Als ihr Schöpfer Lieben noch, nicht Hassen
Auf der Welten Waage wog.

Grofsen Ahnen gleich sich zu erblicken
Bleibt ein Hauptwunsch wackrer Sterblichen,
Und aufs grofse Wonneloos sich anzuschicken,
Wer versucht's nicht? Unverderblichen,
Ewgen Freuden fest entgegen sehen,
Wärmet selbst des Todes kalte Hand,
Läfst getrost ins andre Leben gehen
Den, der dies schon trefflich fand.

Mag der Frömmlingswahn der Vorwelt Bilder
Leeres Augenscheins beschuldigen,
Tod und Leben werden gröfser, milder
Wenn wir ihren Thaten huldigen.
Edler werden Sinne und Gedanken
Dem, der jung schon auf sie Achtung gab.
Ihre grofsen Lebensmuster sanken
Nicht mit ihnen gleich ins Grab.

Götter ihnen ähnlich zu erblicken,
War das schöne Loos der Sterblichen;
Seinen Wunsch dem Freunde zuzuschikken,
Welche Wonne? unverderblichen,
Ew'gen Freuden fest entgegen sehen,
Wenn des sanften Todes Freundes-Hand
In ein beſsres Leben einzugehen
Stets den Mann entschlossen fand?! —

Ach, ihr seyd entfloh'n, ihr schönen Bilder,
Die man nur zu hart beschuldigte!
Tod und Leben, sanfter war der, milder
Dieses, da man euch noch huldigte.
Schöner, edler waren die Gedanken,
Die die Fülle eures Daseyns gab;
Schöner alles, alle Freuden sanken
Mit euch in das Grab hinab!

Könnt ich fliegen durch die Orione
Von der Erde bis zum Sirius,
Von des Weltgebäudes hellster Zone
Bis zur Mitternacht des Tartarus,
Könnt ich fliegen auf des Lichtes Schwingen
Durch den Raum, der keine Grenzen kennt,
Könnt ich Sonnenkreise so durchdringen
Wie ihr Strahl den Aether trennt;

Könnt mein Blick den grofsen Plan durchschauen,
Der der Wesen Wesen in sich hält,
Von dem Aufgang, wo noch Werden grauen,
Bis zum Untergang der künftgen Welt,
Säh ich Welten sich aus Stäubchen bilden,
Könnt' das: Werde hören, wenn es schafft,
Könnt dem Sturm gebieten, wüfst der wilden
Elemente Trieb und Kraft —

O durchflög' ich alle Orionen
Von der Sonne bis zum Sirius,
Von des Weltgebäudes lichten Zonen
Bis zur Finsterniſs des Tartarus;
Flög' ich auf des jungen Tages Schwingen
Durch den Raum, der keine Grenzen kennt,
Könnt ich Sonnen wie ihr Strahl durchdringen,
Der den leichten Aether trennt;

Könnt' ein Blick den groſsen Ring umschauen,
Der die Zeiten Aller in sich hält,
Von dem Ursprung, wo noch Werden grauen,
Bis zum Untergang der künftgen Welt;
Säh' ich Welten sich aus Stäubchen bilden,
Oder einen Hauch, der alles schafft,
Könnt' ich Stürmen trotzen, nähm' den wilden
Elementen ihre Kraft:

Sink ich denn auch auf dem Boden nieder,
Der aus seinem Stoffe mich gebahr,
Sein Berühren stärkt die müden Glieder,
Bietet Kraft zu Neuversuchen dar.
Durch die Geissel, die das Schicksal schwinget,
Wird die Lebensspannung nicht erschlafft,
Durch ermüdete Organe dringet
Stärkungshauch der Geisteskraft.

Immer werd ich nicht die Kette tragen,
Die der Lauf der Dinge um mich wand,
Und die das Vergröfsrungsglas der Klagen
Stärker, als sie wirklich war, oft fand.
Mag denn auch der Leib den Gang vollenden,
Der ihn stets zur Erde niederbog,
Nimmer wird der Geist den raschern enden,
Der ihn immer aufwärts zog.

Kraftlos sink' ich auf den Boden nieder,
Der aus seinem Stoffe mich gebahr;
Fruchtlos bieten meine müden Glieder
Sich zu seinem Staube wieder dar!
Wenn das Schicksal seine Geissel schwinget,
Ist umsonst der Seele Band erschlafft,
Und den muden Körperbau durchdringet
Wieder die erloschne Kraft.

Soll ich ewig denn die Kette tragen,
Die ein unbekanntes Wesen wand,
Die, zu Mehrung martervoller Plagen,
Meinen Geist an seine Hülle band?
Hat denn wenn der Leib das Leben endet,
Dessen Joch den müden Nacken bog,
Noch der Geist die Laufbahn nicht vollendet,
Die der Jammer um ihn zog?

O der Wonne starker Seelen,
Die der Furcht Orkan nie beugt,
Die nicht Hirngespinnste quälen,
Denen Starkmuth nie entweicht;
Die noch Lebenskränze winden,
Wenn das offne Grab schon winkt,
Die dem Tod den Arm noch binden,
Wenn ihr Leib schon kraftlos sinkt.

Hoffnungsbalsam stärke sie
Mit den allersanftsten Zügen,
Nichts muss ihren Muth besiegen,
Fassung fehle ihnen nie.

Wenn der Jüngling freudetrunken
An des Mädchens Busen liegt,
Und im süfsen, Jezt versunken
Sich in schöner Zukunft wiegt,

O der Wonne, arme Seelen,
Die Verzweiflung niederbeugt,
Mit des Jammers Martern quälen,
Und, wenn alle Hülfe weicht,
Ihr die Hoffnung noch entwinden,
Die aus kühlem Grabe winkt,
Und dem Tod die Hände binden,
Daſs er kraftlos niedersinkt!

Keine Tröstung stärke sie;
Mit den schreckenvollsten Zügen
Muſs Verzweiflung sie besiegen,
Aber Ruhe komme nie!

Wenn der Jüngling freudetrunken
An des Mädchens Busen liegt,
Und in Wonngenuſs versunken,
Sich in Wollustmeeren wiegt;

einmal den Staatsgeschäften gewidmet hat, wenn er sich anders dessen nicht unwürdig machte, lebenslänglich angemessen zu placiren und zu versorgen. Daraus folgt aber nicht, daß jeder Staatsdiener ein unbedingtes Recht habe in dem einmal übertragenen Amte lebenslänglich zu bleiben. Die Erfahrung zeigt, daß nicht immer in der angestellten Prüfung, so streng sie auch seyn mag, die wirkliche Brauchbarkeit des Candidaten für das bestimmte Amt mit Untrüglichkeit erkannt wird. (v) Findet sich in der Folge, daß dieser Diener seinen Posten nicht gehörig ausfüllt, so muß er sichs gefallen lassen, in einen anderen passendern versetzt zu werden, wenn derselbe auch weniger einträglich seyn sollte. Ist zu derselben Zeit gerade kein solcher offen, so gebührt ihm von Rechtswegen ein angemessenes Wartegeld oder eine hinlängliche Pension, bis daß er auf eine nützliche und angemessene Art wieder placirt werden kann. Eine große Ungerechtigkeit (w) ist es, wenn eine Regierung, weil eine beliebte Veränderung des Administrations-Systems gewisse Landes-Stellen überflüssig macht, und dagegen andere neugeschaffen werden, die treuen und geschickten Diener, welche in jenen vorher angestellt waren, durch einen Machtspruch absetzt, und großmüthig genug gewesen

zu seyn glaubt, wenn sie denselben eine dürftige Pension zuwirft. Sie thun ja nichts dafür, heißt es, und ist es nicht Gnade genug, einen Gehalt zu bekommen, ohne Dienstleistung? Aber wie gering sind oft diese Pensionen, und wie übel ist der vielleicht schon bejahrte Diener daran, der ohne anderswo eine neue Anstellung erwarten zu können, weil er nicht mehr in seiner vollen Manneskraft ist, jetzt in seinem Alter, welches der Bedürfnisse so viel hat, zu darben genöthiget wird, ohne sein Verschulden, bloß darum, weil sein Amt oder auch vielleicht seine Person nicht in das neue Regierungs-System passen.

Rec. hat es für seine Pflicht gehalten, über diesen Gegenstand, der das Wohl und Wehe manches braven Mannes, mancher braven Familie so nahe angeht, der selbst auf die öffentliche Wohlfahrt einen so entschiedenen Einfluß hat, sich ausführlich zu erklären. Lehren der Art, wie sie das beurtheilte, übrigens so interessante Buch enthält, und die Rec. bestritten hat, finden nur allzu leicht Eingang bey mancher Kammer und Finanzbehörde, so daß es von der größten Wichtigkeit ist, die Meinung des Publi-

des Secretariats mit dem Amte eines wirklichen Mitglieds des Collegii bedenklich, und nur als Ausnahme zuzulassen, wenn man seinen Mann gehörig und genau kennt, und die Aufsicht und Controlle über ihn, jener Verbindung unbeschadet, streng genug geführt werden kann.

Aus allen den bisher entwickelten Ursachen dürfte also gefolgert werden, daß diejenigen Arbeiten des Secretärs, welche bloß mechanisch sind, den in der Registratur und Kanzley eigends zur Haltung und Ordnung der Acten, so wie zum bloßen Schreiben bestellten Subalternen zugetheilt; die Berichte und wichtigeren schriftlichen Ausarbeitungen aber entweder von dem Referenten und Decernenten, oder bey collegialisch behandelten Sachen, von demjenigen Mitgliede des Collegiums, den der Vorsitzende hierzu bestimmen würde, abgefaßt werden könnten. Dabey wäre freylich ein Unterschied zu machen, und dem einen dieser, dem andern jener Gegenstand, je nachdem die Gegenstände sich am besten für den einen oder den anderen eigneten, zu übertragen.

Der Raum dieser Blätter erlaubt dem Rec. nicht, seine Erinnerungen auch über die

anderen, den Dienſt nicht angehenden Betrachtungen mitzutheilen. Sie ſind ebenfalls intereſſant, und wenn ſich auch darunter mancher halbwahre Satz befindet, ſo wird doch der Leſer durch die vielen geiſtreichen Gedanken und treffenden Beobachtungen zur Genüge entſchädigt.

E. i.

(ll)

Ueber die Secretarien beziehe ich mich auf das bey der jenaischen Recension unter (x) angeführte. S.

(mm)

Wenn der Recensent die Sache noch einmal überlegen, und die Erfahrung zu Hülfe nehmen wird, so wird er gewiß meinen Grundsatz über die Arbeit gerade genug finden, um den ganzen Dienstbau damit messen zu können. Der Dienst erfordert durchaus Instruktionen, Règlements, Zwang ꝛc., freylich je weniger, je besser, auch läßt der große Geist des Staatsdieners sich nicht leicht zwischen diese Deichseln einspannen — man laße aber letzterm seinen freyen Gang und brauche seine Geisteskräfte, nur mache man diese ihm zugestandne Freywilligkeit nicht zum Dienstprincip, weil dabey der Dienst bald nicht mehr wissen würde, wo er hin oder bleiben soll, und wie schlimm wäre das für die, zu derer Besten die Officianten angesetzt sind? S.

(nn)

Was hier von der Dispensirung von täglichen Geschäften zum Besten großer Arbeiten angeführt ist, ist wahr und gut, allein welche

Wohnsamkeit wird ein Collegienchef anwenden müssen, um durch solche temporaire Entbindungen nicht den Geschäftsgang in Unordnung kommen zu lassen? Höchstselten müssen sie wenigstens statt finden, besonders wenn meine Versicherung wahr ist, daß jeder Officiant von Bedeutung noch immer Zeit übrig hat. Auch sagt der Recensent ja selbst: „die gute Verfassung des Dienstes giebt dem Mann von Kopf, der sich zu Höherm berufen fühlt, die Mittel sich frey zu machen. S. siehe die Anmerkung (9).

(oo)

Leicht zu sagen, aber schwer zu thun; der Kopf, der sich zu Höherm berufen fühlt, wirft das Gethanene mit Kraft hinter sich, um das zu Thuende mit angestrengterer Kraft aufzunehmen. Es scheint in der Natur eines solchen Kopfs zu liegen, sich nicht frey zu machen, oder sich sogenannte Erholungsintervalle zu schaffen, wie die es vermögen, die nicht so **berufen** sind, und durch Liegenlassen zur Freyheit gelangen.

(27.)

Was gewinnt der Staat dabey, wenn diese Eintracht im Grunde bloß daraus erwächst, daß z. B. von 10 Personen 9 ihre Selbstständ-

4. v. u. st. hätten l. haben. P. 157. Z. 4. st. gerädert l. geviertheilt, Z. 19. h. unterrichten del. unbegränzte — und. P. 150. Z. 1. del. so. P. 159. Z. 16. st. Bergsb l. Bookbeutel. P. 161. Z. 9. del. (zu schaden oder zu belohnen), Z. 10. st. onisono l. unisono. P. 163. Z. 3. st. von l. aus, Z. 4. st. welchen l. welcher, nach Personen l. Angaben, Z. 5. nach Zahlen l. ursprünglich, Z. 7. del. ursprünglich, Z. 13. st. Listen l. Generallisten, Z. 15. st. ursprünglichen l. ursprünglich. Z. 16. del. verdrüßlichen — Calculatoren, Z. 17. st. oder l. oft. P. 169. Z. 7. und zwar alles, Z. 8. nach Subalt del. und st. hier l. oben, Z. 2. v. u. h. Geschäfte l. selbst und del. Polizey bis ꝛc. P. 170. Z. 3. v. u. nach Gnadensachen l. und staatswirthschaftliche Angelegenheiten besorgen. P. 175. Z. 2. v. u. nach Schachspiel als Note. Man kann ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler, aber auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn. Rameaus Neffe von Diderot übers. von Göthe p. 5. P. 190. Z. 8. f. eine Regel l. ein Regal. P. 212. Z. 20. st. wenn l. als, Z. 9. st. werde l. würde. P. 223. Z. 1. st. klammen l. klammern. P. 247. Z. 6. v. u. nach kann l. er. P. 255. nach dem Allegat aus Montaigne add. wahr ist aber auch folgende Stelle aus der Recension der Memoires de Bezénval in der Hall. Litt. Zeit. N. 18. p. 138. v. 1806. „wenn Könige aufhören mehr zu scheinen, als gute Bürger, „so leidet auch das Ansehen der königlichen Würde. „Je weniger dann die Illusion mitwirkt, desto mehr „muß wirkliche Gewalt ersetzen, und der König, der „anfängt bürgerlich zu leben, muß sich zugleich entschließen alle Bande strenger Subordination desto „strenger anzuziehen.“ P. 283. Z. 2. st. im l. ein. P. 308. Z. 5. v. u. hinter zu l. der. P. 310. v. u. Z. 4. hinter und l. der. P. 333. Z. 13. st. hielt l. hält. P. 334. st. undenkbar l. undankbar. P. 337. Z. 2. st. Reise l. Strafe. P. 338. st. reiner l. einer. P. 341. Z. 18. st. wenn l. wem.

Dadurch, daſs ich andre schone,
Ihre kleinste Müh belohne,
Und des Dienstvolks rohe Art,
Das oft Trug mit Undank paart,
Sich durch nichts will bessern lassen,
Wenn dies fast zum Menſchenhassen
Meine weiche Seele zwingt,
Und mir dann nichts Freude bringt,
Jeder Zuspruch widrig klingt,
Selbst der eigne mir mislingt,
Kein Spaziergang und kein Buch
Mir gefällt, dann geh' ich — graben,
Les' vom Acker Steine, such
Müden Leib den Geist zu laben,
Und oft eh ich müde bin,
Und vom Hack- und Spaten-Stiele
In verwöhnter Hand die Schwiele
Unterm weichen Handſchuh fühle,
Spür ich wieder frohen Sinn.

Wohl dem wohl, der im Vertrauen
Auf die unverwöhnte Hand
Selbst sein rechterworbnes Land
Kann beackern, säen, hauen,
Der sich froh die Stirne wischt,
Wenn er seinen Weitzen drischt,
Dem zu allen Handgeschäften
Ein gebührend Maafs von Kräften
Die Natur schon zugetheilt.

Ruh und Freude sind die Ziele,
Denen doch im Erdgewühle
Alles zuläuft, sie ereilt
Selten wer im Dichterhayne:
Aber der gewifs, der seine
Arme braucht zu rüstgem Fleifs
Und nie ohne Arbeitsschweifs
Sich zum reinen Tische setzet,
Wo die Hausmannskost ihn letzet.

mir doch leid thun, wenn ich durch die Beybehaltung derselben Endreime meine Arbeit zum Echogedicht des Mittelalters gemacht hätte, und sie sich nicht auch ohne Blick auf die Gegenseite lesen und verstehen liefse.

Von der Idylle, die Birke, die ich nach Lesung des Manuscripts der Hippelschen Handzeichnungen in Prose aufgesezt hatte, glaubte mein Privatcritikus, dafs sie ohne ein Verskleid hier nicht mit erscheinen dürfe, und ich mufste mich daher zu ihrer Jambisirung verstehen.

Das Gedicht über den Tod meiner Morette wird man vermuthlich zu geschwätzig finden, da aber ein berühmter

Reisebeschreiber *) kein Bedenken getragen hat, seiner angorischen Katze eine ganze Seite zu widmen, so glaubte mein grauköpfiger Eigensinn auch nicht mehr Wegschnitte vornehmen zu dürfen; indessen warne ich jeden, es zu lesen, der nicht schon ein Favorithündchen verlohren hat.

Die Beichte über mich macht der gereimten Strophen ungeachtet keinen Anspruch auf Poesie, um sich desto sicherer von manchen kirchlichen Beichten zu unterscheiden.

Von dem im Anhange befindlichen Delillischen Gedicht über die Un-

*) Sonnini's Reisen in Ober- und Niederägypten, 1ster Band, S. 191. Leipzig 1800.

sterblichkeit der Seele sagen die französischen Herausgeber (Paris 1802) im Vorbericht: „Robespierre hatte das Da-„seyn Gottes und die Seelenunsterblichkeit „durch den Convent decretiren lassen, und „wünschte diesem Decret eine Feyerlich-„keit durch Schriftsteller zu schaffen; es „ersuchte daher der berüchtigte Chau-„mette den damals in Arrestationsfurcht „im College de France sich aufhalten-„den Delille einige Verse auf die Un-„sterblichkeit der Seele zu machen, wozu „er ihm aber nur 24 Stunden Zeit gab. „Als dieser sie ihm bey seiner Zurückkunft „vorlas, sagte Chaumette: „„Das ist „„wohl recht gut, und von ihren bisheri-„„gen Versen sind diese vielleicht die be-„„sten, aber wir müssen doch noch war-

„„ten, denn der Zeitpunkt, sie bekannt
„„zu machen, ist noch nicht gekommen,
„„wenn er kommt, will ich sie davon be-
„„nachrichtigen.“ Ob nun gleich Le-
ser, die mit dem Sänger der Gärten
schon sonst bekannt sind, diesem Ur-
theil Chaumettens so wenig, wie man-
chem andern, das er als Gemeindeprokurator geäufsert, beytreten werden, so habe ich doch dieses Gedicht übersezt, nur nach der Meinung einiger Freunde zu Wort-treu. Ihr Rath war, mir mehr Freyheit mit dem Original zu nehmen, und dem Vortrage durch manche Andersstellung der Gedanken, hin und her durch blofses Wiedergeben des Sinnes, durch Abkürzungen, Inversionen etc. mehr lyrischen Glanz, Kürze, Energie etc. zu schaffen, zumal es bey

Delille's Gedichten vielleicht $\frac{2}{3}$ auf Dictionsschönheit ankommt; allein ich konnte, bey sonst williger Benutzung ihrer Beyschriften, mich nicht entschliefsen, untreuer zu werden. Eine Dithyrambe wär es doch nie geworden, und Delille, der gewifs die Unfähigkeit der französischen Poesie zur Dithyrambe kennt, scheint seinem Gedicht blos darum diesen Nahmen verliehen zu haben, um die Freyheit zu bezeichnen, mit der er in manchen Stellen Dinge zu berühren sich erlaubt hat, die in damaliger Zeit ihm sehr gefährlich werden konnten.

Wollen Kunstrichter *) von mir Notiz nehmen, und bey der Gelegenheit jun-

*) Z. B. der Recensent von Köppens Episteln im 64ten B. der N. Bibl. der schön. Wissensch. S. 109.

ge Poeten belehren, wie auch Verse solcher Gattung besser gemacht werden können, so werden meine Spätlinge nicht blos meine Freunde an mich erinnern, sondern auch den Zöglingen der Musen Nutzen bringen, und ihre öffentliche Erscheinung wäre dadurch am besten gerechtfertiget.

Zum Beschluss muss ich noch über die unmalerische Titelvignette anführen, dass nichts malerisches bey ihr statt finden konnte, weil sie blos eine treue Abbildung meiner künftigen Grabstätte unter schon selbstgepflanzten Pappeln ist, indem ich bestellt habe, dass der steinerne Sitz

auf dem ich oft des Frühlings Blüthenfülle
In meines Gartens Einsamkeit genofs,
Einst decken soll die staubgebohrne Hülle,
Die in die Zukunft mir die Aussicht hier
verschlofs.

J. G. S.

Inhalt.

Auf ein Geburtstagsbändchen. . . . . S. 1
An die Generalin von F. 3
An den Kriegsrath B. 5
An Isaac Maus in Badenheim. 12
An die Frau von F. 20
An den Cammerpräsidenten von W. . . 25
An den Geheimenrath von H. 33
Die Birke. 36
An meine Nichte von W. 42

An Isaak Mauſs in Bockenheim

als eine Ausgabe seiner Gedichte angekündigt wurde.

Spanne ja nicht, lieber Mauſs,
Deine wackern Stiere aus,
Um das Pferdchen von der Quelle
Des Parnasses an die Stelle
Desto öftrer vorzuspannen,
Und durchs weltberühmte Spiel
Mit dem versereichen Kiel
Deine Arme zu entmannen.

Wär' ich ganz ein Mann wie Du,
Der ans Pflügen selber handlegt,
Nicht durch Miethlinge das Land pflegt,

Säh nicht blos dem Ernter zu,
Könnte selbst mein Korn mir säen,
Selber meinen Klefer mähen,
Gern gäb' ich um den Gewinn
Alle meine Reime hin,
Ob sie gleich in Kriegsgefahren,
Auch in sauren Friedensjahren,
Oft ganz herrlich mich erfrischt
Und mir Freuden aufgetischt,
Die zwar manche Standsgefährten
Für ein schnöd Gericht erklärten,
Die mich aber ohne Tanz,
Spiel und Kronenleuchterglanz,
Wahrlich nicht ganz mager nährten.

Wenn ich sorgensmüd und matt,
Aller Menschenreden satt,
Ruhe such und nirgends finde,
Oft mir selber Ruthen binde

Am Begräbnisstage Morettens. 1792. . S. 41
An den Geheimenrath von H. 1793. . . 52
In La Fontaine's Fabeln. 55
Im Nahmen zweyer Töchter an ihren Vater. 56
Pro Memoria über das Heyrathen. 1797. 57
An den Geheimen Finanzrath von K. 1797. 71
Zwey Liebesperioden. 76
Zum Neujahr, an den Minister von S. . 78
An die Frau des Ministers. 83
Zur Begleitung eines Portraits. 84
Die ersten Sporen, an den Baron von S. 85
Dasselbe auf andere Manier. 86
Am Huldigungstage König Friedrich Wilhelms III. 88
Die Natur. 91
Billet an Göthe. 93
Prolog an den Acheronsleser. 95
Antiacheron. 100
Acheron. 101
Wahrheiten. 216

Paradoxen. . . . . S. 217
Hymne. 239
Ueber das Leben, an den Finanzrath von B. 1793. 261
Ueber Unsterblichkeit, an denselben. 273
Nach Lesung der Gleim-Günntherschen Versbriefe. 279
Die Mädchenlehre. 284
Wiegenlied. 290
Bey Gelegenheit der Vertheidigung der Kantschen Schriften. 295
An den Erzpriester G. 1802. 297
An einen Freund meiner Jugend. 1802. 302
Die Antwort des Freundes. 306
Das Königthum der Frauen. 319
Friedenslied für Soldaten. 324
An den immer reisenden Doktor L. 1802. 327
Ueber mich. 1802. 332
An den Kirchenrath B. 344

Freymaurerlieder.

Lob der Maurerey. . . . . S. 319

Ordensfreundschaft. 321

Das Maurerzeichen. 323

Johannislied. 325

Die Maurerfreude. 327

Die Freundschaft. 329

Anhang.

Dithyrambe sur l'immortalité de l'Ame. 366

Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele. 367

Auf

ein Geburtstagsbändchen

im Namen der Frau von R.

Es bindet uns zwar schon Ein Band,
Geknüpft von Vater Hymens Hand,
Doch doppelt reifst nicht, sagt die Welt,
Und wem sein Schnürchen so, wie meines mir gefällt,
Nimmt's gerne doppelt — Drum verzeih'
Dafs rosenfarbne Tändeley
Ein Bändchen wählt von weifser Seide,
Weich wie mein Herz, um alle Freude,
Die es an Deinem Jahresfest,
Fühl nur wie zärtlich schlagen läfst,

Auf dies Plätzchen trat, und frohen Muths
Faſst' ich den Entschluſs bey Zeiten,
Hier das Grab mir zu bereiten.

Wie nun? Ob's nicht möglich wär'
Gutes auch noch durch mein Grab zu wirken?
Wenn ich einst die Tannen, Espen, Birken,
Rings um dieses Plätzchen her,
Wenn ich sie mit meiner Asche nähr',
Und sie dann vielleicht für andre
Dichtern Laubschutz treiben, als für mich,
Der, wenn ich das Feld durchwandre,
Und ein milder Regenstrich
Mich in ihrer Schattennäh ereilet,
Gern sich unter ihrem Blätterschirm verweilet: —
Wenn ich von den Steinen, die das Feld
Ueberdecken, und die den Gesämen
Raum zu vollem Wuchs benehmen,

Und woran der stierbespannte Pflug
Seine Scharen stumpft, der Egenzug
Seine Zinken stöfset, kunstlos aufgestellt
Meine Grabesstatt umgürten liefse —
Ob auch das schon Gutes stiften hiefse?

Bester, dessen Augen auf der Erde
Lange hin und her mich laufen sah'n,
Komm und schau auch diese Stäte an,
Wo ich nach vollend'ter alter Bahn
Auf der neuen — wärs doch vor Dir — tre-
ten werde.

Die Birke.

Wozu die Axt? „Ich will die grofse Birke
Weghauen.“ Und weshalb? „Ich seh Sie oft
An jenem Fenster sitzen, mufs da wohl
Die Aussicht trefflich seyn, längst dacht ich drum
Dies Zweiggewühl, das nicht einmal recht schattet,
Ganz wegzuschaffen.“ Lafs es, lieber Alter,

Schnell wird ein grofser Baum zwar umgehauen,
Doch bis er grofs wird, das erlebt man kaum.
Für Deinen guten Willen schönen Dank,
Und zur Vergeltung einen Labetrunk.

Maria gofs aus raschentpfropfter Flasche
Das sprudelnde Getränk ins helle Glas,
Er leert es herzhaft und bedächtlich schmunzelnd:
„Ein schön Getränk, ich bin wie neu geboren.“ —
Kennst Du es auch? Es war das Wasser aus den Birken
Von diesem Jahr, ich will Dir aber
Birkwasser andrer Art nachholen, Deiner Gattin
Wird's lieber seyn, sie kann Dir den Salat,
Den Du ihr heimbringst, schmackhaft damit würzen.

Wie Dein Ehrhardt sich gewöhnen,
Und auch ihres Hauses Glück,
Als der Liebe Meisterstück,
Durch Verstand und Herz so gründen,
Dafs sie's ohne Seitenblick
Ganz allein in sich nur finden.

An den Geheimen Finanzrath von K. Am Morgen nach der Hochzeit.

Ein Hochzeitlied ist zu gemein,
Und unnütz der Poetensegen,
Der Dichter liest ihn oft allein,
Indem die Gäste insgemein
Ihn untern Kuchenteller legen.
Ich liebe solchen Heerweg nicht,
Auf dem die Reimregister wandeln,
Die oft statt Witz im Zeitgedicht
Der Späße Schellenklang verhandeln,
Und die den Bräutigam, eh Hymen ihm erlaubt,

Sein durch den Hochzeitschwarm betäubtes Haupt
An seiner Grazie gewölbte Brust zu schmiegen,
In sehr unzeit'gen Schlummer wiegen.

Freund, meine Muse ist ein wenig mehr gescheidt,
Sie liefs die ganze Nacht Dir Zeit,
Aus dem Pokal der Liebesherrlichkeit
Nach Herzenslust Dich zu berauschen,
Und will erst heut, doch ohn' Verrath,
Nicht wie im Fabelreich dem Mars die Sonne that,
In Agnes Armen Dich belauschen.

Eh Hymen seine Knoten schürzt,
Und schöne Theorie mit schönrer Uebung würzt,

Pflegt ein verliebtes Paar oft himmelan zu fliegen;
Doch Hymen hemmt den Luftballszug,
Macht milder Amors Adlerflug,
Und spricht: „Lafst euch am Taubenschwunge gnügen.“
Euch sind jezt auch von Hymens Hand,
Cytherens Tauben vorgespannt,
Fahrt wohl mit diesen sanften Thieren,
Seyd ihnen ähnlich, zärtlich, treu,
In Eurem Hausverkehr abwechselnd und oft neu
Den Schillerfarben gleich, die ihren Hals umzieren,
Wenn sie im Sonnenschein ihn schnäbelnd rühren.
Denn weder steter Ernst, noch stete Spielerey,
Macht uns vom Ueberdrufs und Mismuth frey,

Wenn nach langem, tiefen Winterschlafe
Sich der Erdball wieder neu verjüngt,
Wenn die Lenznatur ihm Lohn, nicht Strafe
In der neuen Auferweckung bringt,
Wenn vom Eiskrystall und Schneegewande
Allgemach sich Berg und Thal enthüllt
Und der Stier auf frischbegrüntem Lande
Vor gleichfroher Heerde brüllt:

Wenn die Weste hauchen, wenn die Meere
Prachtvoll ihren Wellenschaum erhöhn,
Wenn wir Fruchtbarkeit im Wolkenheere,
Das zu rechter Zeit sich ausgießt, sehn,
Wenn an langen warmen Sommertagen
Sirius die Saaten reifend brennt,
Und in ihren dicken Garbenlagen
Himmelssegen man erkennt;

Wenn nach langem trägen Todesschlafe
Sich der alte Erdenball verjüngt,
Mühsam nur erwacht, als wenn zur Strafe
Die Natur ihm neues Leben bringt;
Wenn aus seinem rauhen Schneegewande
Langsam, traurend Bruma sich enthüllt,
Fürchterlich durch die zerstörten Lande
Boreas Verderben brüllt;

Wenn Orkane toben, wilde Meere
Thürmend zu den Himmeln sich erhöhn,
Wenn im donnerschwangern Wolkenheere
Wir den Sturm der Elemente sehn;
Wenn an heifsen, langgedehnten Tagen
Sirius am hohen Himmel brennt,
Alles sengt, in feuerrothen Lagen
Glüht das stolze Firmament:

Sinds nicht immer noch die reichen Auen,
Die von Anbeginn die Welt erhielt?
Wo die Menschen Fleifsesfrüchte bauen
Und der Zephyr unter Blumen spielt?
Wo wir alle Einen Schöpfer haben,
In ihm immer nur den Vater sehn,
Wo sich Erd und Himmel, gleich an Gaben,
Stets um Eine Achse drehn?

Als der Mythentrug die Erd' regierte
Und ein feingeknüpftes Zauberband
Götterlarven zu dem Menschen führte
Der durch den Besuch geehrt sich fand,
Sah man oft das Gute nicht vollbringen
Das ganz möglich klügerm Ernste war —
Hoffte es durch Götter zu erringen,
Für die Opfer am Altar.

Sind dies noch die blumenreichen
Auen,
Die ein ew'ger Frühling grün erhielt?
Wo Zephyre säuseln, wo im lauen
West ein Heer von Schmetterlingen
spielt; . . . .
Wo die Menschen eine Mutter haben,
Ihren Vater nur im Chronos sehn,
Sorgenlos bey Ceres' milden Gaben
Sich in frohen Tänzen drehn? —

Ach da, als Uranion regierte,
Als ein leichtes, sanftgeschlungnes Band
Götter zu den Sterblichen noch führte,
Und ein Sterblicher noch Gottheit fand,
Als man, um das Gute zu vollbringen,
Noch nicht wußte was gebieten war:
Götter halfen da den Preis erringen
Vor der Tugenden Altar.

Zeigte mir gleich keines Schlusses Stärke,
Keines Grübelns angestrengte Kraft
Jene Hand, die in dem Meisterwerke
Alles Daseyns erstes Daseyn schafft,
Liefs ich alles wild vom Zufall mengen,
Oder unterwürfe Raum und Zeit
Und was ist, Befehlen einer strengen
Mächtigen Nothwendigkeit. —

Läfst ein Urgeist, welchem augenblicklich
Ziel und Maafs des Werks befohlen wird,
Ernst sich denken? Wär das Weltall glücklich,
Wenns selbstständge Weisheit nicht regiert'?
Wär nicht alles zwecklos, unvollkommen,
Ohn des Schöpfers Unermefslichkeit,
Gröfs' und Allmacht? Wünd Ein Zustand frommen
Allen zur Zufriedenheit?

Nicht empirischer Beweise Stärke,
Nicht transcendentaler Flügel Kraft,
Zeigt die Feder in dem grofsen Werke,
Das des ersten Daseyns Daseyn schafft.
Zufall mufste einst das Ganze mengen,
Willkühr gab dem Schöpfer spät're Zeit;
Jezt gehorcht der Urgeist nur der strengen
Richtschnur der Nothwendigkeit.

Armer Geist, dem wankend, augenblicklich,
Sein Charakter vorgeschrieben wird;
Sittlich in dem vollsten Maafs' und glücklich
Nennt sich der, den Sinnlichkeit regiert!
Welches Glück kann in den Busen kommen,
Den kein hoffnungsvoller Wunsch erfreut?
Herr von allem, weihst du dich, vollkommen
Müfsiger Zufriedenheit!

Der Erschaffnen Glück steigt sichrer, höher,
Wenn es allgemach sich aufwärts schwingt,
Es bedarf der Hülfe, die es näher
Seinem unbekannten Ziele bringt,
Um auch da — nicht immer stehn zu bleiben;
Wohl uns, dafs in uns ein Wesen lebt,
Das bey befsrer Einsicht stetem Treiben
Stets nach Kraftvermehrung strebt.

„Aber darf ich auch der Hoffnung trauen,
„Die den Wünschen schmeichelnd vor mir steht?
„Giebts Beweis und Zeugnifs drauf zu bauen,
„Dafs der Geist nicht wie der Leib vergeht?
„Wir nicht glauben, hoffen, wunschen, spähen,
„Deren jedes uns so oft betrügt,
„Folglos morgen, so wie heut vergehen,
„Wahn seyn, dem ein Schatte gnugt?“

Men-

O, dann schätz' ich mein Geschick noch höher,
Das mich stufenweise weiter bringt;
Mich dem unbekannten Ziele näher
Führt, den Geist nach höhern Himmeln schwingt,
Wo mir Wünsche noch zu wünschen bleiben,
Wo der Geist mehr als ein Leben lebt,
Wo Verändrungen zum Handeln treiben,
Die kein Ueberdruſs umschwebt.

Aber darf ich dieser Hoffnung trauen,
Darf auf das, was schwindelnd vor mir steht,
Ich den Grund von Ueberzeugung bauen,
Daſs der Geist nicht wie der Leib vergeht?
Glauben, hoffen, wünschen, ahnden, spähen,
Dadurch werden Träume nicht besiegt,
Die durch Meinungen zum Nichts vergehen,
Welche Wahn und Thorheit trügt. —

„Miethlinge, auch wenn sie Sterne schmücken,
„Opfer für ein diebisches Geschoss,
„Taugenichtse, die dem Feind den Rücken
„Flüchtig zeigen, oft eh Blut noch floss;
„Die anstatt Mann gegen Mann zu streiten
„Hülfe suchen, und dann selbst verzagt,
„Hinter Schanzen dem den Tod bereiten,
„Der sich frey zum Angriff wagt."

„Wo strebt man für Ruhm allein zu leben,
„Wo bey hoher Thaten Ehrgefühl,
„Bey des Busens glühendem Erheben
„Kunstlos sich dem vorgesteckten Ziel
„Festen Schritts zu nähern, und dem hohen
„Gipfel, den der Edle nur ersteigt,
„Wenn vor Lastern, die dem Licht entfliehen,
„Sich der Sklavennacken beugt?"

Miethlinge, wenn sie sich kaum erblicken,
Tödtet fern ein diebisches Geschoss,
Zagend kehrt der Krieger schon den Rücken,
Eh' sein lahmes Schwert noch Blut vergoss,
Feige, um mit eignem Arm zu streiten,
Leihen wir ein wüthend Element:
Und ein Finger kann den Tod bereiten,
Den man Tod der Ehre nennt. —

O der Wonne, tugendhaft zu leben
Bey des Guten göttlichem Gefühl,
Bey des edlen Busens sanftem Beben
Unschuldsvoll sich dem erhofften Ziel
Festen Schritts zu nähern, wo vom hohen
Gipfel, den der Edle nur ersteigt,
Er die Laster, die dem Licht entflohen,
Stolz zu seinen Füssen beugt.

„Würd' ihn da wohl Tadelbann zerschmet-
tern:
„Würd' des Hasses und der Eifersucht Orkan
„Ihn umtoben und mit Unglückswettern
„Noch verfolgen? — Stets als grosser Mann,
„Hübe sich sein Geist auf Adlerschwingen
„Ueber Natterzungen stolz empor,
„Denn der Schmähsucht Lügenworte dringen
„Nicht durch sein verachtend Ohr."

O des lauten Prunks mit Gaukelbildern
Und dem Echo, wenn es vielfach schallt;
Tugendreiz mit Farbenlack zu schildern,
Schimpft ihr Antlitz, thut dem Recht Ge-
walt:
Wenn ich Tugenden und Laster wöge
Stünden jene weit den letztern vor,
Und der Dunst des Tugendanscheins flöge
Mit der Schale schnell empor.

Ihn wird nicht des Hochmuths Bann zerschmettern;
Mögen, in verderbendem Orkan,
Haſs und Eifersucht mit wildem Wettern
Ihn umtoben: — immer bleibt er Mann!
Seine Seele hebt auf kühnen Schwingen
Ueber die Verläumdung sich empor,
Und der Schmähsucht Teufelsstimmen dringen
Nicht durch der Verachtung Ohr.

Doch ich sehe nur in leeren Bildern
Den, dem eine solche Hymne schallt.
Phantasie nur kann mir Tugend schildern,
Wenn das Laster Wirklichkeit durchwallt.
Wenn ich Tugend, wenn ich Laster wöge,
Wöge dieser jeder Schwere vor,
Und der Dunst von falscher Tugend flöge
Mit der Schale hoch empor.

Verlassen, hülflos und verwaiset
Steht die entadelte Natur,
Die Engel fliehn, die Hölle kreiset,
Verülgt ist jede Hoffnungsspur!

Das Leben mufs nicht übers Sterben
trauern:
Tod ist zu neuem Leben Ruf,
Thut der nicht wohl, der aus den Raub-
schlofsmauern
Ein Haus für Fleifs und Armuth schuf.

Verlassen, hülflos und verwaiset,
Steht die entadelte Natur;
Die Engel fliehn, die Hölle kreiset;
O siehst du nicht der Teufel Spur?

Die Flur erstarrt, die welken Halme trauern,
Sie klagen dem, der einst hier Freude schuf,
Und aus dem Schutte eingestürzter Mauern
Tönt Molchsgeschrey und Unkenruf.

Wahrheiten.

Die Nacht entflieht, der Schleyer ist gesunken,
Den Aberglaube um uns schlang;
Verloschen sind die Sternschnupffunken,
Womit der Wahn in Sclavenseelen drang.
Der Geist steigt hin, wo Wahrheit ewig thronet,
Wo Mannsinn Sieg und Preis erringt,
Wo Freyheit ohne Vorurtheil ihm lohnet,
Und kein Despot die Geifsel grausam schwingt.

Paradoxen.

Die Nacht entflieht, der Schleyer ist gesunken,
Den Aberglaube um euch schlang;
Und ausgelöscht ist auch des Wahnes schwächster Funken,
Der in die Sclavenseele drang!
Empor, empor, wo ewig Wahrheit thronet,
Empor, wo Mannsinn herrlich kühner ringt,
Wo Freyheit göttlich schöner lohnet,
Und kein Despot mehr seine Geiſsel schwingt.

Träfe dann mit Lichtes Schnelle
Der Gedanke seine Brust:
Tugend ist die ächte Quelle,
Ihr entströmt auch Daur der Lust.

Sonnen dunkelt nicht das Licht,
Sterne spendet neuen Schimmer,
Freude fehl der Tugend nimmer,
Hoffnungstrost verlafs sie nicht.

Wo sich gut Werke häufen,
Und zu wonnigem Genufs
Ihre Saaten fruchtbar reifen,
O da herrsche Ueberfluss.
Kämpft mit ungetrübtem Blicke,
Wenn auch Thorheit sich empört,
Sie ist schwach und flieht zurücke,
Wenn ihr nicht ihr Locken hört.

Fahre dann mit Blitzesschnelle,
Dolch, in der Geliebten Brust,
Doch den Jüngling schone, Hölle,
Tod war' ihm zu grofse Lust!

Sonnen dunkelt euer Licht,
Sterne spendet keinen Schimmer,
Nacht umgieb die Seele immer,
Doch zerreifs ihr Leben nicht!

Wo Tyrannen Leichen häufen,
Und im wonnigen Genufs,
Ihren Durst in Blut ersaufen,
O da herrsche Ueberflufs!
Schwelgt mit ungetrübtem Blicke;
Wenn auch Freyheit sich empört,
Tritt ihr Satan in's Genicke,
Dafs man ihren Fluch nicht hört.

Fort mit der Syrenenbrut,
Tilgt sie von der Guten Erde,
Dafs sie nicht zu zahlreich werde,
Nicht vergifte reines Blut.

Zehret nie bey frohen Mahlen
Von des Dürftgen Lebenskraft,
Theilt mit ihm aus Glanzpokalen,
Was euch Freudennahrung schafft.
Wenn ringsum das Elend klaget,
Stimmt nicht Jubellieder an,
Schafft ihm Hülfe, wenn es zaget,
Dafs es sich mit freuen kann.

Wirble heller, Paukenklang,
Schmettert jubelnde Drommeten,
Seht des Lichtes Morgen röthen,
Den der Dummheit Nacht verdrang!

Heil euch dreymal, Mörderbrut,
Eilt zur Hölle, flieht die Erde,
Daſs sie nicht zu eng euch werde,
Nicht zu selten Menschenblut.

Zehrt bey schwelgerischen Mahlen
Dürftigen entwundne Kraft;
Schlürft aus goldenen Pokalen
Schwacher Armuth Thränensaft!
Wenn das Elend um euch klaget,
Töne euer Rundgesang:
Angstgeheul, das laut verzaget,
Mehre euren Jubelklang!

Wirble schnöder Paukenklang,
Schmettert höhnende Drommeten,
Um das Angstgeheul zu tödten,
Das des Schwelgers Ohr durchdrang!

Dir im Postscript zu meinen Blicken
Recht kurz und kunstlos auszudrücken.

Doch ungleich fester als ich heut
Dies Reimband um den Arm Dir schleife,
Leg Dir das Halfterchen der Zärtlichkeit
Freund Amor an, damit es selbst die Zeit
Dir nimmermehr vom Herzen streife.

An die Generalin von F.

Zur Tugend und zum Reitz der Römerinnen,
Zur attischen Gesprächigkeit,
Wodurch die Damen aller Zeit
Die Augen auf sich ziehn, oft auch das Herz gewinnen,
Zu allen weiblichen Verdiensten, klein und grofs,
Erhieltest du den Keim schon in der Mutter Schoofs:
Durch Geisteskraft und eignen Fleifs gewartet
Blüht er, und seine Frucht ist nicht vom Stamm entartet,

Denn jeder sieht an Dir, was einst der alten Welt
Gefiel, und auch der neuen wohlgefällt.
Empfang drum heut zur Opfergabe,
Bis für Dein Jahresfest ich reichre Opfer habe
Im deutschen Bürger und im römischen Virgil
Was Deutschen wohlgefällt und Römern einst gefiel,
Und was, so lang als sich des Guten zu erfreuen
Man nicht im Labyrinth verschmizter Künsteleyen
Nach Schönheit sucht und sich verirrt,
Der Welt stets, so wie Du, gefallen wird.

An den Kriegsrath B.

Kein horazischer Falerner
Wird bey mir Dir Schlummerkörner
In die Dichteraugen streun:
Aber wirst Du's auch verzeihn,
Wenn mein simples Landgerede,
Ungewohnt gelehrter Fehde,
Arm selbst an Gesellschaftsgut
Diesen Liebesdienst Dir thut?

Hier findt der Gemäldekenner
Keine Hackert, Berghem, Denner,
Meine helle Stuben schmücken

Weiſs ist, wie die Schneegewänder,
Die man um die Engel dichtet. —

Wärest du mir hier zur Seite,
Freund, und sähst den Mond so herrlich
Durch die Birkenzweige schimmern,
Hörtest lispeln das geschmeidge
Laubhaar, wenn das zarte Astwerk
Biegsam wilden Stürmen ausweicht,
Ungeknickt von ihrem Wüthen,
Aeols Harfentöne würden
Sich aus unsern fühlbarn Herzen,
Beyde gleich gestimmt, erheben!

O die schöne Hangelbirken,
Ganz das schöne Bild der Männin,
Wie die Eiche das des Mannes!
Jungfraun, pflanzet fleiſsig Birken,
Wartet ihrer, nehmt an ihnen

Dann ein Beyſpiel, wie das Schöne
Schöner wird, wenn es natürlich
Mit dem Nützlichen sich paart.
Seht wie die Natur auch hier
Lehrreich ist wie überall
Dem, der mit Verstand sie anschaut,
Und den ernsten Willen hat,
Was sie lehrt, ihr nach zu üben.

Nur aus meinen Händen as
Sie ihr Brod, in kleinem Maafs,
Trank aus meinem Glase, saſs
Gern bey Tisch auf meinem Knie,
Und wie gerne sah man sie,
Wenn sie sanft ihr Pfötchen reichte,
Immer nach dem Tisch sich neigte,
Scharrend auf die Schüssel zeigte,
Uns ihr Züngchen sehen liefs,
Und all' ihre Künste wiefs:
Wenn ihr Auge freundlich blank,
Ihres Bellens Silberklang,
Und ihr Schweifgewedel zeigte,
Daſs sie aller Liebe kannte,
Dreist, als kleine Hausverwandte,
Was sie wollte fodern könnte,
Und ihr jeder alles gönnte. —
Wer fand dann nicht schön Moretten?

Ganz allerliebst war sie gebaut,
Kohlschwarzes Haar umgab die Haut,
Flammirt und blank und seideweich,
Ihr langer Schweif flofs lockenreich,
Ihr Kopf war fein, das scharfe Ohr
Wufst sie durch mannichfaches Spitzen
Zur Hülf der Augensprach zu nützen —
Noch schwebt mir alles lebhaft vor
Was ich in ihr fand und — verlor.

O wie nah sich Tod und Leben stehen!
Als den Durst vorm Schlafengehen
Ich auf meinem Arm ihr stillte,
Dann sie in ihr Schlaftuch hüllte,
Und noch Kurzweil treiben sah,
War sie schon dem Tode nah,
Den sie so geduldig litt,
Und vielleicht nur bis zum Morgen
Unter Schmerzen widerstritt,

An den Geheimen Rath von H.

Lieber und Alleinfreund, ach wie bange
Ist dem Herzen ohne Dich, wie schwer
Wird ihm jeder Lebensschritt, wie lange
Harrt es nicht schon Deiner Wiederkehr!
Bey der Bücher stillem Zuspruch denk' ich
Dich, der selbst ein reicher Schriftquell ist,
Und beym Eremitengange lenk' ich
Die Gedanken hin, wo Du jezt bist.
Kämen sie doch bald zurück die Tage,
Wo das Herz in Worten überfloſs,
Wenn vertraut die Patriotenklage
Ueber Menschenelend sich ergoſs.

In so manchem Kampf zu überwinden
Stärkte Dein Herz mich, ich stärkte Deins.
Leicht ist Muth und Trost und Kraft zu finden,
Sind zwey Seelen so wie unsre Eins:
Aber jezt zeigt jedes Glück des Lebens,
Wenn das Auge gleich bey ihm verweilt,
Seine Reize meinem Geist vergebens,
Dem nichts frommt, was er mit Dir nicht theilt.

Wie aus Zweigen, Laub und Stamm die Säfte
Jezt im Herbst zur kalten Erde ziehn,
So fühl ich zum Frohseyn alle Kräfte
Bey dem Frost der Trennung mir entfliehn.
Lafs doch, Freund, die fremde Staatsarene,
Wird auf ihr Dir gleich viel Lob zu Theil,
Komm und sorg auf einer eignen Scene
Mit dem alten Fleifs für neues Heil,
Komm, auch mir die Freude wiedergeben,

Viele, die den Dienst nie lernten,
Geben zwar dem Arbeitspult
Spleen, und Gott weifs was noch Schuld,
Aber aus den Aktenbogen
Hat man nie das Gift gesogen,
Das die Kochkunst dem filtrirt,
Der, für sie nur grofs gezogen,
Mehr sie ehrt, als ihr gebührt,
Und nicht glaubt, es bleibe doch
Hunger stets der beste Koch.

Freund, jezt ist es hohe Zeit
Einer Landfahrt Herrlichkeit,
Selbst mit Wegsbeschwerlichkeit
Zu erkaufen: aber bringe,
Willst Du hier recht guter Dinge
Und von Herzen fröhlich seyn,
Lustgier mit zum Freudeschöpfen,
Nicht zu grofs, auch nicht zu klein,

Denn aus meinen Küchentöpfen
Und aus meiner Kellerey,
Wie aus meinem Hayn und Garten,
Läfst sich nichts von dem erwarten,
Was bey städtscher Schmauserey
Eure Tafeln für den Magen
Tödtlichreizend reichlich tragen.

Meine Gegend, gut und frey
Wie mein eigner Sinn, giebt matten
Wandrern reine Luft und Schatten,
Und so manchen kleinen Quell,
Kalt wie Eis, wie Glas so hell.
Aber Martin Luther spricht:
„Wasser thut's alleine nicht.“

Komm nur, komm, um zu versuchen,
Ob des Landmanns Milch und Kuchen,
Die ihm oft nicht schlecht gerathen,

Oder ob zum Hünerbraten
Süfsgestofte Christbeernfrucht,
Alles von selbsteigner Zucht,
Nach der kleinen Fahrt Beschwerden
Nicht ambrosisch schmecken werden.

Dafs hier kein W — ist,
Wo die Lust in Strömen fliefst,
Wo sich schon seit vielen Jahren
Kunst und Fleifs und Reichthum paaren,
Dafs ich nur sehr ländlich wohn',
Dafs beym Klugen oft das Närrsche,
Hier, wie überall, auch herrsche,
Dafs ich alt werd, weifst Du schon:
Dafs die heitre Promenaden,
Wozu Wald und Strom hier laden,
Dem nur nützen, dessen Lenden
Nicht gleich müde heim sich wenden,
Und der fein nach Landgebrauch

Sich bestiefelt, weifst Du auch,
Und ein Mann wie Du weifs Gutes
Nicht zum Sprechen nur, er thut es
Fleifsger als er davon spricht;
Drum vergifs bey Leibe nicht
Dich zu all'dem zu bequemen,
Und ein Herz und ein Gesicht,
Froh, wie man's Dir hier verspricht,
Auf die Reise mitzunehmen.
Wirst Du's aber unterlassen,
O dann mufst Du, glaub mir nur,
Hier am Spieltisch der Natur,
Selbst mit allen Schönheitsassen,
Die sie jedem gerne giebt,
Der sie kennt und ehrlich liebt,
Stets Labet seyn, oder passen.

Endlich so begleit, mein Bester,
Dich auch Deine liebe Schwester,

Und nach aller Herzensbitt
Bring auch ja den Onkel mit,
Ihn, dem alle Gutes gönnen,
Weil er freundlich, still und gut
Gerne allen Gutes thut,
Und von dem wir lernen können,
Wie auch alt ein kluger Mann
Sich des Lebens freuen kann.

An den Geheimen Rath von *H.*

Freund, ich hab das Plätzchen ausgefunden,
Sonnigt in der Mitte, ringsum still
Und beschattet, wo nach sauren Stunden
Ich mein Ruhbett mir bestellen will.
Zwar nicht meines Lebenslaufes satt,
Aber wohl vom langen Gehen müde,
Schien mir in den Lüften: Friede, Friede,
Sey mit dir, an dieser Stelle ruht's
Einst sich köstlich — deutlich zu ertönen,
Als ich vor so manchen lieben schönen
Trauten Plätzchen meines kleinen Guts

Und mit Doppelkraft zu tragen,
Was sie einzeln niederschlagen,
Und vom Freudenquell den Stein der Bürde
Wegzuräumen hindern würde.

Eine Seele und Ein Leib
Sollten werden Mann und Weib.
Ist's nicht so, wer wagt dann auszusprechen
Alles, was vom Saurteig' ihrer Schwächen
Böses aus dem Ehstandsteige gährt!
Würden doch, selbst nicht die Namen
Aller solcher Unkrauts Früchte' und Saamen,
Liebe Edle, je von Dir gehört!

Nun, was sagst Du zu dem allen?
Willst Du noch zum Altar wallen,
Wo man wahrlich viel, sehr viel ver-
spricht?
Zwar Unmöglichkeiten nicht,

Aber

Aber doch — und wer die Zusag' bricht,
Darf aus seinem Ehstandsgarten
Nie den Fruchtertrag erwarten,
Der, wenn er dem eignen langen Leben,
Was zum Unterhalt ihm frommt, gegeben,
Auch noch Nahrung voll Geschmack und Kraft
Für der Enkel Enkel schafft.

Doch getrost, Du wirst im Ehestande,
Eben wie im mütterlichen Lande,
Wachsen, blühen, Früchte bringen,
Wirst ein Schulzisch Liedchen singen.
Wenn ein Amtsgewölk dem Mann,
Der nicht immer plaudern soll und kann,
Vor die Stirn Gardienen zieht,
Und wenn Saitenspiel und Mozarts Lied
Seinen Diensternst nicht kann fröhlich machen,
O dann wird das holde Lachen

Deiner Taubenaugen, die als Frau
Doch nicht minder herzlich, freun
schlau,
Lachen werden, ihn erheitern,
Und der Zuspruch Deiner stillen
Herzergebung, seinen Willen
An sich lenkend, ihm die Brust erweit
Wenn der guten Laune Wundergeist
Stiller Wasser tiefen Gründen
Lieblich sich bewegen heifst,
Wie unmerklich und wie sicher schwi
Dann die Sorgennebel, und wie klar
Wird dann alles, was erst dunkel wa

Wichtger ist kein Schatz wie gute
Die zum fröhlichen Gesicht,
Stoff vom dürrsten Steckenzaune,
Wie vom Rebgeländer bricht,
Und das Mädchen, dem Natur

Reiches Maafs von guter Laune nur,
Ohne Geld und Gut zur Aussteur gab,
Schafft, selbst immer froh und unverdrossen,
Leicht bey Mann und Kind und Hausgenossen
Sorge, Zwist und Unfleifs ab:
Und sind Menschen freundlich, sanft und biegsam,
Froh und fleifsig, ohne Prunk und gnügsam,
O so fehlt es ihnen nie an dem,
Was das Erdeleben angenehm
Selbst bey kleinem Glucke macht.
Spiel und Ball und Tisch und Kleiderpracht
Hat fürwahr ein kleiner Geist erdacht,
Dafs ihn nicht die Langeweile
Und ihr Grillenschwarm ereile;

Aber weder klein noch grofs
Wird den argen Dämon los,
Wenn's nicht für den Geist von klein
sorgt,
Und den Zeitvertreib nur auswärts borgt.

Eitelkeit, die in der grofsen Welt
Jedem kostbarn Freudgepränge
Neue Sorg' und Leerheit zugesellt,
Wird, Gottlob, Dich in ihr Joch n
zwingen.

Thorheit bleibt's, nach hohen Dingen
Müde sich zu laufen und sich wund
ringen,
Weisheit aber ist's, in Gnügsamkeit,
Bey Geschäften kluger Häuslichkeit,
Stets für Leib- und Seelen-Reinlichkeit
Sorgsam, innres Glück zu bauen,
Ohne Furcht dem Vater fest zu trauen

Der tief ins Verborgne sieht,
Und wenn gleich die Werkfleifsdividende
Ausbleibt, oder bis ans Lebensende
Es sich mit dem Lebenslohn verzieht,
Einstens wird in andern Welten
Alles öffentlich und reich vergelten.

Freye dann, und weil zur Zeit
Frauen, die Mariens sanfte Zärtlichkeit
Mit Frau Martha's kluger Wirthlichkeit
Glücklich so wie Mutter Agnes paaren,
Nirgend wohl zu häufig sind,
So gieb uns in vielen Ehstandsjahren
Töchter, schön und froh gesinnt
Wie Du selbst, damit die Erde
Reich an guten Müttern werde,
Und durch sie auch reich an Söhnen,
Die beym Mutterbeyspiel früh
So zum Guten, Edeln, Schönen,

Nur beyder Mischung schüzt vor jenem Einerley,
Das zu den Ehstandsfurien gehöret,
Und jeden Frohgenuſs vermindert, oft zerstöhret.

Leb glücklich, froherwachtes Paar,
Auch nicht ein Schatten von Gefahr
Mag Deinen Taubenzug vom Himmelswege scheuchen;
Der Zauberreiz, der, Freund, Dein Weiland-Mädchen schmückt,
Das Dich jezt traulicher an seinen Busen drückt,
Mag ihren Augen nie, nie Deiner Brust entweichen.
Und wird auf Erden gleich ein ausgeflochtner Kranz
Nicht wie im Paradies der Türken wieder ganz,

So wachse zum Ersatz aus dem zerknickten
Zweige,
Als Eures Wohlseyns sichrer Zeuge,
Manch Stämmchen, das, von Euch gepflegt,
Noch für die Nachwelt Früchte trägt.

Zwey Liebesperioden.

Heiter, wie ein Frühlingsmorgen,
Den die Nachtigall besingt,
Frey vom Nebel eitler Sorgen,
Der oft Thränenregen bringt,
Flüchtig, wie ein Reigentanz,
Gleich dem Zephyr tändelnd, lose,
Süfser duftend wie die Rose,
Brechbar wie ein Blumenkranz;
So liebet der Jüngling sein Mädchen.

Voller Honigblüht' wie Linden,
Schattig wie des Ahorns Grün,
Ruhig wie die Luft in Gründen,
Ueber die Orkane ziehn,
Daurend wie der Sterne Schein,
Nährend wie die Aehrenkräfte,
Labend wie die Traubensäfte,
Wie Madonnens Blick so rein,
So liebt der Gatte die Gattin.

Zum Neujahr.

An den Staatsminister von S.

Wie zwey mal zwey ist vier, so klar
Werd ichs am ersten Januar,
So schlecht ich sonst auch seh', gewahr,
Dafs gar zu ungalant es wär',
Mit keinem Wunsch dem zu begegnen,
Auf den von allen Seiten her
Um diese Jahrszeit Wünsche regnen.

So wehe denn, mein Herz, auch du
Dem, der fürs Heil so vieler wachet,

Der jeden glücklich wünscht, auch viele glücklich machet,
Ein warmes Wünschgewölkchen zu.
Wenn doch kein Dämon käm den Schirm ihm vorzuhalten,
Sein Regen ist so sanft wie der im May,
Den auf Orangenblüthen frey
Man träufeln läfst, damit sie besser sich entfalten,
Und desto schneller sich zur Bischofsfrucht gestalten.

Was aber wünsch ich Dir? Glückskenner Salomo
Spricht: eine gute Frau macht unser Leben froh,
Doch die beglückt schon in Agnesen
Dein ganzes Leib- und Seelenwesen.
Dienstglanz und Ansehn? Lob der Welt?

Anders tönten freilich Menschen Chöre,
Als nur Sinnlichkeit die Stimmung gab,
Heischten unbesorgt für Geistesehre
Der Natur blos Sinnbefried'gung ab,
Doch zur Eintracht, die der Thiere erstes
Mit dem lezten paarte auf der Flur,
Ist sie gleich oft der Gesetze schwerstes,
Führt auch jezt noch die Natur.

Dafs nur Furcht die Schnur der Herrschaft windet,
Die in der bedürfnifsgiergen Welt
Menschen sichrer an einander bindet,
Ist ein Wähnen, das nicht Probe hält.
Ehmals schlofs den Grundvertrag die Liebe,—
Und auch jezt noch hält ihn die Natur,
Hafs und Mifsgunst machten rauh und trübe
Sonst wie jezt die Lebensspur.

Anders tönten da der Menschen Chöre,
Die ein steter, froher Scherz umgab;
Anders schallt das Freudgebrüll der Heere
Muntrer Thiere von den Bergen ab.
Damals ging noch der Geschöpfe erstes
Mit den andern friedlich auf der Flur;
Unbekannt war der Gesetze schwerstes,
Der entadelten Natur:

Dass nur ew'gé Furcht die Kette bindet,
Die in einer abgestumpften Welt,
Wo kein Auge Menschlichkeit mehr findet,
Die Geschöpfe an einander halt. —
Ehmals war das Grundgesetz nur Liebe,
Liebe war die Seele der Natur;
Aber nur des finstern Hasses Triebe
Zeigen jezt uns ihre Spur.

Schweifen rastlos deine Geistesblicke
Durch das unbegränzliche Ideenfeld,
Kehren ohne Geistgewinn sie dir zurücke,
Irrst du zwecklos in der mittelreichen Welt,
O so glaub, dafs dich ein Flor umhüllet,
Dessen Fäden eigner Dunkel spann,
Und dafs Durst, den nicht ein Quelltrunk stillet,
Weingeist minder stillen kann.

„Edle Römer, sprichst du, feine Griechen,
„Sezten, wenn ein Ahnherr ruhmvoll war,
„Nicht dem Namen, feig vor ihm zu kriechen,
„Nein, den Thaten Denkbild und Altar,
„Und der Jüngling, der sie dann umfafste,
„Aber seinen eignen Weg betrat —
„O wie er dann alle Laster hafste,
„Tugend nur von Göttern bat!“

Fruchtlos schweifen meine müden Blicke
Auf dem schwankenden Ideenfeld;
Fruchtlos, irrend kehren sie zurücke,
Hin in eine unbekannte Welt,
Wo ein schwarzer Schleyer sie umhüllet,
Den der finstre Aberglaube spann;
Wo Verderben nur das Forschen stillet,
Das kein Schwerd beschirmen kann.

Wenn einst tapfern Römern, edlen Griechen
Ihrer Ahnen einer gröfser war,
Sezten sie, nicht um vor ihm zu kriechen,
Nein, aus Dankbarkeit ihm den Altar,
Den der Jüngling voll von Muth umfaſste,
Den der Greis noch wonnevoll betrat,
Seiner würdig Feigheit, Laster haſste,
Muth und Tugend von ihm bat.

„Jedem wurde so das Weiterstreben
„Leichter auf der steilen Ehrenbahn,
„Und der Gang durchs müherfüllte Leben
„Bis zum hohen Tugendsitz hinan!
„Höher schlug, zum Ueben schöner Thaten,
„Biedermännern da das warme Herz,
„Minder traf, wenn Misgeschicke nahten,
„Sie dann des Verlustes Schmerz.“

Zu der Vorwelt Ruhmgewinn zu kommen,
Bahnt auch jezt noch hoher Muth den Weg:
Lehren, aus dem Beyspiel hergenommen,
Ebnen auch noch jezt den rauhen Steg:
Stufen, die schon mehrere betraten,
Um zu höhern Freuden einzugehn,
Trieben an durch Uebung schöner Thaten
Sich belohnt am Ziel zu sehn.

Leichter ward dem Helden da das Streben
Auf der rauhen ehrenvollen Bahn,
Leichter wand sich da sein groſses Leben
Zu der Tugend steilem Sitz hinan;
Leichter schlug beym Wirken schöner Thaten
Da dem Biederen das edle Herz,
Leichter, wenn sich Mitgefühle nahten,
Ward dem Leidenden sein Schmerz.

Denn um zu den Himmlischen zu kommen,
Bahnte er sich selbst den Götterweg;
Freudig wurde er dort aufgenommen,
Fest betrat sein Fuſs den schmalen Steg,
Den vor ihm schon mehrere betraten,
Um zu höhern Freuden einzugehn,
Um im Glanze ihrer schönen Thaten
Ihrer Thaten Lohn zu sehn.

Menschen schreiten immerfort zum Gröfsern,
Hohlen sie gleich nie das Gröfste ein.
Ist nicht grofs das Glück sich stets zu bessern;
Scheint's nicht blos dem eiteln Stolz zu klein?
Darf sich der mit Recht als schwach betrachten,
Der stets seiner Kräfte Wachsthum fühlt?
Lafst uns auf der Vorsicht Winke achten,
Zwecklos hat sie nie gespielt.

Zwar sind wünschen, fürchten, hoffen, wähnen,
Wanken, streben unser Erdenloos,
Und von rascher Sinnlichkeit entlehnen
Wir oft Zutraunsgründe — aber grofs,
Gut und weise darf man den nur denken,
Dessen Dienst kein Freygefühl entweiht,
Und man findt in allen Zeitgeschenken
Bürgschaft für die Ewigkeit.

Oder schreit ich immer fort zum Gröſsern
Ohne je der gröſste selbst zu seyn?
Wie erniedrigend: nur stets sich bessern,
Nie vollkommen gut zu seyn! wie klein,
Wie verächtlich muſs ich mich betrachten,
Der die Kraft zum Groſsen in sich fühlt?
Und mit dem das Schicksal voll Verachten,
Nur zum Zeitvertreibe spielt!

Zweifelnd fürchten, wankend hoffen, wähnen,
Ist der eingeschränkten Denkkraft Loos.
An die Sinnenwelt geschmiegt, entlehnen
Ihre Bilder Sinnlichkeiten; groſs,
Aber furchtbar soll ich den mir denken,
Dessen Dienst mein Freygefühl entweiht? —
Lieber mag ich eurer Huld mich schenken,
Bilder der Vergangenheit!

Hier, wo Truggestalten uns umgaukeln,
Hier, wo Strahlen von erborgtem Licht
Nur in Traumbesänftigung uns schaukeln,
Sieht der Geist zwar reine Wahrheit nicht;
Aber wenn auch hier uns Bilder drohen,
Dort ein Panorama täuschend lacht,
Wird doch stets der Geist, dem Wahn entflohen,
Näher ihr durch sie gebracht.

In durchschnittnen und doch sichern Kreisen
Dreht die Erdensphäre sich umher,
Nach Gesetzen, die den Gang ihr weisen,
Wurde auch der Sterbliche ihr Herr;
Könnten Elemente ihn vernichten,
Blieb er, von der Zeitgewalt verheert,
Ohne Kraft sich wieder aufzurichten,
Längst war' sein Geschlecht zerstört.

Hier wo Truggestalten mich umgaukeln,
Wo die Strahlen von verstelltem Licht
Nur in dumpfen Traum von Hoffnung schaukeln,
Kennt mein Geist den Glanz der Wahrheit nicht;
Doch, wenn hier mir schwarze Bilder drohen,
Und dort eine holde Täuschung lacht,
O so wird der Geist, der Nacht entflohen,
Sanfterm Lichte dargebracht! —

In von Ewigkeit beschriebnen Kreisen
Fährt die Erde einsam jezt umher:
Ohne Götter, die den Pfad ihr weisen,
Ist ein Sterblicher ihr schwacher Herr,
Den die Elemente bald vernichten,
Dessen Kraft ein Zufall bald verheert,
Leidenschaften bald, bald Seuchen richten,
Bald die Sterblichkeit zerstört. —

Wenn der regen Menschheit vieles Leiden
Gleich die Leyer oft zu Klagen stimmt,
Wenn im Dunkel ausgelöschter Freuden
Oft nur schwach die Hoffnungslampe glimmt,
Wenn im Pallast, wo die Prachtsucht thronet,
Furcht und Neid den Glücklichen verscheucht,
Und in Hütten, wo die Armuth wohnet,
Freude vor Bedürfniss weicht;

Darf ich doch mich noch des Menschseyns freuen,
Und der Fähigkeit, die es mir gab,
Darf mich nicht vor meinem Schicksal scheuen,
Wirft es mich auch noch so schnell ins Grab;
Sind mir gleich der Jugend schönste Zeiten
Ungenutzt und oft im Rausch entflohn,
Seh' ich gleich das Leben abwärts gleiten
Und mir Altersschwäche drohn;

Wenn der hingewelkten Menschheit Leiden
Nur zu Klagen meine Leyer stimmt,
Wenn auf Trümmern längst entfloh'ner Freuden
Nicht der Hoffnung kleinstes Fünkchen glimmt;
Wenn im Pallast, wo der Luxus thronet,
Furcht und Neid die Heiterkeit verscheucht,
Und in Hütten, wo nur Armuth wohnet,
Freude dem Bedürfniss weicht;

Darf ich dann mich noch des Menschseyns freuen,
Stolz seyn auf das Bild, das man mir gab;
Darf mich vor dem Schicksal nicht mehr scheuen,
Das zu bald mich nur in's öde Grab
Hinwirft, wenn der Jugend schönste Zeiten
Bald, in schnellem Taumel mir entflohn,
Und die Jahre langsam nur vergleiten,
Wo des Alters Schwächen drohn? —

Schwärmer blähn zum sichern Ideale
Menschenglücks gar leicht sich selbstisch auf,
Sehn die Soun' im bleichen Mondlichtsstrahle,
Und des Ufers Mitgehn in des Schiffes Lauf:
Wähnen hohe Wonne zu empfinden,
Theilen ungeprüft der andern Lust,
Und belasten sich mit fremden Sünden
Oft die schon bedrängte Brust.

Weiser Gleichmuth lehrt die Gränze ziehen,
Wo Vernunft sich an Empfindung hängt,
Hilft das Feur, von dem die Sinne glühen,
Wenn es sich durch alle Adern drängt,
Sichern, mildern, selbst zur Nothwehr tödten,
Hilft den Geist, der rasch sich aufwärts schwingt,
In den Weg zur Zielerreichung treten,
Die der Schwärmer nie erzwingt.

Zu dem hochgeträumten Ideale
Menschenglücks wähnt sich ein Thor hinauf,
Doch mit frechgezücktem Mörderstahle
Hemmt der Böswicht des Traumes Lauf.
Jener glaubte Wonne zu empfinden,
Dieser ist sich Schöpfer eigner Lust:
Andrer Glück erfreut nicht; aber Sünden
Füll'n mit Frohsinn manche Brust. —

Weisheit lehrst du mich die Gränze ziehen,
Wo Empfindung sich an Klugheit hängt?
Lehrst du mich, wenn wilde Sinne glühen,
Feuer sich durch alle Adern drängt,
Kalt die Flamme der Gefühle tödten,
Die mich über alle Gottheit schwingt,
Um die Stoa ruhmvoll zu betreten,
Die ein Nichtgefühl erzwingt?

Nennt Sokrate euch, dünkt euch Platone,
Füllt Athen und Rom mit Phosphorlicht,
Schmückt die Scheiteln mit der Siegeskrone,
Die der Dialektik Kunst verspricht —
Aber glaubt, je härter ihr euch quälet
Und je mehr ihr Treibhauskunste häuft,
Um so klärer wird, wie viel noch fehlet,
Bis eu'r Wort zu Werken reift.

Eh ihr in den reinen Wahrheitsspiegel
Blicket, zieht ihr selbst ihm Schleyer vor,
Tappt und klimmt umsonst am steilen Hügel,
Den des Lichtes Tempel schmückt, empor,
Schwächt euch selbst die Kraft, den Weg zu enden
Und die trüben Nebel zu zerstreun;
Wer den Lauf als Sieger will vollenden,
Muſs kein Stelzenträger seyn.

Heifst Sokrate, wähnet euch Platone,
Füllt Athen und Rom mit neuem Licht;
Schmückt den stolzen Scheitel mit der Krone,
Die euch neuer Lehren Glanz verspricht!
Doch, jemehr ihr euch mit Sinnen quälet,
Und je kühner ihr Systeme häuft,
Seht ihr immer mehr, wie viel noch fehlet,
Bis die Saat zur Erndte reift.

Feindlich zichst du deinem Feuerspiegel,
Wahrheit, jenen dichten Schleyer vor,
Und umsonst klimm ich am steilen Hügel,
Der des Lichtes Tempel stützt, empor.
Ach zu schwach, die schwere Bahn zu enden,
Und den trüben Nebel zu zerstreun,
Der das Aug umdüstert, muſs vollenden
Mir stets unerreichbar seyn.

Glücklich, wer mit angesetztem Flügel
Nimmer sich in hohe Bahnen drängt,
Glücklich, wem der Denkkraft sichrer Zügel
Nicht zur Schau nur, schlaff am Arme hängt,
Glücklich, wer der Phantasie nicht fröhnet,
Die so gern ihr Spiel mit allem treibt,
Glücklich, der sich nicht zu vorschnell krönet
Und im Lauf zurücke bleibt.

„Würden Meere, wo einst Bäume blühten,
„Würden Hesperidenfluren Wüsteneyn,
„Deckten Zonen, wo einst Sonnen glühten
„Finsternisse, träf kein Freudenschein
„Augen, wenn sie nach Genüssen spähen,
„Würde leer der grofse Schöpfungsraum,
„Wo sich Weltenheere sorglos drehen,
„Rifs des Meeres Küstenraum.“

Glücklich, wem der schwache lahme Flügel
Seiner trägen Seele kraftlos hängt:
Glücklich, wem der Denkkraft schlaffer Zügel
Nicht zu schwerer Ueberlegung drängt:
Glücklich, wer nicht dem Verstande fröhnet,
Der den Geist in wilde Strudel treibt,
Glücklich der, den stolze Dummheit krönet,
Die ihm immer Zuflucht bleibt. —

Meere stürmen, wo einst Rosen blühten,
Paradiese flohn vor Wüsteneyn;
Ferne Pole, wo einst Sonnen glühten,
Decket monodenlange Nacht, kein Schein
Von des Tages Lichtes Helle spähet
Kreaturen in dem weiten Raum,
Der sich nur in kaltem Winter drehet
An dem äußern rohen Saum.

Der Wahrheit glückte auf der Freyheit Flügel
Des Irthums Banden zu entfliehn,
Vergebens stärkte er Gebiſs und Zügel,
Und suchte durch sein listiges Bemühn,
Sie in der Dummheit Grabesnacht zu ziehn;
Schon fühlte er ein wonniges Entzücken,
Und schaute mit siegfrohen Blicken
Auf nahende Zerrüttung hin,
Sah den verworfnen Sclavensinn
Der Schmeichler sich vor seiner Gottheit schmiegen,
Den Bürger unter sich im tiefsten Elend liegen,
Und taub war sein betrunknes Ohr,
Als Menschheit ihren Freyheitsbund beschwor —
Nur achtsam auf das Hurrah wilder Jachten,
Und auf das Mordgeschrey in Schlachten.

Umsonst versuchte auf der Freyheit Flügel,
Die Wahrheit euren Banden zu entfliehn,
Ihr kürztet ihr den kurzverhaltnen Zügel,
Und herrlich siegte euer teufliſches Bemühn,
Sie in der Dumnheit Grabesnacht zu ziehn.
Dann standet ihr mit wonnigem Entzücken
Und sahet mit Tyrannenblicken
Auf die verwaiste Schöpfung hin;
Mit Wonngenuſs saht ihr den Sclavensinn
Des Schranzen sich um eure Gottheit schmiegen,
Den Frölner auf verfaultem Strohe liegen,
Und nimmer hörte euer trunknes Ohr,
Wenn sich die Menschheit gegen euch verschwor.
Ihr hörtet nur das Hurrah wilder Jagden,
Nur Mordgeschrey in blut'gen Schlachten?

Liefs er, wenn Heucheley dicht bey ihm
stand,
Und auf die Unschuld wies, die sich im Staube wand,
Verwegen, ohne auf sie hinzublicken,
Die Menschen immer härter drücken.

Mit thronentehrenden, mit Brandmarkzügen
Entstellte er der Obrigkeit Natur!
Dreust strafte er den Ordnungsschöpfer Lügen
Und wischte weg die Gottheitsspur.
Es sprofsten Keime gnug zu grofsen Thaten,
Allein Tyrannenfüfse traten
Zu Boden sie, der Menschheit Glück verschwand —
Doch Irrthum reichte selbst zu seinem Sturz die Hand —

Doch wenn ein Engel weinend euch zur Seite stand,
Wenn Unschuld sich die Hände wand,
Dann liefset ihr mit weggewandten Blikken,
Die Menschen fühllos unterdrücken.

O Fürsten, mit infamen Zügen
Entstelltet ihr die göttliche Natur;
Ihr straftet ihren Schöpfer Lügen,
Und tilgtet seiner Gottheit Spur!
Die Schöpfung trieb den Keim zu grofsen Thaten,
Allein Tyrannenfüfse traten
Zu Boden ihn — der Menschheit Engel schwand,
Und traulich reichtet ihr dem Teufel da die Hand. —

Die Rache naht, die Kette ist zersprenget,
Die Länderwohl an Hoflings Willkühr band,
Das Flammenlicht, in banger Brust beenget,
Bricht aus, und mit Verzweiflungsstärke wand
Der Mensch die Geisel aus der Henkerhand:
Sein Muth, vom Selbstgefühl emporgedränget,
Riss ab die Fesseln, die ihn lang entehrt,
Erkämpfte frey und unverhohlen
Die Rechte, die man ihm gestohlen,
Und stellte wieder her der Menschheit Recht und Werth.

Den Wahrheitsfeind ergreift jezt Furcht und Zagen,
Jezt, da für Freyheit Menschen alles wagen,

Die Rächer nahn, die Kette ist zersprenget,
Die eine Welt an eure Willkühr band,
Die Flamme, die versteckt die ganze Brust beenget,
Sie lodert schrecklich auf, verzweifelnd wand
Der Mensch die Geiſsel aus des Henkers Hand,
Sein Muth, durch hohes Selbstgefühl gedränget,
Riſs kühn die Fesseln ab, die ihn entehrt,
Erkämpfte frey und unverhohlen,
Die Menschheit, die ihr ihm gestohlen,
Und wieder hergestellt war Menschenwerth.

Ihr aber saht mit bangem Zagen
Den Mensch sein Blut für seine Freyheit wagen;

Selbst auch, wo die Völker morden,
Mancher Landesadler fiel,
Zähmt die Weisheit Kriegerhorden
Und verkürzt das Trauerspiel,
Kehrt die schon gezückten Dolche
Von der Brust, die sie genährt,
Heil dem Siege, der für solche
Thaten sich im Kampf erklärt!

Himmel juble dreyfach stark,
Jauchze deiner Chöre lehrstes
Es gelang der Weisheit Schwerstes,
Solch ein Sieg stärkt Bein und Mark!

Sich durch Bröderwohl entzücken,
Auf der Freude Zinnen stehn,
Ruhm den Fleiß der Greise schmücken
Und den Jüngling reizen sehn,

Doch auch, wo die Völker morden,
Wo des Landes Vater fiel,
Auch da siegen unsre Horden,
Teufel in dem grossen Spiel;
Teuflisch wühlen ihre Dolche
In der Brust, die sie genährt;
Heil dir, Satan, Heil dir, solche
Buben sie sind deiner werth.

Hölle donnre dreyfach stark;
Jauchze deiner Chöre hehrstes,
Es gelang der Laster schwerstes,
Es verzehrte Bein und Mark.

Auf den Bruder Dolche zücken,
Auf des Sohnes Leiche stehn,
Und den Vater mit Entzücken
An den Galgen schwanken sehn,

Glücksgenufs kein Laster schänden,
Dann — durch Frevel unentweiht,
Auch schon früh sein Leben enden,
O welch eine Seligkeit!

Naht euch dann dem grofsen Ziel,
Wo euch Engel Preis bereiten,
Und schmeckt hier schon Seligkeiten
In der Tugend Hochgefühl.

Schäumend seine Mutter schänden,
Dann — durch Tugend nie entweiht —
Brüder, so sein Leben enden,
Wäre Teufeln Seligkeit!

Naht euch dann dem grosen Ziel,
Wo euch Teufel Lust bereiten,
Schmecket Höllenseligkeiten
In der Laster Hochgefühl.

Wer von der innern Ruhe nie verlassen
Der Mutter dankt, die ihn als Kind genährt,
Den viele lieben, keine hassen,
Den seines Rechtes Misbrauch nie entehrt,
Dem selbst ein irrigfolterndes Gewissen
Nie gutgemeinter Thaten Lohn entrissen,
Der nie vom Tugendpfad weit abgeirrt,
Auch wenn er manchmal ihn durch Dorngehege führt,
Der nie auf der Verführung Stimme lauschte,
Nur den Verdiensten Beyfallskränze wand,
Und wenn er auch die Welt undankbar fand,

† † †

Wer von dem Himmel, von der Welt verlassen,
Die Brust verwünscht, die ihn genährt,
Wen seine Freunde fliehn, wen seine Brüder hassen,
Wer die Natur durch seinen Fluch entehrt,
Wer sein ihn schuldlos folterndes Gewissen
Dem kummervollen Busen nie entrissen,
Wer nie sich von der Tugend Pfad verirrt,
Der ihn dem Rabenstein entgegenführt,
Wer nie der Stimme der Verführung lauschte,
Nur dem Verdienste Kränze wand,
Und seinen Namen dann am Pranger fand,

Drey Dinge, die man für sehr köstlich hält,
Bey denen man sehr oft sich innigst wohlgefällt,
Wenn man's auch laut nicht sagt. — Auch diese Wonne
Ward Dir zu Theil, da Dir die königliche Sonne
Mild lächelt. — Geistesheiterkeit?
Viel Fleifs, viel Trieb und viele Kräfte
Zum Steur und Ruder der Geschäfte?
Die hast Du auch, und wo die Schüchternheit,
Die nicht das Dienstspiel kennt, erst alle Assen
Sich wünscht um, wenn sie da sind, doch zu passen,
Da spielst Du Solo, und gewinnst,
Trägst hoch den Kopf, indefs vor einem Hirngespinnst

Bey

Bey schwarzgetygertem Gewissen,
Im Divan manche sich oft ängstlich bücken müssen. —
Nachkommenschaft? Auch daran fehlts Dir nicht,
Und so Natur als Kunst verspricht —
Dir einst von Töchtern und von Söhnen
Die freudereichsten Altersscenen.
Kurz, die Natur gab Dir Empfindung und Verstand,
Das Glück Gelegenheit, Erfahrung dreuste Hand,
Zum Wohl der Menschen sie zu brauchen,
Nichts fehlt Dir also in der Welt,
So lang Dir guter Muth und Frohsinn nicht verrauchen,
Mir aber fehlt sehr viel in dieser Mondscheinwelt,

Wenn seine Freundschaft mir Dein Herz nicht
fest erhält.

Damit wir nun uns beyde glücklich halten,
So bleib Fortuna's Stirn für Dich stets ohne
Falten,
Für mich Dein Herz auf Lebenslang beym
alten.

An die Frau des Ministers.

Frau Agnes wird so gnädig seyn,
Mit ihrem schönen Ton und Wesen,
Vorstehnde Neujahrsreimereyn
Dem Herrn Gemale vorzulesen,
Denn ohn ein solches Vortragsglück
Könnt seine Hörgeduld erschlaffen,
Auch kann allein ein Agnesblick
Dem Wunsch beym Herrn Erhörung schaffen.

Zur Begleitung des Portraits das die Ministerin von S. ihrem Mann nach B. schickte.

Sie, die mit Seel und Leib beständig um Dich war,
Wie gern wär Sie's nicht auch am ersten Februar,
Allein jezt kann sie nur im Geiste zu Dir kommen,
Drum hat den Leibtransport der Pinsel übernommen,
Doch triffst Du in dem Bild nicht alle Gleichheit an,
So denk, dafs solche Frau entfernt von solchem Mann
Kein Künstler je befriedgend treffen kann.

An den jungen Baron v. S. als er die ersten Spornen erhielt.

Wer einen Vater hat wie Du,
Ein gutes Herz und seinen Kopf dazu,
Bedarf des Sporns wohl nie von innen:
Allein weil man den äufsern Sinnen
Ihr Recht mit Recht nicht nehmen kann,
So nimm auch dies Paar Spornen an,
Und führ Dich so, dafs jedermann,
Der heut bespornt Dich sieht, zum voraus sagen kann:
„Der wird die Sporn blos an den Stiefeln tragen.“

Zitternd müfste man den Tod verehren,
Wär des Lebens Quelle nicht ein Gott,
Der unsterblich ist, sein Ewigwähren
Sichert alles Leben vor dem Tod,
Stiftet reinern Andachtstrieb auf Erden,
Flöfst dem Menschen neue Strebkraft ein —
Ist's nicht ohn den Wunsch: Selbst Gott zu werden —
Gnug sein Ebenbild zu seyn?

Lafst an Gott uns glauben und Ihm trauen,
Unterliegen müfst' des Forschers Geist
Wollt er aller Tiefen Grund erschauen
Und die Senne spannen, bis sie reifst.
Wozu hülfs, die Hülle abzuwerfen,
Die im Mutterschoofs der Fruchtkeim trug?
Stumpf taugt nicht der Pfeil, doch zu viel schärfen
Mehrt ihm auch nicht Kraft, nicht Flug.

Tod ist alles ohne euch, mir währen
Jahre Ewigkeiten. — Einen Gott,
Der nie menschlich war, soll ich verehren?
Fürchten nicht den unbekannten Tod? —
Finstrer Gottheit Dienst thront jezt auf
Erden,
Donnert mir die harten Worte ein:
„Göttlicher kann deine Seele werden,
„Aber göttlich nie sie seyn!“ —

Warum soll ich dieser Stimme trauen,
Warum soll mein hellgeborner Geist,
Nicht er selbst das Heiligthum durch-
schauen,
Das man ihm durch trüben Schleier weis't?
Was verbeut mir Fesseln abzuwerfen,
Die der Mensch Jahrhunderte schon trug?
Nicht verstumpfen soll mein Geist; ihn
schärfen
Will ich, will's durch kühnen Flug.

Fleiſs in guten Werken laſst uns wählen,
Ihres Beystands Steur und Anker läſst
Keinen Schiffbruch zu — und wenn sie fehlen,
Hält man sich umsonst an Mittlern fest.
Muth und Trost verschaffen sie, wenn Welten
Aus dem Gleichgewicht das Schicksal schlägt:
Ihnen hat den Werth, den stets sie gelten,
Keine Willkühr beygelegt.

Ueber mich will ich das Wesen fragen,
Das vom Urbeginn der Zeiten an
War und seyn wird, und von dem zu sagen
Was es ist, kein Ausdruck gnügen kann,
Das in aller Herzen Tiefe siehet,
Dem umsonst des Heuchlers Weihrauch brennt,
Das den ernst es suchenden nicht fliehet,
Das als Schöpfer alles kennt:

Ich will mir die Stütze selber wählen,
Die, wenn alle Welt mich auch verläſst,
Aufrecht mich erhält, die, wenn ich fehlen
Sollte, mich doch mumstöſslich feſt
Fuſsen läſst, die, wenn der Sturz der Welten
Aus dem Gleichgewicht die Himmel schlägt,
Dann auch, wann nicht Welten Welten gelten
Mich noch unerschüttert trägt!! —

Vor dem Thron des Wesens will ich fragen,
Das von Urbegimn der Zeiten an
Bis zu jenem Ziel währt, das zu sagen
Keine Zahl, kein Wort bestimmen kann;
Das der Karaibe glühen siehet,
Das im Feuer bey dem Parsen brennt,
Das der Grieche in dem Donrer fliehet,
Das der Nil als Thiergott kennt:

Will nicht forschen — warst Du damals
höher,
Wie Du Menschen auf der frohen Flur
Als Cronion führtest? Warst du näher
Unsrer Erde, als nur keimte die Natur,
Und du ihrem Wuchs sie überliefsest,
Nur im Feuer bey den Parsen bliebst,
Zevs, Osiris, Brama, Odin hiefsest,
Und oraklend Wunder triebst?

War dein Ruhm und Name damals gröfser,
Als du Juda's eigne Gottheit warst?
Ward verkehrte Menschheit klüger, besser,
Wenn du Furcht und Schrecken nur gebahrst?
Einsam liefs man dich in Tempeln leben,
Blut und Rauchwerk ward empfindungsleer
Dir zu Dank und Sühne hingegeben
Durch ein schlaues Priesterheer.

„Warst du, groſser Urgeist, damals höher,
Da als Cronos auf der frohen Flur
Du die Menschen führtest, sie dir näher
War, die neuentsprossene Natur;
Oder als die Erde du verlieſsest,
Doch als Zeus ihr groſser Schützer bliebst,
Noch als Pluton strenger Richter hieſsest,
Als Poseidon Wogen triebst?"

„Oder schien dir da dein Name gröſser,
Da der finstre Judengott du warst;
Fühlte dadurch sich die Menschheit besser,
Daſs du ihr nur Furcht und Zorn gebahrst? —
Einsam muſstest du im Himmel leben,
Stets war der von andrer Gottheit leer;
Nur ein Teufel war dir beygegeben,
Sonst war keiner göttlich mehr!

Fern, Geschöpfe liebevoll zu führen,
Die zum Glück dein Wille werden liefs,
Half der Wahn den grofsen Zweck verliehren,
Durch den Glauben, Rache sey dir fürs;
Liefs dich schicken wilde Wasserfluthen
Ueber die Entsprofsnen deiner Hand
Und bedrohn mit unverlöschbarn Gluthen,
Was vom Rachstrom übrig stand.

Aber wohl uns, ganz sind nie versunken
Deiner nachsichtsvollen Göttlichkeit
Spuren, wo man hinblickt, glimmen Funken
Deiner Liebe für die Menschlichkeit.
War's nicht Liebe, die im Vater pochte,
Und für seiner Kinder Glück Gefühl,
Was stets seine starke Hand vermochte
Aufzuhelfen dem, der fiel?

„Fern, Geschöpfe liebevoll zu führen,
Die dein Wille zwecklos werden liefs,
Mufsten sie in Laster sich verlieren,
Denn die Rache war dem Schöpfer süfs.
Bald vertilgten wilde Wasserfluthen
Die Entsprofsnen deiner eignen Hand,
Bald verzehrten mörderische Gluthen,
Was die Rachsucht übrig fand.“

„Oder warst du je so tief gesunken,
War von nachsichtsvoller Göttlichkeit
Keine Spur; glimmt' nicht der schwächste Funken
Mehr von liebevoller Menschlichkeit
In dem Herzen, das von Zorn nur pochte?
War es Schwäche oder Stolzgefühl,
Das den Mensch zu retten nicht vermochte,
Der durch dein Verhängnifs fiel?“

Schüttelt dann die kunstgereihten Säulen
Einer schwankenden Philosophie,
Will auf Ikars Schwingen dahin eilen,
Wo die Gottheit thront, und kanns doch nie!
Alles Daseyns ersten Grund zu sehen
Reicht der Erdsinn nicht, man sieht's im Traum,
Kein Entstehn erforscht man, kein Vergehen
In des Welltalls weitem Raum.

Finstre Nacht zog von jeher die Gränzen
Dem Gesichtskreis' unsrer Fassungskraft,
Viel schon, wenn in ihr das Nordlichtsglänzen
Einer Zukunft Sinn für Hoffnung schafft,
Gnug wenn dieser Sinn den Schlaf besieget,
Der im Schatten unsrer Sinnenwelt
Oft den Geist in Phantasieen wieget,
Und in Traumesfesseln hält.

Fruchtlos fasse ich die schwachen Säulen
Der stets schwankenden Philosophie:
Dort auf ihren Flügeln hinzueilen,
Wo die Gottheit thront, vermag ich nie.
Alles Daseyns ersten Grund zu sehen
Bleibt mir fremd, bleibt mir nur falscher Traum;
Kein Entstehn erforsch' ich, kein Vergehen
In des Weltalls weitem Raum.

Finstre Nacht umhüllt die engen Gränzen
An dem Horizont der Fassungskraft.
Wo des reinen Denkens Sonnen glänzen,
Wo Umfassen ein Erkennen schafft,
Wo des Forschers Blick den Traum besieget;
In den Sterblichkeit und Sinnenwelt,
Ahndungslos die schwache Seele wieget,
Die der Leib gefesselt hält; —

Nur im Mittelpunkt der Weltenkreise
Wird dem Forscherblicke einst entdeckt,
Was des Ursprungs tiefverborgne Weise
Jezt dem kurzen Lebensblick verdeckt,
Dort wo auf der Freyheit starkem Flügel
Sich der Geist durch Sternenwelten schwingt,
Wo das festeste Geheimnifssiegel,
Drückt die Wahrheit drauf — zerspringt.

Dort wird sich das Bild nicht weiter halten,
Das die gaukl'rische Phantasie
Sich zum Spiel in wechselnden Gestalten
Schuf und dem sie Täuschvermögen lieh,
Wenn sie schwärmerisch im Andachtstraume
Ein allmächtiges Idol gebahr,
Wie's in keiner Zeit, in keinem Raume
Seyn wird, oder jemals war.

Dort, wo in der Ewigkeiten Kreise
Jeder Blick den Mittelpunkt entdeckt,
Wo des Ursprungs unerforschte Weise
Nicht der Erde kurzes Ziel versteckt,
Wo die Seele auf der Freyheit Flügel
Sich durch alle Orionen schwingt,
Wo der Himmel felsenfestes Siegel
Durch der Wahrheit Druck zerspringt:—

Dort vermag ein Bild sich nicht zu halten,
Das die bilderreiche Phantasie
Sich in ewig wechselnden Gestalten
Schafft, — das bunte Täuschung ihr verlieh;
Das die Schwärmerey im Sinnentraume
Zum allmächtigen Idol gebahr,
Und im heilgen, unbekannten Raume
Hoh'rer Wesen niemals war.

Am Huldigungstage
König Friedrich Wilhelm's III.

Fast ein Jahrhundert flofs dahin,
Seit Preufsens erste Königin
In Purpur, Gold und Diamanten,
Umringt von Rittern und Trabanten
Hier auf dem Thron sich anschaun liefs,
Und wenn die Scepterdilettanten
Sie neidten, rühmten, glücklich nannten,
Vielleicht sich dann nur glücklich priefs,
Wenn Leibnitz sie Sophia hiefs:
Seit ihr ward von der Königinnen
Gestalt und Wesen und Beginnen

Uns fast kein Wörtchen mehr bekannt,
Als was im Staatskalender stand.

Doch jezt — freu dich o Vaterland,
Ist Eine da! Wer die Huldinnen
Zu sehen wünscht, find't alle drey
In Ihr vereint. Wie Unschuld froh und frey,
Natur- und Kunst-gemäfs gesellig
Mit hoher Weiblichkeit gefällig,
Ein Ideal von Königin.
Aus ihrem Aug strahlt Muttersinn
Und Wunsch, durch Liebe und Vertrauen
Ihr Glück und andrer Glück zu bauen.
Wer sieht ihr herrliches Gesicht,
Das wohlmuthsvoll zu allen spricht,
Wer sieht's und ehrt und liebt sie nicht?

„Mit Jubeltönen sey gepriesen
Der Weltenvater, der Luisen

Erschrick nicht, Mensch, vor deinem Bilde
Durchs Leben führt nicht blos ein Lasterpfad
Auch noch ein andrer Weg geht durch das
Weltgefilde
Auf dem man sich dem Himmel naht:
Den wähl und wandle dreust, er wird dich
leiten,
Kehrst du nicht um, zu frohen Ewigkeiten.

* * *

O Mensch, erschrick vor deinem Bilde,
Du siehst es auf der Laster Pfad!
Noch sind dir's blumigte Gefilde,
Allein der Höllenabhang naht.
Du wankst — umsonst — die Teufel, die
dich leiten,
Sie stürzen dich ins Meer der Ewigkeiten.

Rhapsodie.

Antiacheron.

Motos praestat componere fluctus.
Virg.

Wesen, dessen Macht in sichtbarn Spuren
Alle Welten segenreich durchdringt,
Das sein Füllhorn über alle Fluren
Und Geschöpfe unversieglich schwingt;
Dessen Geist in aller Herzen wohnet,
Sie mit Trieb und Kraftgefühl belebt,
Das im Tugendreiche furchtlos thronet,
Wenn vor ihm das Laster bebt.

A c h e r o n.

Acheronta movebo.

Virg.

Wesen, deren Macht in blut'gen Spuren
Durch der Elemente Grenzen dringt,
Deren Donner von der Erde Fluren
Sich durch alle Luftgefilde schwingt,
Deren Blitz des Weltalls Raum bewohnet,
Deren Fluch das Erdenrund belebt,
In den Meeren, in den Lüften thronet
Und den Höllenschlund durchbebt!

Allerkanntes Wesen, dessen Namen
Mich nicht kümmern, dessen Thaten nur,
Wie sie Ihm aus milden Händen kamen,
Ich im grofsen Buche der Natur
Jedem lesbar aufgezeichnet finde,
Dich, du Schutzgeist alt und neuer Zeit,
Edler Menschenbilder, den an Sünde
Kein Gedanke je entweiht.

Tauch den Pinsel mir in Azurfluthen,
Stärk zu Meisterzügen seine Kraft,
Gieb den Farben Sternenglanz und Gluthen
Zeig mir, was den besten Eindruck schafft
Darzustellen dich in klaren Bildern,
Hell' mir auch der Vorurtheile Nacht,
Hilf Allvater mir, dich so zu schildern,
Wie um dich die Schöpfung lacht.

Euch, ihr mächt'gen Wesen, deren Namen
Ich nicht kenne, deren Thaten nur,
Mit den Frevln, die durch euch stats kamen,
In dem grosen Buche der Natur
Ich mit blut'ger Schrift gezeichnet finde,
Euch, ihr Furien der ältern Zeit,
Euch, ihr neuern Teufel, eurer Sünde
Sey mein Pinsel jezt geweiht!

Taucht ihn in des Höllenstromes Fluthen,
Schenkt ihm Flammenzüge voller Kraft
Aus des Orkus fürchterlichsten Gluthen,
Wenn er Unvergeslichkeit euch schafft!
Euch zu sehn in schreckenvollen Bildern,
Gebt, Dämonen ewig finstrer Nacht,
Gebt ihm Feuerfarben euch zu schildern,
Wenn die Hölle um euch lacht.

Streicht das Schicksal auch mit starker Ruthe
Hin und wieder Erdenkinder wund,
Macht es manchem auch gefärbt mit Blute
Seine Wundengänge schrecklich kund,
Folg ihm nur mit traulich dreisten Schritten!
Herr, am Schluſs des Weges, bleibest du,
Denn es führt nach Recht und nicht nach Bitten
Dich dem besten Hafen zu.

Fühlen gleich Tyrannen und Despoten
Oft der Schicksalskräfte Uebermacht,
Sind gleich Lebenden, so wie den Todten,
Seine Winke zum Gesetz gemacht,
Ist es gleich der Allmacht grofser Sprösling,
Von der Weisheit starkem Geist erzeugt,
Ist es gleich des Chaos kühnster Schöfsling
Der sich nie vor Wunschen beugt;

Schicksal, deine blutgefärbte Ruthe
Streicht den schwachen Erdenbürger wund.
Pest und Hunger, Ströme voll von Blute
Machen deine Dornenpfade kund!
Furien beflügeln deine Schritte,
Der Gorgonen Wuth beschämest du;
Fern von Mitleid, sagst du keiner Bitte,
Keinem Fleh'n Gewährung zu.

Bettler wie Tyrannen und Despoten
Fühlen deiner Höllenqualen Macht,
Nichtig ist der Schutz selbst bey den Todten,
Da dein Zorn der lezten Ruhe lacht.
Ha, dir fluch ich, dir des Chaos Sprößling,
Ehebrechrisch mit der Nacht gezeugt,
Dir des Orkus grauenvollstem Schoßling,
Der in Staub die Erde beugt!

Scheint bisweilen auch von wüthgen Hunden
Fortgezogen sein Gespann in Nacht,
Und beym Schmerz von ihm geschlagner Wunden,
Dals ohn' Mitleid seine Miene lacht,
Kann ihm gleich nichts siegreich widerstehen,
Oder hemmen seinen raschen Lauf,
Lodern gleich bey lautem Jammerflehen
Heller manche Flammen auf;

Schleudert oft gleich seine starke Rechte
Donnerstrahlen auf die sichre That
Und zerstören seiner Wetter-Mächte
Oft des Fleifses schwererrungne Saat,
Schlägt den Vater oft im Meinungskriege
Der als Mörder, den er selbst gezeugt,
Jauchzen hie und da nach blutgem Siege
Frevler, die ihr Volk gebeugt;

Dort erscheint, geführt von wüth'gen Hunden,
Dein Gespann, gehüllt in tiefe Nacht;
Bald kehrst du zurück, wenn tausend Wunden
Dich zur Qual der Sterblichen gemacht!
Wer vermag es dir zu widerstehen,
Wer zu hemmen deinen Mörderlauf?
Deine Flamme tilgt kein klagend Flehen,
Heller lodert nur sie auf!

Blitze schleudert die verruchte Rechte,
Donnerschläge zeichnen deine That:
Wild zerstören grause Wolkenmächte,
Der Gefilde nüherrung'ne Saat.
Hier erschlägt im ungerechten Kriege,
Der Verworfne, den, der ihn erzeugt,
Und dort jauchzen nach erkämpftem Siege
Mörder, die ihr Volk gebeugt.

Bleib nicht stehen bey den Unglücksleichen,
Mensch, zum Helfen spann dein Kraftgefühl,
Denk, dafs unter harten Unglücksstreichen
Auch gestraft so mancher Frevler fiel;
Heb' beym Anblick ungerechter Thaten
Deine Brust zum Besserthun empor,
Dank dem Schicksäl, wenn's verheerten Staaten
Dich zum kleinsten Dienst erkohr.

Stürzt den Guten Freyheitsrausch vom Throne,
Raubt der Herrschermacht den Ansehnsschmuck,
Bricht der Pöbel die Gesetzeskrone,
Tauscht sie gegen frechen Willkührsdruck,
Schallet Jammer aus verarmten Hütten,
Die der wilde Plünderer verliefs,
Folgt der Sieg des Usurpators Schritten,
Der geschlagen Mörder hiefs:

Auf Trophäen hochgehäufter Leichen,
Uebersieht mit wonnigem Gefühl
Der Verräther was den falschen Streichen
Seiner Macht und seiner Bosheit fiel;
Im Genusse seiner Frevelthaten
Schwillt das Herz zu roher Lust empor,
Und das Jammern von entnervten Staaten
Tönt ihm Melodie ins Ohr.

Freyheit stürzt den Guten von dem Throne,
Raubet Diadem und Purpurschmuck.
Frevelnd tritt der Pöbel auf die Krone,
Tauschet sie mit Oligarchen Druck.
Zeter schallt in den verarmten Hütten,
Die der freye Gallier verliefs,
Teutons Söhne sah'n auf blut'gen Schritten,
Was sie Witte rächen hiefs.

„Wenn die Masse wieder sich zerstreute,
„Die in Einen Ring die Schöpfung band,
„Die dem scheinbarn Elementenstreite
„Seit den Chaoszeiten widerstand,
„Die des unbegränzten Ordners schweren
„Ewigen Gesetzen unterthan,
„Feuergrimm und Wasserwuth verheeren,
„Wenn gleich nicht vernichten kann.“

„Hörten Luft und Erd und Wasserwelten
„Schrecklich auf, das, was sie sind, zu seyn,
„Würde dann der Mensch noch immer gelten
„Was er jezt gilt? Würde er allein
„Stehen bleiben? Oder mit verwesen,
„Oder umgestalten in dem Weltruin?
„Harren solches Tages alle Wesen,
„Kommt er denn nicht auch für ihn?“

Von Telluris abgenuztem Kleide,
Das das Chaos leicht zusammen band,
Und das bey der Elemente Neide,
Ach, nur schwach den Zeiten widerstand;
Das, des unbegränzten Weltalls schwe-
ren
Ewigen Gesetzen unterthan,
Bald ein innrer Feuerschlund verheeren,
Bald ein Sturm zerreissen kann.

Städte stürzen, Länder fallen, Wel-
ten
Hören endlich Welten auf zu seyn. —
Sollte denn der Mensch allein stets gelten
Bey dem Sturz der Himmel, er allein
Unentkräftet auf den Trümmern stehen?
Was das heere Weltall füllt, verspricht's
Ihm nur Dauer? — Alles wird vergehen,
Werden, was es einst war: Nichts!

Mag er kommen dieser Tag, der allen
Das unwandelbare Ziel gesteckt,
In Ruinen mag die Welt zerfallen,
Aus dem Staube, der die Trümmer deckt,
Mag der Todesengel Menschen winken,
Mit ihm in sein Schattenreich zu ziehn,
Muthig will ich in den Arm ihm sinken,
Wo er hinflieht mit ihm fliehn.

Ohne Rückschaun nach den Blumenfluren,
Wo mich mancher Wonnestrahl durchglüht,
Wo des Schöpfers wohlthatreiche Spuren
Nur des Mistrauns Auge übersieht,
Wo auf Alpenfelsen Röschen blühen,
Wo gewifs ein Schutzgeist um uns schwebt,
Der in guten Tagen, wenn sie fliehen,
Uns zu befsrer Hoffnung hebt.

Mag er kommen, jener Tag, der Allen
Unverrückt ihr groſses Ziel gesteckt,
Mag die Welt in Staub zusammen fallen,
Mag, wenn Asche ihre Trümmer deckt,
Mir der Todesengel freundlich winken,
Oder schreckensvoll mich nach sich ziehn:
Freudig will ich in den Arm ihm sinken,
Freudig dieser Welt entfliehn!

Fern von diesen trügerischen Fluren,
Wo mich keine Wonne mehr durchglüht,
Wo ihr Schöpfer nur des Elends Spuren
In den schreckenvollsten Zügen sieht?
Wo mir Dornen nur auf Felsen blühen,
Wo mich finstern Grames Nacht umschwebt,
Mich des öden Lebens Freuden fliehen,
Keine Hoffnung mehr belebt.

Ward uns nicht ein schöner Wink gegeben,
Wenn das Herz für Recht und Beyfall schlug,
Nicht zu leben, wie viel tausend leben,
Die zum Abweg Laster und Betrug
Sybaritisch über Rosen leiten?
Sollt zum Lohn, den man mit Recht empfängt,
Nicht die Hand der Tugend sichrer leiten,
Wenn er gleich im Dunkeln hängt?

Auf des Lebens langer Pilger-Reise
Blühn am Wege Blumchen früh und spät,
Wenn sie auch die Vorsicht, die die Gleise
Sichert, manchmal nur sehr sparsam sät.
Muthig eil ich durch die Lebensfluren,
Rastlos forscht der nimmer müde Geist
Nach dem Glück, von dem schon hier die Spuren
Manche leise Ahnung weist.

Warum ward mir doch ein Herz gegeben,
Das so warm für Glück und Tugend schlug?
Warum kann ich nicht wie jene leben,
Deren Laufbahn Laster und Betrug,
Wie auf Rosen zu dem Ziele leiten,
Das noch unerwünscht sie dort empfängt,
Und, wenn Dornen langsam mich begleiten,
Mir in dunkler Ferne hängt?!

Auf des öden Lebens langer Reise
Giebt für mich es keine Blümchen mehr;
Langsam fahrt, in ewig gleichem Gleise,
Kummer vor mir, Elend nach mir her.
Rastlos irr' ich auf den weiten Fluren,
Rastlos späht mein abgespannter Geist
Nach der Ruhe heißersehnten Spuren,
Die ihm, ach, kein Engel weißt!

Jezt, da die Blendung weicht, die seine Macht umzog,
Und ohn' die Schattenhöh', die schnell beym Licht verflog,
Steht er entgöttert da, die feisten Wangen bleichen;
Die Hehler seines Raubes weichen,
Verschwunden ist der falschen Gröfse Trug,
Jezt wird geschlagen. — der einst unrecht, andre schlug.

Beb' stolzer Aftermensch vor deines Wahnes Sünden!
Verstand und Zeit spürt nach, und mufs sie finden.
Kehr um, wirf dich der Weisheit in den Arm,
Ihr Busen schlägt für ächte Reue warm.
Und wenn sich gegen dich der Höfling spöttisch brustet,
Verzeih ihm seinen übermuthgen Blick,

Von

Der Schatten schwand, der eure Macht umzog,
Der Schein von Gröſse, der euch hielt, verflog.
Entgöttert standet ihr, die feisten Wangen blichen,
Und selbst die Teufel, eure Helfer, wichen;
Doch rastlos spähtet ihr auf neuen Trug,
Ihr fandet ihn und war't euch selber Teufel genug.

O zittre Mensch vor deinen Sünden,
Die Hand des Rächers wird dich finden;
Und dennoch eil getrost dem Cherub in den Arm;
Gewiſs sein Busen schlägt für dich noch warm,
Wenn neben dir ein Fürst sich brüstet,
Beschämt verbirgt der Engel seinen Blick

Von seinem Wahne kehrt er selbst vielleicht zurück —
Prüft Fürsten doch, wornach eur Wahn gelüstet,
Wornach der Höfling, der euch ärger macht, sich sehnt:
Das Glück, das sich an solche Pfeiler lehnt,
Empört den Menschensinn, verdirbt sein Recht dem Staate,
Und bringt Verderben euch und eurem Hofsenate.

Und schaudert vor der Teufel gröfsestem zurück.
Ja Menschenpeiniger, die Hölle lüstet,
Und nicht umsonst nach euch, längst heifs ersehnt,
Hat jeden neuen Trug von euch die Hölle entlehnt;
Denn dort im teuflischen Senate
Folgt Satan selbst dem Fürstenrathe.

Warum sollt' ich am Himmelsdaseyn zweifeln?
Mahlt nicht blos wildes Spiel der Phantasie
Das grofse Schandgewühl von Teufeln?
Denn wirklich sah man es noch nie.
Tritt man der Wahrheit ohne Schwindel näher,
So steht für unbefangne Seher
Auf Erden schon der Himmel da.
Wen bringt, bey tausend Einklangszügen,
Sieht er vor sich die Sternenwelten liegen,
Nicht hier schon eigner Sinn ihm nah?

Sonst konnt' ich Hölle deinem Daseyn zweifeln:
Ich sahe nur in wildem Spiel der Phantasie
Ein schauderndes Gewühl von Teufeln,
Doch ihre Frevel sah ich nie, —
Der Taumel floh, die Wirklichkeit trat näher,
Enthüllt dem unbefangnen Seher,
Stand sie in ihrer Glorie da,
Entfaltet in den schreckenvollsten Zügen,
Sah ich sie nicht entfernt der Erde liegen:
Ach Götter, nein! sie war mir schrecklich nah.

Im Hasse wider sie sich nie berauschte,
Der für Vergoldung nie gediegnes Gold vertauschte,
Geschmack allein an ächter Freude fand,
Im Freundschaftskreise nicht stets ängstlich glaubte,
Dafs jeder ihm nur Gegenliebe log,
Mistrauisch so sich alle Freude raubte,
Und zweifelnd sich ums eigne Glück betrog,
Wer, selbst verkannt von Schwächlingen bedauert,
Am Besserwerden nie im Mifsgeschick verzagt,
Und wenn um den Verlust ein Weichling winselnd trauert,
Mit neuer Kraft frisch anzufangen wagt,
Mensch — ob dich eine Königin gebohren,
Ob eine Bettlerin dich einst ins Leben warf,
Ob tausend dich bey deinem Sinn verlohren,
Fest glauben, ob dich jeder meistern darf,

Wer nie sich in der Wollust Kelch berauschte,
Nie Freuden gegen Freuden tauschte,
Nie ein beglückendes Gefühl empfand,
Wer Freunde suchte und zu finden glaubte,
Wer Liebe fühlte und sich Gegenliebe log,
Wem Mißtraun alle Erdenfreuden raubte
Und Zweifeln schon um seine Seligkeit betrog,
Wer so verkannt und unbedauert
Nichts mehr erhofft und dennoch zagt,
Die finstre Laufbahn nur durchtrauert,
Und dennoch nicht zu enden wagt; —
Mensch — ob dich eine Majestät gebohren,
Ob dich des Büttels Weib auf faulem Strohe warf,
Ob Tausende für dich ihr Leben schon verlohren,
Ob dich ein Dorfdespot zu Tode geisseln darf —

Gleich viel, wenn du nur fühlst, dafs das allein beglückt,
Was wahr ist, und den Geist nicht unterdrückt,
Gern reich ich dir die Hand, den Bund mit dir zu schliefsen,
Den Wahrheit fest zusammenhält,
Mit dir das lezte Labsal zu geniefsen,
Und dann gereift fur eine andre Welt,
Dem hypochondrischen Schwarzseher zuzuschreyn:
Es war und ist und bleibt doch schön ein Mensch zu seyn.

Wenn du nur fühlst, daſs nichts beglückt,
Daſs Bettelsack und Krone drückt;
Ich reiche dir die Hand, den Bund zu
schlieſsen,
Den Unglück eng zusammen hält.
Mit dir den lezten Schierling zu genieſsen,
Und überreif für diese Bubenwelt
Dem Todesengel zuzuschreyn:
Erlöse uns vom Jammer Mensch zu seyn.

Das Leben.

An den Geheimen Finanzrath von B.

Ist wohl zum Lebensvollgenusse
In diesem Handvoll Leben Zeit?
Verzehrt hier, wo dem Stundenflusse
Den Stillstand keine Macht gebeut,
Nicht oft die Kräfte zum Geniefsen
Und des Genusses Sicherheit
Ein Kampf, der zwischen Zweifeln und Entschliefsen
Bald wie ein Strudel um sich greift,
Bald ohne End' im Zirkel läuft?

Sind Bilder unsrer Vorgeschichte
Nicht Hieroglyphen — deutungsschwer,
Und aller künft'gen Zeit Gesichte
Nicht Arabesken — deutungsleer?
Zieht man beym Blick ins vor'ge Leben
Genau vom Schaden den Gewinst,
So hat sich oft beym ängstlichsten Bestreben
Die Aktie nur sehr schlecht verzinst:
Und schaut man vor sich in die Ferne,
Wie weit trägt denn der schärfste Blick?
Zwar mehrt das Rohr die Zahl der Sterne,
Doch ob auf Einem gröfsres Glück
Für seine Eingebohrnen blühet,
Hat Herschels Flintglas nicht entdeckt;
Und wer mit bloſsen Augen siehet,
Von Nebelwolken ungeneckt,
Wird bald gewahr, daſs von den Küsten
Der andern Welt sich nichts erschauen
läſst.

Wird die Freyheit Losung der Verräther,
Folgen ihrem Aufruf Raub und Mord,
Schützet ihre Aegis Unfugsthäter,
Sichert Räubern einen Zufluchtsort,
Läfst sie schreckend Sturmgeläut ertönen,
Tilgt sie neidisch einen edeln Stamm,
Facht sie Zanksucht an und stört Versöhnen,
Bricht sie der Gefetze Damm:

O dann ist sie nicht die Tochter Dios,
Die so mild, wie sanftes Abendroth
Strahlen um sich wirft — nicht die, der Klio's
Lieder tönen, die zum Heldentod
Thermopyls Vertheidiger einst stählte,
Die zur Weltregentin Rom gemacht,
Belgier, Helvetier beseelte,
Und dem Westland Sieg gebracht:

Freyheit heifst die Losung der Verräther,
Freyheit sichert Krieg und Meuchelmord,
Freyheit schüzt des Königsmordes Thäter,
Freyheit schüzt des Räubers Zufluchtsort,
Freyheit liefs ein herrschend Veto tönen,
Freyheit tilgte Cäsars edlen Stamm,
Freyheit ras't bey Sobiesky's Söhnen,
Freyheit trozt Niposwolam.

Ha, bist du es, schönste Tochter Dios,
Du, die mild, wie sanftes Abendroth
Deine Strahlen streutest, du, der Klio's
Lieder tönten, die zum Marter-Tod
Hella's Söhne stärkte, Römer stählte,
Latium zum Welten Thron gemacht,
Belgier, Helvetier beseelte,
Dem Germaner Sieg gebracht?

Läfst die Freyheit nicht ganz rein sich sehen,
Wie sie's ist, dann ist's nur ihr Phantom,
Wer ihm nachfolgt auf die Nebelhöhen,
Kennt das alte Sparta nicht, nicht Rom,
Spricht von Freyheit, ohne frey zu leben,
Glaubt nicht, dafs Gesetz ihr Bürge war,
Hält das Nehmen seliger wie Geben
Und ist Weichling und Barbar.

„Jene Liebe, die die Menschenherzen
„Fest an Gott und an einander schlang,
„Die beym Mitgefühle fremder Schmerzen
„Sie zu trösten ungebeten drang,
„Sie, die Schwäche unerschrocken machte,
„Wilde Völker lenkt ins sanfte Joch
„Stets dem Frommen Segensfrüchte brachte —
„Kennt die jüngre Welt die noch?"

„Ja,

Nein, schon längst von keinem mehr gesehen,
Haschen wir nach nichtigem Phantom,
Sehn Despoten auf Achaja's Höhen,
Sehn der Pfaffen Sitz im stolzen Rom.
Mühsam suchen Völker nur zu leben,
Deren Wink sonst Würgeengel war;
Tausende, die sonst geboten, geben
Blut und Habe dem Barbar. —

Holde Gottesfurcht, durch die der Herzen
Band sich um den guten Schöpfer schlang,
Die beym Angstgefühle wilder Schmerzen
Lindernd den Verzweifelnden durchdrang,
Christus Jünger unerschrocken machte,
Wilde Franken führt' in sanft'res Joch,
Apostatens Heer in Flucht einst brachte,
Rauchen dir Altäre noch?

Noch ist Dionäa nicht vergessen,
Noch besuchen Dichter Amathunt,
Pflanzen Veilchen, Myrthen statt Cypressen,
Und noch tönt ihr Lob von Mund zu Mund.
Ihre Freuden singt noch manche Leyer,
Jünglinge und Mädchen hören zu,
Mischen sie in aller Feste Feyer,
Suchen, ihr im Arme, Ruh.

Noch ist nicht zerbrochen Amors Bogen,
Seht nur den gefüllten Köcher an,
Pfeile, wie sie sonst nach Herzen flogen,
Treffen noch wie ehmals Weib und Mann;
Liebe deiner Früchte Kraft und Wonne
Wird von Sterblichen noch jezt geschmeckt,
Noch bist du des Menschenhimmels Sonne,
Wenn dich auch manch Wölkchen deckt.

Dionäens Tempel sind vergessen,!
Todtenstille weilt in Amathunt,
Wo sonst Veilchen blühten, stehn Cy-
pressen,
Ihrer Trauer klagt kein holder Mund,
Ihrem Säuseln tönet keine Leyer,
Ihrem Dickigt eilt kein Jüngling zu;
Ihre Hayne schaffen keine Freyer,
Ihre Schatten keine Ruh.

Stumm sieht Amor den zerbrochnen
Bogen,
Wehmuthsvoll den leeren Köcher an,
Pfeile, die ein Götterherz durhflogen,
Stumpfte Vorurtheil mit giftgem Zahn.
Freyer Liebe hohe Götterwonne
Wird von Sterblichen nicht mehr ge-
schmeckt,
Nacht verdunkelt jezt des Lebens Sonne,
Heiterkeit wird waggeschreckt!

Wenn den Jüngling Lebenskraft durchschüttert,
Und ihm mächtiger die Sennen spannt,
Wenn ihm heftger jeder Muskel zittert,
Wenn der Sinnenwünsche heller Brand
Ihm elektrisch durchs Geäder strömet,
Bilderreich die Phantasie durchdringt,
Und der Sinn, den keine Regel zähmet,
Dem Genuſs entgegen ringt:

Wenn des Mädchens Reize lockend blühen,
Wenn nicht mehr der Schwestern Kuſs ihm genügt,
Wenn in Flammenblicken Wünsche glühen,
Denen sich der Arm entgegen schmiegt,
Wenn das wärmre Blut den Busen hebet,
Dem den Spielraum eitle Kunst verengt,
Und Naturgefühl, ganz aufgelebet,
Zitternd sich zum Ausbruch drängt;

Wenn den Jüngling Götterkraft durchschüttert,
Mächtiger sich jede Sehne spannt,
Feuriger ihm jede Nerve zittert,
Wüthender ein ungezähmter Brand
Durch das heiſse Blut elektrisch strömet,
Die erhizte Phantasie durchdringt,
Und der Sinn, den keine Allmacht zähmet,
Dem Genuſs entgegen ringt: —

Wenn des Mädchens volle Reize blühen,
Feuer ihm durch jede Ader fliegt,
Wünsche in den Flammenblicken glühen,
Sehnsucht sich um Rosenlippen schmiegt,
Heiſse Lust den Schwanenbusen hebet,
Der die Falten des Gewandes sprengt,
Wollust durch die schlanken Glieder bebet
Und durch alle Pulse drängt:

Wird die Wonne dann nicht noch errungen,
Der des Jünglings Wunsch entgegen fliegt?
Wird das Mädchen nicht wie sonst umschlungen,
Wenn es sich in Liebesträumen wiegt?
Kräfte, die zum Lebensbrauche drangen,
Nehmen jezt, wie ehmals, zu und ab,
Jezt, wie ehmals, sinken blüh'nde Wangen
In ein unversehnes Grab.

Guter Schöpfer, o du schufst die Herzen
Ganz empfänglich ihrer Seligkeit,
Mischtest grofse Freuden unter kleine Schmerzen:
Nur vom Stumpfsinn wird dein Plan entweiht.
Vorwitzschwindel, himmelan gestiegen,
Feuer rufend, wenn ein Strohhalm brennt,
Findet Unglücksdrohung in den Wunderzügen
Deren Deutung er verkennt.

Ach, dann wird die Wonne nicht errungen,
Der der Jüngling heiſs entgegen fliegt!
Ach dann wird das Mädchen nicht umschlungen,
Das sich froh in Wollust-Träumen wiegt!
Kräfte, die den Sehnenden durchdrangen,
Reiſst Verzweiflung von den Gliedern ab,
Und des holden Mädchens Rosenwangen
Sinken bleich in's öde Grab.

Groſser Schöpfer, schufest du die Herzen
Zum Gefühl für Menschenseligkeit,
Warum wird durch ungestillte Schmerzen
Deiner Schöpfung hoher Plan entweiht?
Seufzer, Klagen, die zum Himmel fliegen,
Wenn die Flamme ohne Lindrung brennt,
Schreiben wehmuthsvoll mit Feuerzügen
Ihren Fluch an's Firmament. —

Und schwazt laut: „Es folgten einst die Krieger

„Ihrer Ahnen hohem Heldengeist,
„Waren Löwenstarke muthge Sieger,
„Stets zum Wagen grofser Thaten dreust,
„Ihr Gelingen machte nie sie eitel,
„Ihnen gnügte, wenn das Vaterland
„Anwuchs, und um ihre blutge Scheitel
„Dankbar Lorbeerzweige wand.“

„Nervicht fochten da der Männer Arme,
„Sicher traf das blutgewohnte Schwerd,
„Solcher Heldenmuth und solches warme
„Ehrgefühl war des Vergötterns werth.
„Cocles, Aristomenes — o Namen
„Aller Enkelschaft Erinnrung werth —
„Zwerge sind wir, die wir nach euch kamen,
„Die umsonst ein Schmeichler ehrt.“

„Mieth-

Wonnevoll umschwebte einst den Krieger
Seiner grofsen Ahnen Heldengeist,
Stählt mit Löwenkraft den Arm dem Sieger,
Krönet seine hohe That, verheifst
Ihm der Tapfern schönsten Lohn, Frohlocken
Und Triumph jauchzt ihm das Vaterland,
Lorbeer schmückt die blutgefärbten Locken,
Lorbeer, den er selbst sich wand.

Nervigt fochten da der Männer Arme,
Schmetternd traf das schlachtgewohnte Schwerd.
Jener hohe Muth und jenes warme
Ehrgefühl war solcher Helden werth.
Cocles, Aristomenes, o Namen
Einer göttlichen Verehrung werth,
O wie sind Pigmä'n, die nach euch kamen,
Nur zu tief durch euch entehrt!

Schwärmer, deren Herz für fremde Welten,
Aber nur mit Sinnenflamme brennt,
Gar nichts können die Phantasme gelten,
Wenn man ihren seichten Ursprung kennt.
Mahlt und zählt das Glück der neuen Sphären,
Schwelgt im Vorschmack der Unsterblichkeit,
Macht euch frey von allen geistigschweren
Guten Werken vor'ger Zeit.

Schmückt eur Bildwerk mit den farbgen Strahlen,
Denen Trug der Sinne Schönheit leiht,
Wenn die Phantasie, sie auszumahlen,
Euch der Täuschung Prisma willig beut,
Modelt um den Stoff vom Erdeleben,
Oder werft den Staub des Menschseyns ab,
Sucht euch vorschnell Engelskraft zu geben,
Ob Natur sie gleich nicht gab!

Triumphirt, Propheten fremder Welten,
Deren Sinn für Ewigkeiten brennt;
Machet eurer Weisheit Lehren gelten,
Wähnet, was ihr nicht erweisen könnt!
Hoffet Glück in unbekannten Sphären,
Wünschet eurem Geist Unsterblichkeit,
Und befreit die Seele von den schweren
Fesseln der Vergangenheit.

Schenket eurem Traum die lichten Strahlen,
Die die Phantasie der Wonne leiht,
Um die Seligkeiten auszumahlen,
Die die Ewigkeit der Zukunft beut.
Flieht den groben Stoff von Erdenleben,
Werft den Staub des Menschseyns von euch ab,
Werdet Engel, lasst euch Freuden geben,
Die kein Gott dem Menschen gab!

Hörst du den Sturm in Wäldern heulen,
Wo keines Menschen Stimme tönt,
Hörst du das Klaggeschrey der Eulen,
Das schaurig aus Ruinen stöhnt.

So hör doch auch des Hirten Flöte
Bey frohen Reigen auf beblümter Flur,
Beym Purpurschein der stillen Abendröthe,
Und beym Erwachen der Natur.

Siehst du da, wo sonst Menschen pflügten,
Die wilde Stromfluth Furchen ziehn,
Wo Scheuren nicht den Ernten gnügten,
Jezt Disteln und Geniste bluhn;

Hörst du den Nord durch's Dickigt heulen,
Wo keines Menschen Stimme tönt?
Hörst du das Klaggeschrey der Eulen,
Das schaurig in den Büschen stöhnt?

Hier töute einst des Hirten sanfte Flöte
Dem frohen Reihen auf beblümter Flur;
Hier grüfste einst des Morgens goldne Röthe
Die schönerstandene Natur.

Siehst du den Strom die Aecker pflügen,
Wo keine Hand mehr Furchen zieht?
Siehst du die Felder öde liegen,
Wo auch der Dornstrauch nicht mehr blüht?

So sich auch neu gebrochnes Land voll Aehren,
Im ältern Flufsbett hör jezt Sichelton,
Für Netzgewinn, den Menschen hier entbehren,
Bringt Gartenfrucht dem Fleifs gewissern Lohn.

Fühlst du vom Nordfrost dich umgeben,
Bey dem das Blut zu Eis erstarrt,
Denkst Lavagluth und Erderbeben,
Schreckt dich der Zukunft Gegenwart:

So fühl doch auch das Säuseln der Zephyre,
Werd' auch des wärmern Klimas froh,
Ueb' nicht den Sinn blos gleich dem Thiere;
Fürcht nicht, dafs alles Glück entfloh.

Hier wogten einst des Ueberflusses Aehren,
Hier schallte einst der Schnitter Sichelklang,
Hier konnte Wartung noch die Flur entbehren,
Durch die ein Bach sich liebend schlang.

Fühlst du von Schauern dich umgeben,
Fühlst du wie dir das Blut erstarrt?
Wie dir die schwanken Glieder beben,
Fühlst du der Vorzeit Gegenwart?

Hier schlug bey'm Säuseln duftender Zephyre,
Des Jünglings und des Mädchens Busen froh.
Hier weideten einst Triften muntrer Thiere. —
O Schmerz, die goldne Zeit entfloh!

Beym Klange schmetternder Drometen
Verstummen friedliche Schallmeyn,
Man ruft: Auf Volk ein Volk zu tödten —
Mordlanzen stellen sich in Reih'n.

Der Friede folgt, und Preis wird ihm gesungen —
Er kündigt Segen an der Flur:
Die Liebe hält, mit Siegeslaub umschlungen,
Den Bund, den sie beym Abschied schwur.

Die Sichel dehnte sich zum Schwerdte,
Der Städter darbt, der Landmann weint,
Was Schwerdt und Flamme nicht verzehrte,
Nahm ihm ein übermüthiger Feind.

Zum Kriege schmettert die Drommete,
Hinweg mit tändelnden Schallmey'n,
Fort mit der schwachen Hirtenflöte,
Die Trommel führt den blutgen Reihn.

Du schweigst o Lied, einst liebevoll gesungen
Der Sänger floh die väterliche Flur,
Sein Arm hält nicht das Mädchen mehr umschlungen,
Dem sein Gesang einst Liebe schwur.

Die Sichel dehnet sich zum Schwerdte,
Der Acker darbt, der Landmann weint;
Was Schwerd und Feuer nicht verheerte,
Nahm höhnisch lachend ihm der Feind.

Findt man im Krieg' nicht oft auch Herzen,
Die man im Frieden suchte und nicht fand?
Knüpft Mitgefühl mit Gram und Schmerzen,
Nicht fester jedes Freundschaftsband?

Hier trieb ein Heer vermefsner Knechte
Die Edlen fort, der Himmel wich;
Die Hölle übte ihre Rechte,
Und Volkswuth tobte fürchterlich. —

Und wären auch der Edlen viel gefallen,
Gewann die Menschheit nur durch sie,
So ist's Gewinn, denn nüzt nicht allen
Der Untergang der Despotie?

Einst schmiegte hier um weichgeschaffne Herzen
Die Göttin der Natur ihr sanftes Band;
Einst linderte noch Mitgefühl die Schmerzen,
Die treue Freundschaft mitempfand.

Hier trieb das Heer verruchter Knechte
Die Edlen fort, der Himmel wich,
Die Hölle übte ihre Rechte
Und Volkswuth tobte fürchterlich.

Die Edlen alle, ach sie sind gefallen,
Der Freyheit Fanatismus fiel auf sie;
Und keinen sieht mein Auge mehr von allen.
Im blutgen Raum der Anarchie.

Ein andrer mag in Greuelbildern
Die Menschenfrevel üppig schildern,
Und nennen unsre Welt des Höllenreichs Copie,
Dem Urbild sprechend gleich — o Künstler! welch ein Ringen,
Der lieblichen Natur Schreckmasken aufzuzwingen,
Ist Kunstmisbrauch und höchstvergebne Müh.

Noch steht mit Zuversicht und offnen Blicken
Die Menschheit herrlich und der Gottheit nah,
Ihr Schöpfer sucht, stets mehr sie zu beglücken,
Und ihr das Siegel der Vollendung aufzudrüken.
Zu grofs für eine Erde sah
Er schon zuvor für sie nach andern Räumen,
Wo aus dem Lebensbaum stets schönre Zweige keimen.

O Völker, in verruchten Bildern
Die Frevel, die ihr übt, zu schildern,
Ist nur der Hölle treueste Copie!
Seyd stolz, ihr braucht ihr nicht mehr nachzuringen,
Ihr würdet ihre Teufel selbst bezwingen,
An Sünden übertrefft ihr sie.

Einst stand mit hocherhabnen Blicken
Die Menschheit herrlich schön, der Gottheit nah.
Ihr Schöpfer eilte schon, mit eines Gottes Entzücken,
Ihr der Vollendung Siegel aufzudrücken;
Zu groſs für diese Welt geschaffen, sah
Er schon für sie nach ausgedehntern Räumen,
Wo Engeltugenden Unsterblichen entkeimen.

Wenn hie und da ein Volk das höhnte,
Wornach des andern Tugendeifer rang,
Verzieh er dem, der falsch das Lied betönte,
Und hörte auf den richtigern Gesang.
„Siehst du denn nicht versäumt viel grofse
Felder liegen,
Nicht wie so mancher sucht die Gottheit zu
betrügen,
Und eilen nicht die Edlen selbst voran
Auf jedes Vorurtheiles Bahn?
Sie sehen, was hier keine Zeit ganz endet,
Der Künste und der Wissenschaften Flor
Im angelegten Baue halb vollendet,
Und greifen hämisch aller Weisheit vor:
Zu blind des Herrschers Plan zu über-
schauen,
Zu stolz von ihm geführt zu seyn,
Für Gröfse, die er schuf, zu klein,
Zu mistrausch seiner Leitung ganz zu trauen,

Doch Völker, euer Pöbel höhnte
Die Tugenden, die mühsam sich der Mensch
errang —
In seine heifsen Dankgebete tönte
Des Lasters frevelnder Gesang.
Verstockt sah't ihr den Keim zum Grofsen
liegen,
Ihr tilgtet ihn und schwurt, die Gottheit
zu betrügen,
Die Edlen rangen euch voran,
Hinan die steile Siegerbahn;
Sie sahen schon, was kein Jahrhundert
noch geendet,
Der Künste und der Wissenschaften Flor
Im schönsten Baue bald vollendet —
Da griffet hämisch ihr dem Streben vor!
Zu dumm des Herrschers Pläne zu um-
schauen,
Zu stolz von ihm geführt zu seyn,
Für Gröfse, die er schuf, zu klein,
Zu falsch, euch seiner Leitung zu vertrauen,

Ihm, dem Preis die Himmel singen,
Wenn die Donnerwolke rollt,
Ihm, dem Welten Opfer bringen,
Dem die Schöpfung Ehrfurcht zollt,
Ihm, dem Unermefslichgrofsen,
Jauchze, schöngeschaffne Welt,
Dankbar vor ihm hingegossen,
Freu dich, dafs er dich erhält.

Dafs er nie ein Seyn zerschlägt,
Nie ein Wesen unrecht richtet,
Nicht den kleinsten Staub zernichtet,
Selbst den Schwachen duldend trägt.

Wo ein Strahl der Gottheit schimmert,
Dränge nie der Wahn ihn weg,
Wo ein Fünkchen Tugend flimmert,
Oefne Freysinn ihm den Steg.

Wem die Teufel Hymnen singen,
Wem der Donner Beyfall rollt,
Wem die Höllen Jubel bringen.
Wem selbst Satan Ehrfurcht zollt, —
Jauchzet ihm, dem Höllischgrofsen,
Beug' dich ihm, verdammte Welt,
In Anbetung hingegossen,
Fleh ihn, dafs er nichts erhält!

Dafs er alles Seyn zerschlägt,
Dafs er alle Wesen richtet,
Dafs er allen Staub vernichtet,
Der die lahmen Welten trägt!

Wo ein Strahl der Gottheit schimmert,
Schleudre unser Blitz ihn weg;
Wo ein Fünkchen Tugend flimmert,
Hemme Nacht des Lichtes Weg!

Stieg ein Riesengeist auch nieder,
Um der Tugend muthgen Arm
Dreust zu lähmen — Nie ist, Brüder,
Ernster Wille schwach und arm.

Irrgeist, kehr zu deinem Thron
Hin, wo deines gleichen toben,
Aechter Streiter Krafterproben
Sichert ihnen Siegeslohn.

Zieht vorbey und schweigt Orkane,
Wo des Landmanns Saat sich zeigt,
Und im offnen Oceane
Steh der Mastbaum ungebeugt:
Elemente bleibt im Bande,
Dafs die Flut kein Land verschlingt,
Dafs kein Fischernachen strande,
Wenn der Sturm die Brandung schwingt,

Ja, käm' auch ein Gott hernieder,
Fiel uns in den Riesenarm;
Seine Kraft zu lähmen, Brüder!
Wäre selbst ein Gott zu arm!

Kehr zurück auf deinen Thron,
Hin, wo deine Engel singen,
Oder unsre Teufel bringen
Ihrer Ohnmacht blut'gen Lohn!

Schleudert, wüthende Orkane,
Wo des Landmanns Saat sich neigt!
Unterwühlt die Oceane,
Wenn der Sturm die Masten beugt!
Lös't der Elemente Bande,
Dafs die Flut das Land verschlingt,
Und im lodernden Gewande
Boreas die Geifsel schwingt!

Dafs der Erdschoofs nie erbebt,
Nie die Nacht den Tag entehre,
Nie der Sonnenbrand verzehre,
Was der Morgenthau belebt.

In Wohlthätigkeits-Trophäen
Sucht das Glück der Seligen,
Lafst uns Tugendkeime säen
Und der Wahrheit huldigen!
Schreibt mit unverlöschbarn Zügen
Tugendlob ans Firmament,
Und straft jeden Zweifler Lügen
Der nicht Erdenwerth erkennt.

Reifst des Lasters Larve ab,
Stürzt es in die tiefsten Hollen,
Nüzt die Erde, nüzt die Wellen,
Steigt zum Leben durch das Grab.

Daſs der Höllenschlund erbebt,
Daſs die Nacht den Tag entehre,
Daſs der Sturm den Hauch verzehre,
Der die Schöpfung einst belebt!

Häufet Leichen zu Trophäen,
Bis zum Sitz der Seligen;
Laſst uns Keim zu Lastern säen,
Denen alle huldigen!
Schreibet mit infamen Zügen
Euren Fluch an's Firmament,
Und straft dann die Gottheit Lügen,
Daſs man ihre Spur nicht kennt!

Reiſst der Himmel Angel ab,
Schürt das Feuer in den Höllen,
Stürzet Stürme in die Wellen,
Selbst den Gott ins Felsengrab!

Worauf soll sich der Geist nun brüsten,
Wodurch zu weitern Fahrten rüsten,
Woher zum kleinen Freudenrest,
Der in dem Heute wie verstohlen
Nur schmachtet, Muth und Kräfte holen?
Wo macht er bey so ungewissen Polen
Die Axe seines Kugelschwunges fest?

Du, der von seinen hundert Pfunden
Keins arbeitsscheu ins Schweistuch eingebunden,
Hast Deine Kräft' und Deine Zeit
Am Musenarm dem Staat geweiht,
Bist angespannt selbst von des Wegs Gedränge
Durch wechselnde Erfahrungsgänge
Den Aemterberg fast bis zum Gipfel schon
Hinangeklimmt und lieferst Aehren
Die Fülle, jung und alt zu nähren;

Doch ist Dir selbst viel Arbeitslohn
Aus Kunstfleifsgarben zugeflossen,
Und heut der Dienst ein Erndtefest Dir dar?

Sprich, dacht' und fühlte Salomo nicht wahr,
Als er, den Lebensglück umflossen,
Der alles, was des Menschenherz erfreut,
Im grofsen Königsmaas genossen,
Nachdem er all' die Herrlichkeit
Recht- durchfiltrirt im Buch voll weiser Glossen,
Mit Ostlands Wörterpracht durchschossen,
Ausrief: o Eitelkeit, o Eitelkeit!
Auf abendländisch — Possen, Possen
Und weiter nichts — Ja selbst das Leben auch:
Denn fliefst aus seiner Tage vollstem Schlauch
Stets Wein und Oel zum nährenden Gebrauch?

Entqualmt ihm nicht gar oft Hundsgrotten-Hauch,
Und nur vom Sonnenschein hellangeglänzter Rauch?
Dient nicht fast jeder Plan, den wir mit Kunst entwerfen,
Am Liedesende nur zum Feinerschärfen
Der Stacheln, die bald Emsigkeit,
Bald Trägheit auf den Weg uns streut?

Was bleibt bey all' dem schillerfarbgen Eiteln
Uns denn für Trost? Wohl keiner — sey's denn der
Aus diesem Nichtigkeitenheer
Die Hoffnung auf ein Daseyn auszuscheiteln,
Das, wenn in ihm ein beßres Loos uns fällt,

Nicht durch Verlust gleich den Gewinn vergällt,
Mit ihr der Rath, die Lehre, die die Welt
Für ein Gespinst von Eitelkeiten hält,
Zum Steur und Ruder zu erwählen,
Um zu dem Ziel, das sie uns aufgestellt,
Zum Hafen einer bessern Welt
Den Eingang nicht auf immer zu verfehlen.

Allein, was ist die beste Art
Vom Kompafs zur diesseitgen Fahrt,
Und welche Kunst lehrt so die Nadel stählen,
Dafs sie nicht rechts, nicht links zu stark
vom Pole weicht?

Ich bin durch Degen, Akten, Mufse
Und graues Haar — Du bist vielleicht
Bey minderwechselndem Genusse
Im kürzern Zeitraum überzeugt,

Last uns die Spanne unsrer Zeit,
Frey von vielwünschender Vermessenheit
Zum Thun des Guten, wie wirs wissen,
Mit Fleifs und Dankbarkeit genüssen;
Denn steckt in uns ein Keim der Ewigkeit,
So wird er, Freund, gewifs mit Fruchtbarkeit
Aus unsrer Werke Saaten sprieſsen.

Nach Lesung der Gleim - Güntherschen Correspondenz, in welcher beyde sich das es sey genug verschiedentlich bedient hatten.

Freyherr, Ritter, General —
Keine kleine Titelzahl —
Gut gewählt zum äufsern Schmuck,
Aber auch dem Manne gnug,
Der als Feldherr kühn und klug
Schutz- und Angriffs-Plane machte,
Landes Ruhm und Schonung dachte,
Oft, wenn andre schliefen, wachte,
Wo er Feinde sah, sie schlug?
Aber auch dem Manne gnug,

Dessen frommer Geistesflug
Solch ein Glück zum Ziel erwählet,
Das allein der nicht verfehlet,
Dem das Thatenthun schon gnügt,
Der, wenn andre Lobglanz trügt,
Gern sich selber mag bekennen:
Streiten, Siegen, Ordnen, Rennen,
Macht nur müd und treibt zum Schlummer,
Der der Träume viel erzeugt,
Aber nie Gewissenskummer
Mildert, wenn die Wahrheit schweigt.

Günther nimmt nicht Schein für Wesen,

Längst ist er vom Wahn genesen,
Der des Kriegers Ehrgeiz täuscht,
Wenn er nur Blutfehden heischt,
Um durch rasendes Erkühnen
Schaugepräge zu verdienen,

Und in künftigen Geschichten
Sich ein Ruhmmahl zu errichten.

Günther weifs, dafs Händelschlichten
Mehr entspricht den Menschenpflichten,
Als die Kunst durch Feur und Schwerdt
Ohn Gefühl für Menschenwerth,
Den der Stolz für Wahn erklärt,
Völkerschaften zu vernichten,
Und die Ehre so zu suchen,
Dafs dem Finder Länder fluchen.

Günther ist ein wackrer Mann,
Sieg macht ihm den Kopf nicht trunken.
Seines Muthes Feuerfunken
Zünd'ten keine Städte an.
Freund von Zucht und guter Sitte,
Hört er auf des Jammers Bitte,
Auch wenn nur aus niedrer Hütte

Er zu ihm um Beystand fleht.
Selbst nicht Vater, selbst nicht Gatte,
Schützt er, wenn der nimmersatte
Lüstling, der kein Feld selbst sä't,
Fremde Saat unwirthlich mäh't.
Nur die Bosheit straft er scharf,
Dafs sie bald sich bessern lerne.
Was der Kriegssturm niederwarf,
Hebt er auf, und schnell und gerne
Giebt er, was die Noth bedarf.

O des edeln braven Mannes,
Menschenliebend wie Johannes,
Seinem Herrn wie Bayard treu:
Ohne Furcht und ohne Reu.
Alten hilft er, und den Kindern
Künftgen Lebensdruck zu mindern,
Schafft er ihnen Unterricht,
Ueberzeugt, dafs Glück und Pflicht

Sich vertraulich paaren müssen,
Wenn man will die Welt genüssen
So, wie Menschen es gebührt,
Die ihr Weg stets weiter führt.
O der allgepriesne Günther!
Wär er, statt im Lebenswinter
Noch in König Wilhelms Jahren,
Dann müfst dieser Ehrenmann
Mit dem treusten Rei.pendant
Von Luisen schnell sich paaren,
Und zum Besten künftger Zeit
Ihm und Ihr an Treflichkeit
Gleiche Söhn' und Töchter zeugen,
Um die Welt zu überzeugen
Mehr als sie gedruckt kann lesen:
Feldherr Günther sey
Wirklich ritterfrey
Ganz ein Mensch und Mann gewesen.

Die Mädchenlehre.

Mel. Blühe liebes Veilchen.

Säum' nicht, liebes Mädchen,
Wenn glatt aufgetockt,
Weiches Flachs zum Rädchen
Deine Finger lockt;
Suche viel zum Weben
Selbstgespinst zu geben,
Eignes Leinen hält
Mehr wie das für Geld.

Auch das Näh'n ist wichtig,
Lern es ja mit Fleifs,
Nähe flink und tüchtig,
Bunt so gut wie weifs.
Jeder sollt vom Nähen
Billig was verstehen,
Da das Paradies
Selbst schon Nähen liefs.

Wasche, plätt' und kuitte,
Weile nicht im Bett,
Sey in Tracht und Sitte
Ordentlich und nett,
Deine Anzugssachen
Lerne selbst dir machen,
Treib der Moden Spiel
Nicht zu oft, nicht viel.

Ueberall fänd ich im Schöpfungsraume
Den, dem Ordnungsdank das Ganze zollt,
Den, der's lenkt am leichten, sichern Zaume,
Wenns in scheinbargleichen Kreisen rollt;
Der den Nordwind zügelt, wenn er stürmet,
Der die Achs', um die sich alles dreht,
Und das Meer hält, wenn es Wellen thürmet,
Von Orkanen aufgebläht.

Warum sollt' ich dem nicht: Preis dir rufen?
Warum trotzend sein Gesetz verschmähn?
Warum leugnen alle Fortschritts-Stufen
Und in Zweifeln lieber wüst mich drehn?
Wenn der Geist von Dämonsstolz durchdrungen
Wüthend in Befriedgungs-Schranken beißt,
Wird er stärker nur von dem umschlungen,
Was ihn tiefer abwärts reißt.

O, wen fänd' ich in des Weltall's Raume,
Dem das Ganze sklavisch Ordnung zollt?
Wer regiert mit unerkanntem Zaume,
Wenn der Himmel ewig ähnlich rollt,
Wenn im Höllenschlund stets Feuer stürmet,
Wenn der Erdenball sich ewig dreht,
Wenn das Meer stets wilde Fluthen thürmet,
Wenn die Luft stets Stürme weht?

Wem soll ich denn Halleluja rufen
Oder fluchend sein Gebiss verschmähn,
Wenn auf ewig unbekannten Stufen
Sich die Zeiten langsam um mich drehn?
Wenn mein Geist von Freygefühl durchdrungen
Knirschend in die Sklavenkette beisst,
Die ein mächtger Arm um ihn geschlungen,
Den ihm, ach, kein Himmel weisst?! —

dem litterarischen Schöppenstuhle vollständige Akten prozeßordnungsmäßig zu schaffen, da aber laut dem Titelmotto dieses Büchleins

dem Scharfblick kleine Spuren gnügen,
das übrige auch sicher zu erkennen;

so werden meine gewünschten Leser wohl ohne Re- und Duplic das Recht im Pro oder im Contra auffinden und ein Urtheil sprechen können, von dem sie, selbst im unbilligsten Fall, keine antikritische Appellation an einen besser unterrichteten Pabst zu besorgen haben.

Verbesserungen.

Seite 18 Zeile 5 v. unt. statt Einnehmer l. Einnahme.
— 22 — 2 wird weil wegzustreichen.
— — — 4 — zufinden wegzustreichen.
— 26 — 2 st. Feine lies eine.
— 31 — 4 st. das erstere l. des ersteren.
— — — 9 st. dieses l. diese.
— 40 — 10 st. Routiner l. Routinier.
— 43 — 9 st. verbirgt l. verbiegt.
— 51 — 5 st. ? ein .
— 60 — 15 st. benichtigen l. berichtigen.
— 62 — 7 st. jene l. jede.
— 67 letzte Zeile, st. Geschäftszwang l. Geschäftsgang.
— 80 Zeile 4 st. Hokaufiern l. Hokaufern.
— 190 — 7 st. eine Regel l. ein Kegel.
— 233 — 1 st. klammen l. klammern.
— 247 — 6 v. unten, nach kann er.
— 283 — 2 st. im l. ein.
— 309 — 20 hinter zu der.
— 310 — 23 — und der.
— 333 — 13 st. hielt l. hält.
— 334 — 12 st undenklar l. undankbar.
— 337 — 2 st. Reife l. Strafe.
— 338 — 10 st. reiner l. einer.
— 341 — 18 st. wenn l. wem.

Kleinere Fehler wird man übersehen.

Gedanken und Meynungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.

Von A.

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute
LUCRETIUS.

Zweytes Bändchen.

Königsberg, 1806.
bey Friedrich Nicolovius.

Vorbericht.

Wahr bleibt es, daß nur solche Menschen über den Dienst schreiben sollten, die im Stande wären, die Unerfahrnen zu belehren, und die oft zu einseitig werdenden Dienstpraktikanten zu warnen; so wie es auch sehr gut seyn möchte, wenn der Dienstmann, der über sein eignes Fach schlecht schreibt, sofort von seiner Stelle fortgeschafft würde, weil er die Gleichunwissenden verleitet, ihn zu bewundern und zu beneiden, und, wenn er ihr Vorgesetzter ist, vor ihm zu kriechen,

den Klügern Anlaß giebt, über ihn zu lachen und ihm seine Funktionsarbeit zu erschweren oder zu bekritteln, und das Publicum, das sehr bald den wahren Werth der Bücher erfährt und bestimmt, geneigt macht, mir der Achtung gegen den errathnen oder selbstgenannten Verfasser auch die Achtung gegen sein Amt zu verliehren, indem es sieht, wie selbiges auch ein Schwach- oder Dummkopf bekleiden könne.

Hätt' ich denn aber nicht auch manum de tabula halten sollen? Freylich wohl — da wir aber in einer Welt leben, in der man sich ohne das veniam damus petimusque vicissim nicht behelfen kann, da ich nichts niedergeschrieben habe, was mir nicht fast funfzigjährige Erfahrungen an mir selbst und an andern als wahr erwiesen haben, und da ich jetzt nach Luthers Beichte spreche: ich will hinfort mein Le-

ben beſſern und mich vor Schreibſünden hüten, ſo hoff ich, man werde mir die Schwachheit verzeihen, mit der ich den Vorſchlag meines Freundes, des Verlegers: Zuſätze zu den Gedanken und Meynungen über manches im Dienſt unter dem Titel eines zweyten Bändchens drucken zu laſſen, angenommen habe.

Eigentlich waren dieſe zum Gebrauch bey einer vielleicht nach meinem Tode zu veranſtaltenden neuen Ausgabe der ältern beſtimmt, und es ſollte ihnen, weil man aus keinen Datis ſicherer beurtheilen kann, warum ein Autor ſo oder ſo geſchrieben hat, als aus ſeinem Leben, alsdann meine Selbſtbiographie zugeſellt werden, nachdem der Einzige, der ſie geleſen hat, und der nach vieldurchreiſter Welt von allen, die ihn kennen, für einen ausgezeichnet klugen und vorzüglich geraden Mann

20.

Auch der klügste, thätigste, rechtschaffne Dienstmann kommt, wenn er alt und schwach wird, in die Verlegenheit, sein Amt entweder niederzulegen, oder es nur kalter qualiter verwalten zu müssen. Beym Uebernehmen des Amtes wird ihm vor beyden Fällen die Haut schaudern, theils aus Furcht vor zu grosser Verengung seines Thätigkeitskreises, theils seines Gewissens wegen — Wie wohl hat es doch aber die Natur eingerichtet, daß die Wahrheit dieser Bemerkung nur äußerst selten die klugen, thätigen und rechtschaffnen Männer abhält, wichtige Dienststellen zu übernehmen! Es scheint den Männern in diesem Fall zu gehen, wie den Weibern, die durch die Gewißheit des Verfalls ihrer Schönheit durch öfters Mutterwerden sich nicht vom Ehestande abhalten lassen.

21.

Bey der Wahl der Dicasterienpräsidenten ist es unmöglich, vorsichtig genug zu verfahren, weil mancherley Umstände bisweilen ein Muß veranlassen, welches dem gleicht, um deswillen eine Stadt in Belagerungsstand gesetzt zu werden pflegt, während dessen alles

vom Militaircommandanten abhängt, so, daß seine Unbedachtsamkeit leicht alle Weisheit der Municipalität zu schanden machen, so wie durch sein kluges Benehmen ihrer Noth oder Verlegenheit abhelfen kann.

22.

Jeder Chef eines Collegii muß all seinen Menschenverstand anwenden, ein sogenanntes Journal einzuführen, aus dem der Lauf jedes Aktenstückes klar hervorsieht, und besonders darauf sehen, daß das Journal keine vergessene zubleibe Columne habe, in der sich der listige Unfleiß so verbergen könnte, wie die Rhone in dem bekannten Erdschlunde, denn auf das Wiederhervorkommen des untergetauchten Aktenstückes läßt sich nicht so gewiß rechnen, wie auf das Wiedererscheinen jenes Stromes.

23.

Es ist leichter ein Regiment zu regieren, bey dem mehr als 150 Personen am Befehlen größern oder kleinern Antheil nehmen, wie ein Collegium, das aus etwa 10 Räthen und 20 Subalternen besteht, von denen letztre, der Regel nach, nichts zu befehlen haben; weil in der Simplicität des Mechanismus die Leich-

tigkeit des Regierens liegt. Ein Unglück ist es aber für ein Regiment und Collegium, wenn sein Chef oder Präsident ein bloßer Professionist, und nicht auch ein Künstler ist. Im Militairdienst, besonders in Friedenszeiten, wo meistens alles ganz leidlich hergeht, läßt sich indessen mit diesem Mechanismus auskommen: im Civildienst aber, in dessen Geschäfte sich überall etwas Geist einmischt, wird schon ein Organismus erfodert, dessen Einfachheit den Gang und die Dauer des Werkes befördert.

24.

Da die Umstände es bisweilen erfordern, mehrere hohe Dienstposten Einem Manne anzuvertrauen, so sollte man vor der Cumulation der Dienstgeschäfte sehr sorgfältig den häuslichen Naturcharakter eines solchen Mannes untersuchen, weil bey gleicher Klugheit und Rechtschaffenheit es einen großen Unterschied macht, wenn der eine Welt- und Hausleben neben dem Dienst mit zu genießen gewohnt ist, der andre im Dienst allein lebt und webt. So schwer Männer der letztern Art zu finden sind, so schwer sind sie in der Folge zu ersetzen, und es ist daher wohl rathsam, in Zeiten Vorkehrungen auf die künftig erforder-

liche Wiederauseinandersetzung der Geschäf-
te zu treffen, wozu mir das leichteste Mittel
scheint, das strenge Separathalten der Regi-
straturen jedes Dienstzweiges, wenigstens wird
dadurch den Uebeln vorgebeugt, die so oft für
Publikum und Privatpersonen aus unvollen-
gefundenen Akten entstehen.

25.

Wenn bey Uebertragung eines wichtigen
Geschäftes dem Principalcommissario die Wahl
der dazu nöthigen Hülfspersonen frey gelassen
ist, und sie trift solche Männer, denen das
Publikum wenig Fähigkeiten zu solchem Ver-
stande zutraut, so erregt er den Verdacht wi-
der sich, er thue solches aus übertriebnem
Stolz, der alles auf eigne Rechnung geschrie-
ben haben will und keiner Hülfe zu bedürfen
wähnt, oder aus Nebenabsichten, um keine
Controlle für seine Einrichtungen zu setzen.
Außer daß in beyden Fällen das Betragen un-
moralisch ist, sollte ein solcher Mann doch
nur bedenken, daß, wenn es ihm auch glükt,
ein Spiel vor dem blödsichtigen Gehülfen zu
verbergen, es außer dem Herrn Menschen
giebt, die ihm in die Karten sehen und dem
Publico verrathen. wo er minder fein als

falsch gespielt hat, um nur für sich zu gewinnen.

26.

Verstand kommt freylich nicht vor Jahren, da aber auf Erden alles, was kommt, auch wieder weggeht, so haben die Kräfte des Geistes und Leibes ein gleiches Schicksal, und ich habe daher bereits Nr. 57. meine Abneigung gegen die mit Monopolgeist betriebne Anstellung der militairischen Invaliden im Civildienst geäußert. Das Alter an und für sich scheint mir schon eine Dienstunfähigkeit zu enthalten, und sein Ansehn unter uns blos durch eine Tradition auf uns herabgekommen zu seyn, aus Zeiten, wo man theils weniger zu lernen brauchte, und mit natürlichem Verstande und einiger Erfahrung überall auslangte; theils weniger Gelegenheit hatte zu lernen, und daher, wie es auch unter rohen Völkern ist, blos durch lange Jahre Kenntnisse und Einsichten sammeln mußte. In der neuen Welt, in welcher oft mehr auf die Manier als auf die Kunst ankommt, lernt man alles, und oft früh, und wer weiß nicht, daß man mit zunehmenden Jahren eins nach dem andern vergißt, daß die Altersschwäche sich am ersten im Gedächtniß zeigt, und daß daher auch von

em, was man Gutes in den beſten und neu-
en Schriftſtellern lieſt, um in jenem Fach
icht zurückzubleiben, nicht viel und nicht lan-
e genug behalten werden kann.

Vornehme und reiche Staatsdiener wer-
en im Alter immer gröſſre Freunde der Be-
uemlichkeit, als ſie es vielleicht ſchon in der
ugend waren, und den armen fehlt es oft,
e ſie noch ganz grau werden, an leiblichen
räften, weil es ihnen bey ihren ſtarken An-
engungen an den nöthigen Mitteln zur Re-
uration gebricht.

Sollte es daher nicht nöthig ſeyn, allen
ienſtclaſſen einen terminum ad quem feſtzu-
ſetzen, und ſelbigen in den Patenten zu be-
nennen? Die Ungewißheit des Sterbtermins
t manchen ſchon zum ſchlechten Wirth ge-
acht, vielleicht würde die Gewißheit des
enſterkſtündleins eine entgegengeſetzte Wir-
ung hervorbringen — Vom Dienſt würde
urch die Invalidität entfernt.

Nehme man dieſen terminum ad quem
Grundſatz an, ſo könnt' er eine Legitima-
n der Penſionen abgeben, die der Staat
dann übernehmen müßte, und durch die
estimmung eines monatlichen gröſſern oder

kleinern Invalidenhalets würde dem Dienſt gewiß kein kleiner Dienſt geſchehen.

Der rühmlich bekannte Ritter Michaelis verſicherte mündlich, und hat es, glaub' ich, in ſeinem fürtreffichen Räſonnement über die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland (Frankfurt und Leipzig 4 Theile 1767 — 1776) wiederholt: ein Profeſſer, der 25 Jahre ehrlich gelehrt habe, habe ausgelehrt, und müſſe ausgeſpannt werden Auch iſt Gellerts bekannte Fabel von der Nachtigall und der Lerche nicht blos für die Dichter zur Warnung geſungen — Daß die Regel Ausnahmen haben könne und müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, aber im Polizey- und Finanzfach je ſeltner, je beſſer.

27.

Zu verhüten, daß das groſſe Wort Amtstreue (1. Th. S. 55) nicht wie der Nahme Gottes unnütz geführt werde, hilft am beſten die Verantwortlichkeit, daher im Staat vom Höchſten bis zum Letzten einer dem andern verantwortlich ſeyn ſollte. Es iſt befremdend, warum man dieſes im Militairdienſt ſo probat-gefundne Hausmittel nicht längſt auch im Civildienſt eben ſo ſtreng angewandt hat! Könnte

ein

ein Regimentschef wohl je auf die einzelnen Gemeinen so wirken, wenn nicht die Ringe der Verantwortlichkeitskette vom Chef bis zum Corporal unzertrennlich an einander hingen? Verantwortlichkeit, wenn sie wirklich gehandhabt wird, nöthigt zur Achtsamkeit auf sich selbst, und hat man nur erst die Officianten überzeugt von der Unentbehrlichkeit und Unvermeidlichkeit des Verantwortlichseyns, so werden sie sich auch leichter zur Amtstreue gewöhnen, und welch' großes Zutrauen würde das Publicum zu einer Regierung fassen, wenn es an Beyspielen sähe, daß das in den Gesetzbüchern oft genug vorkommende und durch Nichtanwendung entheiligte Wort: Verantwortlichkeit unabwendlich angewandt würde!

Wie aber zwey gerade Linien, man stelle sie, wie man will, kein festes Gehege machen, und daher eine dritte zu seiner Schließung erforderlich ist, so geht es auch mit der Amtstreue und Verantwortlichkeit, wenn man sie ohne Controlle läßt; letztere ist die Hypothenuse, welche Basin und Cathetum vereint, und so den wahren festen Dienstriangel construirt, aus dem die Amtstreue nicht ausweichen, und in dem die Verantwortlichkeit nicht unterschlagen werden kann, nur muß der

mehreste hervorgegangen von dem, was die Menschen erleuchtet und stark gemacht hat, in ihm lag vom Anbeginn, was man eigentlich Virtus nennen kann und soll und muß. Man würde mit gutem Recht singen können: Ehre sey den Fürsten in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, wenn die Minister des Innern mit Verstand und Muth diese in medio consistentem virtutem zwischen Volk und Regenten aufrecht halten und selbst repräsentiren wollten, gewiß würde dadurch jedem Anfall von Lust zur persönlichen Selbrepräsentation vorgebeugt werden.

57.

Sollte das Interesse, das man an einer Sache nimmt, ohne Rücksicht auf Persönlichkeit wohl immer hinreichen, eine Sache zu Stande zu bringen, und würde es sie nicht lebhafter befördern, wenn das Sachintresse mit einem, von der Person hergenommenen, hätt' es auch keine Verwandtschaft mit dem erstern, verbunden würde? Ich glaube das letztere, und die leibliche Noth ist aus dieser Ursache von je her die größte Lehrmeisterin gewesen. Freylich ist der Weg der persönlichen Theilnahme oft, vielleicht so gar meistens sehr gleitend, sollte aber ein kluger, erfahrner Mann nicht

Grundsätze finden, die ihn auf diesem Glatteiswege so sicherten, wie Eissporen oder aufgestreute Asche?

58.

Es würde mich des trefflichen, aus den reinsten Quellen des Herzens und seinen Ergießungen hervorgegangenen Du gejammert haben, wenn die Franzosen bey der Sitte sich durchgängig zu dutzen geblieben wären. Das unter den Römern eingeführte Du ist mir keinesweges ärgerlich, sie waren aus Einem kleinen Häuflein entspressen, gleichsam Kinder Eines Hauses. Ganz anders ist es mit einem großen, auf mancherley Wegen und durch die wunderlichsten Mittel schon cultivirten Volke, wenn dies solche Häuslichkeitssprache einführen will. Wenn sich 2 Fremde dutzen, so scheint es mir, als ob sie sich beyde Lügen strafen. Was mir das Du so schätzbar macht, ist die Bemerkung, daß es seinen Ursprung mehrentheils den Augenblicken verdankt, in denen die Seelen am offensten sind und sich das beste einander zutrauen. Wenn sich Eheleute nicht bald nach der Hochzeit dutzen, so wird mir vor ihrem Hausstande bange. Selbst das Brüderschafttrinken hat manches für sich.

59.

Der Pflichtzwang und die Weichherzigkeit erzeugen die Wohlthätigkeit, legen sich aber auch einen Pflegling zu, die Schenklust, die, die reine Wahrheit zu sagen, keiner ordentlichen Erziehung fähig und eine Baalspriesterin von Natur ist, oder doch bald aus Gewohnheit wird. Wär' es nicht besser, wenn das Schenken ganz abgeschaft und überall nur Wohlthätigkeit eingeführt und gebraucht würde? Das Schenken ist mehrentheils dem Geber und Nehmer gefährlich, dem letztern fast noch mehr, denn den erstern nöthigt es zu einer Entbehrung, den andern aber verleitet es zu einem ungewöhnlichen Genuß, der leicht zum Bedürfniß wird, und wenn es in der Folge an Mitteln zu seiner Befriedigung gebricht, bald auf den Abweg führt, es auf das Geschenkbekommen anzulegen. Geschenke thun mehrentheils dieselbe Wirkung, wie ein neugekaufter modischer Hausrath, der immer die sonst unbemerkten Mängel des alten auffallend macht, und zu seiner Wegschaffung verleitet unter dem Vorwande: Harmonie ins Ganze zu schaffen.

60.

Der schnelle Wechsel der kostbaren und verfeinerten Genüsse ist beynahe die schlimmste

Eigen-

Eigenschaft des Luxus, weil dadurch so merklich seine Mittheilung an die untern Stände der bürgerlichen Welt befördert wird. Dem reichen vornehmen Manne macht es der Luxus zu einer Art von Schuldigkeit sein Ameublement oft zu verändern, er verkauft daher das alte wohlfeil, schenkt manches weg, und bringt es dadurch in die Hände der niedern Classen, die zur Anschaffung aus dem Laden lange nicht vermögend gnug ist. Der Handwerker, der auf der Auktion oder im Trödlerladen die Commode von Mahagony für halbes Geld gekauft hat, findet nun seinen übrigen Stubenornat zu armseligabstechend, sucht sich daher auch feinere Stühle und Tische zu schaffen, vertheuert dieses Ankaufs wegen die Arbeit, verschlägt sich die Kunden und wird ein armer Mann oder bisweilen auch ein übermüthiger Professionist, dem das Publicum, frivoler Nebenumstände wegen, das ungebührliche Recht zugesteht, es übersetzen zu dürfen. — Beydes wäre nicht erfolgt, hätte nicht die nothwendige Meubelsveränderung bey Herrn N. N. ihnen die mahagony Commode für einen Spottpreiß ins Haus gebracht. Dieses ist ein unbeabsichtigter Erfolg, wie es bey manchen Buchhändlern eine klugberechnete Speculation seyn mag, den ersten Band eines auf viel Bände angelegten

Werkes weazuschenken, oder seinen Preiß höchstwohlfeil anzusetzen, in Hoffnung den Verlust durch den höhern Preiß der vielen folgenden sich zu vergülen.

61.

Einer meiner Freunde, der wöchentlich einmal in Gesellschaft anderer gelehrter und gebildeter Männer bey einem Minister aß, versicherte mich oft, daß ihm dieser Mittag jedesmal wenigstens 2 Louisd'or koste, denn von dem, was er dort zur Unterhaltung hergeben müßte, hätt' er eine kleine Abhandlung schreiben können, die ihm gewiß so viel würde eingebracht haben. Wie Kleist beym Spazierengehen seine poetische Bilderjagd hielt, so hielt der Minister bey solchen Dinees eine Kenntnißfischerey, bey der er sich sehr wohl befand, indem die Weiterdebitirung des Fanges seinen Nahmen verherrlichen half. Mich wundert es indessen, daß so wenig vornehme, reiche Leute sich auf diese Fischerey zu legen Sinn oder Lust haben, da die Kosten für das Bewirthungsnetz sehr unbeträchtlich sind gegen den Reichthum der Züge, den sie damit ans Land bringen könnten.

62.

Es will mir immer nicht aus dem Kopf der Glaube, daß durch Einführung des Comödienspielens das Lügen auf Erden mehr Gäng und gebe geworden. Man hat freylich zwar auch vor Tespis Zeiten gelogen, allein die Erfindung des Theaters half der Unwahrheit, wie die Erfindung des Magneten der Schiffahrt. In welchem geistlichen Orden ist mehr Lüge als unter den Jesuiten, und machen nicht theatralische Spiele einen wesentlichen Theil ihrer Erziehung und ihres Unterrichts aus? Ich besorge, das Gefühl für Sittlichkeit werde um so gröber, je feiner sich die Sinnlichkeit durchs Theater abschleift.

63.

Im Alter liegt in der Reminiszenz der Jugendvergnügungen, selbst wenn sie in Kleinigkeiten bestanden haben, eine angenehmere und befriedigendere Empfindung, als im currenten Genuß der Freuden der jetzigen Jahre, oder in den schönen Erwartungen der spätern, denn erstlich steckt in jener das Bewußtseyn eines wirklich gehabten Genusses, zweytens schwächt die Kraftlosigkeit des Alters den Ge-

nuß der Gegenwart dergestalt, daß er nur immer ein Quasigenuß bleiben muß, drittens erlaubt das Gefühl der Schwäche keine starke Hoffnung, kein ernstliches Vertrauen zur Zukunft, die immer im Dunkeln und Ungewissen liegt. Alte Leute sind daher gemeinhin laudatores aevi peracti, schreiten nur furchtsam mit der Gegenwart fort, und wenn sie vom Künftigen reden, denken sie zugleich jedesmal an das vor ihnen liegende Grab, über das sie schreiten müssen, um zum Künftigen zu gelangen, weil kein anderes Künftiges für sie diesseits des Grabes zu erwarten steht.

64.

Das oberflächliche Genießen der Lebensglückseligkeiten veranlaßt bey den Fürsten ein beynah schmerzhaftes Misbehagen und eine Nichtbefriedigung, wie gewöhnlich bey den Hypochondristen sich einstellt, die auch jeder Leibes- und Geistes-Bewegung aus dem Wege gehen, obgleich in ihr die einzige Cur ihres Uebels liegt. Die Fürsten werden langweilig und inamüsabel (nicht zu entlangweilen), weil sie wissen, daß ihnen jeder helfen will, aber nicht kann, und weil ihnen zu viel geholfen wird; gemeine Hypochondristen richtet der Gedanke zu Grunde, daß ihnen keiner helfen

will oder kann. Würden Groſse und Kleine bedenken, daſs in den beträchtlichſten Geiſtes- und Herzens-Angelegenheiten jeder ſich ſelbſt und kein anderer ihm wirklich helfen kann, es würden der Kranken und Kränkler unter Thronhimmeln und auf gewöhnlichen Armſtühlen weniger im Lande ſeyn.

65.

Wenn ein guter Vorleſer ein gutes dramatiſches Stück vorlieſt, und eine gute Schauſpielergeſellſchaft es vorſtellt, ſo muſs man ſich wundern, daſs das Urtheil über den Werth des Stücks oft ſo verſchieden iſt. Sollte dieſes daher kommen, daſs die durch die theatraliſche Vorſtellung gereizte Sinnlichkeit das Medium, durch welches man das Stück vernimmt, ſo ſehr verändert, daſs der Verſtand am Ende nicht recht weiſs (ſit venia verbis), wie er geſcheren iſt? Der Vorleſer hat nur das Gehör für ſich, der Zuſchauer braucht Ohren und Augen. Iſt nun der dramatiſche Autor nicht ein geübter Partheygänger, ſo läuft er Gefahr, ſein ſchön gedachtes und geſchriebenes Stück durchfallen zu ſehen, und die Zuſchauer können ſich gegen ihn rechtfertigen.

gen allgemein bekannt geworden. Den zweyten, vom 26. Jul. 1800, kannte Rec. nicht, und da mehrere Leser dieser Blätter in dem nähmlichen Fall seyn dürften, so will Rec. einige der bemerkungswerthesten Stellen ausheben. „Se. königl. Maj. haben zwar bald nach Dero Regierungsantritt zu erkennen gegeben, wie nothwendig es sey, den fast ganz erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der Preuss. Civildienst sich ehemahls so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge, Maßregeln wieder zu beleben. — Bis jetzt aber haben Allerhöchst dieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt — Fast allgemein werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber nur gerade so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben — Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höhern und niedern Landes-Collegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen verbreitet, wo er sich in noch weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Venalität, äußert — Es ist also nicht bloß die jetzige Generation ausgeartet, sondern es

entſtehen auch die gröſsten Beſorgniſſe für die Zukunft.“ — Nun folgen Vorſchriften wegen anzuſtellenden Viſitationen und Einſendung von Conduiten-Liſten. Solche zwey Cabinetsordres, an das Staatsminiſterium in einem Zeitraum von drey Jahren erlaſſen, geben natürlich zu den mannigfaltigſten Gedanken Stoff. Unſer Verf. ſagt in der Vorrede, daſs dieſe Befehle mit Sachkenntniſs abgefaſst wären. Er zeigt ſich auch im Ganzen gar nicht als einen Frondeur. Was man ihm und ſeinen Freunden ſtark anmerkt, iſt, daſs ſie nur in dem Juſtizfache (b) arbeiteten, wo Vorſchriften, genaue Beobachtungen derſelben, das Formale mit einem Worte, unendlich wichtiger, als in andern Dienſtfächern ſind, ſo wenig auch ſelbſt in dieſem Fache der todte Buchſtabe einen lebendigen Geiſt einhauchen wird, und es groſsen Mangel an Menſchenkenntniſs verrathen würde, von dieſem Buchſtaben auch in dieſem Fache, was das Betragen der Dienſtmänner anlangt, alles oder nur das Vorzüglichſte zu erwarten. Rec. reſpectirt den Geiſt und die Abſichten des Verf., die er eifrigſt mit ihm erreicht zu ſehen wünſcht, da ſie allein auf Beſolgung der Pflicht, Dienſttreue, Dienſtthätigkeit, gehen. Nur in der Art und Weiſe, zu dieſem

Zwecke zu gelangen, muß er mehrmals von dem Verf. abweichen, der sich nicht selten zu einem Rigorismus hinneigt, den er hier und da sehr übertrieben findet. (3) Rec. hielt sich stets überzeugt, daß zweyerley Extreme von Willkühr, die er mit den Nahmen Despotie und Bureaucratie bezeichnen will, im Allgemeinen gleich nachtheilig für den nothwendigen Dienstgeist, für die gute Verwaltung des Dienstes, seyen. Fast immer wird der wahre Staatsmann zwischen zwey Klippen zu steuern haben. Neigt er sich fortdauernd zu sehr nach der einen hin, so zeugt das unwidersprechlich von Temperamentsfehlern, von Einseitigkeit oder Beschränktheit des Geistes. Alle einfache Staats-Systeme taugen der Regel nach nichts. (c) Bey dem stets schwankenden Zustande der Dinge in der Wirklichkeit kann es zwar durchaus nothwendig werden, zur Abhelfung eingerissener groſſer Uebel den Zügel für den Augenblick strenger anzuziehen, dem Rigorismus mehr Raum zu geben. Alles muß sich nach den Umständen richten. Furcht ist eine mächtige Triebfeder: (4) aber sie ist nicht die einzige, sie allein bringt in Dingen geistiger Art gewiß nichts bleibendes Gutes hervor. Zwey Axiome scheinen unläugbar: einmahl, der höhere Civildienst wenigstens kann

ohne den gröſsten Nachtheil nicht einer militä-
rischen Behandlungsart unterworfen seyn. Im
Militär hat man es nur mit groſsen uncultiv-
irten Massen zu thun, die körperliche Fähig-
keiten für den Augenblick auf das bestimmteste
anwenden sollen. Da Rec. nicht vor Worten
erschrickt, so glaubt auch er, daſs im Civil,
wo ähnliche Verhältnisse eintreten, als etwa
bey einem Theile des Postwesens, (d) auch ei-
ne der militärischen ähnliche Behandlungsart
wohl angebracht seyn kann. Zweytens
bleibt zwar der Scharfrichter eine nothwendige
Person in einem jeden Staate; aber nie kann
er, können Strafgesetze, (5) die Haupt-Mo-
tive zu freyen geistigen Handlungen des gebil-
deten Menschen abgeben. Wir haben gesehen,
was in einer groſsen Republik von kurzer Dauer
geworden ist, (e) wo man die Fälle der Abse-
tzung des Königes, und wann die Minister in
Ketten gelegt werden sollten, sorgfältig be-
stimmte. Nimmt man hierzu noch die Be-
merkung, daſs in Deutschland der Dienst, wa-
nicht die einzige, doch die Hauptangelegenheit
bleibt, durch welche ein Mann sich zu den wich-
tigsten Staatsämtern geschickt macht, so wird
vorzüglich der Geist des eigenen Nachdenkens,
der aus dem Innern hervorquellenden Rechts-
haffenheit, zu heben seyn, (f) die beide nie

durch die Furcht erzeugt werden können. Unparteyische historische Beobachtungen werden den theoretischen Satz gewiß hinlänglich beweisen, und möchten diejenigen Länder, wo eine sehr liberale Behandlung (6) der Dienerschaft Statt findet, sich wohl vorzüglich durch den in letzterer herrschenden Geist von Rechtlichkeit und geradem Blick gegen andere Staaten auf das vortheilhafteste auszeichnen. Diese liberale Behandlung schließt aber keinesweges die Wirkung der höchsten Aufsicht, selbst bis zur Entfernung aus dem Dienste, aus. Ja noch mehr, sie darf sich gar nicht allein auf den Dienst beschränken. Selbst eine liberale Aufsicht auf das Privatleben der Dienerschaft ist nothwendig, wie unser Verf. sehr richtig einsieht: denn nie kann Sittenlosigkeit, selbst Verschwendung, unter der Dienerschaft dem Staate gleichgültig seyn, der früher oder später die schrecklichen Folgen der Vernachlässigung dieser Aufsicht in den Geschäften des Staats fühlen wird, die keine Strafgesetze, nicht einmahl einzelne Strafbeyspiele, gleich wieder gut machen werden. Das Viele, was auch hierin geschehen kann, läßt sich nicht in Formeln oder Vorschriften bringen, wenn gleich Einiges, wie z. B. die Verfü-

gung, daß, wenn ein Staatsdiener zwey oder drey Mahl Schulden halber verklagt wäre, Anzeige davon bei der Dienstbehörde geschehen müsse; aber ohne Geist in der Anwendung sind die Formeln todt oder schädlich.

Wir wollen jetzt einzelne Bemerkungen ausheben. Sehr richtig wird das Haupt-Kriterium der Dienstfähigkeit in gesunden Menschenverstand gesetzt (diese Gabe findet sich aber bey weitem nicht so häufig, als man gewöhnlich glaubt); sehr richtig, an einer andern Stelle hinzugesetzt: es gebe keinen Dienst, bey dem es nicht beynahe eben so viel auf gute Gesinnung, als auf richtigen Verstand ankäme. Zur Verkleinerung der Castenehre, und für die Hebung der Dienstehre findet sich ein treffendes Wort. (Wie viel könnte in Deutschland zur Beylegung des so nachtheiligen innern Kriegs der Stände geschehen, wenn man das einführte, was in Dänemark schon lange, gewisser Maßen in Rußland, existirt, daß Amtsehre, nach der Wichtigkeit der Staatsämter, völlig gleiche Ehre, ohne Rücksicht auf Geburt, gewährte: eine Einrichtung, bey welcher sich doch recht gut für große Eigenthümer und Männer von ganz ausgezeichneten Talenten ohne Aemter, zwey Hauptclassen, die dem Staate

äuſſerſt wichtig bleiben, durch Ertheilung von Rang, (2) ſorgen ließe.) Am wenigſten können wir dem Verf. darin beytreten, wenn er ſich ſo wenige Vortheile von einer guten Beſoldung der Dienerſchaft verſpricht. Hier halten wir es ganz mit ſeinem Freunde B., der in ſeinen Anmerkungen dem Verf. ſehr gegründete Einwendungen macht. So viel wollen wir dem Verf. zugeben: wo der Dienſtgeiſt einmahl ganz verdorben iſt, da wird Erhöhung des Gehalts gewiß nicht allein zu deſſen Verbeſſerung wirken: aber drohende Edicte thun das noch weniger; einzelne gerechte Straf-Exempel ſind hier wohl der erſte nothwendige Schritt, doch gewiß wird dieſer allein auch keine Umwandlung des Geiſtes erzeugen. Sowohl um einen verdorbenen Geiſt zu beſſern, als um einen guten Geiſt aufrecht zu erhalten, iſt eine den Preiſen der Dinge, und gewiſſer Maßen den Sitten der Zeit, angemeſſene fixe Beſoldung der Dienerſchaft unerläſſiges Erforderniß. (7) Das erſte läßt ſich ziemlich darnach ausmitteln, wie die Preiſe der Dinge waren, als man die Beſoldung zuerſt feſtſetzte. Das Zweyte iſt ſchwerer zu beſtimmen; allein ſo wenig, wie der Staat auf lächerliche Forderungen ſeiner Dienerſchaft zu achten hat, eben ſo wenig wird er daran den-

ken dürfen, neue Spartaner schaffen zu wollen. Herrschaft und Gesinde werden jetzt nicht mehr in Einer Stube wohnen wollen, wie ehedem u. s. w. Das zu viel, denn in allen Stücken kann zu viel geschehen, ist in unsern Tagen gar nicht zu besorgen. Aber die Nothwendigkeit der Verbesserung der Gehalte der Dienerschaft haben doch selbst Fürsten, denen man nicht vorwerfen kann, daß sie zu freygebig sind, eingesehen. (h) Geschieht hierunter nicht allenthalben das Nöthige, so ist die Folge klar vorauszusagen: der Geist des Stehlens wird einreissen, nicht des offenbaren Stehlens, was sich leichter entdecken läßt, sondern des viel schädlichern heimlichen, der Geist, Affären, Jobs, zu machen. (8) Sehr wichtig und merkwürdig ist des Verf. Abneigung gegen specielle Departements-Minister. „Wem schwindelt nicht der Kopf, sagt er, beym Ueberdenken des Elendes, das aus der wechselseitigen feindseligen oder auch nur eifersüchtigen Behandlung der Departements entsteht, und wie dadurch ein Drittel der Kräfte und zwey Drittel der Zeit verloren gehen!“ Er erklärt sich eher für Paschalike, wie er sie nennt, für Untergebung einer ganzen Provinz unter Einem Minister. Der gerügte, gewiß wahre, Nachtheil der

nehme, oder wenigstens ihre Arbeiter in der Besorgniß erhalte, daß sie Notiz nehmen werde. Was für Sachen soll z. B. ein Cammerpräsident von der Notiznehmung ausschließen, und welche nicht? Mit Sachen, die ihren abgemeßnen bestimmten Trappen fortgehen, die ganz den Regeln und Gesetzen gemäs abzuthun sind, braucht er sich freylich nicht zu zerstreuen, aber was irgend davon Abweichendes vorfällt, wie individuel es auch sey, ja gerade, weil es etwas individuelles ist, darf er nicht wagen von seiner Notiznehmung nach einer festen Regel auszuschließen.

Was man wünschen könnte, ihm abgenommen zu sehen, sind die Stöhrungen in oft höchstinteressanten Arbeiten durch nicht selten unwichtige Citissime's, und der nicht unbedeutende Zeitverderb mit dem Nahmenunterschreiben. Kr.

(10)

Ein Gesetz, das jedem solche Pensionen zusicherte, wird es nicht den Effekt haben, daß manches, zumal vornehmes Subjekt, trotz dessen schon zum voraus bekannten Untauglichkeit, doch angestellt werden wird, eben darum, weil es hernach leicht mit einer Pension

entlaſſen werden kann? Beſſer ſcheint es doch, daß die Regierung zwar eine ſolche Maxime befolge, aber nicht durch ein Geſetz ſich als Schuldigkeit auflege, und daß ſonach der untauglich befundene Dienſtmann, was wirklich für ihn Gnade iſt, auch als Gnade empfange, und nicht als ſtrenges Recht fordern könne. Kr.

(i)

Gern hätt' ich ein Wörtchen über die Penſionsbeſtimmungen geſagt, allein all meine Beobachtungen überzeugen mich von der Unmöglichkeit eines nur leidlichgerechten Maaßſtabes. Wider alles vom Recenſenten angeführte laſſen ſich wichtige Einwendungen machen. Mancher Jubelmann wäre bey ſeiner Entlaſſung ſchuldig zurückzuzahlen, und wie mancher, der im 10ten Jahr abgehen muß, verdiente, ſein ganzes Gehalt zu behalten? Freylich durch Ein Regiment weniger könnten viele Penſionen beſtritten werden, allein gehört es nicht zum Geiſt der Zeit, alle Dienſtkunſt anzuwenden, um Ein Regiment mehr ſtiften zu können? S.

(ii)

Ja wohl, und eben darum giebt es keinen Punkt des Dienſtweſens, worin hohe

Amtstreue nöthiger ist, als das Geschäft der Obern und Höchsten Behörde, betreffend die Wahl und den Vorschlag von Subjekten zu Besetzung der Dienststellen. Die Materie von der Dienstbesetzung verdiente ein eignes Capitel in der Dienstlehre. Kr. Nach dem Wunsch meines Freundes wird man unter den neuzugesetzten NB. auch ein Paar über diesen wahrlich nicht genug zu beherzigenden Punkt finden. S.

(12)

Welche ist die Mittelstraße? Manches läßt sich so leicht sagen, daß man darüber an die Unmöglichkeit des Thuns zu denken vergißt. Kr.

(k)

Das wenige Achthaben der die Conduitenlisten einfordernden Oberbehörden auf diese Censurtabellen hat sie um ihre Nützlichkeit gebracht, und eben darum werden sie mit äußerster Oberflächlichkeit geführt. Ich erinnre mich noch des Kopfbrechens und der Herzenswehtage, unter denen ich meine erste Conduitenliste aufsetzte, die man gewiß, ohne beydes zu empfinden, ad Acta geschrieben hat — schickte mich aber in der Folge in die böse Zeit. S.

(l)

Welches Freund Kr. nie war. S.

(13)

Wehe, wenn der Staat so schwach ist, sol-
Reiche nicht von den Aemtern abhalten zu
nen, zu denen sie sich drängen und doch
t taugen. Er braucht ja nur reiche und ar-
Candidaten auf einerley Art in der Prü-
g zu behandeln, wie man in Dännemark
denen, die Officiere werden wollen, thut,
der untaugliche Reiche wird von selbst ab-
en. Kr.

(m)

So unendlich lieb und werth mir Lichten-
ist, so möchte doch wohl seine Manier nicht
meinige veranlaßt haben. Seinen Nach-
ꝛc. bekam ich in schon ziemlich hohem Alter
esen: auch hat Hippel, mit dem ich in ge-
er Verbindung stand, keine Schuld an den
iern meines Denkens und Schreibens. S.

Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung
Num. 307.
Den 25ten December 1805.

Ohne Druckort.

Gedanken und Meynungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände, von A. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1804. VIII. und 364 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Interessante Bemerkungen, voll Sach- und Menschen-Kenntniß, größtentheils sehr wahr und beherzigenswerth. Die Bemerkungen von A. sind voll Witz, der indessen zuweilen gesucht (n) ist, die Beyschriften von B und C zwar auch nicht ohne diese Würze, jedoch mehr von einem ruhigen und bedächtigen Verstande dictirt: alle drey aber gewähren eine höchst anziehende Lectüre. Wir geben zuförderst eini-

ge Beyspiele, demjenigen, welcher mit diesem Buche noch nicht bekannt seyn sollte, zur Probe: dem damit bereits vertrauten Leser aber zur angenehmen Erinnerung.

„Der Dienst bey Hofe ist kein wahrer Staatsdienst, er ist nur eine Melodie davon, welcher aber niemals ein Text untergelegt wird, bey dem sich etwas vernünftiges denken ließe, und die daher in langweiliges Trallern ausartet." (§. 7.). „Sobald Rang und Gehalt sich zu der Arbeit wie 3 zu 1 verhalten, so ist die Stelle eine verkappte Sinecure, und wer Augen hat zu sehen, wird dergleichen auch unter uns finden, ohne daß ich diese Dienstdomherrn nenne (§. 38.). Die wahre Weihe empfängt die Polizey von der Moralität, die bey ihrer Dienerschaft so nothwendig und heilig seyn muß, wie bey den Kassenbedienten, wo es auch keine Kontrolle giebt, bey fehlendem moralischen Charakter des Rentanten die Kasse zu sichern, indem sogar Visitationen und Caution nur leidige Tröster sind (§. 55.). „Der Staat mag immerhin die Augen haben auf alles, nur nicht die Hände in allem (§. 53)." Aus dem Abrichten entspringt die Routine, der ich zwar keinesweges allen Werth absprechе, allein ich möchte solche Routinemänner neben die

Genies setzen, wie man Stangen neben junge Bäume stellt, ihren geraden Wuchs zu befördern, und sie vor mancher Windbeschädigung zu sichern (§. 60). Da jedes, der einen Unterschied zwischen seinem bloß gegebenen Wort und dem beschwornen macht, eo ipso Dienstfähig ist, so würde es gewiß gut seyn, alle Dienseide abzuschaffen (§. 66). „Dirigiren heißt die Gabe besitzen, jedes Maaß von Kräften in die ihm möglichste thätige Anwendung zu bringen (§. 113).

Von den Conduiteh-Listen heißt es S. 152 sehr wahr: allgemeine Urtheile sind falsch — unnütz, (denn wer die einzelnen Facta vor sich hat, aus denen der Chef seines Collegii sein allgemeines Urtheil zieht, wird eben so gut wie er, oder wegen völliger Unparteylichkeit noch besser daraus urtheilen können) und gefährlich, wenn die obere Behörde nicht von selbst so klug ist, den Angaben in den Conduitenlisten zu mißtrauen. — „Das Moralisiren in Collegiis, heißt es S. 335, sieht nach Furchtsamkeit aus; wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler."

Wir fügen einige Beyspiele aus den Bemerkungen über andere den Dienst nicht angehende Gegenstände hinzu. S. 228. „Das

Gewiſſen iſt der treueſte und klügſte Rath des Verſtandes, das Herz iſt ſein Günſtling; kommen Rath und Günſtling in Colliſion, ſo tritt der Verſtand mehrentheils auf die Seite des letzteren und tröſtet ſich mit dem Sprichwort: der Klügſte giebt nach!" „Das Herz iſt die ältere Schweſter, und als ſolche hat es immer die erſte Stimme. Der Verſtand iſt der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen iſt, ein Recht erhält, mit zu reden und als Freund zu rathen. Aus der Uebereinſtimmung beider geht das hervor, was man eine ſchöne Seele nennt (S. 288)." „Den Enthuſiasmus, der zu den heldenmüthigſten Aufopferungen ſich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halte ich für eine Sünde wider den heiligen Geiſt, und nicht für eine der kleinſten."

Rec. theilt nunmehr von ſeiner Seite einige Beyſchriften zu verſchiedenen Bemerkungen dieſes intereſſanten Buches mit. §. 40 wird die Frage aufgeworfen, ob es beſſer ſey, die ſämmtlichen Regierungszweige einzelner Provinzen nur Einem Miniſter unter der Bedingung der ſtrengſten perſönlichen Verantwortlichkeit anzuvertrauen, oder beſonderen Miniſtern ihre Geſchäfte durch alle Provinzen an-

Auch wird bey diesen meist kärglich besoldeten öffentlichen Stellen eben so selten, als bey den Privatdiensten an Pensionen für abgelebte Diener, und an Pensionen für Wittwen niemals gedacht; wie es gleichwohl bey den höhern Stellen üblich ist. Kr.

(t)

Zur Beybehaltung der über Gebühr reichlichen Gehalte würd' ich doch nicht rathen. Der Kargbesoldete findet in ihrem Anblick nur mehr Anlaß sich für unglücklich zu halten, man würde also nur den Neid vermehren, ohne den Leidenden zu helfen. S.

(u)

Wehe dem Staat, in welchem das Dienen als Nothbehelf betrachtet wird, aber noch lauteres Wehe dem, in welchem die übrigen arbeitenden Classen Anlaß finden, sich über den leichten Erwerb der Staatsdienerschaft zu ärgern, aus Ueberzeugung, daß sie weniger Abgaben tragen, und vielleicht minderschlecht bedient seyn würden, wenn jene weniger bekämen, um herrlich und in Freuden leben zu können. S.

(15)

Daß Vergeltung der Dienſte die Regel, nd das unentgeltliche Dienen die Ausnahme ey, iſt ſo allbekannt, daß eben deswegen da- on gar nicht die Rede ſeyn konnte, ſondern es alt die Frage, ob Vergeltung zum Weſen es Dienſtes gehöre, ſo, daß ohne ſie kein Dienſt ſtatt finden oder gedacht werden kann; b mithin die Vergeltung als ein nothwendiges Merkmal in die Definition vom Dienſt ufgenommen werden müſſe, von welcher De- inition allein von S. 124 an die Rede iſt, uf Veranlaſſung deſſen, was A. über den Be- riff vom Dienſt S. 3 geſagt hat. Wie viel uf eine richtige Definition für den weitern Gang der Unterſuchung über die definirte Sa- he ankomme, kann ſelbſt dieſes Beyſpiel leh- en. Gehört nehmlich Vergeltung (worunter nan ſich vollends etwas von Entſchädigung erſchiedenes, und über ſie hinausgehendes edenkt) nothwendig zum Begrif des Dien- es; ſo iſt es ungereimt zu fragen: ob nicht in Dienſt auch ohne Vergeltung ein wirklicher Dienſt ſeyn könne; ſtatt, daß man im ent- gegengeſetzten Fall natürlich auf folgende zwey ragpunkte geführt wird:

a) wovon hängt es ab, daß ein Dienst vergolten werden muß? und

b) wodurch bestimmt sich die Größe der Vergeltung?

Ueber den ersten Fragpunkt ist ad I. n. II. 2 p. 129 über den zweyten S. 131 — 35 einiges gesagt, was allerdings einer weitern Ausführung empfänglich und für manche Leser wohl auch bedürftig ist.

Die Rüge der Kantschen Argumente gieng blos dahin, zu zeigen, daß sie nicht so allgemein und unbedingt gelten, wie sie von Kant aufgestellt sind, und in Compendien des Naturrechts seitdem wiederholt werden. Der Dienstmann, heißt es, müsse eine Vergeltung haben, weil er besondere Vorbereitungsarbeiten getrieben hat; er müsse nicht des Amtes entlassen werden können, weil sonst Niemand sich zu Aemtern vorbereiten würde. So absolut ausgedrückt können diese Sätze sehr irre führen. Drückt man sie dagegen bedingt aus, und setzt statt des Wörtchens weil die Bedingung wenn und so fern, so sind sie zwar richtig; aber dann treten auch sogleich die durch jenen absoluten Ausdruck bey Seite gesetzte Fragen ein: 1) wiefern sind denn wirklich von denen, die in alle die verschiednen

Aemter und Dienste kommen, besondere, bloß auf diese Dienste und auf sonst keinen andern Gebrauch sich beziehende Vorbereitungskosten getrieben worden? Und 2) wiefern würde denn wirklich, wenn nach einer bestimmten Regel der Dienstmann in diesen und jenen Fällen seine Entlassung bekäme, Niemand die dazu erforderlichen Kosten treiben? In Hinsicht auf den ersten Punkt bemerke ich nur, daß den untern Officianten, ich meyne denen, die in der Canzley, Calculatur ꝛc. arbeiten, in ihren Gehalten selten wirklich mehr, als der Marktpreiß ihrer Arbeit gereicht wird, d. h. der Preis, der jedem andern unangestellten Mann für solche Arbeit bezahlt werden müßte, und daß dagegen selbst solchen Oberofficianten die, (wie z. B. die Glieder der — und der — Direktion) ohne besondere Vorbereitung ihren Dienst im Dienst lernen, in ihren Gehalten für ihre Verrichtungen ein Preis bezahlt wird, der mit allem, was sich als Marktpreis solcher Verrichtungen denken läßt, auch nicht einmal soll verglichen werden dürfen. Warum nicht? das ist ein Geheimniß, wer es weiß, sagt es nicht. Die Anzahl übrigens solcher Oberofficianten findet sich bey genauer Durchmusterung größer, als man wohl denken sollte. Kr.

(16)

Ganz recht, aber diese Beyspiele passen doch, wenn es darauf ankommt, eine Definition vom Dienst überhaupt zu geben, dann in Rom und Athen ward doch auch gedient. Gesetzt, daß einst nach Jahrhunderten der nordamerikanische Bundesstaat mit Beybehaltung seine jetzigen Constitutionsgrundsätze, wohin auch der periodische Wechsel der obern Dienststellen gehört, zu einer Macht und Grösse, nicht ungleich der des alten Roms, gelange, muß man fürchten, daß dieses neue Weltreich dann, wegen jenes Wechsels der hohen Amtsstellen unter einem Proconsulardespotismus erliegen werde? Dazu siehet man doch keinen rechten Grund. Nicht von dem temporairen Aemterbesitz, sondern von der für ein Weltreich unpassenden Constitution des alten Roms, von dem Mangel einer Repräsentativregierung, wenn es nun einmal eine Republik seyn sollte, kam ursprünglich aller Jammer der Provinzen her. Es giebt einzige Begebenheiten (ἅπαξ γινόμενα) in der Geschichte, und dahin gehört wohl eine Republik, wo, wie zuletzt in Rom, einige hunderttausend Staatsbürger alle zusammen in Person die höchste Macht ausüben sollten. Kr.

(17)

Worin das ganz andre und besondre Schreiben eines Canzellisten sich von der gewöhnlichen alten Schreiberey unterscheiden könne, seh ich nicht ein. Kr.

(v)

Wenn die Examinatoren nur das Fragen recht verstehen, welches aber nicht der gewöhnliche Fall ist, so sollte wohl, besonders, wenn man die Probarbeiten zu Hülfe nimmt, der Grad des Verstandesvermögens des Examinirten ziemlich genau bestimmt werden können. Wer aber das was er frägt, sich nicht selbst richtig beantworten kann, wird immer unrichtig fragen, und aus Antworten auf schlechte Fragen läßt sich nicht gut, am wenigsten mit Untrüglichkeit, der Kopf des Antworters beurtheilen. S.

(w)

Was Freund Kr. in der Note (14) gesagt hat, dürfte wohl den Vorwurf der Ungerechtigkeit sehr mildern — auch glaub ich, daß der Dienst nicht gewinnen möchte, wenn die principia regulativa über diese Materie

aus dem Evangelio von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20.) genommen würden. S.

(x)

Wenn der Secretair das thut, wozu ihn der Recensent zu brauchen erlaubt, so wird er ein Quasirath, und sollte man nicht das leider nur zu viel im Dienst vorkommende Quasi möglichst auszurotten suchen? Jede reelle Verbesserung, die der Secretair in der Expedition anbringt, ist ein Vorwurf für den Rath, der die Angabe gemacht hat. Guter Styl und Canzleyformalien können höchstens die Sorge des Secretärs seyn. Würde der gute Styl nicht allen Räthen zur Pflicht gemacht und bey ihren Probarbeiten schon mit Ernst darauf gesehen werden können? Die übrigen Formalien blieben der Canzley. In meinen Rathsjahren gab ich nur dann meine Angaben einem Secretär zur Expedition, wenn ich einst alles an den gehörigen Ort gestellt hatte, und ihm die beßre Rangirung mündlich sagen konnte; auch wählt' ich nicht den geschicktesten Secretär, sondern den, der eine gute Hand schrieb, wodurch das Nachlesen erleichtert wird. Bey nachläßigen Räthen werden kluge Secretarien zu wichtig, und kluge

kluge und fleißige Secretarien befördern die Nachläßigkeit der Räthe, die nicht selten unbedacht lassen, was ihnen daraus, daß der Secretair für seine Expedition nicht verantwortlich ist, für unangenehme Folgen zufloßen können. S.

---

schen gegründet, und allenthalben mehr oder weniger unvermeidlich. Das einzige Mittel, es vollkommen zu heben, findet sich in Großbrittannien, wo die Minister zusammen eine politische Partey ausmachen, die durch ihr Uebergewicht im Parlamente zu dem Besitze ihrer hohen Stellen gelangen, zusammen eintreten, und nur so lange zusammenbleiben, als die Eintracht (27) unter ihnen dauert. Sobald diese aufhört, muß der schwächere Theil weichen und andern Platz machen, die in ihren Grundsätzen und Absichten besser mit einander harmoniren. In allen Ländern, wo Geschäftsmänner einzeln nach der Reihe der Dienstjahre, oder nach Maaßgabe anderer Umstände, oder nach Verdiensten und Talenten auf die höchsten Stellen erhoben werden, ohne daß auf ihre Verhältnisse unter einander Rücksicht genommen wird, ist das einzige Mittel, Uebereinstimmung in die Administration zu bringen, dieses: die höchste Leitung der Geschäfte in so wenigen Händen als möglich zu concentriren, den wenigen, die das Vertrauen des Regenten besitzen, einen entschiedenen Einfluß auf alle übrigen Diener des Staates zu geben, sie selbst von der Last der Geschäftsführung im Kleinen möglichst zu befreyen, und (was

überhaupt in hohen Stellen die nothwendigste Maxime ist) alles durch andere thun zu lassen, was durch andere geschehen kann. Es existirt zwar noch ein anderes Mittel, diese Uebereinstimmung wenigstens anscheinend zu erzwingen; wenn nämlich die ganze Regierung in der That von einem einzigen Kopfe ausgeht; wenn der Regent wirklich selbst durchaus regiert. Es hat einzelne Beyspiele gegeben, da außerordentliche Männer dieß unternommen, und in gewissem Maaße ausgeführt haben. Wenn man aber bedenkt, wie schwer es in solchen Verhältnissen wird, so mannichfaltige Gegenstände, die so viel Kenntniß voraussetzen, zur ruhigen Untersuchung zu bringen, und überlegte Beschlüsse auszuwirken; wie leicht da Willkühr und Weisheit mit einander verwechselt werden, und wie gewöhnlich es in einer solchen Administration ist, alles das niederzuschlagen, wovon der Eigensinn dessen, dem niemand widersprechen darf, nichts wissen will: so kann man eine solche Einheit der Staatsverwaltung schwerlich für ein Glück halten.

Die Paragraphen, welche die letzte und größere Hälfte des Buchs einnehmen, sind

von allzu mannichfaltigem Inhalte, als daß Rec. sich auf die Beurtheilung des Einzelnen einlassen könnte, und haben zu wenig Eigenthümliches und Hervorstechendes, als daß ein allgemeines Urtheil darüber Statt fände.

Bemerkungen zu Nr. 302 und 303 der Halliſchen Literaturzeitung v. J. 1805.

(y)

Geſetzt meine Anſicht wäre etwas ſchief, ſo iſt ihr dieſe Schiefheit doch ſo unſchädlich, wie die des Thurmes zu Piſa, der bereits länger ſteht, wie manche nach den ſchönſten Riſſen und dem Senkbley gebaute geſtanden haben. Auf Arbeit muß doch alles im Staat hinauslaufen, und das Beſtehen auf die möglichſt wohlfeile, ſchließt keinesweges das Halten auf die beſtmöglichſte aus. Ich weiß ſehr gut, daß das Unterbieten bey veranſchlagten Bauten oft ſehr ſchlechte Gebäude ſchafft; es kommt aber nicht vom wohlfeilſten Geboth, ſondern davon her, daß der Licitant weiß, wie reichlich und leichtſinnig die Anſchläge gemacht werden, und daß die Bauab-

nehmer nicht die Leibes- und Seelen-Augen auf die vom Entrepeneur wider den Anschlag gemachte Unterschleife gehörig richten. Niemand kann herzlicher wünschen wie ich, daß dem Staat im Geist und in der Wahrheit gedient werde, sind aber Menschen genug, die es können und wollen? Und ist es daher nicht nothwendig den Dienst aufs do ut facias und ja nicht aufs fac et excusa einzurichten? Wer wollte sich nicht über Officianten freuen, die über die Bezahlung wegsehen, und dienen, damit gutes herauskomme; wer wird nicht gern dem con amore dienenden den Vorzug geben? Wer kann leugnen, daß aus vielen Dienstarbeiten nichts herauskomme und leeres Stroh gedroschen wird, weil sie nicht mit Lust und Lieb' zum Dinge getrieben werden? Wenn es aber schon so schwer ist, die gewöhnlichen Arbeiter für Lohn und Brod zum Werkstättfleiß zu bringen, und dabey zu controlliren, was würde geschehen, wenn man es wagen wollte, lauter edle und liberale Dienstprincipien anzuwenden? S.

(18)

Das Schiefe in der Ansicht wird gleich gehoben, sobald man die sehr verschiednen Arten von Geschäften, die mit dem einen Nah-

men des Dienstes bezeichnet werden, unterscheidet. Es giebt erstens Dienstgeschäfte, die in quanto et quali sich ganz genau bestimmen und controlliren lassen, wie beym Militair, beym Postwesen, bey allen Cassendiensten, Rechnungscammern und untergeordneten Finanzstellen überhaupt. Es giebt zweytens andere, die sich zwar der Form nach, aber nicht ganz genau der Qualität nach bestimmen lassen, wie die Geschäfte der Justiz und unsre gewöhnlichen Cammer- und Polizey-Geschäfte, welche zwar ihre feste Regeln haben, aber in jedem einzelnen Fall mit sehr verschiedenen Graden von Sorgfalt, Umsicht und Liebe bearbeitet werden können. Es giebt endlich drittens Geschäfte, die wesentlich von freyer Geistesthätigkeit abhangen. Dahin gehören a) die Arbeiten des Lehrstandes, allenfalls mit Ausnahme derer, die sich auf den ersten Unterricht beziehen, und die man zur vorigen Rubrik rechnen mag. b) Die Arbeiten des Ausdenkens und Abfassens von Vorschlägen und von Gutachten, betreffend entweder Aenderungen bestehender Gesetze und Anstalten, oder Einführung neuer, oder auch nur die Mittel zur Realisirung schon beschloßner Pläne. Dergleichen Arbeiten können fast bey jeder Behörde vorkommen, sie

gehöre zu welcher von den 6 Dienſthierarchien ſie wolle, und ſie beſtehe in Einem Manne, z. B. in einem Inſpekteur beym Militair, in einem Präſidenten, oder ſie ſey ein Collegium, z. B. ein Conſiſtorium, ein Magiſtrat, eine Acciſedirektion ꝛc. c) Die Arbeiten der oberſten Behörde in jeder Dienſthierarchie, theils jene ad b) gedachten Vorſchläge und Gutachten zu prüfen und darüber zu entſcheiden, theils bey jeder Veranlaſſung ſelbſt über dergleichen Gegenſtände nachzuſinnen und das Erforderliche deshalb anzuordnen.

Die zweyerley Arten von Arbeiten ſcheint der Recenſent vornehmlich oder ausſchließlich im Auge gehabt zu haben, und allerdings ſind dieſe höchſt wichtig. Eben darum, und weil ſie ſich ihrer Natur nach quoad Quale nicht erzwingen laſſen, rechnet man ſie dem, der ſie mit Wohlgelingen leiſtet, zum Verdienſt an, und achtet ſie belohnenswerth, welches Belohnen freylich etwas ganz anderes iſt als Bezahlen. Ein ähnliches Verdienſt kann ſich auch in Anſehung der ſub No. 2. erwähnten Gattung von Geſchäften jeder Dienſtmann erwerben, und dabey des Dankes von Seiten des Publici gewiß ſeyn, wie die Königsberger Hippeln für den philoſophiſchen Gang und

die Leipziger ihrem Müller für ſo manche Ortsverſchönerung danken. Dagegen laſſen die sub 1. angeführten Amts-Geſchäfte kein ſolches Verdienſt zu.

Außer den 3 Gattungen von Dienſtgeſchäften giebt es auch noch ein beſonderes, von erſtaunlicher Wichtigkeit, ich meyne das Beſetzen der Dienſtſtellen, und das Abfaſſen ſowohl als das Prüfen der Vorſchläge und Gutachten betreffend die anzuſtellenden Perſonen. Selbſt das Examiniren und die Angabe des Reſultats vom Examen gehören dahin. Es iſt mehrmals in dieſen Anmerkungen geäußert worden, auf Geſetze komme alles an, verſteht ſich auf Geſetze, die mit Vernunft gemacht, und mit Verſtand gehandhabt werden, beydes hängt von der guten Beſetzung der Dienſtſtellen ab. Kr.

(19)

Es iſt ſchlimm, daß der Staat immer nur liberalis ex alieno ſeyn kann, nehmlich andern das nehmen muß, was er ſeinen Dienern giebt. Uebrigens iſt über den eigentlichen Sinn meiner vom Recenſenten etwas ſchief eingeſtellten Meynung die Schrift ſelbſt S. 133 — 140 und Nr. (15) nachzuſehen.

Gottes, welcher höher ist
Wie Vernunft, die alles liest
Und viel schreibt, wirst bald erfahren,
Dafs sich Ruh und Ruhm nicht paaren,
Und nur dann Glücksfreunde sind
Wenn man sie durch Fleifs gewinnt.
Glaub mir, Maufs, ich hab's erfahren,
Und erfahr es täglich noch,
Dafs des Landmanns Arbeitsjoch
Zehnmal leichter ist als alle
Art und Kunst und Wissenschaft,
Die uns Göttingen und Halle
Ausheckt und zusammenrafft,
Und dafs rohden, graben, röthen,
Nesseln aus Geduldkrautsbeeten
Und aus Kohlplantagen jäten,
Nach selbsteigenem Beschicken
Sanftgewölbter Ackerrücken
Goldgefärbte Frucht erblicken

Mehr und beſsre Freude bringt,
Als wenn es dem Geist gelingt
In dem Reih'n der Wieland', Göthen,
Bürger, Schiller etc. aufzutreten,
Und im Tempel des Geschmacks
Künftig, oder auch wohl stracks
Unter Hof- und Volkspoeten
Gar wohl obenan zu treten,
Während daſs wir in der Welt,
Wo kein Korn vom Himmel fällt,
Dem Erwerbfleiſs so entsagen,
Daſs die Aecker, schlecht bestellt,
Statt der Aehren Blumen tragen.

Die mein Herz so gern von Dir empfängt,
Die vergessen hilft, dafs schon mein Leben
An dem lezten dünnen Faden hängt.
Komm und stärk noch diesen lezten Faden,
Einziger, und wenn er endlich reifst,
Soll der Rifs doch unserm Bund nicht schaden,
Nach dem Tode liebst Du mich im Geist,
Ich Dich auch im Geist und in der Wahrheit,
Wie man hier schon lieben soll und mufs,
Dafs uns folge bis ins Reich der Klarheit
Guter Saaten ewiger Genufs.

In La Fontaine's Fabeln.

Von guter Laune voll, an wahrem Sinn nie leer,
Den Alten nicht zu leicht, den Jungen nicht zu schwer
Ist La Fontaine, sey wie Er;
So hast du sichre Hoffnung, allen,
Die sich auf Geist und Herz verstehn,
Auch gutes Recht dir selber zu gefallen,
Und bleibst, was dein Geschlecht so gern ist, immer schön.

Obs links — obs rechts am besten sey,
Darüber hört man zwar mit viel Rechthaberey
Am Rhein gewifs — vielleicht am Acheron
noch streiten,
Doch die Sentenz gebührt allein
Den Emigranten künftger Zeiten;
Ich lafs mich drum in keine Scrupel ein
Und stell's probatbelehrtern Zeiten
Anheim: Nur, Leser, fehlt es dir an Apathie
Es abzuwarten, dann liefs — Parodie
Und Acheron zugleich und zieh
Nach eigner Wahl auf eine der zwo Seiten;
Wo nicht, so magst du selbst ein Kähnchen
dir bereiten
Zu fahren hin und her, so wie das Wasser
geht:
Doch wenn dein Genius den Stromdienst nicht
versteht,
Und über dich und deinen Nachen

Die

Die Leut' am Ufer spöttisch lachen,
So rath ich, ja kein saur Gesicht zu machen,
Nein, mit dem Herrenvolk — viel lieber
mit zu lachen.

Geh' und folg des Schicksals Winken,
Kürze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn:
Auf des Lebens grofser Waage
Steht die Zunge selten ein.
Du mufst steigen oder sinken,
Du mufst herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Ambos oder Hammer seyn.

Göthe.

Macht ihn muthlos dreust hinauf zu schweben
In der andern Welt Elysium,
Und auch Menschenleben da zu leben,
Lauter Glückliche um sich herum.
Klugheit freut sich in das Land zu wallen,
Wo nicht Willkühr, wo nicht Zwang regiert,
Wo das Schicksal gleichen Glückstheil allen
Nach Verdienst entgegen führt.

Mit Millionen, die den Thron umringen,
Dessen Glanz vom Zutritt nicht verscheucht,
Will auch ich gern Lob und Dank dem singen,
Dem, vor dem sich alles Leben beugt.
Seine Weisheit mag den Rang bestimmen,
Gern tret' ich in meine Stelle ein,
Um im Guten höher aufzuklimmen
Und ein ächtrer Mensch zu seyn.

Freudig würd' ich einst hinüber schweben
In ein reizendes Elysium,
Sorgenlos im Schattenreiche leben,
Unter ewig Glücklichen herum,
In den seligen Gefilden wallen,
Wo kein Zwang, kein Herrscher mich regiert,
Göttern, Edlen, Weisen, Helden, Allen
Gleichheit mich entgegen führt.

Dort, wo Engel stets den Thron umringen,
Dessen Glanz den Blick zurücke scheucht,
Soll ich ewig dem nur Psalter singen,
Dem sich mein verklärtes Knie noch beugt.
Stufenweise wird mein Rang bestimmet,
Aengstlich nehm ich meine Stelle ein,
Bis mein Geist das grofse Glück erklimmet,
Abraham im Schoofs zu seyn.

Hochgefühl erhabner Thaten,
Wonnerausch bescheidner Lust,
Heil euch, Früchte eurer Saaten
Reifen in der Menschenbrust.
Lob- und Dankgesänge eilen
Zu dem Geber laut empor,
Thoren mögen jammernd heulen,
Jubel füllt der Klügern Ohr.

Segen treufle sanft herab.
Lafst den Luftkreis Glanz erhellen,
Lächle Himmel, jauchzet Wellen,
Leben fürchte nicht das Grab!

Ihm,

Hochgefühl verruchter Thaten,
Wonngenuſs verdammter Lust,
Heil euch! eure Höllensaaten
Sprossen in der rauhen Brust:
Millionen Flüche eilen
Zu der Teufel Thron empor,
Und die lauten Jammer heulen
Melodie in's wilde Ohr!

Im tiefern Chor.

Donnert euren Fluch herab,
Triumphirt in allen Höllen,
Sturzet Himmel, spaltet Wellen,
Werfet Erden in ihr Grab!

W. F. G. Scheffner
Dln

Spätlinge.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius. 1803.

Verf.: Scheffner, J. G.

Spaetlinge

Königsberg

bey Friedrich Nicolovius

1813

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

66-54

Vorbericht.

Conversationspoesieen wollt' ich anfänglich diese kleine Verssammlung betiteln, allein der Antiacheron läfst sich nicht füglich in diese Classe stellen. Spätlinge kann ich sie aber gewifs nennen, weil sie, bis auf wenige, nach meinem funfzigsten Jahre geschrieben sind.

Wer 1736 gebohren ist, sollte sich zwar 1803 nicht mehr mit Versen abgeben, und den Apoll zu einem strafenden „N. N. was verfolgst du mich," aufreizen, allein das Lateinische quo semel est imbuta etc. und ein deutsches dem Alter nicht schmeichelhaftes Sprüchwort trifft nirgends gewisser ein, als beym poetischen Scherbenwerk, und so wie la Motte einst schrieb:

Pardonnés les fautes rythmiques
A ces riens poetiques,
Qu'un vain plaisir m'a fait rimer:
Je suis paradoxe ordinaire,
Assés sage pour n'en plus faire,
Et trop peu pour les supprimer.

so bitt' auch ich, mir den, eigentlich nur zur Vertheilung an meine Freunde und Bekannte bestimmten Abdruck von Versen zu

verzeihen, die keinen Nachfolger haben sollen, über deren einige ich aber nachstehendes erinnern muſs.

Der Antiacheron, der hier zum zweytenmal viel verändert, Gott gebe auch verbessert, erscheint, war nie zu einer förmlichen Widerlegung des Acherons bestimmt, die ein eignes treffliches Gedicht, nach dem Ideengange des Acherontisten erfordert hätte, und bleibt auch jezt noch ein auf Freundeszureden gemachter Versuch, den feindlichen Zudringlichkeiten jenes Dichters eine friedliche Wendung zu geben, und seine Schwerdter in Handsicheln zu verwandeln. Allein so geringen Werth ich auch auf meine ganze Autorschaft zu setzen gewohnt bin, würde es

An die Frau von F.

Für fünf war stattlich Bett gemacht,
Im Fall der Noth auch wohl für acht,
Mit Büchenholz war zum Kamin
Ein ganzer Kasten vollgefliehn.
Die Fliegen, die gern vor den Gästen
Am süfsen Kuchenwerk sich mästen,
Hatt' schon ein Wermuthsstrauch verscheucht,
Schon waren Fladen angeteigt
Und abgekehlt ein Lammsevnuch;
Babet hatt', wie zum Kirchbesuch
Den Hut der neusten Mode auf,

Rangirte, lief treppab, treppauf,
Frug immer: Was ist doch die Glock?
Sucht' jedem schon den Wanderstock,
Und statt der Hausbikesche zog
Auch ich mir an den Sonntagsrock:
Der Gärtner las zum Ankunftsschmaufs
Die glattesten Kartoffeln aus,
Man hackte Tannen, scheurte, kochte,
Und was nur Haus und Hof vermochte
War willkommlustig und bereit
Für Herr und Frau von F — heit.
Man wartete, man wartete
Nun auf die gutgeartete
Frau Fritzchen — ja man that's noch
heut,
Denn da sie es so ganz gewifs
Im Kirchstuhl an Babet verliefs,
Mit Kind und Kegel anzusprechen,
Und man so fest sich drauf verliefs,

Sie könnt' ein solch Gelübd nicht brechen,
So harrte man — doch was geschah?
Das Paar, dem man entgegen sah,
Blieb aus und fuhr in Einem Trapp
Vermuthlich bis nach A—p,
Wo alles köstlicher seyn mag
Wie hier, wo freylich jeder Tag
Erhielt die zugemefsne Plage,
Doch wo es, dafs ichs ehrlich sage,
Auch nicht an Plätzchen zum Erfreun
Gebricht, wenn man will gnügsam seyn.

Denkt, Freunde, denkt wie einsam nun
Hier alles jezt im Winkel sitzet,
Auf jeden Laut die Ohren spitzet,
Noch Eurer harrend, nicht will ruh'n
Und sich beynah möcht Leides thun,
Wenn S — neben London läg'
Wo dicke Luft den Geist so träg

Oft macht, dafs sich die Leut entleiben
Blos um die Zeit nur zu vertreiben.
Ob wir nun gleich am Leben bleiben
Und Knittelverse gar noch schreiben,
Ist doch das ganze Spiel verrückt,
Wir sind im Herbst April geschickt;
Wer aber macht ein froh Gesicht,
Wenn nicht dem Lauf das Ziel entspricht?
Wem bringt's nicht Aerger, wenn man irrt?
Die Hoffnung, die zu Wasser wird,
Macht Seekrank selbst auf festem Lande.

Da setzen wir uns nun am Strande
Der Wasserflüsse unsrer Flur
Betrübt zur Pflaumensuppe nieder
Und wünschen, doch schwermüthig nur,
Kommt bald zu uns, doch so nie wieder,
Und haltet nach vollbrachter Fahrt

Durch Eure Herrschaft, wo vom Bart
Das Volk der hoh' und niedern Art
Sich ungern, wie vom Veto trennt,
Bey uns den glücklichsten Advent.

An den Kammerpräsidenten von W.

Freylich geht kein festgeschlagner,
Glatt mit Kiefssand übertragner,
Stattlich breiter Hochwegsdamm
Bis zu mir — manch krummer Stamm
Streift unhöflich oft den Wagen,
Und aus dem Geleise ragen
Knittel, die, wo man sie findt,
Ueberall beschwerlich sind;
Aber, Freund, die Lebenswege,
Sind sie ohne Stöfs' und Schläge,
Selbst wenn das beschlagne Rad

Im Namen zweyer Töchter an ihren Vater.

Verwundre Dich nicht des Erkühnens,
Dafs Freude, Lieb' und Dankbarkeit
Im Bilde Heinrichs und Bethünens
Heut Dir ein Kunstfleifsprobchen weiht.
Partheyisch kläng', wenn wir es sagten,
Du seyst wie Sülly klug und treu,
Drum wünschen wir nur Dir und allen,
Dafs stets Dein Fürst ein Heinrich sey,
Dann ist dem Land und uns das beste Loos
gefallen.

Pro Memoria über das Heyrathen an die B. v. S. vor ihrer Verlobung.

In der Lebenslandschaft nimmt sich
Hymens Tempel schön und stattlich aus,
Und mit Eifer und mit Lust bestimmt sich
Gern zum Dienst in dieses Gotteshaus
Jeder fast — doch ob auch alle
Herr, Herr! rufend unter Jubelschalle
Seines Himmelreichs empfänglich sind,
Ob das da gesuchte jeder da auch findt,
Jenes zu bejah'n, dies zu verneinen,
Wird nur dem bedenklich scheinen,
Der nicht glaubt, dafs jedermann

Hier schon glücklich werden muſs und kann,
Fängt er's nur beym rechten Ende an.

Weil indeſs am Schluſs des Laufes,
Man Gewinn und Nachtheil jedes Kaufes
Füglicher als Anfangs schätzen kann,
So erlaube einem alten Mann,
Der in mehr als vierzig Jahren,
Die er älter ist wie Du,
Bald im engen, bald im weiten Schuh,
Manches unterwegs erfahren,
Das von Glück und Freud und Ruh
Den am wenigsten entfernt,
Der es zeitig kennen lernt.

Gleich beym Eingang muſs ich ehrlich sagen,
Freyen sey kein kleines Wagen,
Weil man vielem muſs entsagen,
Was so oft der mütterliche Heerd

Ohne daſs man selbst es kocht, bescheert.
Freylich machen Lust und Lieb zum Dinge,
Nach dem Sprüchwort, Müh und Arbeit g'ringe,
Und ein zweytes Sprüchwort lehrt:
Eigner Heerd sey Goldes wehrt;
Aber um dies Gold zu haben,
Muſs man tief, oft sehr tief graben,
Und bey Leib es nicht für Hausverdruſs
Oder Ehstandspflichttheil halten,
Wenn man auch bey trüben, kalten
Regentagen förmlich schwitzen muſs.

Alle Freyheit ihres Lebens,
Giebt die junge Freyerin
Mit dem Altar-Ja dem Manne hin:
Jeden Vortheil ihres Strebens
Nach Glükseligkeitsgewinn
Legt sie abzuglos in seine Casse,

Zwar nicht, dafs er ihn allein verprasse,
Sondern sie, zu treuem Lohn und Dank
Für so manchen sauren Tritt und Gang
Auch ihr Theil dran nehmen lasse.

Wird für solch ein Freyheitsopfer Dir
Mismuth nicht ins Köpfchen steigen?
Wird sein Rauch dann nicht zur Ungebühr
Alles Dir im Hause räuchrich zeigen?
Wirst Du eigenliebig nicht vergessen
Auch die Freyheits-Steuer nachzumessen,
Die der Ehmann auch zum Altar trägt,
Und die, treu der Waage aufgelegt,
Seine Schale wohl gar niederschlägt?

Ersgeburt nach alt und neuen Rechten
Giebt ein Vorrecht; mit dem Mann
Um das Hausprimat zu fechten,
Steht drum keiner Männin an.

Alles was die Welt mit Kunst ersann,
Und der schlauste Weibergeist erfunden,
Ward von der Natur stets überwunden,
Die den Dingen von verschiedner Art,
Wenn sie ja der Menschen Vorwitz paart,
Keine Enkel aufbewahrt.

Wird's Dir gnügen, wird's Dir Freude seyn,
Für Dein Hausgebiet allein,
Nur für Einen ganz zu leben?
Auf dem Lebenswirkstuhl nichts
Als zum Hausbedarf zu weben?
Nie durch Strahlen fremdes Lichts
Deinem Wehrte Flitterglanz zu geben?
Wird, wenn Du einst Mutter bist,
Dir, was wahres Mutteramtes ist,
Jene Bitterkeit versüfsen,
Die die Mütter vorher schmecken müssen,

Auch, dafs Er den Einen liefs sich finden,
Der mit sanfter, edler Dulderhand
Die Verzeihung aller Schwachheitssünden
An die Reue des Nichtmehrthuns band.
Wie erweiterte das nicht die Sphäre
Seiner Güte, denn durch ihn entstand
Glaube und Vertrauen zu der Ehre,
Die der Mensch im Menschseyn fand.

Frömmelnd kniet man zwar noch in den Hallen,
Die man irrig Häuser Gottes nennt,
Läfst gedankenarme Lieder schallen
Ueber Dinge, die kein Auge kennt,
Läfst geweihtes Licht vor Heilgen brennen,
Die die Erde einst entheiligten,
Hört von Schwärmern geistlos das Gott nennen,
Was sie sinnlich dichteten.

„Mufste sich denn da ein Mensch erst finden,
Dessen sanfte, edle Dulderhand
Der entgängelten Geschöpfe Sünden
An ein kalt Verzeihn der Gottheit band?
War denn so beschränkt des Schöpfers Sphäre,
Dafs das Wesen, das durch ihn entstand,
Dafs ein Mensch bey Menschen höh're Ehre,
Als ihr Aller Schöpfer fand?“ —

Sklavisch knie' ich in den weiten Hallen,
Die man Tempel eines Gottes nennt;
Hingeworfen hör' ich Hymnen schallen
Einem Wesen, das kein Auge kennt.
Mufs bald ehrfurchtsvoll für Heilge brennen,
Die die Erde einst entheiligten;
Mufs den Einzgen bald mit Namen nennen,
Die ihm Schwärmer dichteten.

Aber weg mit so verfälschten Lehren,
Wenn gleich die an Trug gewöhnte Welt
Formel und Geheimnifs zu beschwören
Für ein Ueberzeugungsmittel hält,
Weg das Kunstgewäsch des Wörterwissens,
Womit Hochmuth sein Nichtwissen deckt,
Wenn mit Zweifelzangen des Gewissens
Priesterey die Layen neckt.

Dummheit borgt vom Sonnenglanz der Wahrheit
Für Symbole oft den Glaubensschein,
Hüllt sich in der Sümpfe Irrlichtsklarheit
In des Heerrauchs falben Purpur ein.
Kunstbetrug, reich an erborgtem Schimmer,
Zieht den Schwachen dann magnetisch an,
Täuscht ihn durch der Dogmen Wortgeflimmer,
Das er nicht enträthseln kann;

Macht

Sind denn dieses die gepriesnen Lehren,
Deren Allmacht eine halbe Welt
Mit des alten Aberglaubens schweren
Ketten an das Unbegriffne hält?
Sind denn dies Symbole hohen Wissens,
Die mich stolz darnieder donneren,
Und bey Sclavenbanden des Gewissens
Blinden Glauben predigen?

Im Gewande tief verborgner Wahrheit,
Leihet Dummheit trügerischen Schein;
Und das matte Licht verstellter Klarheit
Hüllt ein Nichts in falschen Nebel ein.
Ihres grofsen Trugs erborgter Schimmer
Zieht den Schwachen dann magnetisch an,
Und er folgt dem täuschenden Geflimmer,
Das er nicht erspähen kann.

Prutenien zur Mutter lieh,
Und Preis dem Könige, der Sie
Uns zuführt. Seiner Vaterfreuden
Vollendung bring Ihm stets Ihr Blick,
Sie sind in seinem Wohl Ihr Glück,
So blüht das unsre stets in Beyden.

Die Natur.

Wie wunderschön ist die Natur,
Wie reich an Glanz und Freude!
Sie reizt in Blumenreicher Flur,
Gefällt im Winterkleide,
Im Blüthenbaum, im Waldgesang,
Im Sonnen Auf- und Untergang.

Wem flößt sie nicht Gefühle ein,
Die sanft das Herz bewegen?
Quillt nicht aus ihr wie Thau so rein
Ein milder Schönheitssegen,
Den sie so liebreich jedem giebt,
Der sie zu sehn versteht und liebt?

Unschuldige Natur, wie weit
Stehn alle Kunstgewebe
Dir nach in deiner Herrlichkeit!
Wohl mir, wenn ich Dir lebe,
Und sterb wie du, dann weifs ich fest,
Dafs mich das Leben nicht verläfst *).

*) Und sterb ich winterlich gleich dir,
So lächelt einst ein Frühling mir.

Billet an Göthe.

Ruhmbekränzter, stolzer Göthe,
Sage, steigt Dir keine Röthe
In Dein männliches Gesicht,
Wenn Dein Witz bey übler Laune,
Sich Gelegenheit vom Zaune
Andern Hohn zu sprechen bricht?
Sollten mancher Männer Gaben,
Die Dein rascher Xenienspeer
Ohne Noth verwundt so schwer,
Nicht viel mehr genuzt schon haben,
Als so manches Schriftlein frommt,
Wenn es gleich aus Weimar kommt?

Mann, zum Grofsen nur geschaffen,
Brauch nie mehr die Schimpfspielswaffen,
Bleib bey Deiner Kunstnatur.
Distichen und Epigramme
Sind am edeln Fruchtbaumsstamme
Immer Schöfslingswölfe nur.

Prolog
an den Acheronsleser.

Die Welt im Traum — die Welt im Wachen.

Freund Leser, schau das Zwillingspärchen an,
Und hast du Grund und Lust sie beyde zu verlachen,
So wag's, den Drilling selbst zu machen
In dem man wachend träumen kann:
Jezt aber lafs dich nur bedeuten,
Es habe jeder Strom zwo Seiten.

Ja, sie kennt sie, und den Südseebrü
dern
Bietet Cook die freundschaftliche Hand,
Weihet sie zu neuen Menschheitsgliedern,
Macht sie mehr mit eignem Wehrt bekann
Sucht durch Fleifs und Sitte sie zu locken
Von der Wildheit in den sichern Arm
Stiller Bürgertugend, und dies Locken
Zähmt der Jägerhorden Schwarm.

„Himmelswürdig ward das Band geschlunge
„Das zwo Seelen unauflöslich band,
„Als von Freundschafts-Edelmuth durch
drungen,
„Pylades auf eignen Tod bestand.
„Selbst Tyrannen mufsten Freundschaft ehre
„Als zum Freunde Damon l e b e schrie,
„Nezten Dionysens Auge Zähren
„Und die Menschheit ehrte sie.“

Nein, in Herzen seiner fremden Brüder
Wühlet Kortez' durst'ge Mörderhand;
Friedlicher Kaziken schwarze Glieder
Sind zerstreut im blutgefärbten Sand.
Pfaffenlist und Fanatismus locken
Teutsche Helden aus der Gattin Arm,
Stürzen sie, von wildem Siegsfrohlocken
Tönt der Sarazenen Schwarm. —

Götterwerth ward jenes Band geschlungen,
Das Orest an wahre Freundschaft band,
Wenn von hohem Edelmuth durchdrungen
Pylades auf eignen Tod bestand.
Selbst Tyrannen konnten Freundschaft ehren,
Wenn dem Freunde Damon lebe schrie,
Schmückten Dionysens Auge Zähren,
Und die Menschheit ehrte sie.

„Hält jezt Freundschaft noch in solchem Bande,
„Wie sie Pythias und Damon hielt?“
Ja, sie hält, und wird in jedem Lande
Gleich an Kraft, nur nicht so laut gefühlt.
Warum starrt man blos nach Tauris Meere,
Ward blos da der Freundschaft Wunsch gestillt?
Blick um dich, du findst in naher Sphäre
Freunde, für dich ausgebild't.

„Als sich einstens fröhlich um Altäre
„Liebesreihn im Tanze schlängelten,
„Und am seidnen Band die Mädchenchöre
„Männerherzen lieblich gängelten,
„Als man Freuden, aus Natur entsprossen,
„Keiner Sinnlichkeit beschuldigte,
„Ward da Liebeslust nicht mehr genossen,
„Weil man frey ihr huldigte?“

Seh'n wir noch der Freundschaft heil'ge Bande,
Die für Damon Pythias erhielt?
Nein, Trinacriens zerstörte Lande
Zeigen nicht, was Pythias gefühlt!
Staunend starren wir nach Tauris Meere,
Sehn durch Götter Freunde-Weh gestillt:
Doch dies bleibt für uns nur höh're Sphäre,
Bleibt ein unerreichbar Bild. —

Damals als um heilige Altäre
Sich in Paphos Reihen schlängelten,
Unschuld, Tugend blühten, als Cythere
Noch und Freude Menschen gängelten,
Die, der milden Schöpfung erst entsprossen,
Fluch und Laster nicht beschuldigten,
Unschuldsvolles Wonnegefühl genossen,
Reiner Liebe huldigten:

Eh als Ring und Liturgienbande
Hände an einander festigten,
Waren Eifersucht und Treubruchsschande
Greuel, die Genufstrieb schändeten;
Sah man Prognens und Medeas Wüthen,
Das in stolzer Rache sich ergofs,
Sah man Weiber, die von Wollust g
ten,
Oft wenn Blut der Unschuld flofs.

Liebe kann noch jedes Herz empfind
So wie unsre Vorwelt sie empfand,
Gnügsam lehrt Natur den Kranz ihr win
Und entreifst ihn nur zu gier'ger Hand.
Noch thront Liebe auf beblümten Fluren
Ist der Hayne schönster Wiederhall,
Unverlöscht sieht man noch ihre
ren,
Hört man ihren Jubelschall.

Nicht des Ehstandsjoches ehrne Bande
Herzen an einander schmiedeten,
Eifersucht, Gefühl erlittner Schande
Nicht im wilden Busen siedeten,
Noch nicht Progne's, nicht Medea's Wüten
Tigerdurst in Weiberherzen gofs,
Nicht von Wollust geile Adern glühten
Und das Blut der Unschuld flofs:

Frohe Liebe mufste da empfinden,
Wer die Reitze der Natur empfand,
Mufste Blumen zu dem Kranze winden,
Den die Liebe ihrer Göttin wand.
Liebe thronte auf bethauten Fluren,
Liebe war der Wälder Wiederhall,
Freudig folgten alle ihren Spuren,
Horchten ihrem Jubelschall.

Rascher Neigung jugendliche Triebe
Weben auch noch jezt das Seelenband,
Unauflöslich wird der Bund der Liebe
Durch des Wechselzutrauns Unterpfand.
Wenn um Gatten muntre Enkel spielen,
Segnen sie noch jezt den Augenblick,
Der sie glauben liefs und gnügsam fühlen,
Häuslichkeit, dein hohes Glück.

Nichts verbeut der Liebe Glut zu
fühlen,
Nur der Taumel rascher Phantasie
Läuft zum Feuer, um sich abzukühlen,
Und verbrennt sich — Hoffnungslos darf
nie
In der Brust bescheidne Flamme lodern,
Sie, die Wollusträusche meiden lehrt,
Kann auch dann Befriedigung noch fodern,
Wenn schon Sinnlust aufgehört.

Sympathie und reine Herzens-Triebe
Schlangen da der Seelen sanftes Band,
Unauflöslich war das Band der Liebe,
Liebe war der Treue Unterpfand.
Froh, wenn muntre Enkel um sie spielten,
Dankten Gatten noch dem Augenblick,
Da zuerst sie für einander fühlten,
Und dies war ihr Götterglück.

Liebe, darf ich dich denn nimmer fühlen,
Darf im Taumel schneller Phantasie
Nur dein Götterbild das Feuer kühlen,
Das mein Innerstes durchglüht, darf nie
Hoffnungsvoll die Flamme in mir lodern,
Die mich Götterglück verachten lehrt?
Aber ach, bis mein Gebein vermodern
Wird, umsonst den Geist verzehrt! —

Ein Gewifsheitsgoldgran wiegt den Schim
mer
Eurer blankgeschliffnen Ahnung auf,
Wahnsinn führt vom Ziele ab, und nimmt
Stärkt der Sporn des Schwachen Kraft zum Lau
Lieber bleibt in abgemefsnen Räumen,
Athemlos ists Laufen zehnfach schwer.
Wirklichkeiten wachsen nicht aus Träumen
Wahn bleibt ewig Wahrheitsleer.

Ohne dafs ich wufste, wer mich zeugte
Oder welches Weib mich einst gebahr,
Wuchs ich auf, und wenn mich Kummer
beugte,
Rettete mich stets aus der Gefahr
Der, der einst mein Wesen liefs entstehen;
Sollt ich Eingriff in sein Vorrecht thun?
Solchen Vorwitz lafs ich mir vergehen,
Und auf ihm mein Gluck beruhn.

Eurer Ahndungen verworrner Schimmer
Wiegt kein Stäubchen von Gewiſsheit auf,
Euer schiefer Zug ereilet nimmer
Lichter Wahrheit unbekannten Lauf.
Fruchtlos schweift ihr in den weiten Räumen
Der Imagination umher,
Und sucht Wirklichkeiten zu erträumen:
Doch der Denkkraft Thron bleibt leer.

Ach ich wuſste nicht, daſs man mich zeugte,
Wuſste nicht, daſs mich ein Weib gebahr,
Kaum entstand ich, und das Schicksal beugte
Meines Willens Willkühr nieder, war
Mir Despot, wenn andre mein Entstehen
Ohne meinen Willen bildeten,
Kann ich denn auch nicht durch mich vergehen,
Durch mich selbst nicht endigen? —

Furchtlos kehr ich hin zur Muttererde,
Wenn der Todesschauer mich durchbebt,
Dafs der Körper Staub, wie sie ist, werde,
Gnug, wenn nur die Seele weiter lebt,
Sie, die aller Schönheitanblick rühret,
Die die Schöpfung hier schon herrlich fand,
Wenn die nur die Gottheit sicher führet
In ein neues schönres Land,

Wo sie frey ist — dafs sie's werde, nehmen
Himmelskräfte alles Irdische ihr ab,
Dafs sich nicht zum Flug die Schwingen lähmen,
Dienet ihr zur Läuterung das Grab;
Und sie bleibt dann ewig ohn die Bande,
Die sie engten, störten, fesselten,
Ohne Trugideen, die im Leibgewande
Tief zu forschen hinderten.

Nimm mich zu dir, mütterliche Erde,
Daſs mich Todesschauer bald durchbebt,
Daſs der Körper bald zu Staube werde,
Den mein müder Geist nur schwach belebt,
Mag er sterben, dieser Geist, so rühret
Den kein Schmerz mehr, der nur Kummer fand,
Oder bleibt er, Götter, o dann führet,
Führt ihn in ein beſsres Land!

Schafft ihm Freyheit, diesem Geist, und nehmet,
Reiſset ihm die irdne Hülle ab,
Die zum Fliegen ihm den Fittig lähmet,
Werfet sie in's heiſsersehnte Grab:
Oder ich zerreisse diese Banden,
Die mich an ein Daseyn fesselten,
Dem ich fluche, wo mich Teufel fanden,
Und in Höllen peinigten!

Möcht die meine bald hinüberschweben
In das Land, das fern schon reizend war,
Da sich anzusiedeln in dem Leben,
Dessen Vorspiel mir die Erde war,
In dem Leben, das den Irrthumsbanden
An dem Wahrheitsfaden lehrt entgehn,
Und wo die der Freyheit Anfang fanden,
Die mit Wahrheit endigten.

Hoffend will ich dort hinüber schweben,
Wo ich besser werde, als ich war,
Oder fluchend endigen ein Leben,
Das mir Elend ohne Zahl gebahr,
Frey seyn will ich dort von jenen Banden,
Die auf Erden mich erniedrigten,
Oder schwinden, wie einst alle schwanden,
Und zum Nichts dann endigen.

E p o d e.

Verrücken sie das grofse Meisterziel,
Drum wich der Schöpfer und der Menschheit Glanz verfiel,
Und nun weilt über aufgehäuften Leichen,
Wohin man sieht, der thränenvolle Blick,
Der Fanatismus siegt, die Starken weichen,
Und um Jahrhunderte kommt die Cultur zurück.“ —
Halt ein, noch ist das Band nicht aufgeschlungen,
Das Menschen an einander hält und hielt,
Noch ist die Tugend nicht vom Laster überrungen,
Noch wird der Sitten Werth gefühlt.
Man lernt, dafs Cäsars Heldenthaten
Und der Heroen kriegrisches Bemühn
Noch lang nicht gnügen grofser Staaten
Wohlfahrtsgewächs grofs zu erziehn.
Man lernt des Volkes Rechte schätzen,
Selbst Fürsten huldigen Gesetzen,

Entrücktet ihr das göttlich groſse Ziel: —
Der Schöpfer wich — der Menschheit Glanz entfiel! —

Jezt weilet über hochgehäuften Leichen,
O Götter, nur mein thränenvoller Blick,
Der Fanatismus siegt, die Edlen weichen,
Mit ihnen fällt die Welt Jahrhunderte zurück. —

Umsonst war jedes schöne Band geschlungen,
Das sanft die Menschheit an einander hielt,
Umsonst der Tugend Preis errungen,
Umsonst der Sitten Werth gefühlt,
Umsonst sind Cäsars Heldenthaten,
Umsonst beglücket Heinrich seine Staaten,
Umsonst ist seines Enkels herrliches Bemühn,
Den angeerbten Staat der Armuth zu entziehn,
Umsonst lernt er des Volkes Rechte schätzen,
Und unterwirft sich menschlichern Gesetzen;

Das Weltglück steigt empor, der Dummheit Nebel sank,
Es siegt Verstand — die Tugend triumphiret,
Der Aberglaube flieht — dem Gott, der so es führet
Und so vollenden wird, gebühret dem nicht Dank?

Die Völker werden nicht mehr morden,
Sie trocknen ab vom Schwerdt das Blut,
In Dörfer wandeln sich die Hordeh,
Gefühlsverfeinerung folgt auf Barbarenwuth:
Die Menschheit lernt zum ächten Leben
Durch Sittenbeſsrung sich erheben,
Verabscheut, was von jeher sie entehrt,
Und hat die Tugend einst ihr groſses Ziel errungen,
Dann wird vom Himmel sie umschlungen —
Und ist sie dann nicht seiner werth?

Umsonst — der Tugend Stütze sank —
Das Laster siegt — die Hölle triumphiret —
Der Engel flieht — ein Teufel führet
Den Streich — dies ist der Dank! —

Wie lange, Völker, wollt ihr morden?
Wie lange träuft das Schwerdt von Blut,
Wie lange rasen eure Horden,
Wann endigt eure zügellose Wuth?
Lernt Menschlichkeit von Kannibalen,
Lernt Edelmuth und Sitten von Vandalen; —
Doch nein, — ihr seyd zu tief entehrt,
Der Sünden grofses Ziel, es ist errungen,
Die Hölle hat euch schon umschlungen! —
Ja, Völker, ihr seyd ihrer werth!

H y m n e.

Man sey stets in Gefahr vorbey zu fahren,
Wollt' man und könnt' man auch Clapro
thische Chemie
Und Kästners Markscheidkunst und Zach
Astronomie,
Und Lamberts Organon, und Humbold
Forschgenie,
Und Svarez Rechts- und Spaldings Glau
benstheorie,
Und was Natur und Kunst je lehrte un
verlieh,
Zum Orientiren und vor Irrthum zu be
wahren
Mit Kants Vernunftkritik und Jean Pauls
Witzmagie
In einem Leibnitzkopfe paaren,
So bleibt doch stets Gefahr dem Ziel vorbey
zu fahren. —

Vielleicht, wenn man das jedem nahe Ich,
Das trotz der kunstgerechten Menge
Von Regeln und Signalen sich
Bald schnellen Schwungs, bald mit Gedränge
Rechts, links und rückwärts zieht, wenn man dies Ich
Durch Kants Imperativ, der keine Nebengänge
Erlaubt, und vom Princip nie schwankend deklinirt,
Zur schnurgeraden Haltung zwänge?
Sollt sein Gesetz, monarchisch eingeführt,
Nicht das ermüdende vergebne Kreisen
Ums Ziel verhindern, und die Bahn
Dem Sucher ebnen oder weisen,
Der nicht mit Vorsatz Trug und Wahn
Zum Leitstern wählt auf Lebensreisen? —

Und wenn dies alles nun die Probe
nicht besteht,
So schlau und dreust man auch die Schulen
durchgegangen,
Was ist dann mit dem Leben anzufangen?
Fürwahr sonst nichts, als so wie's einmal geht
Im Zickzack und Spiral und Kreis' es gehn zu
lassen,
Doch nur nicht stets in ihm das Schlimmste
aufzufassen,
Und wie der Acheronspoet,
Das Arge, wo es fehlt, musivisch einzustiften,
Um so das Gute selbst durch Ingrimm zu
vergiften.

Die Unsterblichkeit.

An denselben.

Da, wie es heifst, die schönen Nachtigallen
Bey Fasch dem Kennerohr so trefflich schon gefallen,
So mufs der Wellenschlag vom Ufer jener Welt *),
Wenn er zur Harmonie der Sphären
Sich wie im Traum des Scipio gesellt,
Für den, der auf die Kunst zu hören

*) Ein Ausdruck aus seinem Briefe an mich.

Sich recht versteht, ein wahrer Ohrschmaus seyn:
Doch mein Gehör ist, leider! nicht so fein,
Ihm klingt der Wogenschlag der Todessee
wie Brandung,
Und ungewifs bin ich der Landung,
Wag ich's, mit Gamas Dreustigkeit,
Ums Vorgebürge dieser Erdenzeit
Nach einer andern Welt zu schiffen.
In meinem Sinne pafst das Wort Unsterb-
lichkeit
Des Umfangs wegen nicht mit den Begriffen,
Die sich der Geist bey seinem Maafs der Zeit
Zusammenborgt, um ohne Schüchternheit
Aufs Ewigseyn sich Anspruch zu erlauben.

Ist's nicht vielleicht schon ungerecht zu
glauben,
Des Lebens befsrer Theil sey nicht für unsre
Zeit,

So reich sie ist am Guten und am Schönen?
Ist's nicht vielleicht Undankbarkeit,
Durch Wünsche sich zur Hoffnung zu gewöhnen,
Die uns die lieblichen Genüsse unsrer Welt
Mit Timons Ueberdrufs vergällt,
So, dafs ihr Werth aufs Minimum oft fällt?
Wird, durch die Phantasie in falsches Licht gestellt,
Der Zukunft Glück nicht überfeinert,
Und das der Gegenwart verkleinert?
Spricht nicht in jedem fast ein rechtliches Gefühl,
Das Ewigdauren sey zu viel
Für alles, was wir hier begonnen,
Gerechter Lohn sey hier schon gnug gewonnen?
Ist's nicht ein blos Phantasmenspiel
Des Frühlings Wiederkunft, der Raupe Umgestalten

Und Palingenesie, leicht sei sie oder schw
Für Bürgschaft unsrer Wiederkehr
Zum Leben andrer Art zu halten?
Ists nicht der Schlüsse trüglichster,
Wenn dreust der Mensch, der die Natur
Wesens,
Das aller Wesen Urquell ist,
Getäuscht durch seines Bücherlesens
Grundlosen Stolz nur menschlich mifst,
Aus seinem Ideal des ewgen Wesens
Auf Aehnlichkeit mit ihm an Kraft und Da
schliefst?
Ist Lebenslust, die in den Jahren,
Wo sich Erfahrungen mit kälterm B
paaren,
Oft sich mit jedem Tage häuft,
Und oft am wärmsten den ergreift,
Der sonst nichts wünscht, nichts scheut, n
tiefgegründtes Ahn

Der Tod könn nicht den Weg uns bahnen
Zum Leben einer andern Welt?

Jedoch wer weifs, sind die Corallenriesen
Der Zweifel nicht ums Eyland künftger Welt,
Den Brandungsschaum vermehrend hingestellt,
Zu ihr die Lust, in uns den Muth zu prüfen,
Und unser Zutraun zu der Hand,
An der das Licht stets Bahn durchs finstre Chaos fand,
Zu mehren, zu befestigen, zu heben?

So lafs uns denn, ohn' vor und hinter uns zu sehn,
Ohn mit Vernünfteley dem hier schon nachzuspähn,
Was dort mit Geistern könnt geschehn
Zu ewgem Tode oder ewgem Leben,
Ganz ihrer Weisheit uns ergeben:

In den Stoen alter Weisen wohnte
Tugend fördernde Philosophie,
Die dem Lehrenthäter reichlich lohnte
Wenn sie ihm den Bürgerkranz verlieh —
Aber auch noch jezt wirkt weiser Lehren
Einfluſs mächtig auf ein jedes Land,
Stiftet zwischen That und Wissens-Ehren,
Durch den Fleiſs ein sichres Band.

Ganz wie sonst formt man noch an Systemen
Und klärt auf, was unsre Aussicht trübt,
Sucht den dichten Schleyer wegzunehmen,
Der der Wahrheit Angesicht umgiebt —
Wünscht durch Kunstversuche zu entsiegeln,
Was, vielleicht zum Glück, noch Räthsel bleibt —
Wähnt selbst die Natur zu überflügeln,
Die mit uns ihr Spiel dann treibt.

In den Stoen alter Weisen wohnte
Einst der Tugenden Philosophie,
In den Tempeln höh'rer Wesen thronte
Edle Weisheit, die ein Gott verlieh.
Ach, wo blieben jene goldne Lehren,
Deren mächtger Einfluſs jedes Land,
Jeden der sich sehnte sie zu hören
Fest an weise Tugend band?

Mühsam formt der Denker an Systemen,
Deren Nacht sein sterblich Auge trübt,
Sucht den dichten Schleyer wegzunehmen,
Der zu fest ein Hirngespinst umgiebt.
Stolz will er Mysterien entsiegeln,
Deren Sinn ihm doch ein Räthsel bleibt,
Und glaubt den Verstand zu überflügeln,
Der mit ihm sein Spielwerk treibt.

Pflege nicht im Garten
Blos das Blumenbeet,
Ohn' auch abzuwarten
Was man nutzbar sät.
Zeitvertreib brauch mäßig,
Arbeit treib nie lässig,
Freuden Mitgefühl
Macht dir Fleiß zum Spiel.

Schlag Empfindungspossen
Dir aus Herz und Sinn,
Weichlich und verdrossen
Trägt dir nichts Gewinn;
Tanz und Liedernoten
Sind dir nicht verboten:
Werd aus Ziererey
Nur nicht Küchenscheu.

Vorsicht ist ein Hüter,
Der manch Fallen spart,
Wirthlichkeit mehrt Güter,
Nuzt sie und bewahrt,
Ungeduld im Leide
Hilft nichts, führt zum Neide,
Hoffnung stärkt den Muth,
Macht die Laune gut.

Zur Geduld bequem dich,
Lern Gehorsam früh,
Alles Lügens schäm dich,
Segen bringt es nie;
Wahrheit nur hilft weiter,
Macht die Seele heiter,
Läßt von Schuld und Reu
Das Gewissen frey.

Glaub, ein gut Gewissen
Macht erst Glück zu Glück,
Denen die es missen
Droht ein hart Geschick,
Menschenhafs beschwert es,
Eigensinn verkehrt es;
Unschuld macht's allein
Ruhig, froh und rein.

„Lafs zum Vielerfahren,
Aug und Ohr nie ruhn,
Worte kannst du sparen,
Guts zu viel nie thun.
Widerspruch und Schelten
Brauchen Kluge selten,
Und zum Murrgesicht
Kommt das Hausglück nicht."

Diese

Diese Mädchenlehren,
Heifst es spät und früh,
Hältst du sie in Ehren
Und befolgst du sie,
Helfen den dir finden,
Der, dein Glück zu gründen,
Mit dir, liebes Kind,
Herz und Hand verbindt.

Wenn ich den doch fände!
Denn für mich allein
Bis ans Lebensende
Möcht ich ungern seyn.
Ihn nicht zu entfernen
Will ich alles lernen,
Auch gewifslich dann
Thun, so viel ich's kann.

Wiegenlied.

Schlaf du Herzensjunge,
Fühl im Wiegenschwunge
Noch der Mutter Arm,
Die zum Schlafe weich und warm
Satt an ihrer Brust dich pflegte,
Eh sie her dich legte.

Schlaf du Herzensmädchen,
Fühl im Wiegenbettchen

Schlafe kleiner Knabe
Still und fest, und habe
Keinen bösen Traum,
Mitternacht's erwart ich kaum
Wetterkundger Hähne Krähen,
Um nach dir zu sehen.

Schlaf du liebe Kleine,
Muſs es seyn, so weine
Jezt und künftig nie,
Wenn die Hähne morgen früh
Ihre Weckerlieder krähen,
Komm ich nach dir sehen.

Schlaf recht lang', denn Kinder
Wachsen viel geschwinder,
Wenn sie lang' und still
Schlafen — gern und doppelt will
Ich mit Milch und Schlaf dich laben,
Bald dich groſs zu haben.

Noch ein Kufs — so süfse
Wie der Kufs ist, schlüfse
Jezt die Augen zu;
Meine suchen auch die Ruh,
Um recht klar dich beym Erwachen
Wieder anzulachen.

Lieg recht still zum Schlafe,
Sonst weckt dich zur Strafe
Morgen nicht mein Kufs,
Schlaf, weil ich auch schlafen mufs,
Um der Mutterschaft von neuen
Mich mit dir zu freuen.

Bey

Gelegenheit der Vertheidigungsschriften für das Kantische System.

Wenn Staatsempiriker es wagen,
Dem, was sie halb aus Adam Smith gelernt,
Laut metacritischer Erfahrung zu entsagen,
Und eine Theorie, die wahres Glück entfernt,
Mit Wörterglanz und Wasserlicht umsternt,
Den Layen täuschend vorzutragen,

Dann wünsch ich, dafs die Nemesis,
Zu Schutz und Ehr' der guten Sache,
Die sie entstellen, schnell erwache,
Des Labyrintes Finsternifs
Beleuchte, jeden Misgriff rüge,
Und kämpfe bis zum vollsten Siege.

Wenn aber critische Aedilen,
Gelockt von Lust zu Bücherzwist,
Auch wo es ihres Amts nicht ist,
Zu Lehr und Straf sich aufgefodert fühlen,
Ohn selbst zu baun mit Baugeschirr nur spielen,
Und im Vertraun auf Zahl und Alter ihrer Zunft,
Statt die Miskenner der Vernunft
Vom Ueberschritt der Gränze abzumahnen,

Den alten Weg, der ihre Kräfte stumpft,
Durch Dichterschmuck und Wortschein breiter bahnen,
Ideen spalten und verdrehn,
Und statt dem Wahrheitssterne nachzuspähn,
Nur nach dem Mann im Monde sehn,
Dann lafst sie wie der Fabelfrosch sich blähn,
In ihrer Schreibsucht Bahn auf Steckenpferden reiten,
Doch ohne sie schulmäfsig zu begleiten.
Bey ihrem Falle läfst kein Quentchen sich erbeuten,
Und um die Wahrheit sich mit ihnen laut zu streiten,
Giefst Oel ins Feur und macht vergebne Müh:

Lafst ihnen Zeit und Raum, sich selber zu
besinnen,
Dies kann vielleicht sie noch zurück ge-
winnen.

Doch wer auf Zeit und Raum sich so
versteht wie sie,
Wird der im Dunstkreis eigner Gaben
Je Zeit und Raum zur Befsrung haben?

An den Erzpriester G. in L.

Ein neues Jahr, ein neu Jahrhundert,
Ja wohl fast eine neue Welt!
Ihr Alten schweigt, staunt und bewundert
Auch das sogar, was euch misfällt.
(Aus einem Briefe des General Günthers.)

So hat denn nun das achtzehnte Jahrhundert,
Schon lang genug durch Lob- und Tadelsucht
Bald hochgesegnet, bald verflucht,
Bald laut geschmäht, bald laut bewundert,

So hat denn dies Cameleonsjahrhundert
Jezt ausgelebt, und das erneute stellt
Beym ersten Eintritt uns in eine neue Welt.

Wird sich in ihm die Zahl der Truggestalten
Vermindern? wenigstens unschädlicher entfalten?
Wird über uns ein friedlich Schicksal walten?
Wird das, was uns im Lebensschacht gefällt,
Der Schlacken weniger, des Goldes mehr enthalten?
Wird nicht in ihm, durchs grofse Ich gestöhrt,
Der Eifer für die Menschheit gar erkalten?

Es scheint, ein jeder Jahrgang mehrt
Die Anzahl solcher Vorwitzfragen,
Selbst das Gelernte scheint, je künstlicher man's lehrt,
Mehr Steingeröll zum Babelbau zu tragen.
Soll nun, da solches Baun fast immer misgerieth,
Und unergreiflich fast die Wahrheit vor uns flieht,
Man gar nicht baun, und mit dem grofsen Haufen,
Dem Vorurtheil getreu, nie mehr nach Wahrheit laufen?
Sich in des Müssiggangs Gebiet,
Die Händ im Schoofs, ein Himmelbettchen kaufen?
Soll man, weil jede Neujahrswelt
Von der verschwundenen ein Nachbild nur enthält,
So thun, als ob uns nichts in ihr gefiele?

Ich denk, auch sie hat neue schöne Ziele,
Darum nur dreust gezielt, zufrieden und vergnügt,
Wenn in die Scheibe auch nicht jede Kugel fliegt.
Machst du es auch nicht so? Gewifs machts so dein Günther,
Der sezt des Lebensspiel gelassen fort, gewinnt er,
So theilt er den Gewinst rasch aus mit froher Hand,
Macht gleich kein Zeitungsblatt den Theilungsakt bekannt:
Thut seinem Biedersinn das Schicksal Widerstand,
Trift ihn Verlust, den edeln Mann, so sinnt er
Auf Mittel, ihn mit ächtem Heldenmuth
Zu tragen, und macht so das Böse wieder gut.

Was soll man also? Weinen? Lachen?
Verstummen? Schwatzen? Schlafen? Wachen?
Stets Wasser trinken? Stets nur Wein?
Stets auf Redouten gehn? Stets ruh'n im Kämmerlein?
Ich denk, man thue keins auf immer und allein,
Und glaub' es steck im Allen Alles seyn;
Das führt zum wahren Glück, den Starken und den Schwachen
Erreichbar, hält man nur stets sein Gewissen rein,
Und strebt, so viel man kann, es Günthern gleich zu machen.

An einen Freund meiner Jugend.

Zum Geburtstage.

Im Lenze blühn die Gärten alle schön,
Und froh vergessen wir des Winters Frost in ihnen;
Doch wenn im späten Herbst sie auch noch grünen,
Wird dann nicht Seltenheit des Anblicks Reiz erhöhn?
Wer dankt nicht kindlich dann der Erde
Für diesen Schmuck, und wünscht, dafs sie

Vom Froste ungestört, so lange grün und
blüh
Bis reife Frucht ein jedes Blütchen werde?

Wir haben diese Panoramawelt,
Wo man Florblumen gern vor's Arbeitsfenster
stellt,
Mehr schreibt als denkt, mehr spricht als
handelt,
Schon manch Decennium durchwandelt,
Und was auf diesem Lauf am besten mir ge-
fällt,
Ist, dafs nach ..... Kupferstiche,
Trotz manchem Sturm und Regenstriche
Das Lebensgrün sich noch so frisch an Dir
erhält.
Ob bald nun oder spät der Lebensgarten
Ins Wintergrab versinken wird, das mufs
Man ohne Wunsch und Ueberdrufs

Geduldig von des Schicksals Hand erwarten,
Gnug wenn man hofft, es brech ein neuer Frühling an.

Wohl dem, der essen, trinken, schlafen kann,
Nicht Mangel hat an Muth und Kräften
Zu Lust und Leid, zu Haus- und Dienstgeschäften;
Denn wer das alles hat und kann,
Den macht das graue Haar gar nicht zum alten Mann,
Er zieht vielleicht vom Lebensspiel das Beste,
Und wünschte man auch aus der Lebenslotterie
Ihm noch ein gröfres Loos, es wär' vergebne Müh.

Kein

Kein Wunder dann, dafs selbst an Dei-
nem Jahresfeste
Ich kurz und gut dies Einzge nur
Dir wünsche: störte doch in Deinem Le-
bensreste
Nichts Deine herrliche Natur.

Antwort meines Freundes.

Mich führte nicht Apoll in seinen Tempel,
Und keine Muse stimmte mir die Leyer *),
Nur des begeisternden Gefühls fürs Schöne
Und Gute gab mir die Natur sehr viel,
Vielleicht zu viel fürs Maafs der andern Kräfte,
Weil es sie oft zu schnell, zu heftig spannt,
Und Spannungsübermaafs auch Schwäche ist.

*) Auch diese Antwort war in Prosa, die ich mit möglichst treuer Beybehaltung aller Gedanken und Ausdrücke versificirt habe.

Doch da das Gute und das Schöne beyde
Elektrisch sind, vielleicht fehlt's dem Gefühl
Für sie nur blos an sichern Ableitwegen,
Die oft schon im Ergufs des Ausdrucks liegen.
Wohl also denen, die Apollons Leyer
Mit klugen Fingern zu berühren wissen
Um überladene Empfindungen
Durch ihrer Sayten Klang sanft abzuleiten.
An Heiterkeit kann nie es ihnen fehlen,
Und leicht vergeht des Unglücks Eindruck ihnen.

Dank sey Dir also für Dein Wiegenlied,
Für Dein Erinnern an die Nachbarschaft
Des sechsten der Decennien. Du suchst
Mich aufzurichten, ja selbst mich zu stärken,
Damit ich weder Kraft noch Muth verlöhre,

Den Lebensweg, der über manche schroffe
Gebirge ging, liegt gleich ihr Gipfel
Längst hinter mir, mit Anstand zu vol-
lenden.
Du weifst, wie mühsam, oft wie kummer-
voll
Ich ihn gewandelt — Stärkung thut mir
noth,
Damit ich nicht des Pfades lezten Abhang,
Vielleicht den steilsten, gar zu schnell hin-
ablauf'
Und Kräfte spar' ihn sanft hinab zu gleiten.

Doch irrst Du, Freund, im Maafse mei-
ner Kraft,
Wenn Du nach ..... Kunstgebild es nimmst,
Und es so voll Dir denkst wie mir sein
Pinsel
Die Züge des Gesichts gerundet hat.

Der Mahlerey, verschwistert mit der Dichtkunst,
Doch leichtres Sinns wie sie, wird es nicht schwer,
Mit ein Paar Strichen und mit etwas
Licht oder Schatten weniger oder mehr
Die von der Zeit tief eingekerbte Stirne
Zu glätten, und so nahm auch Er der Farben Täuschung
Statt reiner Wahrheit, die im Wesens Innern
So tief oft liegt, dafs nur dem schärfsten Kenner
Es glückt, sie zu entdecken und zu zeichnen.

Beurtheil drum die Körper nicht nach Schatten,
Und Wahrheit nicht nach äufserm Ansehn;
Denn menschliche Natur gestattet nicht,

Hier schon di. Formen und Gestalten
Der Dinge, wie sie sind, ganz auszudrücken:
Sie liegen aber tief im Menschheitschaos
Verborgen unter fremdem Aeufsern,
Um nicht ein Fels der Aergernifs zu werden,
Einst aber aus des Todes schwarzer Nacht
In hellem Lebensglanz hervor zu treten.

Ists drum ein Unglück, wenn ans End' der Laufbahn
Der Pilger kömmt? Und wenn er die Gebirge,
Die zwischen Tod und Leben die Natur
Gestellt, nun glücklich überwandelt hat?
Tiefsinnige, und die des Lebens Wege
Im Taumel überhüpften, denken zwar
Sich einen Abgrund an des Lebens Ende,
Ich aber seh ihn nicht, auch schreckt mich nichts.

Zwar zeigen sich beym Rückschaun mir die Wesen,
Die mich zurückziehn möchten, und mir rufen,
Auch fühl ich wohl das heilige Naturband,
Das mich an Sie fest und so sanft noch knüpft —
Allein sie folgen ja, so klein als grofs,
Mir alle nach, zum Sterben auch berufen,
Und unser Band behalt dieselben Knoten,
Da die Vernunft, der hier gebohrne Keim
Von ewiger Selbstständigkeit,
Dank sey's der Vorsicht, gleichen Schritt
Mit ihrer Zeit zu halten immer strebt,
Und in den Stunden, wo ihr starker Arm
Doch nicht vermag vorm Fallen uns zu sichern,
Uns ihrer edeln Schwester der Religion

Zuführt, die o utlicher uns sehen läfst,
Wie die Natur im Sprunge nichts hervorbringt,
Auch nichts zum Sprung an einen Abgrund stellt:
Zwar führt sie hier den ihrem Dienst geweihten
Viel über Hügel — doch — wie wunderbar!
Vor ihm — da decken sie einander, dafs die Zahl
Ihn nicht erschrecke, hinter ihm
Ragt einer überm andern sichtbar vor,
So dafs er die zurückgelegten Wege
Ganz überschen kann: Drum will der Denker
Stets vorwärts, will zurück kaum — sehen,
Und kein Geprüfter möchte seine Wallfahrt

Nochmals beginnen — Du — Du willst es nicht,
Noch minder ich, der auf der überstanden
Oft ganz erschöpft und sterbensmüde ward.

Was aber ist denn, Freund, der Zweck des Wanderns
Des so mühsel'gen? Ist er Nichts,
Das Nichts, das man oft ausspricht ohn' dabey
Et was zu denken — unter Welten
Ohn' End und Zahl wie läfst das Nichts sich denken?
Wie, oder ist der Wandrungszweck ein Schnellsprung
Zu höheren Weltregionen, wo
Wir ganz der Erd vergessen und des Staubes,
Die wir belebten? Freund, Nichts und Vernichtung

Sind wider mein Gefühl — Sprung und Vergessen
Sind beyde ihm nicht minder unerträglich:
Zum Glück geht die Natur in allem
Langsamen zwar, doch immer festen Schrittes,
Und unser Weg vom Träumen zum Erwachen,
Vom Tod zum Leben ist ein Uebergang,
Und ist der erst als Geist und Thier,
Das heist als Mensch, gemacht, dann wird die Binde,
Womit das Thier den Geist oft blendet, fallen,
Dann schauen wir das Licht, das nehmliche vielleicht,
Das hier in uns im Finstern dämmerte,
Und wie der Blitzstrahl in der Luft dem Geistesauge
Im Ewigen sich zu verlieren schien.

Dies helle reine Licht wird uns dann zeigen,
Wie oft wir hier schon dicht am Eingang
Des wirklichen Campanerthals gestanden:
Hinein zu schaun wird es als Feuersäule
Vorleuchten, von dem Kampfplatz uns entfernen,
Auf dem Vernunft, Gefühl, das Gute und das Böse
Hier immer stehn, es wird uns führen
Zum festen Sitz des Friedens und der Ruhe.
Doch nicht zum ruh'n, denn die Natur ruht nie,
Selbst unter der Gestalt des Todes nicht;
Nur zu der Ruhe, die als Zweck des Strebens
Und Wirkens aller Ding und Wesen Alles
Veredelt, und so gut der todten Erde
Als dem, was auf ihr lebt, zum Antheil wird.

Lafs uns getrost dem schönen Thal uns nahen,
Getrost hinauf nach unsrer Zeituhr sehn,
Ob bald an ihr Hochmitternacht sich zeigt:
Schlägt voll die Stunde, dann verlassen wir
Das Land der Prüfung und Entbehrung
Mit Muth, und gehn voll Zutraun über
Ins Land der Wirklichkeit und des Genusses.
Wärs aber wohl ein ächter Glücksgenufs,
Hätt' jeder nur für sich allein sein Glück?
Kann schon die Erdenliebe nie ein Glück
Für sich allein genüssen, strebt schon sie
Es andern mitzutheilen — sollte dann
Die ewge Liebe, deren Keim dort Frucht trägt,
Den Glücksgenufs aufs Einzelnseyn beschränken?

Nichts und allein seyn sind beynah sich gleich:
Ich wünsch, ich hoff und glaub gewifs, auch dort
Begegnen Wesen uns, die Hand uns reichend,
Um sich mit uns nach ewger Sympathie
Und Einklangs Urgesetzen zu vereinen,
Und bey geläutertem Gefühl der Sittlichkeit,
So Zweck als Mittel unsers Daseyns zu erhöhen.
O wohl uns dann — wohl Deinem Freunde, der
Dann sein gewaltsam ihm entrifsnes,
Sein hier schon moderndes geliebtes andres Ich
Nicht mehr gehüllt in Staub zum Leiden,
Nein, eingekleid't in Licht zum Wirken

Dort wiederfinden wird, um unbesorgt
Vor neuer Trennung, sich mit diesem andern
Ganz unvergefslich theuren Ich
Aufs neue und — für ewig zu vereinen.

Das Königthum der Frauen.

Am Geburtstage der Königin Luise von Preufsen, den 10. März.

Jedes Weib sey Königin,
Schön durch Geist und frohen Sinn,
Ihrer Augen heller Blick
Scheucht das Arge schnell zurück.
Schweigend, redend, ernst und lachend,
Alles um sich glücklich machend,
Bleibt selbst Timon unentschuldigt,
Wenn er ihr nicht willig huldigt.

Jedes Weib sey Königin,
Das beym Ringe Herz und Sinn
Dem gewählten Manne giebt,
Das sich selbst in ihm nur liebt,
Dessen Dichten, Denken, Streben.
Einzig ist für ihn zu leben,
Ohn die Knoten je zu lüpfen,
Die ihr Herz an's seine knüpfen.

Jedes Weib sey Königin,
Wenn es mit geschmeidgem Sinn
Seine Laune sanft verschämt
Der des Mannes anbequemt,
Wenns mit Eines Blickes Glätte
Künstlich nur die Silouhette
Manches Herzenswunsches zeichnet,
Selbst wenn ihn der Mund verleugnet.

Jedes Weib sey Königin,
Hat es edeln wahren Sinn
Für den Segen des Geschlechts
Und die Pflicht des Mutterrechts,
Sanft und fest die kleinen Wilden
Früh fürs Sittenreich zu bilden,
Und bey ihrem Höherleiten
Selbst stets höheran zu schreiten.

Jedes Weib sey Königin,
Das auf Lebens Hausgewinn
Sich verstehet, die ihn findt,
Wird als ächtes Sonntagskind
Uebersehn das Geisterwesen,
Und aus Gutem Besres lesen.
Wären solcher Königinnen
Viel, was könnt die Welt gewinnen!

Auch der Mann wird König seyn,
Glückt' es ihm ein Weib zu frey'n,
Das mit Gaben jener Art
Einen Schönheitsnimbus paart;
Beyde, Sonn' und Sonnenwende,
Sähen ihres Glücks kein Ende.
Er würd' Sie, und Sie Ihn führen,
Beyde könnten so regieren.

Freund, fest bin ich überzeugt,
Jedes Weib würd' gern und leicht
Königin — doch wollt ein Mann,
Der mit Bienen künsteln kann,
Viel zum Weiselthum erheben,
Wer würd' dann die Zellen weben?
Würd der Honigbau gewinnen
Durch die Menge Königinnen?

Brächt's nicht gröſseren Gewinn,
Wäre kein Weib Königin,
Und müſst auch ein König nur
Eine Frau, wie die Natur
Sie zum Hausglück dachte, haben?
Doch ist sie mit allen Gaben
So geseghet wie Luise,
Sey sie Königin wie diese.

Friedenslied für Soldaten.

An den General D.

Gottlob, dafs bey uns Friede ist,
Denn sind wir gleich Soldaten,
Wir wissen doch, es kann im Zwist
Nichts, wie es soll, gerathen.

Krieg ist das Rachschwerdt des Geschicks,
Den Menschen, die sich hassen,
Im Misverstand des Eintrachtglücks
Zur Selbststraf' überlassen.

Des Friedens Fleifs ernährt die Welt:
Drum Heil dem edeln Fürsten,
Der sich zum Krieg gerüstet hält,
Zu gut, nach Krieg zu dürsten;

Der Wahrheit, Recht und Eigenthum
Vor allem heilig achtet,
In Wort und Werken nach dem Ruhm
Der Volksbeglücker trachtet,

Den jeder ob des festen Sinns
Verehret, fürchtet, liebet,
Der nicht um gröfsern Landgewinns
Der Fürsten Machtrecht übet.

Doch heischt das Vaterland einst Krieg,
Wer wird sein Blut dann schonen,
Das Recht giebt Muth, der Muth bringt Sieg,
Und Sieg trägt Ehrenkronen:

Und wir, der Nachwelt wohl bekannt,
Gehn, blutgen Krieges müde,
Dann wieder heim ins Vaterland,
Um uns und in uns Friede.

An den immer reisenden Doktor L.

Freund, von Jugend an mir theur,
Wozu hilft das viele Reisen?
Jedes Land hat Luft und Feur,
Erd und Wasser aufzuweisen,
Und drückt Adams Sündenfall
Nicht die Menschen überall?

Nirgends sind die meisten klug,
Viele scheiden Wort und Thaten,
Brauchen weder Karst noch Pflug,
Sparen Fleifs und gute Saaten,
Schreyen aber hochbetrübt,
Wenn es schlechte Ernten giebt.

Lob und Preis der Wissenschaft
Tönt aus tausend offnen Mäulern,
Aber ächte Haltungskraft
Fehlt oft den gelehrten Pfeilern,
Manche engern nur das Haus,
Halten kaum das Richten aus.

Ist es anders in Paris?
Ist's auf den Hieren besser?
Hier und dort schmeckt Zucker süfs,
Bittersalzig Meergewässer,
Auch dort sind nicht Steine weich —
Alles wie im Bernsteinreich.

Fast ein halbes Seculum
Sahst Du, ohne zu ermüden,
Dich mit geistger Habsucht um,
Nördlich, westlich und im Süden:
Soll des Lebens lezten Gang
Noch begleiten Posthornklang?

Komm zurück ins Vaterland —
Zwar wirst Du nur wen'ge finden,
Die der Jugend Freundschaftband
Auch ums Silberhaar noch winden,
Doch bey mir, wenn ich noch bin,
Findst Du alten Biedersinn.

Freylich zwingt hier stärkrer Frost,
Länger um den Heerd zu wohnen,
Und wir keltern keinen Most,
Pflücken nicht im Wald Citronen,
Doch dafür weifs man auch nicht,
Dafs die Sonn oft tödtend sticht *).

Auch behagt hier mehr der Punsch,
Als in jenes Thales Klüften,
Wo Petrarca manchen Wunsch
Anvertraute wärmern Lüften —
Komm zurück, denn, **Freund**, **was dir**
Wirklich nuzt, findst Du auch hier. —

*) Sonnenschufs, coup de soleil.

Die Natur hat allen Ländern
Ihres Pflichttheils Art bescheert,
Luft und Erde viel zu ändern
Ist des Weggelds oft nicht werth.
Scheint etwa an der Garonne
Eine andre, befsre Sonne?

Geht sie dort nicht auf und unter
Wie bey uns? Toulousens Flur
Hörte zwar oft kühn und munter
Singen manchen Troubadour:
Waren deutsche Minnesinger
Denn nicht auch Apollons Jünger?

Beyde aber sind vergessen
Trotz der Liederharmonie;
Wäre trinken, schlafen; essen,
Auch ein Werk der Phantasie,
O ich glaub gewifs, es wäre
Längst schon um Gebrauch und Ehre.

Eile drum noch zu genüfsen,
Denn mit Doppelschnelligkeit
Pflegt die Zeit herabzuschiefsen.
Hat sie Schnee aufs Haupt gestreut,
Lafs uns essen, weils noch schmecket,
Eh der Tisch wird abgedecket.

Aber wenn wir Gottes Gaben,
Beyde mit Geschmack und Dank,
Noch vereint genossen haben,
Mag man, ohne Sang und Klang,
Die jezt kaum das Ohr noch laben,
Uns auf Einen Tag begraben.

Ueber mich.

Die Welt ist gut, bleibt immer schön und neu,
Ihr Niefsbrauch hilft von manchem Wahn genesen,
Und mischt sich gleich von Opernfeerey
Mehr, als man glaubt, oft auch gar in ihr Wesen,
So bringt sie doch stets des Gewinstes viel,
Treibt man nur nicht zu weit mit ihr das Spiel.

Was könnt im halb entpflockten Körperzelt
Wohl der noch immer rege Geist beginnen,
Hätt' er aus seiner thätgen Jugendwelt
Nicht einem Scenenreichthum nachzusinnen,
Der selbst dem Leib, der matt schon niedersinkt,
Die Kräfte durchs Zurücksehn oft verjüngt.

Versuch ichs dann auch hochbetagt und krank,
Mein Lebens Was und Wie still zu beleuchten,
Und eh sich schliefst mein langer Lebensgang,
Wie ich ihn ging und fuhr, mir selbst zu beichten;
Doch ohne Rousseau's Kunst, schlicht und human,
Wie Nebenwandler mich ihn wallen sahn.

Dem grauen Kopf thut's unaussprechlich wohl,
Zeigt ihm Erinnrung in den weifsen Haaren
Den ohne Unterschleif erlegten Zoll
Von dem, was er im Weltverkehr erfahren,
Wo jedes Münzgepräg, früh oder spät,
Gewifs sein wahres Schroot und Korn verräth.

Mit Lust und Herzlichkeit dient' ich dem Staat,
Nie dacht mein Herz, nie griff die Hand nach Beute,
Freywillig flofs mein Blut einst als Soldat
Fürs Vaterland, nach ausgefochtnem Streite
Half ich den Friedensweinberg baun mit Fleifs,
Und Menschenrecht beugt' ich um keinen Preifs.

Den Rechts- und Freyheitssinn verbarg ich nie,
Ward durch sein Misverstehn gleich manches schlimmer,
Zur Steur der Wahrheit wurden Sorg' und Müh
Mir leicht, und galt es auch nur ihre Trümmer.
Dem Grölsten sah ich offen ins Gesicht,
Und sprach auch so; demüthig war ich nicht.

Im Urtheil vorschnell dreust blieb ich doch fern
Vom Eigendünkel, Recht stets zu behalten,
Liefs selbst im Streit friedliebend gern
Des andern Kopf nach eignem Willen schalten,
Und ward mein Rath geheischt, gab ich ihn frey
Von Arglist, Menschenfurcht und Heucheley.

Gutmüthig von Natur, wars kein Verdienst,
Im zweyten Zornmoment mich nie zu rächen,
Beym Leichtverzeihn fand ich stets mehr Gewinst,
Konnt lachend oft auch andrer Zornfluth schwächen,
Beleidgern wohlzuthun hielt ich für Pflicht,
Allein vergessen kann ich jezt noch nicht.

Zu Bitten sprach ich oft ein herbes Nein,
Und mufst oft hart und unerwiedernd scheinen,
Doch sah ich Noth und Beystandsmittel ein,
So fand man thätiger mitleidend keinen,
Nur rieth ich stets Gebrauch der eignen Kraft,
Fest überzeugt, dafs die nur Hülfe schafft.

Vom

Vom Brausen ungeduldger Heftigkeit
Ging ich oft schnell zum stillsten Gleichmuth über;
Stand zwischen Schauspiel, Ball und Einsamkeit
Die Wahl mir frey, blieb mirs Alleinseyn lieber.
Wer hat nicht Whims, wer nicht sein Steckenpferd?
Gnug wenn nur beydes andre nicht beschwert.

Mit Abscheu sah ich Fürsten-Tyranney,
Des Höflings Stolz, die Knickerey der Reichen,
Laut wünscht ich oft die Menschen alle frey,
Um sich in Pflicht vor dem Gesetz zu gleichen,
Gnügsam, nie hochgesinnt schien nur das Loos
Der Unabhängigkeit mir schön und grofs.

Das Spiel war mir von Anbeginn verhaſst,
Scherz liebt ich sehr, nicht minder kluges Lachen,
Gab gern als Wirth, war aufgeräumter Gast,
Trieb Leserey und schnödes Versemachen,
Dies kunstlos, jen's ohn daſs ich Bücher kohr,
Schwer las' man mir, ich andern ziemlich vor.

Die Täuschungskraft beseelter Mahlerey
Griff kräftiger in meines Herzens Saiten,
Als hochgepriesner Noten Zauberey,
Mein Ohr verstand die Schöpfung nicht zu deuten,
Ward Kopf und Herz unruhig und zu heiſs,
So stillte beyde oft Handarbeitschweiſs.

Der Langenweile trägem Immersatt
Gelang es nie, Genüsse mir zu kürzen,
Vom Spleen, der vom Zuviel zu wenig hat,
Liefs ich nie meine Hausmannskost verwürzen,
Und wenns zum Thun an Lust und Kraft gebrach,
Sann ich dem süfsen Farniente nach.

Für Freundschaft blieb mein Busen voll Gefühl,
Fand ich gleich nur bey wenigen die ächte.
Mein Muthwill, der zwar vielen wohlgefiel,
Ging sonder Argwohn oft zu weit, und schwächte
Das Zutraun, und man hielt vor ihm aus Scheu
Oft biedern Ernst für lose Spötterey.

Für Weiber schlug sehr warm mein junges Blut,
Und willig gab mein ganzes Herz sich ihnen,
Doch sollt ich ihrem Launenübermuth,
Der Schönheitsdespotie nach Willkühr dienen,
Dann wandelte des Männersinnes Stolz
Das weiche Wachs schnell in versteintes Holz.

Nie sucht ich mühsam, fand es aber leicht,
Das Comische an Menschen und an Dingen,
Wufst oft dadurch, was riesengrofs sich deucht,
Auf seine Zwerggestalt zurück zu bringen,
Und Thorheitsanblick machte meinen Witz
Zwar hämisch nie, oft aber dreust und spitz.

Die rege Spannkraft meines heitern Sinns
Konnt keines Schicksals Druck je übermannen,
Sie half zur Hebung manches Schatzgewinns
Ohn Schröpfers Unterricht im Geisterbannen.
Vom Phönixlicht aus seinem reichen Quell
Ward manche Schmerznacht selbst doch dämmrungshell.

Auf die Art spann fast vierzehn Lustra lang
Der Parzenspindel meinen Lebensfaden,
Und wenn mein Flachs auch oft zum knüpfen zwang,
Ein Knötchen mehr bracht keinen grofsen Schaden,
Das Tragen macht die Leinenknoten glatt,
Gnug, wenn man ein Stückchen Vorrath hat.

Vor allem Eins, zum weifsen Leichenhemd',
Denn wenn man uns dies allerlezte anzieht,
Ist unserm Geist nicht mehr das Leben fremd,
Das nur mit Bangigkeit der ansieht,
Der eher nicht die Hausbuchsrechnung schliefst,
Bis aus der Uhr der lezte Sandkorn fliefst.

Ich, dem die Abfahrt schon so nah sich weist,
Berichtige drum, wo ichs kann, mein Leben,
Fürcht' nicht den Tod, hoff nichts für mich zu dreust,
Und hab mich einwandlos dem Gott ergeben,
Der alles mit dem Maafs der Weisheit mifst,
Weil er der Wesen Ziel und Vater ist.

Der Wurm, der sich mit dem Cocon umspann,
Gereizt von des Instinktes sichern Locken,
Fängt ausgeschlüpft ein neues Leben an,
Bringt Flügel mit aus seinen seidnen Flocken,
Trinkt Thau und Saft aus Blumen und erwirbt
Sich ein vollkommner Seyn indem er — stirbt.

An den Kirchenrath B.
Bey Zusendung der vorstehenden Verse.

Die Silberhochzeit unsrer Freundschaft
Ist lang vorbey, du kennst also mein ganzes Ich,
Findst du nun dieses über mich
Für mich zu mild, dann frag ich Dich:
Wenn das Gesetz befiehlt, so gar im Fall der Feindschaft,

Vom Guten, das vom Kraftfleifs unterstüzt
Ins Auge fällt und oft drum besser nüzt
Nichts zu verhelen, sollt — blos Fahlen zu verhüten,
Dem, der sein Fleisch nicht hafst, es wohl verbieten
Frey zu gestehn, wodurch er seine Lebensnieten
Gedeckt, und das, was er besizt,
Sey's Erbgut oder Selbstverdienst, genüzt.

Das rechte Recht ist Eins, sein Grund beruht auf Wahrheit,
Die über alles geht, drum bitt' ich Dich,
Nimm keine Freundsparthey für Deines Freundes Ich,

Sey strenger Richter und findst Du die Wahrheit
Nicht in ganz ungeborgter Klarheit
In dem, was meine Hausbeicht spricht,
So acht' nicht drauf, und — absolvir mich nicht.

Freymäurerlieder.

Lob der Maurerey.

Heil der Kunst, die ihre Werke
Nach der Weisheit Plan beginnt,
Erst auf ihres Baues Stärke,
Dann auf seine Schönheit sinnt,
Die mit innrer Kraft zufrieden,
Nicht auf Memphis Pyramiden,
Eitel wie die grofse Welt
Ihrer Ehre Kleinod stellt.

Heil der Kunst, die sich die Gränzen
Nicht nach Lebenslängen steckt,
Der zur Arbeit Sterne glänzen,
Die kein Wolkenzug verdeckt,
Heil der Kunst, die ihre Preise
Nur nach Prüfung, nur für Weise
Spendet, die der nie erlernt,
Der von Wahrheit sich entfernt.

Heil der Kunst, so reich an Gaben,
Weisheit schmückt ihr Hauptpanier,
Ihre Wort und Zeichen haben
Bild und Ueberschrift von ihr.
Die nach ihrer Vorschrift wandeln,
Edel denken, liebreich handeln,
Nehmen zu an Lust und Kraft,
Zum Gewinn der Meisterschaft.

Ordensfreundschaft.

Nur im Herzen, dem die Wahrheit
Heilig über alles gilt,
Dem des innern Lichtes Klarheit
Täuschungsnebel nicht verhüllt,
Wohnt die Freude des Gerechten,
Freundschaft, vom Olymp geschickt,
Die uns, wie nach Winternächten
Frühlingsthau die Flur, erquickt.

Schöner Nachlafs goldner Zeiten,
Milder Trost für unsre Zeit,
Die fürs rechte Recht nur streiten
Krönst du mit Zufriedenheit,
Du stellst her den innern Frieden,
Den der Kummer unterbrach:
So giebt Labungskraft dem Müden
Der crystallne Felsenbach.

Himmelskind, sieh hier versammelt
Herzen, die dein Feur belebt,
Das, wenn gleich die Zunge stammelt,
Doch den Geist zum Himmel hebt.
Schling um hier vereinte Brüder
Gordischfest dein heilig Band,
Bey uns sind die Welt dich wieder,
Wenn sie lange dich verkannt.

Das Maurerzeichen.

Das Glück, das tausend theur erkaufen,
Ist nicht das Ziel, nach dem wir laufen,
Im Glanz liegt nicht des Goldes Werth:
Nur Gaben, die wir selbst besitzen,
Zu bessern, um der Welt zu nützen,
Ist das, was unsre Kunst begehrt.

Z.

Zu eines Tempels Dienst berufen,
Der selbst nicht auf den höchsten Stufen
Den Lehrling stolz vom Meister trennt,
Ist uns an Tugenden zu gleichen
Das ächte ehrenvolle Zeichen,
Woran ein Bruder Brüder kennt.

Und wenn auch erst am Tag der Ernte,
Man unsre Saaten kennen lernte,
So ist doch nichts umsonst gethan,
Der Himmel sieht das muthge Streben
Mit Beyfall, und fürs andre Leben
Schreibt es ein guter Engel an.

Johanneslied.

Sankt Johannes Seele war
Durch und durch ein Liebestempel,
Nehmt drum seiner Lehre wahr,
Folgt dem heiligen Exempel,
Liebt mit ächter Herzlichkeit
Alle Menschen, denn der Orden,
Liebeswerken einst geweiht,
Ist durch sie nur grofs geworden.

Wer sich unserm Altar naht,
Bringe ja zu ihm kein laues
Schöngeschwätz, nur gute That
Ist der Endzweck unsers Baues:
Wer den Menschenfreund nur spielt,
Wird gewifs von Wort und Zeichen,
Die er zum Symbol erhielt,
Nie den wahren Sinn erreichen.

Stille Einfalt, biedrer Sinn,
Der sich taubensanft bequemet,
Nicht blos trachtet nach Gewinn,
Oder Mensch zu seyn sich schämet,
Pocht nie auf den Ehrenschild,
Holt nicht Glanz vom Ordensamte,
Denn ihn schmückt des Kleinods Bild,
Das vom Himmel selber stammte.

Liebe, Brüder, Liebe sey
Maurerischer Herzen Weyhe,
Wer beleidigt hat, bereu,
Wer beleidigt ward, verzeihe;
Lafst uns nach des Meisters Wort
In Geduld nach Gutem streben,
Denn den Seinen wird er dort
Reichen Lohn der Liebe geben,

Die Maurerfreude.

Weisheit hat ein altes Recht
Thoren zu belachen,
Denn zu grofs ist ihr Geschlecht
Zum Verständigmachen:
Ihrer Leidenschaften Trug
Macht nicht Rath nicht Schaden klug,
Weisheit mufs sie dulden.

Thorenfreude gleicht dem Traum,
Den der Tag verscheuchte,
Gleicht dem Lufthauch, der aus Schaum
Bunte Bläschen zeugte,
Weise sehn bey Fleifs und Ruh
Leerem Freudgeschwärme zu,
Froh der Daseynswohlthat.

Mag der spöttelnde Profan
Maurerlust verschmähen,
Freude suchen in dem Wahn
Stolz sich aufzublähen.
Glaubt, nur der, den Wahrheit reizt,
Wenn er nach der Freude geizt,
Erntet ihren Segen.

Nur durch Wohlthun sorgt der Tag
Für die Abendfreuden,
Und der Vorzeit Nachgeschmack
Mehrt der Zukunft Leiden,
Ruh im Herzen schärft den Blick
Für das ächte Freudenglück,
Einst im Arm der Weisheit.

Unsre kurze Lebenszeit
Nutz' drum alle Freuden,
Die das Alter nicht bereut,
Die der Jugend kleiden,
Und des Lebens letzten Hauch
Heil'ge noch ein Zeitgebrauch
Für die ewge Freude.

Die Freundschaft.

Lebenswonne, Liebesfunken,
Freundschaft, die das Herz erfreut,
Die dem Geist, in Gram versunken,
Willig Trost und Zuspruch beut,
Die den nie mit Worten täuscht,
Der in Werken Beystand heischt.

Seines Wesens süfse Freuden
Flieſsen aus dem reinsten Quell,
Jedes Nachtgewölk der Leiden
Wird durch ihren Aufgang hell.
Du lehrst freundlich und entfernst
Tadelstolz vom Warnungsernst.

Sünde meiden, Sünder lieben,
Bessern des Verkehrten Sinn,
Gutes reden, mehr noch üben,
Ist dein Zweck und Hauptgewinn;
Selig, wer mit edelm Muth
Vor erreichtem Ziel nicht ruht!

Und wir mehr als Freunde haben
Freundschaftspflichten uns geweiht,
Mitzutheilen unsre Gaben
Sey ein Meisterbrauch der Zeit.
Recht verstehn was Freundschaft heißt,
Lehret uns der Ordensgeist.

Nur wer fest am Staube klebet
Hofft vergebens auf den Schwung,
Der die Seele sanft erhebet,
Forteilt zur Begeisterung,
Bis er jene Höh' erreicht,
Wo im Licht sich alles zeigt.

Brüder, frisch hinan gestiegen,
Wo im Licht auch Freundschaft wohnt,
Lafst nicht am Versuch uns gnügen,
Die Vollendung nur belohnt,
Denkt: wer alle liebt, und gern
Allen wohlthut, leiht dem Herrn.

Anhang.

Dithyrambe
sur
L'immortalité de L'ame.

D'où me vient de mon coeur l'ardente inquiétude?
En vain je promène mes jours
Du loisir au travail, du repos à l'étude;
Rien n'en sauroit fixer la vague incertitude,
Et les tristes dégoûts me poursuivent toujours.
Des voluptés essayons le délire;

Gedicht

über die

Unsterblichkeit der Seele.

Woher die glühende Unruhe meines Herzens?
Vergebens wechseln meine Tage
Mit Muſse, Arbeit, Ruh und Geistesfleiſs,
Nichts hemmt sein ungewisses Schwanken,
Und finstrer Ueberdruſs verfolgt mich überall.
Versucht sey der Taumel der lüsternen Freuden:

Couronnez-moi de fleurs, apportez-moi ma lyre;
Grâces, plaisirs, amours, jeux, ris, accourez tous.
Que le vin coule,
Que mon pied foule
Les parfums les plus doux.
Mais quoi! déjà la rose pâlissante
Perd son éclat, les parfums leur odeur,
Ma lyre échappe à ma main languissante,
Et les tristes ennuis sont rentrés dans mon coeur.

Volons aux plaines de Bellone;
Peut-être son brillant laurier
A mon coeur va faire oublier
Le noir chagrin, qui l'environne.
Marchons: déja la charge sonne,
Le fer brille, la foudre tonne;
J'entends hennir le fier coursier;

L'acier

Krönet mich mit Blumen,
Reicht mir meine Leyer,
Freude, Grazien und Lachen,
Scherz und Liebe eilt herbey,
Es ströme der Wein,
Es trete mein Fuſs
Auf die süſs'sten Wohlgerüche —
Doch ach! die Rose erbleicht und verwelkt,
Die Balsamgerüche verduften,
Die Leyer ſutsinkt der ermüdeten Hand,
Ins Herz kehrt trauriger Unmuth zurück. —

Und wenn ich zu Bellonen flöhe,
Vielleicht vergiſst beym Glanze ihrer Lorbeern
Das Herz den schwarzen Gram, der es umgiebt.
Auf! auf! ich will hinziehn —
Schon tönt es zum Angriff, schon blinken die Schwerdter,
Es rollen die Donner, stolz wiehern die Rosse,

L'acier retentit sur l'acier,
L'Olympe épouvanté résonne
Des cris du vaincu, du vainqueur,
Autour de moi le sang bouillonne:
A ces tableaux mon coeur frisonne
Et la Pitié plaintive a crié dans mon coeur.

D'un air moins turbulent l'Ambition m'appelle,
Sublime quelquefois, et trop souvent cruelle:
Pour commander, j'obéis à sa loi.
Puissant dominateur de la terre et de l'onde,
Je dispose à mon gré du monde,
Et ne puis disposer de moi.
Ainsi, d'espérances nouvelles
Toujours avide et toujours dégoûté,
Vers une autre félicité
Mon ame ardente étend ses ailes;

Stahl klinget auf Stahl, aus erzitternden Lüften
Hallt wieder Geschrey der Besiegten und Sieger,
Rings um mich rieselt Blut —
Dem Herzen schauert vor dem Gemälde,
Und es vernimmt des Mitleids Klageton.

Der Ehrgeiz, minder stürmisch anzusehn,
Manchmal erhaben, grausam nur zu oft,
Beruft mich zum Befehlen, ich gehorch ihm,
Gebiet als mächtiger Beherrscher
Der Erde und des Meers der Welt nach Willkühr,
Und mir selbst kann ich nicht gebieten.
Immer übersatt und gierig,
Breitet meine glüh'nde Seele
Ihre Schwingen aus,

Et rien ne peut calmer, dans les choses mortelles,
Cette indomptable soif de l'Immortalité.
Lorsqu'en mourant le sage cede
Au décret éternel, dont tout subit la loi,
Un Dieu lui dit: „j'ai réservé pour moi
„L'Eternité qui te précede;
„L'Eternité qui s'avance est à toi."

Ah! que dis-je? écartons ce profane langage.
L'Eternité n'admet point de partage:
Toute entière en toi seul Dieu sut la réunir;
Dans lui ton existence à jamais fut tracée,
Et déjà ton être à venir
Etoit présent à sa vaste pensée.

Und nichts Sterbliches kann stillen
Diesen unbezwingbarn Durst
Nach Unsterblichkeit.
Zum Weisen, der dem ew'gen Schluſs sich fügt,
Der ein Gesetz für alles ist,
Spricht, wenn er stirbt, ein Gott:
„Die Ewigkeit, die vor dir war,
„Behielt ich ganz allein mir vor,
„Doch die nachkommende ist dein.“

Was sag ich? Fort mit der unheil'gen Sprache,
Untheilbar ist die Ewigkeit,
In dir selbst hat sie Gott vereint;
Dein Daseyn war in ihm von jeher schon gebildet,
Und seinem unbegränzten Geiste
War dein Zukünftigseyn schon gegenwärtig.

Sois donc digne de ton auteur;
Ne ravale point la hauteur
De cette origine immortelle!
Eh! qui peut mieux t'enseigner qu'elle
A braver des faux biens l'eclat ambitieux?
Que la terre est petite à qui la voit des cieux!
Que semble à ses regards l'Ambition superbe?
C'est de ces vers rampans, dans leur humble cité,
Vils tyrans des gazons, conquerans d'un brin d'herbe,
L'invisible rivalité.
Tous ces objets qu'agrandit l'ignorance
Que colore la vanité,
Que sont-ils, appercus dans un lointain immense,
Des célestes hauteurs de l'Immortalité?

Sey drum würdig deines Schöpfers,
Und erniedrige die Hoheit
Deines ewgen Ursprungs nicht.
Was kann besser dich belehren,
Jenem stolzen Glanz zu trotzen,
Der um falsche Güter funkelt?
O wie klein erscheint die Erde
Dem, der sie vom Himmel ansieht!
Was scheint der stolze Ehrgeiz solchem Blick?
Ein unsichtbares Nebenbuhlen
Des kriechenden Gewürms in seiner niedern Wohnung,
Das über Rasen herrscht und Halme Gras erobert;
Und alles, was die Eitelkeit
Mit Farben schmückt, und die Unwissenheit vergröfsert,
Was ist's, beschaut aus unermefsner Ferne,
Von Himmelshöhen der Unsterblichkeit?

C'est cette perspective, en grands pensées féconde ;
C'est ce noble avenir, qui, bien mieux que ces lois,
Qu'inventa de l'orgueil l'ignorance profonde,
Rétablit en secret l'équilibre du monde,
Aux yeux de l'Eternel égale tous les droits,
Nos rires passagers, nos passagères larmes ;
Ote aux maux leur tristesse, aux voluptés leurs charmes ;
De l'homme vers le ciel élance tous les voeux.
Absent de cet atome, et présent dans les cieux,
Voit-il, daigne-t-il voir, s'il existe une terre,
S'il y brille un soleil, s'il y gronde un tonnerre,

Bey dieser Aussicht, reich an herrlichen Gedanken,
In dieser edeln Zukunft wird im Stillen
Der Welten Gleichgewicht viel besser hergestellt,
Als durch Gesetze von der tiefen
Unwissenheit des Dünkels ausgesonnen.
Aller Wechsel unsrer Thränen,
Aller Wechsel unsrer Freuden,
Alle Rechte sind durch sie
Ausgeglichen in den Augen Gottes.
Diese Aussicht, diese Zukunft,
Nimmt der Wollust ihre Reize,
Nimmt das Traurige dem Uebel,
Hebt des Menschen Wünsche himmelan.
Von diesem Staub entfernt und schon im Himmel
Sieht er — kaum hält er's werth zu sehen —
Ob eine Erde ist, ob eine Sonne glänzt,
Ob Donner brüllen, ob's da Helden

S'il est là des héros, des grands, des
potentats,
Si l'on y fait la paix, si l'on y fait la guerre,
Si le sort y ravit ou donne des états?

Eh! qui, du sommet d'un côteau
Voyant le Nil au loin rouler ses eaux pom-
peuses,
Détourneroit les yeux de ce riche tableau
Et de ces eaux majestueuses,
Pour entendre à ses pieds murmurer un ruis-
seau?

Silence êtres mortels! vaines grandeurs, si-
lence
L'obscurité, l'éclat, le savoir, l'ignorance,
La force, la fragilité,
Tout, excepté le crime et l'innocence,

Und Könige und Grofse giebt,
Ob man da Frieden schlüfst, ob man da
Kriege führt,
Ob da das Schicksal Staaten
Dem Einen giebt, dem andern raubt.
Wer von der Spitze eines Hügels
Fernher die prächt'ge Fluth des Nilstroms
rollen sieht,
Wird der von diesem reichen Bilde,
Von diesem herrlichen Gewässer,
Sein Auge wohl nach einem Bache wenden,
Der ihm zu Füfsen rinnt, sein Murmeln
anzuhören?

Schweigt Sterbliche, schweig eitle Gröfse,
Glanz, Dunkelheit, Unwissenheit und
Kenntnifs,
Kraft und Gebrechlichkeit und Alles —
Die Unschuld und das Laster ausge-
nommen,

Et le respect d'une juste puissance,
Prés du vaste avenir, courte et fréle existence,
Aux yeux désenchanteurs de la realité,
Descend de sa haute importance
Dans l'éternelle Egalité.

Tel le vaste Apennin, de sa cime hautaine,
Confondant à nos yeux et montagne et vallon,
D'un monde entier ne forme qu'une plaine,
Et rassemble en un point un immense horizon.

Ah! si ce noble instinct, par qui du grand Homère,
Par qui des Scipions l'esprit fut enfanté,
N'étoit qu'une vaine chimere,
Qu'un vain roman par l'orgueil inventé;
Aux limites de sa carriére,

Und Ehrfurcht vor gerechter Obermacht,
Ist neben jener grofsen Zukunft
Hinfällig nur, von kurzer Dauer,
Und stürzt vor dem Entzaubrungsauge
Der Wesenheit von seiner Ansehnshöhe
Herab — und bleibt sich ewig gleich.
So mengen, angeschaut vom grofsen Apenin,
Sich Berg und Thaler in einander,
Die ganze Gegend wird zu Einer Ebne,
Und bis zu Einem Punkte schliefst
Der unermefsliche Gesichtskreis sich.

Wär jener edle Trieb, durch den der Geist Homers,
Der Geist der Scipionen sich gebildet,
Wär dieser nichts als Wahn, vom Stolz erfundne Dichtung,
Was bebet denn an seines Laufes Gränze

D'où vient que l'homme épouvanté,
A l'aspect du néant, se rejette en arrière?
Pourquoi, dans l'instabilité
De cette demeure inconstante,
Nourrit-il cette longue attente
De l'immuable Eternité?

Non, ce n'est point un vain systeme;
C'est un instinct profond, vainement combattu;
Et, sans doute, l'Etre suprême.
Dans nos coeurs le grava lui-même,
Pour combattre le vice et servir la vertu.

Dans sa demeure inébranlable,
Assise sur l'Eternité,
La tranquille Immortalité,
Propice au bon, et terrible au coupable,
Du temps, qui sous ses yeux marche à pas de géant,

Der Mensch zurück beym Anblick der Vernichtung?
Was nährt er denn bey seines Aufenthaltes
Unstätem Unbestandigseyn
In sich das lange sehnliche Erwarten
Der unabänderlichen Ewigkeit?
Nein es ist kein leer System,
Tief ist eingeprägt der Trieb,
Den man nur umsonst bekämpft,
Den gewiſs das höchste Wesen
Selbst gelegt in unsre Herzen,
Um das Laster zu bekämpfen,
Um der Tugend beyzustehn.

Im unerschütterlichen Heiligthum,
Auf Ewigkeit gegründet, thronet
Die ruhige Unsterblichkeit:
Den Guten hold, den Frevlern schrecklich,
Schützt sie den Rechtsfreund gegen seine Zeit,

Défend l'ami de la justice,
Et ravit à l'espoir du vice
L'asile horrible du néant.

Oui: vous, qui de l'Olympe usurpant le tonnerre,
Des éternelles lois renversez les autels;
Laches oppresseurs de la terre,
Tremblez, vous êtes immortels!

Et vous, vous, du malheur victimes passagères,
Sur qui veillent d'un Dieu les regards paternels,
Voyageurs d'un moment aux terres étrangères,
Consolez-vous, vous êtes immortels!
Eh! quel coeur ne se livre à ce besoin suprême!
L'homme, agité d'espérance et d'effroi,

Ap-

Die, ihn vorbey, mit Riesenschritten eilt,
Und raubt der Hoffnung des Verbrechens
Das schreckliche Asyl des Nichts.

Der Erde feige Unterdrücker,
Die ihr des Himmels Donner mis-
braucht
Zum Umsturz des Altars der ewigen
Gesetze,
Erbebt — ihr seyd unsterblich:
Und ihr, des Misgeschicks vorüber-
gehnde Opfer,
Die eines Gottes Vaterblick bewacht,
Nur kurze Zeit auf fremden Boden
wallend,
Getrost — ihr seyd unsterblich.
Ha! welche Seele überläßt sich nicht
Dem hocherhabnen Wunsch des Daseyns
nach dem Tode?

Apporte ce besoin d'exister après soi *).
Dans l'asile du trépas même,
Un sépulcre à ses pieds, et le front dans les cieux,
La pyramide, qui s'élance,
Jusqu'au trône éternel va porter l'espérance
De ce cadavre ambitieux.
Sur l'airain périssable il grave sa mémoire
Hélas! et sa fragilité;
Et sur ces monumens, témoins de sa victoire,
Trop fréles garans de sa gloire,
Fait un essai mortel de l'immortalité.

Vous seuls, qu'on admire et qu'on aime,
Vous seuls, ô mes rivaux! par un pouvoir supreme
Dressez des monumens qui ne sont point mortels;

*) Setzte man das hinter soi in 2 Ausgaben stehende Punktum hinter même, so könnte die andre Uebersetzung statt finden.

Der Mensch, von Hoffnung und von Angst
getrieben *),
Bringt ihn mit sich. Selbst in des Todes
Freystatt,
Ein Grab zu Füssen und die Stirn im Himmel
Soll des ehrsüchtgen Leichnams Hoffnung
Die Pyramide, die sich hoch erhebt,
Bis zu dem Thron des Ewgen tragen.
Er meisselt in vergänglich Erz
Sein Angedenken, ach! und seine Schwach-
heit ein,
Und macht mit diesen Monumenten,
Mit diesen Zeugen seines Sieges
Und viel zu schwachen Bürgen seines Ruhms
Den sterblichen Unsterblichkeitsversuch.
Ihr, die man liebt, die man bewundert,
Die ihr, wie ich, um Dichterkränze buhlt,
Ihr stellt allein durch eine hohe Kraft

*) *Nimmt das Bedürfniss da zu seyn*
Selbst in des Todes Freystatt mit.
Ein Grab etc.

Doublement investis des honneurs éternels,
Du talent vertueux vous tressez la couronne;
Votre front la reçoit, et votre main la donne,
Homère de ses dieux partagea les autels.

Si quelquefois la flatterie
A deshonoré vos chansons,
Plus souvent vos sublimes sons
Font respecter les lois, font chérir la patrie.
Le Barde belliqueux couroit de rangs en rangs
Echauffer la jeunesse aux combats élancée;
Tyrtée embrasoit Mars de feux plus devorans,
Et les vers foudroyans d'Alcée
Menacent encor les tyrans.

Denkmäler auf, die unvergänglich sind:
Mit ewgem Ruhme doppelt selbst belohnt
Flicht eure Hand den Kranz für Tugend und Talente,
Sezt eurer Stirn ihn auf und theilt auch andern
Ihn mit, so theilt Homer
Mit seinen Göttern die Altäre.

Entehrte hie und da auch Schmeicheley eur Lied,
Viel öftrer treibt eur Hochgesang
Zur Ehrfurcht vor Gesetzen,
Zur Liebe für das Vaterland.
Der kriegrische Barde durcheilte die Glieder,
Gerüstete Jugend zum Kampf zu erhitzen,
Tyrtäus bliefs stärkere Flammen in Ares
Und die zerschmetternde Lieder Alcäens
Bedrohen jezt noch die Tyrannen.

Que je haïs les tyrans! Combien dès mon enfance
Mes imprécations ont poursuivi leur chef!
Ma foiblesse superbe insulte à leur puissance:
J'aurois chanté Caton à l'aspect de César.
Et pourquoi craindre la furie
D'un injuste dominateur?
N'est-il pas une autre patrie
Dans l'avenir consolateur?
Ainsi quand tout flechit dans l'empire du monde
Hors la grande ame de Caton,
Immobile, il entend la tempête qui gronde,
Et tient, en méditant l'Eternité profonde,
Un poignard d'une main, et de l'autre Platon.

Par eux, bravant les fers, les tyrans et l'envie,
Il reste seul arbitre de son sort:

O wie hafs ich die Tyrannen!
Noch ein Kind verfolgten schon
Ihren Wagen meine Flüche.
Meine stolze Schwachheit spottet
Ihrer Macht, vor Cäsars Ohren
Hätt' ich Cato's Lob gesungen.
Vor ungerechter Herrscher Wuth
Warum die Furcht? Giebt's nicht ein andres Vaterland
In einer trosterfüllten Zukunft?

Als in der Weltbeherrscherin sich alles,
Nur Cato's grofser Geist nicht, beugte,
Vernahm er unbewegt das rollende Gewitter
Und überdacht die ungemefsne Ewigkeit,
Den Dolch in einer Hand, den Plato in der andern:
So trozte er dem Neid, den Ketten, den Tyrannen,
Blieb seines Schicksals eigner Herr,

A ses voeux, l'un promet la mort,
Et l'autre une éternelle vie.

Que tout tombe aux genoux de l'oppresseur
du Tibre!
La grande ame affranchie a son refuge au ciel.
Il dit au tyran: je suis libre;
Au trépas: je suis immortel.
Allez, portez dans l'urne sepulcrale,
Où l'attendoient ses immortels aïeux,
Portez ce reste glorieux,
Vainqueur, tout mort qu'il est, du vainqueur
de Pharsale.
En vain César victorieux
Poursuit sa marche triomphale:
Autour de la tombe fatale,
Libre encore un moment, le peuple est accouru;
Du plus grand des Romains il pleure la mé-
moire;

Und ihm versprach nach seinem Wunsch
Der Dolch den Tod — und Plato ewges
Leben.
Mag dem Tyberunterdrücker
Alles sich zu Füssen werfen,
Catos freygewordne Seele
Findt im Himmel ihre Zuflucht,
Spricht zum Wüthrich: „Ich bin frey;“
Und zum Tod: „Ich bin unsterblich.“
Tragt in der grabgeweihten Urne
Den ehrenvollen Ueberrest,
Den Ueberwinder, der, so todt er ist,
Doch den Pharsaler überwand.
Der Sieger Cäsar schreitet
Umsonst auf der Triumpfbahn fort,
Das Volk, für einen Augenblick noch
frey,
Hat sich um Cato's Gruft versammelt,
Beweint des gröfsten Römers Ange-
denken;

Le cercueil rend jaloux le char de la victoire:
Caton triomphe seul, César a disparu.

Que dis-je? enfans bannis d'une terre chérie,
Français, que vos vertus triomphent mieux du sort!
Sans biens, sans foyers, sans patrie,
Votre malheur n'appelle point la mort:
Plus courageux, vous supportez la vie.
Qui peut donc soutenir votre coeur généreux?
Ah! la foi vous promet le prix de tant de peines;
Au sein de l'infortune elle vous rend heureux;
Riches dans l'indigence, et libres dans les chaines;
Et du fond des cachots vous habitez les cieux.
Loin donc de l'homme impie exécrable maxime
Qui sur ses deux appuis ébranle le devoir:

Der Siegeswagen muſs die Leichenbahre neiden,
Cato triumphirt allein,
Cäsar ist verschwunden.
Verbannte Kinder aus geliebtem Lande,
Was sag' ich? Eure Tugend triumphirt
Viel schöner über das Geschick!
Von aller Haabe leer, vom Vaterlande fern,
Ruft ihr im Unglück nicht den Tod,
Ihr, muthiger, ertragt das Leben.
Was unterstüzt eur edles groſses Herz?
Der Glaube. Der verspricht den Lohn
So vieler Leiden, macht im Unglücksabgrund glücklich,
In Armuth reich, in Ketten frey,
Schaft tiefe Kerker um zu Himmeln.
Weg dann mit der verruchten Lehre
Des Gottverächters, die zum Wanken bringt
Der Pflichterfüllung beyde Stützen:

„Il faut un prix au juste, il faut un frein au crime!“

L'homme sans crainte est aussi sans espoir.

Ainsi par un accord sublime,
La céleste Immortalité
S'élance d'un vol unanime
Avec sa soeur, la sage Liberté.

Et vous, vous que mon coeur adore,
Faudra-t-il donc vous perdre sans retour?
Non, si d'un jour plus beau cette vie est l'aurore,
Nous nous retrouverons dans un autre séjour:
O mes amis, nous nous verrons encore!
Qu'en nous reconnoissant nous serons attendris!
Du haut des célestes lambris,
Sur ce séjour de douleur et d'alarmes
Nous jetterons un regard de pitié,
Et nos yeux n'auront plus à repandre de larmes,
Que les pleurs de la joie et ceux de l'amitié.

„Lohn muſs der Gerechte haben
„ Und das Laster einen Zaum.“
Wer ohne Furcht lebt, hofft auch nichts.

Mit der Freyheit ihrer weisen Schwester
Schwingt vereinten Fluges, gleich gestimmt
Und erhaben die Unsterblichkeit,
Sie, die Himmlische, sich auf.
Ihr, die mein Herz mit Ehrfurcht liebt,
Sollt ich auf immer euch verlieren?
Nein, nein. Ist unser Erdeleben
Nur schönrer Tage Morgenroth,
So finden wir uns einst in einer andern
Heymath.
Ja, Freunde, ja wir sehn uns wieder.
Wie rührend wird die Lust des Wiederkennens seyn!
Von den hohen Himmels-Zinnen
Werfen wir dann Mitleidsblicke
Auf dies Land der Angst und Schmerzen,
Freud- und Freundschafts-Thränen weinen
Dann nur unsre Augen.

Cependant, exilés dans ce séjour profane,
Cultivez les arts enchanteurs *);
Ils calmeront les maux où le ciel vous condamne,
Ils méleront quelque charme à vos pleurs.

Mais ne profanez point le feu, qui vous anime,
Laissez-là des plaisirs les chants volupteux
Et leur lyre pusillanime.
Célébrez l'homme magnanime,
Célébrez l'homme vertueux;
Et que vos sons majestueux
Soient sur la terre un prélude sublime
Des hymnes chantés dans les cieux.

*) Dafs es Delillen mit diesem Rath sehr Ernst gewesen, und dafs er unter den zauberischen Künsten den Vorzug der Poesie giebt, erhellt aus der Vorrede zur neuen Ausgabe seiner Jardins (1801), in welcher er die Rechtfertigung seines Homme des champs mit einer Stelle schliefst, die ich der Poesie zu Lieb und Ehren hersetze: „Die mehresten andern Künste, die man des

So lang indeſs auf ungeweihtem Boden
Ihr noch verbannt seyd, pflegt die zauberischen Künste *),
Sie werden jene Uebel mildern,
Die euch der Himmel aufgelegt,
Und unter eure Thränen selbst
Noch manche Anmuth mischen:
Nur entweiht die Flamme nicht,
Die euch antreibt; Kleinmuth singe
Wollustreiche Freudenlieder:
Preist den Mann, der Tugend liebt,
Den, der hohes Herzens ist,
Und die Erd' vernehm im hehren Tone
Eurer Lieder den erhabnen Vorklang
Der Hymnen, die der Himmel singt.

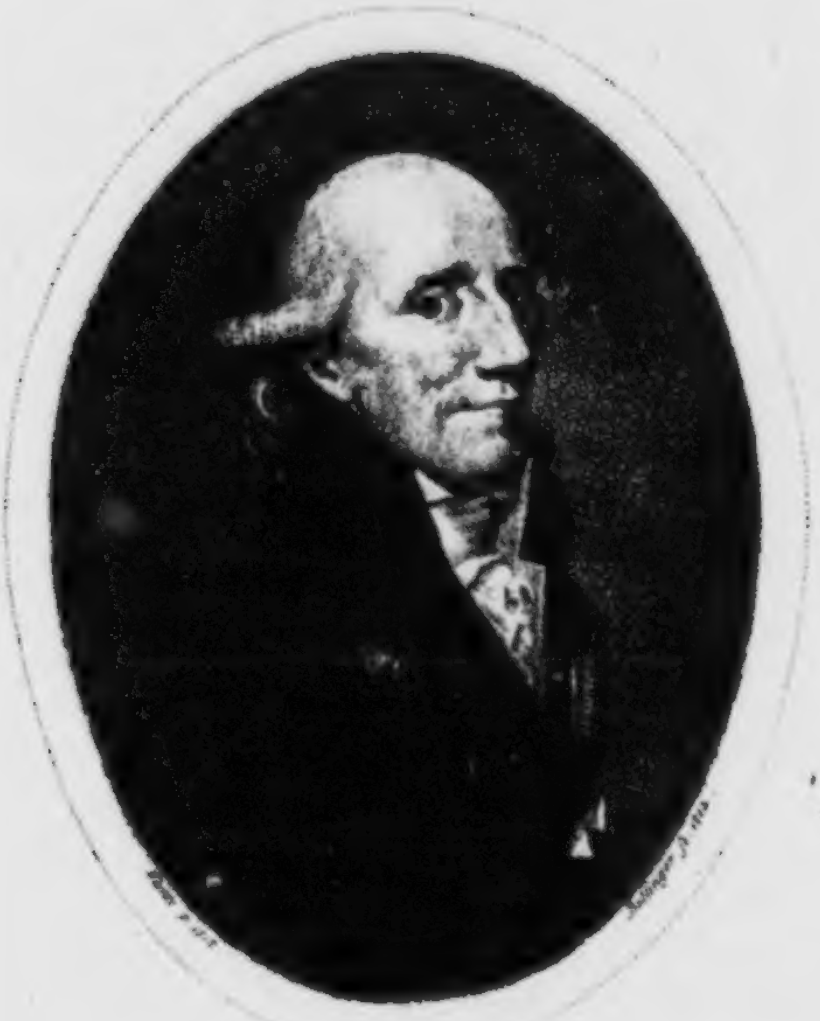
„Luxus und der Unterhaltung wegen treibt,
„schicken sich nicht so recht für die Tage des
„Unglücks: die Dichtkunst aber ist in glückli-
„chen Tagen eine angenehme Beschäftigung, tritt
„zur Zeit des Sittenverderbnisses der Tugend nicht
„zu nah, und tröstet zur Zeit der Tyranney.
„Aufserdem sind in solchen Unglücksepochen die
„gewöhnlichen Zerstreuungen nicht hinreichend.

„man bedarf alsdann leidenschaftlicher Beschäfti-
„gungen, die sich mit Nachdruck der Verstan-
„des- und Herzenskräfte bemächtigen. Die Dicht-
„kunst besizt diese vorzügliche Gabe, so wie auch
„noch eine andre, vermittelst des Zaubers der
„Einbildungskraft über die Auftritte des gemei-
„nen Lebens und den niederschlagenden Anblick
„eines verderbten Jahrhunderts sich zu erheben.
„Sie schafft nach eignem Belieben andre Welten,
„wählt ihre Bewohner, und stellt diese einge-
„bildete Bevölkerung, diese besseren Welten zwi-
„schen sich und das Unglück oder Laster. Be-
„sonders führt sie ihre Liebhaber auf Einsam-
„keit und zum Stillleben, diesen sichersten Asy-
„len gegen die Tyranney, in denen allein man
„Etwas Freyheit behalten und vergessen zu wer-
„den wenigstens hoffen kann. Zwar hilft auch
„dieses Mittel nicht immer, denn in den Zeiten,
„die ich erlebt habe, hatten selbst die tiefste
„Verborgenheit und Einsamkeit ihre Gefahren.
„Aber selbst das, dass ich noch da bin, zeugt
„zu ihrem Vortheil. Dem unaussprechlichen Ver-
„gnügen der Poesie verdank ich den Geschmack
„am eingezogenen Leben, dem ich so viel schul-
„dig bin. Diese reizende Kunst, die ich zu mei-
„ner Unterhaltung gemacht hatte, ist mein Trost
„und meine Zuflucht geworden.“

Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
12	1	statt Bockenheim lies Badenheim.
20	7	statt am lies vom
25	10	statt der neuen lies die neue.
47	1. 2.	von unten, lies: Dem mit Schmerzen bis zum Morgen Sie vielleicht nur widerstritt.
60	11	lies gereiften statt gerieften.
61	2	von unten, statt Erdenhäng: lies Erdanhäng:
66	7	statt des Comma ein Punktum.
104	4	statt Weltenalls lies Weltalls.
144	5	von unten, statt Wir lies Wird.
252	5	statt Wundengänge lies Wundergänge.
214	letzte Zeile,	lies ein ?, statt des Punktums.
277	3	statt Corallenriesen lies Corallenriefen.

Durch eine misverstandne Beyschrift ist der Antiacheron dem Acheron vorgedruckt.



JOHANN GEORGE SCHEFFNER.

gebohren den 2ª. August 1730.

Mein Leben,

wie ich

Johann George Scheffner

es selbst beschrieben.

Was ich irrte, was ich strebte,
Und dabei so alt mich lebte,
Wand ich hier in einen Strauß.
Nähm' in ihm doch Alter, Jugend
Irren, Streben, Fehl und Tugend
Sich für jedes schicklich aus.
(Nach Göthe.)

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Erste Hälfte.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Königsberg,
in der Universitäts-Buchhandlung
1821.

Mein Leben,

wie ich

Johann George Scheffner

es ſelbſt beſchrieben.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Und dabei ſo alt mich lebte,
Band ich hier in einen Strauß.
Nähm' in ihm doch Alter, Jugend
Irren, Streben, Fehl und Tugend
Sich für jedes ſchicklich aus.

(Nach Göthe.)

Leipzig,
gedruckt bei J. G. Neubert im J. 1816
und
ausgegeben im J. 1823.

Scheffner's Leben.

Vorbericht.

Kann nicht Schlichtegroll, der schon manchen, auch unbedeutenden Mann auf Verlangen von dessen Freunden und Bekannten mit Geläut auf seinen litterarischen Kirchhofe begrub und begraben ließ, und dem Du bey Gelegenheit des Hippelschen Lebens im Nekrolog bekannt geworden bist, auf den Einfall kommen, auch Dir eine Stelle unter seinen Leichen anzuweisen? Und könnte dann nicht in einer etwanigen Unterhaltung über Dich manches Unrichtige von Dir gesagt werden?

Diese Fragen brachten mich im Herbst 1801 auf den Gedanken, auch in dieser Rücksicht mein Haus zu bestellen und selbst

einige Bogen über das wenn, wie, wo und mit wem ich gelebt habe, aufzuzeichnen, die im Verlauf vieler folgenden Jahre durch Zusätze, Nachträge und aus andern Autoren, hoffentlich nicht zum Schaden der Leser, angeführte Stellen zu einem starken Bande aus Rand und Band angewachsen sind. J'ai choisi le tems, pu ma vie, que j'ai à peindre, je l'aye toute devant moy, ce qui en reste tient plus de la mort. Montaigne Livr. III. ch. 12.

Zwar haben Cicero *), Vopiscus **),

*) In einem Briefe an den Geschichtschreiber und Senator Lucceius heißt es: haec sunt in eo genere (über sich selbst zu schreiben) vitia, et verecundius ipsi de se scribant necesse est, si quid est laudandum, et praetereant, si quid reprehendendum est. Accidit etiam, ut minor sit fides, minor auctoritas, multi denique reprehendunt.

**) Ein nach Lessings *) Meinung höchst pünktlicher Schriftsteller, ist der Meinung: „nemi„nem scriptorum, quantum ad historiam per„tinet, non aliquid esse mentitum," doch mag dieses öftrer wohl der Fall seyn bey vollstän-

*) Werke, 5. Band S. 152.

Horatio Walpole *) und Klopstock **) Bedenklichkeiten gegen das Schreiben über sich selbst geäußert; auch mögen viele ohne Rücksicht auf obige 4 mit Namensunterschrift versehene Warnungstafeln behaupten,

digen Begebenheiten, als bey kleinen Bestimmungen, die der Strom des Redens und Schreibens oft unwillkührlich aus dem Geschichtschreiber herausspült.

*) versichert: „die Lebensbeschreiber haben das „Seltsame an sich, bey Abfassung der Biogra„phieen gewöhnlich in ihren Gegenstand ver„liebt zu werden, ob man gleich im Gegen„theil denken sollte, daß man, je genauer „man das Leben eines Menschen untersucht, „desto weniger Grund finden müsse, ihn zu „lieben oder zu bewundern."

(Historische, litterarische, unterhaltende Schriften, übersetzt von A. W. Schlegel, Leipzig 1800.)

**) sagt, „daß er wenig Sachen kenne, die „schwerer wären, als sein eignes Leben zu „schreiben, denn man solle umständlich seyn, „indem ein kurzhingeworfnes Leben keins sey, „und zugleich selbst den Schein der Eitelkeit „vermeiden."

(im ersten Stück des vaterländischen Museums von 1810. p. 1.)

es liege im Geschäft des Selbstbiographirens eine Eigenliebigkeit, der man dadurch, daß man es als Spiegel zum Copiren seiner eignen und andrer Gestalt benutzt, ein moralischnützliches Aussehen zu schaffen suche; es zwinge beynah die schreibende Hand, zum Behuf eines sichern Ergreifens und Festhaltens, die Finger dann und wann krumm zu machen, so daß man in Gefahr komme, ungeachtet alles Hasses gegen fremde Bestechung sich ex propriis zu bestechen, und daß daher weder Rousseau in seinen Bekenntnissen *) noch der seine Hand so unbefangen bietende Montaigne **) sie uns immer blos und nicht auch manchmal im fleischfarbnen Handschuh geboten habe. —

*) Je n'ai qu'une chose á craindre dans cette entreprise, ce n'est pas de trop dire ou de dire des mensonges, mais c'est de ne pas tout dire et de taire des verités — ma fonction est de dire la verité. mais non pas de la faire croire.

**) je veux, qu'on m'y voye en ma façon simple, naturelle et ordinaire, sans estude et artifice, car c'est moy, que je peins.

Dem allen ungeachtet habe ich eine Beschreibung meiner Lebensreise gewagt, sine gratia et ambitione, bonae tantum conscientiae pretio (Tacit. Vita Agricolae) und hoffe dreust, es werde mir meine unaussprechliche Wahrheitsliebe geholfen haben, zwischen oberwähnten Scyllen und Charybden glücklich durchzusegeln, und mit diesen mir selbst besorgten Exsequien diejenigen, die mich im Leben bald so, bald anders beurtheilten, zu dem Geständniß zu nöthigen: Niemand könne den Geist des Menschen kennen, als der Geist, der in ihm ist.

Da aber ein bloßer Privatmann selten etwas von sich zu erzählen hat, das ihn von andern auszeichnen könnte, und daher die kleinen Züge sammeln muß, um seine Besondernheit im Denken und Handeln unterscheidbar zu machen, so rath ich jedem, der meinen Aufsatz einst zu Gesicht bekommt und in ihm sonderbare Schicksalserzählungen zu finden hofft, ihn entweder gleich

wegzulegen, oder mir zu verzeihen, daß ich, um die Kenntlichkeit des Bildes zu befördern, vielleicht zu viel Pinselstriche *) angebracht und, auf Anrathen eines hochverständigen Freundes, hin und wieder Gedanken und Meinungen über Manches im Leben mit einprotokollirt habe.

Meine Urtheile über Nebenmenschen und Umgebungen sind reine Ausflüsse meiner Ueberzeugung und Einsicht, und was meine eigne Person betrifft, so kann ich auf Ehre und Gewissen versichern, daß alles buchstäblich wahr ist, denn

*) Franz Horn sagt im 2. Theil seiner Latona S. 231: „fast jeder Schriftsteller, der zu „denken und zu empfinden im Stande ist, „würde uns ein erträgliches oder gar ein gutes „Buch geben können, wenn er sich entschlösse, „seine eigne Biographie zu verfassen; nur „wolle er dabey nichts weiter seyn als Er „selbst. Er sey dabey hübsch ehrlich von „dem Scheitel bis zur Ferse und fasse sich „nicht etwa so zart an, wie einen Colibri, „sondern stark, wie einen Menschen, der wenigstens stark werden will."

„Ich bin nicht, der irgend etwas abzuleugnen
„im Stande wäre. Was ich that, das that ich;
„doch bin ich auch nicht der, der alles, was
„Er that, als recht gethan vertheid'gen möchte.
„Was sollt' ich eines Fehls mich schämen? Hab'
„ich nicht den festen Vorsatz, ihn zu bessern?
„Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
„es Menschen bringen können?

Nathan V. Akt 5. Auftr.

und spreche daher dem Johannes Müller (17. B. d. W. S. 404.) getrost nach:

„Ich mache mir nichts draus, geirrt zu ha-
„ben und daß man es wisse, dafür bin ich
„ein Mensch — ohne mich fehlerfreyer, wie
„viele andre zu fühlen, halt ich dafür, daß
„der Mensch, auch der edelste und beste,
„sich nicht scheuen soll, nach dem Tode
„ganz, wie er war, gezeigt zu werden. Wie
„sonst sollen wir je zur Menschenkenntniß
„und zu einer auf sie gebauten Moral kom-
„men?"

C'est ici un livre de bonne foy, Lecteur, il t'avertit des l'entrée, que je ne m'y suis proposé aucune fin que domestique et privée. Je n'y ai eu nulle consideration de ton service, ny de ma gloire; mes for-

ces ne sont pas capables d'un tel dessein. Je l'ai voué à la commodité particuliere de mes amis, à ce que m'ayans perdus (ce qu'ils ont à faire bientost) ils y puissent retrouver aucuns traits de mes conditions et humeurs, et que par ce moyen ils nourissent plus entiére et plus vifve la connoissance, qu'ils ont eu de moy

Montaigne.

und da ich einmal im Abſchreiben bin, ſo beſchließ ich meinen Vorbericht noch mit einer Stelle aus No. 48. der Jenaiſchen L. Z. von 1806, wo der ſehr verſtändige Recenſent der von S. M. Lowe herausgegebenen Bildniſſe jetzt lebender Gelehrten mit ihren Selbſtbiographieen ſagt:

„Es giebt zweierley Art, die Geſchichte zu „ſchreiben, eine für die Wiſſenden, die „andre für die Nichtwiſſenden. Bey der „erſten ſetzt man voraus, daß dem Leſenden „das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt „ſey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine „geiſtreiche Weiſe durch Zuſammenſtellungen „und Andeutungen an das zu erinnern,

„was er weiß, und ihm für das Zerſtreut-
„bekannte eine große Einheit der Anſicht zu
„überliefern oder einzuprägen. Die andre
„Art iſt die, wo wir, ſelbſt bey der Abſicht
„eine große Einheit darzuſtellen, auch das
„Einzelne unnachläßlich zu überliefern ver-
pflichtet ſind. — Sollten zu unſrer Zeit
„Männer, die über 40 und 50 Jahr im
„Leben ſtehen und wirken, ihre Biographie
„ſchreiben, ſo würden wir ihnen rathen, die
„letztre Art ins Auge zu faſſen, denn auſſer-
„dem, daß man ſich gerade um das Nächſt-
„vorhergehende am wenigſten bekümmert,
„ſo iſt unſre Zeit ſo reich an Thaten, ſo
„entſchieden an beſonderm Streben, daß
„die Jugend und das mittlere Alter, für
„die man denn doch eigentlich ſchreibt, kaum
„einen Begriff hat von dem, was vor 30
„oder 40 Jahren eigentlich da geweſen iſt.
„Alles, was ſich alſo in einem Menſchen-
„leben dorther ſchreibt, oder dorthin bezieht,
„muß aufs neue gegeben werden.

„Liebenswürdig hat er (Joh. Müller)
„ſich des großen Vortheils eines Selbſt-
„biographen bedient, daß er gute, wackre,
„ſedoch für die Welt im Großen unbeden-
„tende Menſchen, als Aeltern, Lehrer, Ver-

„wandte, Gespielen namentlich vorführt „und sie als ein vorzüglicher Mensch ins „Gefolge seines bedeutenden Daseyns mit „aufnahm. — Gegenwärtig hat er sich viel „zu isolirt dargestellt. Wir finden die Wir„kung groser Weltbegebenheiten auf ein so „empfindliches Gemüth nicht gnugsam aus„gedrückt. Paoli's und der Corsen ist gar „nicht gedacht, des amerikanischen Krieges „nur, in so fern ihm dadurch ein Freund „geraubt ist, und der Genfer Begebenheiten „nur, indem sie als ein Zündkraut einer „ungeheuern Explosion erschienen. Und ge„rade jenes Herankommen von Ereignissen, „welche Aufmerksamkeit mußte es einer sol„chen Natur und in jenem Alter nach und „nach erregen, und was mußte sich an die„sem Aeußern aus seinem Innern entwik„keln! — — Bescheidenheit gehört eigentlich „nur für persönliche Gegenwart. In guter „Gesellschaft ist es billig, daß Niemand „vorlaut werde, ist es nothwendig, daß der „Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in „einen gewissen Zustand der Gleichheit ge„rathe. In alle freye schriftliche Darstel„lungen gehört Wahrheit, entweder in Be-

„lug auf den Gegenſtand, oder in Bezug
„auf das Gefühl des Darſtellenden, und,
„ſo Gott will, auf beydes. Wer einen
„Schriftſteller, der ſich und die Sache fühlt,
„nicht leſen mag, der darf überhaupt das
„Beſte ungeleſen laſſen. Wem es ſonderbar
„ſcheinen möchte, daß wir auf dieſe Weiſe
„den Meiſter meiſtern, der bedenke, daß
„wir nur hiedurch die Schwürigkeiten einer
„Selbſtbiographie fühlbarer zu machen ge-
„denken. Aber wir erſuchen ſämmtliche
„Theilnehmer, eine doppelte Pflicht ſtets
„vor Augen zu haben, nichts zu verſchwei-
„gen, was von Außen, es ſey nun als Per-
„ſon oder Begebenheit, auf Sie einwirkt,
„aber auch nicht im Schatten zu ſtellen,
„was Sie ſelbſt geleiſtet, von ihren Arbeiten,
„von deren Gelingen und Einfluß mit Be-
„haglichkeit zu ſprechen, die dadurch gewon-
„nenen ſchönſten Stunden ihres Lebens zu
„bezeichnen und ihre Leſer gleichfalls in eine
„fröhliche Stimmung zu verſetzen. Es iſt
„ja nur von Gelehrten und Künſtlern die
„Rede, von Menſchen, deren ganzes Leben
„und Treiben ſich in einem harmloſen Kreiſe
„herumdreht, deren Kriege, Siege, Nieder-

„lagen und Traktaten, obgleich unblutig,
„doch immer interessant bleiben, wenn nur
„für das Behagen des einzelnen Mannes
„und für die Freunde und den Nutzen
„der Welt irgend zuletzt Einiges hervor-
„geht.

Am 8. August 1736. wurde ich zu Königsberg in Preußen zwischen 6 und 7 Uhr Abends gebohren. Meine Vorältern sollen aus den Niederlanden hieher gezogen seyn, und mein Großvater soll in der Pestzeit 1709. Handlung getrieben haben. Sein jüngster Sohn Gottfried war mein Vater. Dieser hatte studirt, und erinnere ich mich aus meinen Kinderjahren, Nachschriften der von ihm gehörten Vorlesungen gesehen und Erzählungen aus Gullivers Reisen und dem ersten englischen Robinson von ihm gehört zu haben; auch fand ich eine schöne Ausgabe des Tacitus unter seinen wenigen Büchern. Als er in Berlin, wo schon damals der Hauptsprudel des Dienstbrunnens lag, angestellt zu werden suchte, sandte man ihn nebst vielen andern zur Mitbearbeitung des großen

und so gut gediehenen Stadt- und Landbaues des Königs Friedrich Wilhelm I. nach Litthauen. Vermuthlich verging ihm dort über dem Bauen und Rechnen die Lust zum weitern Studiren, und er übernahm die Pacht eines neuangelegten Domainenamtes. Ob er nun gleich wegen seines gesunden Verstandes und seiner Rechtschaffenheit in förmlich gutem Ruf stand, so mißfiel doch seine Dreustigkeit und eine ziemliche Portion Eigensinn, von dem er mir die Legitimam nicht verkürzt hat, und wovon ich ihn bey all meiner unaussprechlichen Liebe und Hochachtung für ihn nicht freysprechen mag, einem damals gewalthabenden Beysitzer des königlichen Tobackscollegii, dem er außerdem nicht ein schönes Pferd für halben Preiß hatte verkaufen wollen, so sehr, daß er ihm zu einem einjährigen Vestungsarrest verhalf. Zwar wurde ihm vom Könige, der ihn persönlich kannte, der größte Theil der Sitzzeit erlassen, und alles angewandt, ihn zur Wiederannehmung des Amtes zu bewegen, allein er zog doch das Fürstchleben vor, besonders da meine Mutter, Anna Regina gebohrne Reimer, die er 1735. als Wittwe heyrathete, ihre Hand

durchaus keinem Manne in königlichem Dienſt geben wollte. Das junge Ehepaar begab ſich nach Königsberg und zeugte zuerſt mich und in Zwiſchenräumen von 4 Jahren noch zwey Töchter.

Meine Mutter, in jedem Betracht eine liebenswürdige Hausfrau, obgleich ohne alle, damals noch nicht ſo ſtark eingeriſſene wiſſenſchaftliche Bildung, hatte uns alle, mich nur ½ Jahr, ſelbſt geſäugt, führte ihre Wirthſchaft mit einer ihrer kleinen Monatseinnahme entſprechenden Genauigkeit und lehrte mich im dritten Jahre Gedrucktes leſen, nach welcher Methode, weiß ich nicht. Da ſie ſelbſt vom Schreiben keine Liebhaberin war, ſo hielt ſie nicht darauf, mich auch Geſchriebenes leſen zu laſſen, und vermuthlich kommt davon mein ſchlechtes Leſen alles Handſchriftlichen, deſſen Buchſtaben nicht ſehr deutlich ſind, ſelbſt meines eignen.

Ob die Welt dadurch gewonnen habe, daß man dem andern Geſchlecht eine außerhäuslich wichtige Rolle zu ſpielen eingeräumt hat, wag ich nicht zu entſcheiden; die Stimmenmehrheit hätt' ich ſicher wider mich, denn es würden nicht allein Mädchen und Frauen die Anſprüche auf das Recht zur großen

Außerhäuslichkeit nicht fahren lassen wollen, sondern es würden auch beynah alle unverheyrathete Männer, und von den verheyratheten alle Liebhaber der außerhäuslichen und Cicisbeat-Freuden wider mich auftreten.

Dem ungeachtet glaub ich aber doch, es könne nicht eher mit der Welt besser werden, bevor nicht das weibliche Geschlecht wieder Küchen- und Kinderstuben-gerecht geworden. Das Weib ist ganz gewiß ein andres Wesen wie der Mann, und wenn es sich der Rechte und Kräfte des Mannes nach und nach bemächtiget und sie verweiblichet, so erlaubt ihm doch seine weibliche Natur nicht, die Rechte und Kräfte des Mannes in sich zu beherbergen, mithin muß die Welt durch ein solches Verrauchen der männlichen Kräfte und Rechte offenbar verlieren. Durch die jetzige Erziehung der Weiber des Mittelstandes — die sehr reichen und vornehmen mögen außer der Regel bleiben — ist eine Mittelinstanz zwischen der Hausfrau und der Dienerschaft entstanden, von der man in meiner Jugend nichts wußte und über die ich in meinem Alter oft klagen höre, und zwar um so lauter, je mehr die Abneigung

gegen das Selbstwirthschaften zunimmt, und der häusliche Wirthsschaftsverstand außerhäuslicher Zerstreuungen wegen abnimmt. Die Hausfrau haßt die Ausgeberin, kann sie aber eigner Unwissenheit halber, und weil sie ihre Zeit und ihren Verstand oft zu sehr unweiblichen Dingen anwendet, nicht entbehren, und die letzte betrügt die erste sowohl eigner Gewinnsucht wegen, als auch aus Verdruß über ihren Dienststand.

Wäre es also nicht nöthig, alle Mädchen, die reichen und vornehmen nicht ausgenommen, ganz für das Haus, das heißt zu allen häuslichen Geschäften, Kochen, Nähen, Stricken ꝛc. mit Ernst anzuhalten, ohne ihnen Gehülfen zu geben? Nach dem Heyrathen mögen sie es mit ihren Männern ausmachen, und ich lebe der schönen Hoffnung, nur wenige junge Frauen würden das, was sie als Mädchen gelernt und getrieben haben, aufzugeben wünschen, wenigstens verständen sie dann doch ihr weibliches Haus zu regieren, ohne sich unter weibliche Curatel begeben zu dürfen.

Ein vornehmer kluger Mann in Berlin, dem man erzählt hatte, der Oberschulrath Zeller halte Vorlesungen für Damen,

ſchrieb mir: „Wenn er ſeine Erziehungsre-
„geln für Mütter nicht damit anfängt, daß
„er ihnen die phyſiſche und moraliſche Noth-
„wendigkeit auseinanderſetzt, die Kinder, ſich
„ſelbſt und ihr ganzes Hausweſen ſo rein,
„ſo einfach als das Gemüth zu erhalten,
„und daß auch die Küche und der Tiſch mit
„dieſer Reinheit in Verbindung ſtehen, weil
„der gute Geſchmack ſich auch auf die Zunge
„ausdehnen müſſe, wenn er nicht ſeinen
„Gradum ertheilt, je nachdem wie die Da-
„me die Verſuchsperiode ausgehalten, ſo
„bleibt ſeine Lehre für die Erziehung das,
„was gewöhnliche Predigten für die wahre
„Religioſität ſind.“ *) Auch hätte er noch

*) In einem ohnlängſt (im Nov. 1814.) von einem Frauenzimmer geſchriebnen Buche (Natalie, ein Beytrag zur Geſchichte des weiblichen Herzens) fand ich S. 133. folgende Stelle: „Wahrlich wir
„Weiber tragen ſelbſt die Schuld, wenn wir die
„Sphäre weiblicher Wirkſamkeit nur mit der Laug-
„keit des proſaiſchen Pflichtgedankens, oder auch
„mit dem Mechanismus einer dazu abgerichteten
„Maſchine, zu betreiben wiſſen, und ſie nur im
„Kleinlichen, den Geiſt einengenden Lichte ſehen.
„Ein unverſchrobener, dem Müßiggang — der
„leider mit einem gewiſſen äſthetiſchen Luxus der
„Zeit und der Thätigkeit nur zu nah verwandt

beyfügen können, daß alle Mädchen singen lernen müßten, — nicht um in Concerten sich lobsüchtig hören zu lassen, sondern geistliche Lieder auf eine anhörbarere Art singen zu können, als man es oft in unsern Kirchen zu vernehmen genöthiget ist. Der häusliche Gesang hat für mich etwas sehr erbauliches, und wer weiß, stünde es in den Bürgerhäusern nicht in vielen Stücken besser, wenn die ehemalige Sitte, des Morgens, nach Tisch, und des Abends ein Lied zu singen, nicht beynahe ganz aus der Gewohnheit gekommen wäre. Das: emollit mores nec sinit esse feros gilt vorzüglich vom Gesange. Demnächst verleide man ja nicht, dem an-

„ist — feindlicher Sinn, findet leicht, ohne Re„signation, in der Besorgung des Haushalts „den heitern Schauplatz nützlicher Thätigkeit, die „sich selbst zum Lohn wird, ohne diese von dem „Gedanken treuer Pflichterfüllung entlehnen zu „wollen, der uns nur bey Pflichten andrer Art „kräftigen, und nicht an solche natürliche Tugends„erzeugnisse weiblicher Natur verschwendet wer„den muß"

der H. Schrift nach bestehet im Munde zweyer Zeugen die Wahrheit, wie viel sichrer, wenn der eine Zeuge ein freywilliges Selbstbekenntniß ablegt!

dern Geschlecht seinen Hang zum Gesprächigseyn. Ich erinnre mich in des einst berühmten Robinet Buche de la Nature gelesen zu haben: es sey die Neigung zum Vielreden den Weibern darum anerschaffen, damit den Kindern durch solches Wortwasser das Verdauen der ersten Begriffe erleichtert werde, wozu der kindliche Verstandchylus ohne die mütterliche Zungenergiebigkeit nicht zulangen dürfte.

Was aber der Geschwätzigkeit sowohl, als dem Gesange eine besondre Anmuth verleiht, und wodurch beyde erst recht wirksam werden können, ist die Freundlichkeit, ohne die kein Weib ein rechtes Weib seyn, oder als solches einen Mann beglücken kann. Auf Gewöhnung zur Freundlichkeit und Heiterkeit müßte man daher bey der Mädchenerziehung von Kindesbeinen an bedacht seyn, denn es liegt in ihnen ein Hauptmittel zur Erreichung und Dauer ehelicher Glückseligkeit und ununterbrochener Hausfreuden. Ihre Milde hält den männlichen Ernst ab, Dürre, Strenge, oder gar Eis zu werden, und die sanfte Luft eines freundlichen weiblichen Gesichts befördert das Wachsthum aller Lebenspflanzungen.

Hübners biblische Historien waren noch im 6ten Jahre mein Hauptbuch, so wie das Anhören von Gespenstergeschichten meine höchste Ergötzlichkeit war. Von diesem Anhören ist, ungeachtet meines spätern Unglaubens an die Erscheinungsmöglichkeit, eine Art von caput mortuum in meinem Blute zurückgeblieben, das mir bis jetzt nicht erlaubt, in ein finstres Zimmer zu treten, ohne daß mir nicht das Wort Gespenst wie ein ossianischer Schemen vorbey schnellte: ich schäme mich dieses Geständnisses um so weniger, als der Dresdensche, mit Recht berühmte, Oberhofprediger Reinhard in seinem Aufsatze vom Werth der Kleinigkeiten in der Moral (Berlin 1798. S. 29.) ein Gleiches von sich ablegt, und laut S. 233. in seiner Jugend, so gut wie ich, an einem Punkte im Büchlein Gefallen fand. Auch muß ich noch eines Umstandes erwähnen, sollt er auch meine Geisteskräfte verdächtig machen. In meinem 5ten oder 6ten Jahre begleitete ich meine Eltern auf einer Besuchsreise nach Litthauen; ohnweit dem Wirthshause, wo wir Mittag hielten, lag ein Teich, an dem mich eine Zigeunerin mit Stein-

werfen beschäftigt fand. Nach Zigeunerweise liebkoſete ſie mich, bat ſich mein Händchen aus, und noch jetzt hör ich ſie ſagen: Hüten ſie ſich doch ſehr vor dem Waſſer, eine Linie ſagt, ſie werden erſaufen. So natürlich ſich nun auch dieſe Prophezeyhung der bettelnden Pythoniſſe erklären läßt, ſo wandelt mich doch jedesmal, wenn ich über Eis gehe oder fahre, eine kleine Furcht an, und ich vermeid es gern.

Mein Vater, der eine gute Hand ſchrieb, wie mein Herausgeber ſich aus einigen aufbehaltenen Briefen überzeugen wird, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen, welcher Unterricht aber ſehr oft unterbrochen wurde, weil er die Jagd liebte und wegen ſeiner Wirthſchaftskenntniſſe von den vornehmſten Gütherbeſitzern zu Inſpectionen, Veranſchlagungen ꝛc. gebraucht wurde. Für mein damaliges Alter ſchrieb und rechnete ich gut genug, mein Leſen war ſehr deutlich, und in ſpätern Jahren hat mich vielfältige Erfahrung überzeugt, daß, wer eine gute Hand ſchreibt, mit gehörigem Ton zu leſen und fertig zu rechnen verſteht, nie ſeines Lebensunterhalts wegen beſorgt ſeyn darf, indem er immer Perſonen finden wird, die

daran Gefallen finden, oder ihn deshalb nöthig haben werden.

Mein beynahe einziges Lesebuch war die Bibel, in der meinen Kindskopf die Propheten, die Psalmen und die Offenbarung Johannis vorzüglich anzogen. Da ich diese Liebhaberey an sehr vielen Kindern wahrgenommen, so erkläre ich sie mir aus der Sympathie ihrer eignen dunkeln Begriffe, unbeschränkten Phantasie und Leidenschaften mit den ähnlichen dieser Schriftsteller, die sie mit Vorbedacht in so wunderbaren Bildern, mit so heftigen Ausdrücken äußerten. Wirkliche Kinder sind kleine Kinder, die Dichter sind große, die aber desto schlechter gerathen, je mehr sie es den wirklich kleinen nachthun wollen, ohne ihre Unschuld und Rücksichtlosigkeit zu haben.

Die Frage: ob beym frühesten christlichen Unterricht es anräthlicher sey, das Alte Testament oder das Neue zuerst zu gebrauchen, verdiente wohl von erfahrnen Erziehern näher untersucht zu werden, wenn sie nicht etwa dadurch schon entschieden ist, daß bey vorsichtiger Auswahl durch das mehr Sinnliche des Alten Testaments leichter auf die auch mehr sinnlichen Kinder gewirkt wer-

den könne, als durch das Neue, ob solches gleich, besonders in den Evangelisten, gewiß mehr für Geist und Gemüth anwendbares enthält.

Etwa in meinem achten Jahre ward ich dem ersten Hofmeister überliefert, der ein ziemlich guter junger Mann war und mir etwas Latein, Geschichte und Geographie, worin er im Collegio Fridericiano auf einer untern Classe unterrichtete, beybrachte. Das Summum seiner Disciplin bestand in Ohrzupfen, und das längere Läppchen meines rechten Ohres hab ich ihm 40 Jahre später noch als ein Memento seiner Unterrichtsmethode vorgezeigt. Als dieser ad altiora einer adlichen Hofmeisterey schritt, empfahl er meinen Eltern einen seiner Freunde, den er schon manchmal seinen Platz bey mir hatte vertreten lassen, und dem ich, ungeachtet meines Respects für das de mortuis nil nisi bene, nachsagen muß, daß er ein Meister in der Kunst war, Kindern das Lernen schwer und verhaßt zu machen, welches bey mir auch richtig eintraf. Was sein Kopf nicht vermochte, ersetzte er durch die Hände,

und doch konnt' ich mich zum Lernen nicht entschließen, so gewiß ich wußte, daß auf das Nichtlernen jedesmal harte körperliche Züchtigung folgte. Es geht den Kindern wie den Vögeln, die der bisherigen, jetzt falsch befundenen Sage nach, ihren Tod im Rachen der Klapperschlange voraussehen und sich ihm doch nicht durchs Davonfliegen zu entziehen suchen.

Meine Mutter bedauerte mich im Stillen wegen meiner blauen Schultern, und meine älteste Schwester lernte lateinische Vocabeln, um sie mir beym hofmeisterlichen Verhör soufliren zu können; allein mein Vater hielt unabänderlich darauf, dem Hofmeister auch nicht den kleinsten Eingriff in sein Regiment zu thun. So merklich nun auch die Spuren seines täglich zweystündigen Fleißes auf allen meinen Gliedern zu erkennen waren, so blieb mein Kopf doch wüst und leer, und Langens Colloquia, über die er nicht hinausging, hatten gar nicht den Reiz für mich, den ich darin fand, wenn ich meiner Mutter in der Küche beyspringen, eine Gartenarbeit besorgen, oder zum alten Mahler Bayer *) in die Zeichenstunde gehen und

*) Sein Bruder war der durch seine historischen Ar-

Lebrüns leidenschaftliche Gesichter nachzeichnen konnte. Zu letzterm hatte ich so große Lust, daß ich zwey Jahre beym bloßen Zeichnen aushielt, ohne nach dem die Kinder sonst so sehr anlockenden Mahlen mit Farben zu gelüsten. Vielleicht ist mein richtiges Urtheil über die Zeichnung eines Gemähldes, das selbst Oesern an mir auffiel, eine Folge dieses ersten Unterrichts, den ich aber in spätern Jahren gar nicht fortgesetzt habe.

Ein Ruf zur Advocatur in Riga machte mich endlich los von meinem Geisteshenker, der, wenn er seinen hochrothen Rock mit silberbesponnenen Knöpfen *) anhatte, mir wie Satan aus Fausts, mir damals wohlbekannten, aber noch von keinem Göthe be-

seiten sehr bekannt gewordne G. S. Bayer, der bey hiesiger Universität als Professor stand, aus Mangel an Unterhalt nach Petersburg ging, wo er bey der Academie sehr geschätzt wurde.

*) Heute den 9. Oct. 1814. las ich Rousseaus Confessionen, wo er im 2ten Buche S. 104. vom Herrn Basile sagt: Je le vois comme s'il entroit actuellement en habit d'ecarlate à boutons d'or, couleur que j'ai prise en aversion depuis ce jour-là.

arbeitenden Geſchichte vorkam, und mir noch bis jetzt die hochrothe Farbe widerlich macht.

Ich war in meinem eilften Jahr, und da mein erſter Hofmeiſter in der glänzenden adlichen Condition das dünne der Vergoldung entdeckt hatte, ſo übernahm er von neuem meinen kleinen bürgerlichen Kopf, wurde zugleich mich im Franzöſiſchen zu unterrichten beauftragt und fand dabey Gelegenheit, noch öftrer als ehemals mein rechtes Ohr zu ſuchen, zu dem ſich der Weg leichter als zu meinem Geiſte finden ließ.

Daß mein Vater nicht an meiner Fähigkeit zum Studiren verzweifelte, ſcheint mir noch jetzt ſonderbar, inſonderheit, wenn er gehört hatte, daß der einſt durch ſeine Witzkunſt (art de bien penſer dans les ouvrages d'esprit betittelt) bekannt gewordene Pater Bouchours in ſeiner Jugend ein äußerſt dummer Junge geweſen, allein ſeit der glücklichen Heilung eines Sturzes von einer beträchtlichen Höhe ein witziger Kopf geworden war; denn ich war etwa in meinem dritten Jahre auch aus einem Fenſter gefallen und glücklich curirt, ohne ein offner Kopf geworden zu ſeyn, vermuthlich weil ich zu jung, oder das Fenſter nicht hoch ge-

nug vom Boden gewesen. Von diesem Fall wurde im väterlichen Hause so wenig gesprochen, daß ich erst sehr spät einmal davon reden hörte, weil mein kluger Vater des Glaubens war: es tauge gar nicht, an sonderbare Errettungen zu denken, indem solche Erinnerungen leicht verführen könnten, zuviel zu erwarten oder zuviel zu wagen. Nicht minder mißbilligte er es, wenn Eltern ihre Kinder stets nach der neusten Mode kleideten, und meine Garderobe blieb daher im Schnitt viele Monate hinter dem der Tagesfaçon. Damals trauerte ich vielfältig über diesen mir wunderlich scheinenden Sinn meines Vaters, vermuthlich verdanke ich aber ihm meine Abneigung gegen das Mitmachen aller Kleidermoden, denen ich immer einen merklichen Vorsprung ließ, wodurch ich Zeit gewann ihren Werth und ihre Nützlichkeit zu prüfen, und wenn sich diese nicht bewährten, durch ihr Ueberspringen mir manche Kosten zu ersparen.

In der Zeit dieser Verstandstrübsale traf mich die erste Herzensbetrübniß durch den Tod meines Vaterbruders, an dem ich mit ganzer Seele hing, weil er von vortrefflicher Laune war, und mir von seinen

Reisen

Reisen in den Niederlanden, wo er unter Marlborough ein Paar Feldzüge mitgemacht, manches erzählte. Von Wissenschaften schien er ein größrer Liebhaber zu seyn, als mein Vater, dem er aber an Thätigkeit weit nachstand. Sein Hang alles ins Comische zu ziehen, gefiel mir außerordentlich, und fast glaub ich, daß er mich damit angesteckt hat. Nur wundert es mich, daß er nie versuchte meiner jungen Seele eine mehr wissenschaftliche Richtung zu geben. Vielleicht fand er bedenklich meinem etwas hitzigen Vater ins Hausrecht zu greifen; vielleicht auch unterließ er es aus einer natürlichen und durch Gewohnheit noch vergrößerten Läßigkeit, oder auch aus Besorgniß meinen Hofmeister durch einiges Anstoßen noch mehr aus dem Unterrichtsgleichgewicht zu bringen, woraus manche Erziehungsübel entstehen, deren keines ich je veranlaßt habe, indem ich mich immer sorgfältig gehütet, solche Einsprache anders als auf ausdrückliches Verlangen der Eltern zu thun. Mehrentheils werden Vater und Mutter dadurch mißtrauisch gegen den Lehrer, oder dieser unzufrieden und schüchtern; oft fangen auch die Kinder an, die Klugheit oder Gelehrsamkeit

des Hofmeisters zu bezweifeln. — Die Eltern sollten aber billig mit letzterm immer im Denkverkehr stehen und über ihn, doch ohne daß es die Kinder merken, ein wachsames Auge haben.

Dieser liebe Oheim starb, und ich konnte in den ersten 24 Stunden weder essen noch schlafen. Mein Vater befand sich weit entfernt auf dem Lande, ich war daher der Hauptleidtragende bey seinem Begräbniß, und jetzt noch hör ich den ersten Schaufelwurf auf seinen tönenden Sarg, *) ja ich hätte mich gern mit ihm begraben lassen, so herzlich ich auch meine Eltern und Schwestern liebte.

War es die erste Erschütterung, die meine Seele erfuhr, war es wie bey der Aloe oder andern Spätpflanzen der endlich erschienene Moment des Blüthenausbruchs — Kunstwirkung meines Lehrers war es sicher nicht, daß ein ganz andrer neuer Lerngeist in mich fuhr,

*) Als ich am 28. Februar 1804. dicht an Kants Gruft, traurig gerührt stand, und die hartgefrorne Erdscholle hinabgeworfen wurde, erinnerte ich mich so lebhaft meines auf eben diesem Kirchhofe begrabnen Oheims, daß mir ein Schauer durch die Glieder und Thränen über die Wangen liefen.

und mich antrieb, jedes gute Wort, das zum Besten des Cornelius Nepos, des Cicero und des Julius Cäsar, nebst der Grammatik zu mir gesprochen wurde, eine gute Stelle finden zu lassen, kurz ich nahm merklich zu, durfte weder am Ohr gezupft noch geschlagen werden, und als ich, weil mein Hofmeister zu einer Pfarre berufen ward, in die öffentliche Schule gebracht wurde, fand mich der damalige altstädtische Rektor Richter, der mich einen Brief des Cicero übersetzen ließ und mir auch auf den historischen und geographischen Zahn fühlte, gelehrt genug zu einer Stelle in Prima, welche aber mein Vater meiner Jugend wegen, ich war damals 13 Jahr alt, zu meinem heimlichen Verdruß verbat. Beym nächsten Examen kam ich indessen doch in die gewünschte erste Classe, in der die Lehrer wegen meiner Lernlust sehr viel Vorliebe für mich faßten und meine geographische Kenntnisse den andern zum Muster vorstellten. Ich hatte mir die Landcharten so fest eingedrückt, daß mir die Lage jedes Ortes gleichsam vor Augen schwebte, und noch jetzt bewahrt mich diese Erinnerung vor englischen und französischen Geographieschnitzern. In

Prima wurde zwar das in Secunda angefangne Hebräische und Griechische fortgesetzt, da ich aber ein Jurist werden wollte, und man damals in dem Wahn lebte, beyde Sprachen wären einem Juristen ganz unnütz, so ließ ich ersteres ganz fahren, und das bloße Exponiren des neuen Testaments bey einem Lehrer, der sich Luthers Uebersetzung in seinem Exemplar zwischen die Reihen geschrieben hatte, konnte mich wohl nicht zum Erlernen dieser herrlichen Sprache, deren Unkenntniß ich lebenslang bereuen werde, ermuntern. Ich denke mir noch immer einen großen Unterschied zwischen dem Lesen des Homer im Original und in Vossens Uebersetzung, glaube aber doch, die Vossische vom Homer und die Woltmannsche vom Tacitus werden demjenigen, der sein Schullatein und Griechsches ziemlich vergessen hat, helfen, beyde Schriftsteller ganz zu verstehen und sogar manches klarer zu denken, als es die sachverständigen Uebersetzer auszudrücken vermochten, weil sie doch immer nur Einen Ausdruck für die ofte Vielseitigkeit des Gedankens im Original wählen konnten. Seitdem ich indessen Wolfs Uebersetzung der Wolken des Aristophanes gelesen,

bin ich überzeugt, es gebe eine Ueberſetzungskunſt, die nicht auf Koſten deutſcher Sprachnatur getrieben werden dürfe und doch zum Beſitz des Reichthums der Alten verhelfen könne. Daß ſie aber noch mehr Mühe koſten dürfte, wie die bisherige, will ich gern glauben, und bezweifle daher ihre Anwendung auf große Werke. Ramler pflegte mir zu ſagen: er wolle aus jedem Dichter ein Dutzend Verſe ſo überſetzen, daß man nichts daran ſollte auszuſetzen finden — mehr müßte man ihm aber nicht zumuthen. Der Recenſent der Wolken in den Heidelbergiſchen Jahrbüchern von 1812. No. 11—13. iſt andrer Meinung, und ſeine Aeußerungen über die Acharner des Ariſtophanes im 67 und 68 Stück nöthigen mich daher, die Erfüllung meines Layenwunſches eben nicht zu wünſchen (29. Jan. 1814.).

Beßre Bekanntſchaft machte ich aber in dieſer Claſſe mit Horaz, Virgil und auch mit dem Ovidius, welchen letztern ich indeſſen mit großer Leibes- und Seelenunſchuld las, in der ich vielleicht noch länger geblieben wäre, wenn nicht ein von Keuſchheitseifer unverſtändig brennender Lehrer mich veranlaßt hätte, dem Ovid durch Nach-

frage bey Mitschülern, die des Lateins zwar unkundiger, sonst aber viel erfahrner waren wie ich, näher auf die Spur zu kommen. *) Wem Umstände es nicht erlauben, seine Kinder den Privatunterricht mit dem Besuch einer öffentlichen Schule verbinden zu lassen, wird meines Erachtens immer wohl thun, wenn er auf den häuslichen den öffentlichen folgen läßt; umgekehrt dürfte es nicht so vortheilhaft seyn. Beym bloßen Privatunterricht läßt sich schwerlich eine große Einseitigkeit vermeiden, die einen ins späte Leben, wo die Berührungspunkte mit allerley Menschen so vielfältig sind, begleitet. Das

*) Der damalige Prorektor und als Doctor der Theologie und Consistorialrath gestorbne Plansky schien mir den Gipfel aller Wissenschaft und besonders der Latinität erreicht zu haben, denn er sagte lange Stellen aus dem Virgil ꝛc. auswendig her, konnte uns, wenn wir lateinische Verse an der schwarzen Tafel in Ordnung bringen sollten, oder gar selbst welche machen mußten, mit seiner Sylbenmaaskenntniß, gleich einem lebendigen Gradus ad Parnassum, aus den Scansionsnöthen helfen, wußte alles gleich auf deutsch zu sagen; kurz, es floß ihm vom Munde jede Rede wie Wasser, seine Muse stand bey der ganzen Stadt in großem Rufe, und auch ich hab' ihm recht vieles zu verdanken.

Zusammennehmen der Kinder von einem Paar Häusern hab ich nicht so heilsam gefunden; es ist, als ob der nicht selten von einander abweichende Geist der Eltern und die Rücksichten, welche diese auf einander zu nehmen genöthiget oder gewohnt sind, sich unter die Kinder mischen. Man sieht solches am deutlichsten, wenn einem jungen Prinzen solche Unterrichtsgenossen zugetheilt werden; sie verderben sich mehrentheils wechselseitig die Köpfe, oder die Herzen, oft beydes. — Wer nicht zu oberwähnten Folgen lassen des öffentlichen Unterrichts auf den häuslichen Gelegenheit hat, dem rath ich erstern vorzuziehen, der dem Knaben zu einer Unbefangenheit, Gewandheit, einem Nichtachten auf Geburts- und Reichthums-Verschiedenheiten hilft, die er bey keinem Hauslehrer erlangen wird — vorausgesetzt, daß die Lehrer bey der öffentlichen Schule Männer von Charakter sind, bekannt mit den hohen Rechten eines Menschenerziehers, ohne sich ihrer zu überheben. Durch den Schulbesuch gelangen die Kinder zu einer Menschenkenntniß, von der sie sich selbst während solcher Zeit nichts träumen lassen, ob sie gleich schon in der Wahl ihrer Um-

gangs- und Herzensfreunde Beweise davon ablegen. So vertraut man mit einem Classencameraden wird, wird man mit keinem andern Menschen, und wird man es in der Folge, so ist oft der Leim, der die Herzen verbindet, nicht so ganz reiner Art, wie der Schulandenkenleim. Es wäre zu wünschen, daß alle Fürsten ihre Söhne wenigstens bis in das 12te Jahr öffentliche Schulen besuchen ließen, nur mit dem Befehl an die Lehrer, keine Notiz von der Prinzlichkeit zu nehmen, den Nebenkindern darf man es nicht verbieten, diese werden, sobald sie das Beyspiel der Lehrer nicht weiter furchtsam macht, sich mit den jungen Durchläuchten schon zurecht finden. *)

*) Gestern (18. April 1813.) fand ich in dem empfehlenswerthen Esprit de la methode d'education de Pestalozzi par M. A. Jullien à Milan 1812. Tom. I. pag. 186. folgende Stelle, die meine Meinung vollkommen bestätigt: les hommes les mieux elevés sont ceux, qui ont pu tour à tour se nourrir des impressions bienfaisantes de l'education domestique, et achever de se former dans l'atmosphere de l'education publique. M. de Guibert, dans son excellent éloge du chancelier l'Hopital — parle ainsi de la manière, dont il avoit été élevé: „le

* *

Ich hatte damals beynah noch keinen deutschen Reim außer den Gesangsbuchsliedern gelesen, meine Mutter liebte letztere sehr, mein Vater *) aber sang nur selten

„pere de ce grand homme avoit eu la sageſſe „de donner à ſon fils alternativement, et cha„cune dans leur veritable tems, les deux „eſpeces d'education. „Dans le premier age il „prefera l'education domeſtique, parce„qu'ayant pour object de veiller ſur la ſanté, „de former le temperament et de faire germer „dans le coeur les premieres leçons de morale; „un pere doit être plus propre à ces details, „que des inſtituteurs de colleges, dont les „ſoins ſont trop diviſés, mais dans l'ado„leſcence il prefere à ſon tour l'education „publique, parcequ'elle fomente l'emula„tion, ploie le caractére et prepare les jeu„nes gens au choc des paſſions de la ſo„cieté et aux contrarietés de la vie — — le „jeune Hôpital eut enſuite, pour achever de „former ſa jeuneſſe, le meilleur de tous les „maîtres, celui, qui hate l'experience et mûrit „le jugement, celui, qu'il faudroit pouvoir „faire preſider à l'education de tous les prin„ces — le malheur.“

*) Ich ſchlief mit ihm in einer ungeheizten Stube, wo er mir den Anfang zum Nachtwandeln, bey dem ich Tiſche und Stühle auf einander thürmte und

eins. Am liebsten hört' ich ihn singen: Ich bin ein Gast auf Erden, von P. Gerhardt, und es gehört auch jetzt noch zu meinen Lieblingsliedern. Sprüche aus der Bibel und Verse aus geistlichen Liedern wußte ich in Menge, erklärte mir aber manche höchst wunderlich, oft bloß, weil ich sie nicht mit dem rechten Ton zu lesen verstanden hatte, durch welche Tonverfehlung mancher Prediger das klarste Evangelium seiner Gemeine unverständlich, wenigstens nicht eindrücklich genug macht. Indessen freut es mich, sehr viele davon im Gedächtniß behalten zu haben, weil ich sonst nie an eine verständige Erklärung hätte denken, und in mancher langweiligen Predigt mich nicht mit ihnen hätte beschäftigen und dadurch entlangweilen können. Auch verdank ich der mütterlichen Singliebhaberey manche Erhöhung meines Vergnügens bey frühen Morgenspaziergängen, auf denen ich Lieder nach schönen Kirchenmelodien improvisirte, die zum Anblick der schönen Natur und zum Gefühl meiner jedesmaligen Lage trefflich paßten, aber nie

mich dann oben aufsetzte, dadurch abgewöhnte, daß er mich, wenn ich herabgestiegen war, mit eiskaltem Wasser begoß.

aufgeschrieben wurden, ob ich gleich von Jugend an bis noch jetzt beständig eine Schreibtafel bey mir trage. *)

Jener Unbekanntschaft oder vielmehr der Unversuchtheit mit und in der deutschen Reimschmiederey ungeachtet, wagt ich es in dieser Zeit auf die Hochzeit einer Cousine, die einen damals vornehmen Mann, einen Kriegsrath, heyrathete, ein eben nicht kurzes Lied zu reimen, das der Herr Prorektor, zwar Gott Lob nicht länger, aber durch viele Correkturen lesbarer zu machen sich bemühte, und das der gewiß nicht erwartete Anlaß zu meiner weitern poetischen Ausbildung wurde. So gab, wie ich in Heerens Heynischer Biographie S. 15. gelesen habe, der Umstand, daß der blutarme junge Heyne beym Schulexamen das Wort Austria in Vastari auflößte, Gelegenheit, daß der Superintendent Krüger auf seine Fähigkeiten aufmerksam wurde, und der Knabe selbst Stoff zu ihrer Entwickelung und Zutrauen zu ihnen bekam.

*) Vom Unterricht der Kinder nach pestalozzischer Methode versprech' ich mir schon darum glückliche Folgen, weil er zum Singen auf eine Art anführt, die durch auf ihre Herzen vortheilhaft wirken muß.

Unter den wenigen Hausfreunden meines Vaters war ein Officier, der sich mit Versmachen befaßte, ob er gleich, wie ich nachher gesehen, noch vieles andre vorher und standesgemäß hätte lernen sollen. Dieser, dem es nie an Reimwasser bey seiner Versmühle gebrach, erkundigte sich einmal nach meiner poetischen Leserey; da ich nun bey ihm mit dem Horaz und Virgil, die er alte Tröster nannte, nicht durchkam, so mußt ich meine völlige Unbekanntschaft mit deutschen Dichtern gestehen. Auf der Stelle scandirte er mir nun Gellerts Betschwester vor, und ich vermag nicht zu beschreiben, wie mir dabey zu Muthe wurde. Etwas ähnliches begegnete mir auf der Universität, als ich vom Magister Lindner im Collegio stili einige Stellen aus Rabners Satyren vorlesen hörte, die mir denn auch immer so lieb und werth wie Gellerts Fabeln geblieben sind. Der Vater wurde nun unabläßig gebeten, mir Gellerts Fabeln zu kaufen, denen er einige Zeit nachher Neukirchs Uebersetzung des Telemachs zugesellte, die von seinen jüngern Jahren her in großem Ansehen bey ihm stand, und den auch Göthe, so wie Koppe's übersetzten Tasso einst gelesen hat, (s. deß.

Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben I Band). Gellert und Neukirch ſtreuten alſo die erſten Funken auf mein poetiſches Zündkraut, das ſeitdem unaufhörlich, manchmal bis zum blauen Flämmchen geglimmet hat. Im letzten Schulhalbenjahr ſagt' ich in einer wöchentlich gehaltnen ſogenannten Deklamirſtunde, außer einigen Reden des Curtius, das ganze erſte Buch des neukirchſchen Telemachs her, welches beyfälliger aufgenommen wurde, wie der erſte Geſang der Meſſiade, den ein Mitſchüler vorzuſtolpern begann. Meine erſten Verſuche waren Ueberſetzungen aus dem Aeſop und geiſtliche Lieder, die auf meine über alles geliebte Mutter einen ſolchen Eindruck machten, daß ſie, ſeitdem ſie mein erſtes Lied geleſen, ganz unterließ, ihre mütterlichen Zurechtweiſungen mit raſchen Backenſtreichen zu beſiegeln, ob dieſe gleich unſre wechſelſeitige Liebe nicht im mindeſten geſtört hatten, weil wirkliches Böſeſeyn oder langes Schmollen in unſerm Hauſe gar nicht Statt zu haben ſchien. Ich behandelte meine Mutter ganz wie meine Schweſtern, die ſich zu meinen Knabenſpielen bequemten und ſich ſo wenig wie ich nach Umgang mit andern Kindern umſahen.

Sehr lebhaft erinnere ich mich noch, daß meine kleingestaltete Mutter mich bis ins 14te Jahr im Laufen übertraf, ob ich gleich im Wettrennen mit andern mehrentheils den Preiß davon trug.

Der Gesellschaftskreis meiner Eltern war sehr eingeschränkt, und vermuthlich schreibt sich aus dieser einsiedlerischen Kindheit eine Art von Verlegenheit her, die mir selbst in meinen ersten Dienstjahren noch anklebte, ja mich noch jetzt, besonders in einer etwas großen Gesellschaft, anwandelt, indessen aber auch mein von Jugend an sehr kurzes Gesicht zur Mitursache hat, welches letztre Uebel man mir vielleicht hätte ersparen können, wenn man mir nicht erlaubt hätte, oft in der Dämmerung und bey schwachem Lichte auf der Schiefertafel zu kritzeln und den Kopf tief auf letztre zu beugen. Mein Vater erschrack nicht wenig, als er in meinem 10ten oder 11ten Jahre mir nach der Thurmuhr zu sehen befahl, und ich ihm sagte, daß ich kaum die Scheibe erkennte. Meine Augen bedürfen indessen dieser frühern Kurzsichtigkeit ungeachtet bis jetzt noch (1814.) keiner Brille, und haben von jeher so genau das Schiefe vom Geraden zu unterscheiden

vermocht, daß ich durch mein Geradsehtalent die Zimmerleute, wenn sie das Bleymaaß zu brauchen vergessen hatten, überrascht habe.

Bey Gelegenheit der Correktionsmethode meiner Mutter muß ich noch anführen, daß ich nur einmal im ganzen Leben von meinem hochverehrten Vater körperlich gezüchtiget bin. Diese im dritten Jahre empfangenen Ruthenstreiche blieben mir unvergeßlich. Alle Hausleute waren in die Kirche gegangen, und mein Vater las still vor sich eine Predigt, während daß sein Hanns, so wurd ich jederzeit genannt, mit dem großen Hünerhunde auf der ausgespreiteten Bärendecke, die damals die Stelle der jetzigen Teppiche vertrat, so laut sein Spiel trieb, daß der Vater, da auf seine Interdikte nicht geachtet wurde, zur Ruthe greifen mußte und sie gewiß auch recht derb gebrauchte.

So blöd und zahm ich mehrentheils war, so war ich doch stoßweiße auch wild, und wundert es mich, daß ich ohne Verstümmelung geblieben bin und bloß die Narbe von einem spitzigen Zimmermannshammer trage, den ich mir beym Fallen in den Kopf schlug, welche Verwundung mir aber so wenig als der Sturz aus dem Fenster zum offnen Kopfe

verhalf, vermuthlich weil meine Hofmeister alles zu schnell mit heroischen Mitteln zu heilten.

Ich war 15 Jahr alt, als meine Eltern wahrnahmen, daß ihre durch einige Verluste geschmälerten Capitalien nicht hinreichen würden, bloß von Zinsen in der Stadt zu leben, und sich daher entschlossen, mit ihren beyden Töchtern aufs Land zu ziehen, mich aber einer Tante zu übergeben. So sehr mir anfangs diese Nachricht auffiel, so tröstete ich mich doch bald durch kindische Freude über meine künftige größere Freyheit, die ich doch zu Hause, mehr vielleicht als mir diente, genoß. Die Aussicht, meine Eltern in den Ferien zu besuchen und dann von ihnen gästlich behandelt zu werden, schien mir überaus reizend. Sie traten ihre Landwirthschaft an, und ich zog zu meines Vaters jüngsten Schwester, einer Wittwe, die mir so wie ihre Tochter alles Liebe und Gute erwieß. Bey einer Schulprüfung hielt ich eine französische vom Stundenlehrer wider meinen Willen angefertigte Rede, und lache noch jetzt, wenn ich an die Tonhände und Stellungsvariationen denke, zu denen er mir bey den Proben anrieth, und durch die er

seinem

ſeinem Machwerk großen Beyfall beym Auditorio zu ſchaffen glaubte.

In der Schule, die damals auch ein junger S. beſuchte, ein kluger muthwilliger Knabe, von dem man indeſſen nicht vermuthete, daß er reich und endlich ſogar preußiſcher Huſaren General werden würde, und der, da er ſein Schulweſen nicht änderte, im letzten Kriege (1806.) das alte Sprüchwort: naturam furca expellas, tamen usque recurrit, durch ſeinen verdienten übeln Ruf beſtätigte, in der Schule ging ich nur mit einem Paar Commilitonen um, und brauchte das mir ſehr ehrenwerthe Du, das der ſcharfſinnige Brandes, meines Erachtens mit Unrecht, zwiſchen Eltern und Kindern nicht geſtatten will, nur gegen den noch lebenden Kriegsrath K., deſſen Sache das Studiren weder in den Claſſen noch in den academiſchen Hörſälen war, der aber, nachdem er die männlichen Jahre zu vielen nützlichen Landbeſchäftigungen angewandt, ſeine Zeit mit phyſicaliſchen Verſuchen und aſtronomiſchen Beobachtungen auf ſeinem Landguthe bey Ragnit zubrachte, bis ein großer Brand ihm alle ſeine ſchönen Studienanſtal-

ten zerstörte und ihn zu seiner noch jetzigen Eingezogenheit in Königsberg bewog.

Auch mischte ich mich nie in die Spiele der Schulcameraden, trieb aber mit allen Bücherhandel, wobey ich nur immer mehr Bücher zu gewinnen suchte, und dessen Fortsetzung auf der Universität, wo ich alle mir vorkommende Catalogos las, mir zu einer nicht unbedeutenden Bücherkenntniß verhalf. Außer der Schule sah' ich oft den jüngsten Sohn des Consistorialrath Lindner, der ein halbes Jahr vor mir aus dem Collegio Fridericiano dimittirt und ein feiner Kopf war. Ganz der classischen Litteratur gewidmet, trieb dieser in der Folge das Erziehungswesen auf dem Braunschweiger Carolino und hernach in Curland, wurde darauf Doktor der Arzeneygelahrtheit, begab sich dann auf vieljährige Reisen, die er auch noch nicht vollendet hat, vermuthlich aber wohl nach seinem letzten Briefe vom Merz 1815 in Straßburg beschließen wird, welche Stadt ihm vor allen durchzogenen Oertern am besten zugesprochen zu haben scheint.

In meiner letzten Schulzeit war mein größtes Vergnügen, wenn ich ganz allein in einem auf dem Roßgarten gelegenen, damals

ganz verwilderten, in der Folge aber wieder aufgekünstelten Garten, deſſen Hippel in ſeiner Biographie S. 173. erwähnt, die Freywohnerin bereden konnte, mir Caffe zu machen, der von jeher mein Lieblingstrank gewesen und auch bis zu meiner ſchweren Krankheit $18\frac{33}{70}$, in der ich einen Widerwillen gegen ihn bekam, geblieben, es doch aber nach einer neuen von $18\frac{12}{3}$ wieder geworden iſt. Dieſen Caffe trank ich da im Schatten romantiſcher großer Bäume und exponirte dabey den Horaz, zuweilen auch den Tibull. Michael 1752 kam ich endlich nach abgeleyerter Piſanskiſcher Ode über den Werth der Geometrie, und nach vorgängiger Einſegnung von dem in der preußiſchen Schulgeſchichte rühmlich bekannten Doktor Franz Albrecht Schultz auf die Univerſität, *) veränderte auch mein bisheriges Quartier.

C 2

*) Als ich in die Schule ging, mußten ſonntäglich 2 Knaben von Prima und Sekunda vor die Canzel kommen, mit denen der ſchnell und heftig ſprechende D. Schulz ſeine Predigt genau wiederholte. Dieſe gute Sitte hat man in der folgenden Zeit abgeſchafft, ob ſie gleich Anlaß gab, die aufs Behalten ſyſtematiſcher Verträge nicht einge-

Auf gute Wohnung hab ich von jeher gehalten, so wie auf Ordnung in meiner Stube, auf der man daher nie sogenannte Studentenwirthschaft, vielmehr alles bestmöglichst aufgeflieben und unbestaubt antraf. In manchen Stücken bin ich ein wahrer Ordnungspedant, der sich bisweilen ärgert, wenn man Gräten und Knochen auf den

richteten Zuhörer auf die Hauptgedanken der Predigt zu führen, die Knaben selbst zum Auffassen der Disposition zu gewöhnen, manchen neuen Gedanken aus dem Prediger selbst hervorzulocken, der in dem Vortrage selbst ihm nicht beygefallen, und erst durch die Antwort des Knaben veranlaßt worden, zu Befolgung der Lehre aber oft das glücklichste Hausmittel lieferte, zu dem sich die homiletische Apotheke zu vornehm hielt.

Wie mancher Eltern Herz wurde nicht beym Anhören der Wiederholungen durch die Ueberzeugung von den Fähigkeiten ihrer Kinder höchlich erbaut und erfreut. Da bekanntlich für ¾ der Zuhörer die Predigt leerer Schall bleibt, wie sehr könnte diesem Uebel durch solche Wiederholungen, allenfalls mit den Catechumenen abgeholfen werden! Verschiedentlich hab ich für ihre Wiedereinführung gesprochen, doch ohne Erfolg — sollte sie nicht die Hausandacht befördern? — doch Hausandacht! wo bist du Sonne blieben; der Wahn in einem Tage zu leben, der keiner Sonne bedarf, hat dich vertrieben!

Tellern nicht bey Seite legt. Selbſt in einem fremden Zimmer iſt es mir unangenehm, die Stühle nach ihrem Gebrauch nicht gleich wieder an Ort und Stelle geſetzt zu ſehen. Kant dachte in dieſem Stück anders; die Wände ſeines Wohnzimmers waren von Staub und vom Rauch ſeiner Morgenpfeife grau überzogen, und als ich einmal während dem Zuhören ſeines Geſprächs mit Hippel einige Züge mit dem Finger an der Wand machte, wodurch der weiße Grund wieder ſichtbar wurde, da ſagte Kant: „Freund, warum wollen ſie den „Alterthumsroſt zerſtören? Iſt eine ſolche „von ſelbſt entſtandene Tapete nicht beſſer, „als eine gekaufte?“

Um anſtändig und doch nicht zu theuer zu wohnen, miethete ich mir mit einem, Namens Perkuhn, der nachher als Doktor Medicinä geſtorben iſt, ein paar Stuben, von denen die Eine beſtändig aufgeputzt bleiben ſollte, worüber ich mit meinem überaus gutmüthigen und bloß auf Kleiderputz haltenden Contubernal manchen kleinen Zwiſt hatte.

Ein Paar betriebſame Amanuenſes warben mich für ihre gelehrten Chefs zur Logik,

Methaphyſik und Mathematik an. Ich wohnte indeſſen allen dieſen Vorleſungen ohne beſondern Nutzen bey, trieb aber Bücherleſerey und Verſemachen mit größerem Fleiß auf eigne Hand, wodurch ich mir, ohne daß ich es darauf angelegt hätte, den Ruf eines feinen guten Menſchen erwarb. Spätere Bemerkungen haben mich belehrt, daß junge Leute durch leidliches Versmachen in den Ruf kommen, gute Köpfe zu ſeyn, vermuthlich, weil eine große Anzahl ächtgebildeter Köpfe keine Verſe macht und vielleicht deshalb dieſer Kunſt mehr Verdienſt beylegt, als ſie verdient. Indeſſen glaube ich doch feſt, daß die gute Proſe ein ſicherers Zeugniß für die Güte des Kopfs ablege, indem ſie nicht ſo viel Schlupfwinkel und Vorſetzſchirme geſtattet, wie die Verſekunſt anzubringen erlaubt. Man ſollte ſich im Versmachen etwas üben, um in der Folge gute Proſe zu ſchreiben, das iſt, einen guten Stil haben zu können; denn obgleich Swift ſagt: „die ganze Kunſt des Stils beſtehet bloß „darin: das rechte Wort an die rechte „Stelle zu ſetzen,“ ſo muß man ſich dieſes Treffen doch nicht leicht vorſtellen, ſon-

dern sich sorgfältig einzuschießen suchen.

Wenn ich in den Sommerferien zu meinen Eltern fuhr, brachte ich nie einen Gesellschafter mit, sondern blieb für mich allein, las, reimte und lief besonders gern in der hügelichten Waldgegend herum, um schöne Stellen aufzusuchen, wo ich mit Mutter und Schwestern des Nachmittags Caffe selbst kochen konnte. Von der Selbstkocherey des Caffes war ich ein großer Freund, und kann mich noch gut der frohen Augenblicke erinnern, in denen ich ihn mir zubereitete, so wie der Wonne, mit der ich ihn, ein Buch in der Hand, manchmal spät Abends trank. Von den Hausleuten bedient zu werden, hab ich nie geliebt und noch jetzt mach ich mir gerne alles selbst ohne ihre Beyhülfe.

Mein Vater war äußerst selten von dieser Spatzierparthie, öfterer der Pfarrer H—, ein sehr ernsthafter, kluger und außerordentlich gutmüthiger Mann, der mir im französischen, das er vollkommen inne hatte, manche gute Lehre gab. Bisweilen ritt ich auch zu einem benachbarten wohlhabenden Edelmann von K—, der seine Familienbiblio-

thek fleißig benutzte und vermehrte, und bey dem ich den Steuerrath Z — mehrentheils antraf, der einst unter der Potsdammer Garde gedient hatte, ein ausgemachter Epikuräer und an guten Einfällen keinesweges arm war. Mit diesem ließ ich mich oft in Witzkämpfe ein, die mich einsehen gelehrt, daß der Witzige, der moralische Fehler hat, oft dem Minderwitzigen, aber sittenreinern, unterliegen muß, weil er an dem letztern nicht so viel Häckchen findet, seine Anfälle anzuhängen, oder fürchtet, daß seine ihm selbst wohlbekannten Schwächen dem andern das Angriffs- oder Erwiederungsspiel zu leicht machen dürften.

Bey einem solchen Ferienbesuche kam mein sonst so bedachtsamer Vater auf den Gedanken, erfahren zu wollen, wie ich mich bey einem kleinen Rausche benehmen würde. Wenige Gläser Bischof, den ich noch jetzt gern trinke, halfen ihm seinen Zweck schnell erreichen, ich wußte aber auf alle, selbst verfängliche Fragen so gut zu antworten! und äußerte eine so unbefangne und unbeleidigende Lustigkeit, daß der Vater, wie mir die Schwestern erzählten, sich über meinen guten und diskreten Rausch gewundert haben.

ſoll. Zu ſolchen oder ähnlichen Verſuchen will ich aber keinen Eltern rathen; der Spruch: ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, ſcheint mit davor zu warnen, noch mehr aber vor der nicht ungewöhnlichen Unbedachtſamkeit, in Gegenwart der Kinder unartige Ereigniſſe aus eigner Jugend zu erzählen; die gemeinhin beygefügte Ermahnung, ſo etwas nicht nachzuthun, vertilgt höchſt ſelten den Eindruck ſolcher Geſchichtchen.

Da ich glaube, daß die erſte Liebe eines Jünglings merklichen Einfluß auf alle ſeine künftigen Lebenswirthſchaften, auch in andern Fächern hat, und daß der, der ihren weiblichen Gegenſtand kennt, dem jungen Menſchen vielleicht ſichrer ſein Prognoſticon ſtellen wird, als der Profeſſor, der ihm Moral und Anthropologie lieſt, ſo find ich es nicht überflüßig zu erwähnen, daß die erſten Gefühle meines Herzens erwachten im Umgange mit einer etwas ältern Couſine, die ein hübſches, liebes, wackres, aber ein wenig empfindſames Mädchen war, das ganz im Geheim Verſchen machte und die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes las, welches damals ſehr wenige ihres Ge-

ſchlechts thaten. Da ſie aber bald von Königsberg entfernt wurde, ſo erloſch mein Liebeslämpchen, ſogar auf viele Jahre; allein die Franzoſen ſagen: le diable n'y perdoit rien. *)

Um zu zeigen, wie verſchieden man im Jahr 1752 über Verſchämtheit im Reden urtheilte gegen die unſrige, führ ich ein kleines Beyſpiel von dieſer Couſine an. Dieſes züchtige, brave, neunzehnjährige Mädchen ſprach in einer Familiengeſellſchaft von der Schwangerſchaft einer Ehefrau, und den Zuhörerinnen war die Verwunderung über das Wort ſchwanger im Munde einer Jungfrau deutlich anzuſehen. Daß die Keuſchheit bey größrer Ausdrucksfreyheit nicht gewonnen habe, wird wohl keiner leugnen, ſo wenig als zu leugnen iſt, daß durch ein bis

*) Sollten Neugierige es mir übelnehmen, wenn ſie von meinen Liebhaberreflen weiter keine Erwähnung finden, ſo bitt ich ſie, mein Stillſchweigen über dergleichen Darſtellungen ſich aus dem Vorgefühl zu erklären, das mich beſorgen ließ, dieſe Geſchichtchen würden keinesweges ſo intereſſant ausfallen, wie ſie dem Herrn von Göthe und dem Grafen Alfieri in ihren Biographien gelückt ſind, und würden ihnen dadurch nur ärgerlich oder langweilig geworden ſeyn.

über die Grenze der Anſtändigkeit getriebnes Entblößen des Halſes hinten und vorn, das ich gleichwohl auch ſonſt Takt für Decorum habende Damen ſich erlauben ſah, die Schonung des andern Geſchlechts abgenommen habe. Daß die Ehemänner über ſolche Zurſchautragung und Anblicksgeſtattungen nicht eiferſüchtig werden, iſt kein gutes Zeichen. Wenn die Vorzeit dieſe Reizpartien vielleicht zu ſehr verhüllte, berechtigt das, ſie jetzt ſperrweit zu öffnen?

Früh ſollten die Eltern darauf bedacht ſeyn, die Kinder verſchämt zu machen; denn da es bey unſern Sitten unmöglich geworden, alle Theile des Körpers ſo gleichgültig anzuſehen wie Hände oder Naſen, ſo iſt es um ſo nothwendiger, die Kinder zu einem gewiſſen Unterſchiedmachen unter den Gliedern zu gewöhnen, doch muß ſolches mit großer Vorſichtigkeit geſchehen, damit lehtre ſie nicht zu einer nachtheiligen Neugierde verleite. Es wäre gewiß nützlich, ihnen gehörigen Reſpekt vor ihrem eignen Leibe beyzubringen, um ihnen den nöthigen Reſpekt vor dem Körper anderer Menſchen deſto einleuchtender zu machen. Die auf ſolche Art beygebrachte Verſchämtheit und Schamhaftigkeit

würde gewiß ziemlich lange Widerwillen oder wenigstens eine abneigende Furcht gegen manche unverschämte Worte und Werke erzeugen. Auch verdiente es wohl untersucht zu werden, bey welchem Geschlecht das Verschämtseyn am ersten aufhört, oder am stärksten bey Seite gesetzt zu werden pflegt, obgleich es eine kitzliche Sache ist, darüber Erfahrungen anzustellen, bey denen man leicht in der Lehre bleiben könnte. Die frühere Dreustigkeit der Mädchen und das lange Anhalten blöder Unbehülflichkeit der Jünglinge scheint den Ausschlag zum Vortheil des männlichen Geschlechts geben zu wollen. Es ließe sich aber auch eine andere Ursache denken, warum man in der Geschichte nur Messalinen hat anführen können. Zu damaliger Zeit lebten die beyden Geschlechter in einer ziemlich strengen Absonderung, an deren Stelle durch die Zier-, Ball-, Schlittenfahrt- und Galanteriesucht eine Art von Gemeinschaft und Gemeinmacherey gekommen ist, die die Achtung, welche ein Geschlecht vor dem andern billig haben muß, wenn es auch nur äußerlich sittsam zugehen soll, wahrlich nicht vermehrt haben und vielmehr Anlaß geben, daß die Jünglinge

nicht recht männlich, die Mädchen nicht recht weiblich werden; doch will ich keinesweges behaupten, dieſe ſtrengere Scheidung der Geſchlechter ſey die Urſache geweſen, von einer unter den Studenten damals eingetißnen Gewohnheit, ſich Sonntags, wenn ſie vom Beſuch des ſchwarzen Bretes zurück kamen, in der Vorhalle der Kneiphöfſchen Kirche in 2 — 3 Reihen zu ſtellen und das Frauenzimmer durch dieſe Cenſurgaſſe laufen zu laſſen. Die Jungfer, die den Herren das Compliment nicht recht machte, oder ſich extraiudicialiter ein tadelndes Urtheil erlaubt hatte, konnte ſicher darauf rechnen, von einem dieſer ungebetenen Richter eine mündliche Weiſung zu erhalten, oder irgend eine Neckerey zu erleiden. Oft wurde bloß über die Häßlichen geſpottet, obgleich doch wohl dieſe Sittenhäßlichkeit der Spötter jene unverſchuldete Nichtſchönheit weit übertraf, und es auch manches übermüthige Stumpfnäschen gab, das dem Tadler ſeinen ſtumpfen Einfall ſo ſpitz erwiederte, daß er von ſeinen Spaßcommilitonen wacker ausgelacht, bisweilen ſogar vom etwanigen ſtillen Verehrer des bewitzelten Mädchens zur Rechenſchaft gefordert wurde.

Dieſer Pantoffelparade, ſo nannte man dieſen Zweig der akademiſchen Volksjuſtiz, wohnte ich nur ein paarmal, im zweyten Gliede ſtehend, bey, weil ſie mich ſo ſehr anwiderte, daß ich nicht allein ſelbſt wegblieb, ſondern auch meinen Bekannten davon abzurathen verſuchte. Meine Misbilligung ſolcher, auch noch in neuern Zeiten unter der Firma von Burſchenfreyheit vorkommender, Aeußerungen hat mit der Vermehrung der Mittel zur Sittenverfeinerung ſehr zugenommen, und es ekelt mich förmlich, wenn ich anſtändiger Eltern Söhne, die ihren humaniſtiſchen Studien gemäß Humanitätsmuſter ſeyn ſollten, ſich ſo höchſt inhuman betragen ſehe. Denn ſo geneigt ich auch bin, Jünglingen einen mit Verſtand oder wenigſtens mit witziger Laune gewürzten Streich zu verzeihen, ſo verdrießen mich doch alle Späße, die mit Beleidigungen anheben oder darauf ausgehen, und, wie bey Studentenneckereyen mehrentheils der Fall iſt, das Zeichen eines bloßen Muthwillens an der Stirn tragen, dann aber auch gemeinhin mit dem Schaden der Witzmeiſter oder Fenſtereinwerfen enden. Eine andere Studentenſitte damaliger Zeit war das ſogenannte

Nachgehen auf Hochzeiten, besonders mittelständischer Leute, wozu Braut und Bräutigam selten die Erlaubniß versagten, wenn der Supplicant in vorzüglich schöner Kleidung oder in einer ins Auge fallenden Maske erschien, doch mußte er sich im letzten Fall anheischig machen, der Gesellschaft ein sogenanntes Solo vorzutanzen, welches oft schlecht ausfiel, da die damaligen Tanzmeister gewiß keine Vestrisschüler waren. Wurde aber der Capriolenmacher ausgelacht, so mußte er sich dann auch bald aus der Gesellschaft entfernen.

Naturgeschichte, Chemie, Gewerbskunde, Staatswirthschaft ꝛc. waren Anno 1752 böhmische Wälder auf der Albertina und werden auch wohl jetzt noch von Theologen und Juristen über Gebühr vernachläßigt, obgleich Gott Lob die obern Staatsbehörden sich ihrer anzunehmen angefangen haben, und man nicht mehr Väter ihre Söhne, welche die Pandekten nicht lernen wollten oder konnten, dem Finanzfach bestimmen hört, das man für eine Versorgungsanstalt für Kopfschwäche ansah, ohne zu bedenken,

daß ein ungebildeter Finanzbedienter dem Staat im Frieden oft eben so nachtheilig werden könne, als ein feiger Officier im Kriege.

Mein akademischer Umgang war sehr eingeschränkt, doch hielt ich mich lieber zu den offnen, etwas rohen Curländern, als den in Allem feinzierlichen Liefländern, die immer sanft und süß thaten und andere Studirende nicht recht für voll anzusehen schienen. Was ich in neuern Zeiten im Merkel über die Letten und in andern ortskundigen Schriftstellern las, besonders auch, daß die armen Letten oft mehr von den Zwingherrinnen, als den Zwingherren auszustehen hätten, befremdete mich daher nicht sehr, denn ich hatte aus eigner Erfahrung und aus Reisebeschreibungen gelernt, daß Weichlichkeit und Grausamkeit näher verwandt sind, als man es beym ersten Anblick vermuthen sollte.

Aus der metaphysischen Stunde von 4 bis 5 im Winter schrieb sich indessen eine Freundschaft her, die bis zum Tode des einen Theils währte. Um mein Bankplätzchen beym Herrn Magister Lindner unbesetzt zu finden, stellt' ich mich jedesmal sehr zeitig ein.

Eines

Eines Tages redete mich ein Commilito, den ich bisher mit keinem reden gesehen, und der sich durch den damals sehr ungewöhnlichen Staat einer rothen Weste mit Silber auszeichnete, freundlich an und bat mich dringend ihn zu besuchen. Ich versprach es, stellte mich aber erst nach der dritten Einladungswiederholung ein, fand in der großen wohl aufgereimten Stube den Tisch mit Wein und Kuchen besetzt, ließ mich aber durch kein Nöthigen zum Genießen bewegen, sondern erwiederte endlich drauf: „Mein lieber Herr, (seinen Namen wußt ich noch nicht) wenn wir Freunde werden und bleiben wollen, so müssen solche Schmausereyen wegfallen, denn da ich sie nicht erwiedern kann, kann ich sie auch nicht annehmen.“ Einen andern hätte vielleicht dieser nicht fein geflochtene Korb bewogen, mich fahren zu lassen, ihn aber nahm er, wegen der Sympathie mit seinen vielen eigenen Wunderlichkeiten so für mich ein, daß es in der Folge unter uns nur dann und wann bis zu Casse kam, und wir, bis er starb, Freunde blieben. Einen eigensinnigern und zugleich gutmüthigern, in Worten kargern und absprechendern Menschen, der seine Neigung

zum Helfen mit spartanischer Härte zu verdecken suchte und mit sich und andern Leuten weniger Umstände machte, hab ich nicht gekannt. Aus lauter Laconißterey hatte er seinen anfänglichen Nahmen Durovius in Durow abgekürzt. Meine lustiggeschmeidige Laune stach gegen seine oft sarkastische Strenge und Grillen so ab, daß er manchmal selbst darüber lachen mußte. Er war ein Pedant von sehr besondrer Art, behandelte die Jagd, die er sehr liebte, seine 3 Frauen, deren letzte Reichards Schwester war, ein schönes Weib, das mit diesem Mann sich klug zu nehmen verstand, seine Kinder, seine Kleidung, überhaupt alles mit einer Sonderlingschaft, über die man spotten und lachen mußte und durfte, die aber keinen hinderte ihn lieb und werth zu halten und sich ihm zu vertrauen.

Der nachmalige Kriegsrath Porsch, ein sehr gebildeter, aber ein weit älterer Akademicus, der gern seinen beißenden Witz spielen ließ, treffliche Epigramme und allerliebste Lieder machte, von denen aber nichts gedruckt ist, dieser hatte mich lieb gewonnen, machte mich mit Lessings damals erschienenen kleinen Schriften in 6 Duodezbändchen, mit

den Oeuvres de Grellet etc. bekannt und führte mich zum erstenmal ins Schauspielhaus, wo ich Moliere's Geizigen vom damals sehr berühmten Ackermann, dem Vater der in Hamburg sich sehr auszeichnenden Demoiselle Ackermann, vorstellen sah. So lebhaft nun auch der Eindruck war, den dieses Spiel auf mich machte, so hinderte mich doch der curta supellex meiner Casse am öftern Besuch des Theaters und an der daraus entspringenden, der Jugend mehrentheils nachtheilig werdenden, nähern Bekanntschaft mit Schauspielern und Aktrizen.

Was mir das Entbehren dieser Sinnenlust ziemlich erleichterte, war mein großer Abscheu vor allem Schuldenmachen, der mich auch so wirthlich machte, daß ich mit den sechs Thalern, die mir mein Vater monatlich zu Bestreitung meines Tisches, Frühstücks, meiner Wäsche und Feurung gab, auslangte. Freylich bedeuteten diese sechs Thaler damals mehr, wie jetzt zwölf. Meine Mutter hat mir nur einmal einen Friedrichd'or geschenkt, schickte indessen manchmal etwas zur Abendverpflegung. Reichte dieß Monatsgeld nun auch bisweilen nicht bis zum 31sten, so entschloß ich mich lieber zu vier und zwan-

zigstündigem Fasten, als zum Borgen oder zum Mittagsbesuch bey Verwandten, wenn ich nicht dazu eingeladen war. Ich erinnere mich noch eines Vorfalls, der die Ernstlichkeit jenes Hasses bezeugen kann. Auf Zureden eines, der über diesen Punkt zu seinem nachherigen großen Schaden anders als ich dachte, hatt' ich mir zu einem Hochzeitsmahl eine Weste machen lassen, die ich dem Vater noch nicht in Rechnung bringen und von Ersparnissen auch nicht so bald bezahlen konnte. Der Hochzeitstag erschien, ich wagte es aber nicht, mit der unbezahlten Weste zu erscheinen und blieb lieber zu Hause. Auch noch bin ich über das Schuldenmachen ein solcher Rigorist, daß es mich befremdet, den, der Schulden macht, ohne zu wissen, womit er sie werde tilgen können, nicht als förmlichen Dieb bestraft zu sehen. Und doch ist der Fall nicht selten, wo übrigens rechtliche Leute Geld zu Nebendingen, oder andern ihre Hülfsbereitwilligkeit zu zeigen, borgen, ohne sich irgend eines Mittels zur Wiederbezahlung bewußt zu seyn. Solche irrende Gutmüthigkeits- und Hoffnungsritter scheinen mir, wo nicht gefährliche, doch schlimme Menschen zu seyn. Der mißbrauchte

Vorwand der Dienſtfertigkeit giebt ihrer Sache einen blanken Anſtrich, befreyt ſie aber nicht von den Vorwürfen, die man mit allem Recht der Moral des Schuſter Crispinus macht; den Schaden ungerechnet, daß der durch ſie hintergangene oft hart wird gegen manchen, der aus Noth borgt und nach Mitteln zum Erſatz fleißig ſtrebt. Betrug ſcheint mir ärger als Raub.

Ein andrer Umſtand, der in mir die Abneigung gegen das Creditmachen beförderte, mag wohl in der Gewohnheit gelegen haben, meine Ausgaben täglich haarklein aufzuſchreiben. Dieſe Sitte hat zweyerley Gutes: 1) man weiß, wo das Geld geblieben iſt, 2) man wundert und ſchämt ſich oft beym Nachleſen über manche Ausgaben und hütet ſich ſie zu wiederholen. Ich habe daher immer jungen Leuten zur Führung eines ſolchen Büchleins angerathen, nur müſſen Eltern, Vormünder ꝛc. nicht ſeine Vorzeigung verlangen, weil dieſe nur Anlaß geben würde, die verheimlichten Vera durch gleisneriſche Falſa zu decken und lügneriſch oder unverſchämt zu werden. Sodann war ich auch kein Liebhaber von Kleiderſtaat, den ich auch jetzt noch an allen Menſchen, beſon-

ders aber an Männern lächerlich finde. Ich entschloß mich daher schon vor mehr als 20 Jahren zu Ersparung der Farbenwahl Kleider von Einer Farbe, grau und schwarz melirt, zu tragen, denen ich in spätern Zeiten einen schwarzen Rock zur Galla beygefügt habe.

Man glaubt nicht, was der Putzdämon für Schaden unter jungen Leuten anrichtet. Oft hindert er sie am Studiren, und wie oft bringt er redliche Lehrer um ihr Honorar! Es hat mich daher längst gewundert, daß die Professoren nicht durchaus auf seine Vorausbezahlung halten, und es härter finden, die Pränumeration ernstlich zu verlangen, als nach Beendigung des Collegii den bösen Zahler gerichtlich zu belangen. Eine solche allgemeine Einrichtung würde die Professoren keinesweges im lieberalen Benehmen gegen wirklich dürftige Studenten beschränken.

* *

Da die Natur mich von Seiten meines Leibes nicht stiefmütterlich behandelt hat, wie man in meinem vom Herrn Wienß im Februar 1812. gemahlten, vom Herrn Bollinger in Berlin 1814. gestochenen

und nach aller Versicherung sehr getroffnen Portrait erkennen wird, so zog mich die ästhetische Wendung meines Geistes, die Wachsartigkeit meines Herzens und die Kräftigkeit meiner Gesundheit auf Nebenwege des Lebens, die leicht in fadenlose Labyrinthe hätten ausarten können, wäre mein Vater nicht von andern braven Leuten gewarnt worden, mich nicht so ganz mir selbst zu überlassen. Es kam also ein Gerede mir zu Ohren, daß die Soldaten auf mich speculirten, weil ich das Studiren nicht mit Ernst zu treiben schiene. Ob ich nun gleich meines Vaters gutes Vernehmen mit den höchsten Militairpersonen kannte, mich auch lieber zu Officieren als bürgerlichen Gesellschaften hielt, so wurde mir doch bey meiner Länge von beynahe sechs Fuß vor der Einsoldatung so bange, daß ich ohne alles Widerstreben meinem Schlendergange entsagte und mich in die Tisch- und Stubenordnung des damaligen Magister Lindner begab, der der älteste Bruder meines obgedachten Freundes war und von der vaterländischen Schöngeisterey mit Recht der Anfänger, wenn gleich nicht der Vollender genannt werden kann.

Vor dieser neuen Einstallirung stand ich noch eine heftige Krankheit aus, in welcher mein Vater, der mich so herzlich liebte, daß er, der nie gepockt hatte, als ich die Pocken bekam, ganz unbesorgt vor eigner Ansteckung, beynahe gar nicht von meinem Bette ging, einen sehr merklichen Beweiß von seiner Ergebung in den Willen der Vorsicht, in welcher die wahre Fassung besteht und die auch sicher zu ihr hilft, ablegte. Auf dem Lande hatte er nichts von meinem Krankseyn gehört und trat also unvorbereitet an mein Bett, wo ihm der Arzt zu verstehen gab, daß zu meinem Wiederaufkommen wenig Hoffnung sey. Seine Landgeschäfte erlaubten ihm höchstens einen 24stündigen Aufenthalt — statt nun die Zeit mit Klagen und Seufzen zu verlieren, wurde vor seiner Rückreise der Tischler geholt, mit diesem über den Sarg, mit meinem Stubengenossen über die Beerdigung Abrede genommen, mir die Hand — aller Wahrscheinlichkeit nach zum letztenmal — gedruckt und nach Hause gefahren, wohin aber mit nächster Post die Nachricht von einer glücklich überstandenen Crisis folgte. Ich hatte vor Schwäche nicht reden können, aber doch alles, was geredet

wurde, verſtanden, und in der Folge ward manchmal über dieſen Vorfall theils lachend, theils ernſthaft geſprochen. Ich habe eine längſt geſtorbene genialiſche Frau gekannt, die das Unglück hatte, einigemal auf viele Monate wahnſinnig zu werden; dieſe hat mich mehrmals verſichert, der ſchrecklichſte Umſtand bey ihrer Krankheit ſey der geweſen, daß ſie alles gehört und verſtanden habe, was um ſie her vorging und geredet wurde, zum Theil auch über ſie ſelbſt, ohne im Stande zu ſeyn das Nöthige darauf antworten zu können, vielmehr hätte ſie aus dem Benehmen der Umſtehenden erſehen, daß ihre Erwiederungen ihnen neue Beweiſe ihres Wahnſinnes gegeben hätten. Leute die ſie bewacht hatten, bezeugten mir die Wahrheit der von ihr angeführten Fälle und Reden. Möchten doch philoſophiſche Aerzte das Räthſel dieſer Art von Doppelſeelheit zu löſen verſuchen! Sollte ein ſolcher vorübergehender Wahnſinn nicht ein ohne Magnetiſeur entſtandner Somnambulismus von langer Dauer ſeyn? Eine geiſtiſche Selbſtentzündung? —

Nach der Wiedergeneſung bezog ich mein neues Quartier, fing an juriſtiſche Collegia

bey dem ſich ſehr auszeichnenden Doktor Funk zu hören, welcher Curſus aber durch den Ruf des Magiſter Lindner zum rigaiſchen Rektorat unterbrochen wurde.

Um eben dieſe Zeit ward ich auch Freymaurer, welches Neumann, der ſeiner meinem Sinn und Geſchmack zuſprechenden Eigenſchaften wegen mein vertrauteſter akademiſcher Freund war, ſchon vor mir geworden. Bey meiner Aufnahme befremdete mich beynah nichts, und alles nahm mich ſo wenig für den Orden ein, daß ich erſt nach mehr als 20 Jahren auf Hippels Veranlaſſung den Meiſtergrad mir geben ließ, und vermittelſt des Sinnes, den ich der Sache beylegte, Geſchmack daran fand. Bey einem ſpätern Logenbeſuche lernte ich den damaligen ruſſiſchen Oberſtlieutenant und in der Folge ſturm- und ſchlachtberühmten Suvarow kennen, deſſen Vater damals Gouverneur in Königsberg und ein ſtrenger Mann war, der die Kronbeamten oft ſchon um 4 Uhr des Morgens, des Winters ungeachtet, zum Vortrage kommen ließ; bey der Hammerführung äußerte der junge S. eine hochgetriebne Vorliebe für Strenge und Kleinmeiſterey.

Nach Lindners Abzuge entschloß sich mein Vater, mich mit Leib und Seele dem Kriegsrath L'Estocq zu übergeben, der seiner Rechtsdoktor- und Professorwürde ungeachtet sich zwar sonst nicht mit Pensionairhalten abgab, sich aber dazu bequemte, weil er einen nahen Vetter, den nachherigen Cavalleriegeneral, Ritter fast aller russischen und preußischen Orden, auch Domprobst von Brandenburg und im December 1809. von seinem Berlinschen Gouverneurposten mit Beybehaltung seiner ganzen Einnahme entlassenen, Wilhelm L'Estocq bey sich hatte, dem er einen Mitläufer auf der Studienbahn zu geben für nöthig fand. Mit diesem höchstliebenswürdigen Jünglinge, dem aber das förmliche Studiren nicht recht zu Herzen ging, obgleich sein Verstand und seine Manieren gleich fein waren, wurde ich in allem gleich gepaart, wir hatten einerley Maitres und besuchten einerley Vorlesungen. Keine bey Kant, gegen den unser Studiendirektor eine Abneigung hatte, und den er nie in sein Haus einlud; der damals wegen seiner emphatischen Lebhaftigkeit bekannte, ohnlängst gestorbne Mitau'sche Rektor und Professor Watson erklärte uns

den Horaz und die Aesthetik, ließ uns Uebersetzungen aus dem Horaz in gleichen Sylbenmaaßen, und Nachahmungen und Paraphrasirungen Hiobscher Beschreibungen in Hexametern machen, ob wir gleich nichts von Rythmik, Prosodie ꝛc. verstanden. Unter den Zuhörern befand sich auch der Anno 1810. gestorbene schwedisch pommersche Generalsuperintendent Schlegel, der sich damals aber nicht auszeichnete und seiner erlangten Würden und nicht sparsamen Schriftstellerey ungeachtet das bekannte urit matura, quod vult urtica manere eben nicht Lügen gestraft haben soll.

Die meisten Collegia, doch wahrlich nicht am besten, hörten wir bey unserm Hausherrn, unter andern das Jus naturae über Hobbes de cive, den er nach dem, was ich in spätern Jahren einsehen lernte, wohl nicht am richtigsten verstanden haben mag. Vor Hobbes Leviathan warnte er uns aber sehr ernstlich, so daß ich diesen erst lange nachher zu lesen wagte. Reminiscenzen aus ihm erklären mir aber, warum in unsrer Zeit Herr Friedrich Buchholz so viel leviathanisirt hat.

L'Estocqs Gattin besaß eine für ihre Zeiten ganz ausgezeichnete Bildung, vermöge welcher sie manche wunderliche und pedantische Falte ausplättete, die wir unter den Händen ihres Mannes bekamen und leicht kenntlich hätten behalten können. Musikalisch war das ganze Haus, und mein Lehrpatron war ein leidenschaftlicher Tänzer, indessen gewann ich doch weder an Tanz noch an Musik Geschmack — mehr am Fechten, worin uns Unterricht gab ein gewisser Matern, der vor und auch nach seiner Fechtmeisterschaft verschiedene junge Standespersonen auf großen Reisen begleitet hatte. Ein Mann vom herrlichsten Charakter, obgleich in äußern Manieren sehr unfechtmeisterlich süß und empfindsam. In der Folge lebte er von Pensionen, die ihm seine Reisegefährten ausgesetzt hatten, mit dem Hofrathstitel in Königsberg, wo er auch starb.

Gegen das Tanzen, worin sich mein Freund Wilhelm besonders auszeichnete, hatt' ich sogar eine Abneigung, vermuthlich, weil ich erst im achtzehnten Jahre, aus Verdruß über eine mich beschämende Verlegenheit, tanzen gelernt hatte und überhaupt von je her etwas Steifes in meinem Betragen ge-

haßt habe, um deswillen mich die französischen Mädchen in Berlin l'homme de bois nannten, ohne mich dadurch geschmeidiger zu machen.

Für die große Musik, in der meine Unwissenheit auch in der Folge unglaublich geblieben, hatt' ich auch damals keine Ohren, ob mich gleich ein Handstück, besonders wenn dazu gesungen wird, und eine Phantasie, wie ich sie in der Folge manchmal vom genialischlockern Himmel spielen gehört, oft entzückt haben und auch noch jetzt rühren können, dagegen konnt ich so schön pfeifen, als Lichtenberg es je mag gekonnt haben, bis ich im zwanzigsten Jahre durch einen Fall zwey Vorderzähne verlor — und wie kam ich zu dem Fall? Ich lief vor zwey adelichen Frauenzimmern, die eine so große Lust hatten, mich kennen zu lernen, wie ich, nicht von ihnen gesehen zu werden.

Mit Wilhelm ward ich bald Ein Herz und Eine Seele, und wir lebten wie die inseparabeln Vögel ohne Sorgen. Mein Hang *) zum Versemachen bekam

*) Was ich ohne Dich, wäre, ich weiß es nicht —
aber mir graut
Seh' ich, was ohne Dich Hunderte und Tausende sind.
Schiller.

mancherley Nahrung, indem ich Gelegenheit hatte die damals beſten Dichter der Deutſchen und Franzoſen zu leſen, und der Profeſſor der Dichtkunſt Bock, der gewiß kein ſchlechter Kopf war und oft höchſt witzige Reime und Sonnetten, beynah aus dem Stegreif machte, ohne ſie drucken zu laſſen*), nebſt einem Tribunalsrath Ohlius, der viel

*) In der Iris von Jacobi 1805. ſagt Theron bey Gelegenheit eines angeführten Impromtüs der verſtorbenen Karſchin: „der leichte Witz, die „Schnelligkeit der Idee, die Beſonnenheit ſie anzuordnen, ſelbſt die Kühnheit, etwas für alle Unerwartetes zu ſagen, ſind nicht Jedermanns Sache. Dazu kommt die Schwierigkeit, die unſre „Sprache dem Reim und allen leichten Dichtarten entgegenſetzt; der Italiener, bey dem die „oben angeführten Eigenſchaften Volkscharakter „ſind, dem eine ſonore, reimreiche Sprache zu „Hülfe kommt, hat es daher in der Kunſt aus „dem Stegreif zu dichten allen andern zuvorgethan.“ Unter den Verſen, die die Karſchin hervorſprudelte, waren die meiſten beſſer wie die, zu denen ſie Zeit bekam. Der in Königsberg ſehr bekannte Laufon, der in Allem etwas eignes hatte, improviſirte weit glücklicher, als er ſchrieb. Kanter hat mich oft verſichert, er habe zu ſolchem Improviſiren eine große Neigung und viel Gabe gehabt, ſo daß es ihm ſchwer geworden ſey ſich davon loszumachen.

auf Kunſt, elegantiam juris und Wiſſenſchaften hielt, zu den L'Eſtocqſchen Hausfreunden gehörten, und meine Verſuche, unter andern eine ſogenannte Ode auf den Tod des Feldmarſchalls Schwerin, in der ich den dem Prokulus erſchienenen Romulus gleichnißweiſe benutzt hatte, mit ihrem Beyfall beehrten *). In die Königsbergſche deutſche Geſellſchaft zu treten, konnt ich mich aber durchaus nicht entſchließen, obgleich ihr damaliger Direktor mich oft dazu ermunterte. Dieſen leiblich ſehr verwachſenen Mann hatte ſeine Liebe zu rhetoriſcher Schwulſt und einem gewiſſen Hochgetön, dem er auch im gemeinen Leben nicht entſagte,

*) Im Junius 1758. ließ ich auf Veranlaſſung meiner Bekanntſchaft mit dem damals als Schriftſteller nicht unbedeutenden Rathsherrn von Waasberg ein Gedicht auf die zweyhundertjährige Jubelfeyer des danziger Gymnaſiums drucken, das von den damaligen Herrlichkeiten, Herrn von Waasberg ausgenommen, wohl keiner beſſer würde gemacht haben. Die ſtolzen Hochweiſen Geſtrengigkeiten nahmen aber von meinen Wiſſenſchaften keine Notiz, und wer weiß, iſt nicht dieſer Unbilligkeit wegen mein am Gedichtsſchluß angebrachter Wunſch in den neuſten Zeiten ſo wenig erfüllt worden.

ſagte, verleitet, eine Rede von den Misgeburten auf Rednerſtühlen öffentlich zu halten. Wahrſcheinlich hielt mich dieſe ſeine Verleugnung alles Taktes für Schicklichkeit mit ab, Mitglied einer von ihm dirigirten Geſellſchaft zu werden. Auch in der Folge hat ſie mit ihren Vorſtehern kein Glück gehabt und daher nicht in Flor kommen können, bis Herr Profeſſor Hüllmann ihr 1810. eine andere Einrichtung geſchafft, von der ſich hoffen läßt, ſie werde in der Folge in einem neuen, für deutſche Bildung erſprießlichen Wege wandeln; und die mich, zufolge des alten laepe cadendo gutta cavat lapidem, bewogen hat, den abermals an mich ergangenen Ruf, ein Deutſchgeſellſchafter zu werden, unterm 10. Jul. 1810. anzunehmen.

* *

Am 30. Auguſt 1757. war die Schlacht bey Jägerndorf vorgefallen. Einige Tage nachher ſahen wir Verwundete in die Königsbergſchen Lazarethe bringen, welcher Anblick einen ſchmerzhaften Unwillen in mir erregte, nicht weil ſie verwundet, ſondern Verwundete einer preußiſchen, beſiegten Ar-

mee waren. Auch ärgerten mich sehr die Reden vieler Civil- und Militairpersonen, sowohl über den alten braven Feldmarschall Lehwald, der freylich dem Obercommando einer solchen Armee unter solchen Zeitumständen nicht gewachsen war, als über den General S —, der in der Garnison die beleidigende funkensprühende Pechfakel seines Muthes und seiner Cavalleriekenntnisse fleißig um sich geschwungen und sie doch in der Schlacht hatte verlöschen lassen — nicht mit Wohlgeruch.

Unter den Russen, die den Winter drauf in Königsberg eingerückt waren, wo mancher von ihnen die erste Nacht geduldig auf der Straße hatte zubringen müssen, bekam der K. R. L'Estocq durch seinen Oheim, den bey Elisabeths Thronbesteigung berühmt genug gewordenen Grafen L'Estocq viele Bekanntschaften; unter diesen lernte er auch einige artige Männer von den höchsten Aemtern und Ständen kennen, die den feinsten Conversationston, besonders bey Tisch inne hatten, die übrige Gesellschaftszeit aber mehrentheils mit hohem Spiel zubrachten und keine wissenschaftliche Cultur besaßen.

Vom Einmarsch der Russen datire ich das eigentliche Aufkommen des Luxus in Preußen. Sie brachten vielmehr Geld ins Land, als man bis dahin im Umlauf gesehen. Das innre Verkehr, welches ihre militairischen Bedürfnisse erweiterte, machte viele Leute reicher, als sie es ohne den Lieferantenhandel und Wandel geworden wären. Königsberg wurde ein zeitvertreibreicher Ort, und die Liberalität, mit welcher die damaligen Gewalthaber alles, was schön und artig war und dafür gelten wollte, zu ihren Freudenkreisen zuließen, machte, daß das schöne Geschlecht sich ganz besonders für sie interessirte. Das Punschtrinken ward Mode, und zu den Bällen, die das Gouvernement stets auf eigne Kosten gab, wurden die Damen nicht frankenartig requirirt, sondern durch galante, flinke, wohlaussehende Adjutanten, zu denen auch eine zeitlang der hernach so famös gewordne Orlow gehörte, eingeladen, und auf selbigen der oft häßlichbreite Rain zwischen Adel und Bürger ziemlich platt und platt abgetreten.

Ob nun durch diese Humanisirung nicht der Moralität mancher Abbruch geschehen, mag ich nicht untersuchen, weil es zu nichts

besserem helfen würde, *) Gott Lob nur, daß von einer andern Denkungsart dieser

*) Als ich einst im Tristram Shandy las: es komme in der Welt viel auf die Tufnamen an, schien diese Bemerkung mir ein bloß launigter Einfall: seit dem ich aber wahrgenommen, daß die Töchter höherer und niederer Abkunft andre Gesinnungen an Worten und Werken angenommen, seitdem jene nicht mehr Anna, Elisabeth ꝛc. sondern Wertha, Thekla ꝛc. und diese Carolina, Handchen ꝛc. getauft werden, fang ich an sie für eine Wahrheit zu halten.

Zu Completirung der Akten muß ich indessen eine vor Kurzem gelesene Stelle aus Göthes Dichtung und Wahrheit (3. Bd. S. 39.) anführen, die die Meinung über die Bedeutsamkeit der Namen mir zu bestätigen scheint: „Auch der Trieb, „sein Kind durch einen wohlbedeutenden Namen, „wenn er auch sonst weiter nichts hinter sich hätte, „zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Personen „einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, „welches wir mit Wohlgefallen Wertha nennen, „würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es „Urselblandine nennen sollten. Gewiß einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem „Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken, der kalt und einseitig urtheilenden „Welt ist nicht zu verargen, wenn sie alles, was „phantastisch hervortritt, für lächerlich und ver-

Nation nicht mehr bey uns zurückgeblieben ist, nehmlich von ihrem Leichtsinn über Bestechung, ohne die bey ihren Officianten wenig auszurichten war, und aus der sie sich so wenig machten, wie sich mancher, übrigens rechtlich denkende Mann, aus einer Holz- oder Accisdefraudation macht, die doch nicht minder ein Cassendiebstahl ist, als eine Beutelentwendung oder Verfälschung. Ducaten und schöne Weiber halfen bey ihnen zu allem, über alles und wider alles, und an den russischen vornehmen Damen war die Facilität zu Mancherley, wenigstens mir, oft sehr auffallend und anstößig.

Einen neuen doch minder sichtbaren Stoß bekam die Sittengestalt in Königsberg in den Jahren 1807 — 1809. durch den Aufenthalt der sehr vielen nicht in diese Stadt gehörenden, theils müßigen, theils nicht zu sehr beschäftigten, wohlhabenden oder wohlbezahlten Menschen und des Hofes, bey dem es auch in Zeiten der Entbehrung anders zugeht wie in Städten, die keine Residenzen sind, und dessen Beyspiel seiner Neuheit und

„werflich achtet, der denkende Kenner der Mensch„heit aber muß es nach seinem Werth zu würdi„gen wissen.“ (den 23. Nov. 1814.)

Ungewöhnlichkeit wegen einen gröſsern Eindruck macht. Die nicht Eingebürgerten treiben eine Art von Reiſeleben, das zwar keinesweges ſo gemächlich zu leben erlaubt, als man in ſeinem wahren Wohnort lebt, doch aber mancherley Veränderungen ſchafft, die zu Ausgaben reizen, durch welche am Ende das Reiſeleben koſtbarer wird, als das Zuhauſebleiben geweſen ſeyn würde, denn die ſchweigeriſchen Britten allein reiſen zur Verbeſſerung ihrer häuslichen Finanzen. Der Anblick ſolches funkelnden Reiſelebens bringt zuletzt auch den Stadtbürgern Geſchmack am Leben in den Tag hinein bey, ſo daß ſie es endlich in ihr Alltagsleben aufnehmen und ſo dem Luxus immer mehr um ſich zu greifen geſtatten. Die für die Fremden aufgeputzten Chambres garnies laſſen ganz andre Augen für Möbelbedürfniſſe zurück.

Durch das ſorgloſe Mitleben unter Leuten, die nichts zu thun zu haben ſcheinen, wurde meine Liebe zum freyen leichtern und ſchönen Leben immer lebhafter aufgereizt. Zwar blieb ich dem Corpus juris ſo warm treu, daß ich im Herbſt 1757. mit Beyfall meiner ſcharfen Examinatoren, die keine Freunde von dem als Einſchub in die Fa-

cultät gekommenen L'Estocq waren, Candidat beyder Rechte werden konnte; unterdessen las ich doch unbeschreiblich lieber im Hagedorn ꝛc. als im Böhmer und Heineccius, und den Horaz liebt' ich bis zum Auswendiglernen.

Wilhelm von L'Estocq wurde nun zur preußischen Armee geschafft, wo er unter den damaligen Ziethenschen Husaren seinen Soldatenlauf anhob. Ich sollte beym Panier der Themis bleiben, und um nicht während des russischen Interims einen Dienst annehmen zu dürfen, zumal da die Drangsale, die meine Eltern auf dem Lande beym Einrücken der feindlichen Truppen gelitten, sie ihrem angebohrnen Könige wo möglich noch ergebener und ihnen die Russen noch verhaßter gemacht hatten, überredete mich mein bisheriger Lehrer, die höchst unbedeutende Secretairstelle bey einem damals in Königsberg lebenden Herzoge Carl von Holstein-Beck anzunehmen. Dieser, eine kärgliche Pension aus Dännemark genießende Fürst wurde von vielen für einen Geisteszwerg angesehen, ob ich gleich in der Folge fand, daß mancher seiner Hochrichter ein wahrer Liliputer gegen ihn war. Sein größter Feh-

ler möchte wohl ein hochfürstlich deutscher Ahnenstolz gewesen seyn, den er im Reden von den kaiserlichen Fürstenfabricationen besonders merken ließ, und der ihn geneigt machte, die morgenländischen Kneessen und Bojarenschaften für kleine Geschöpfe anzusehen.

Da ich bey meinem Studentensinn nicht die mindeste Ehrerbietigkeitsfurcht vor einem unstudirten alten Prinzen hatte, so gerieth mein von ihm verlangtes Briefspecimen an seine Schwester nach Quedlinburg so gut, und ich äußerte bey meiner ersten Erscheinung so wenig von meiner sonstigen Verlegenheit, daß ich mit Freuden auf und angenommen und vom ersten Tage an, nicht als ein Hausofficiant, sondern als Hauskind behandelt wurde. Geschäfte hatt' ich eigentlich gar keine, dagegen aber täglich einen Tisch mit sechs ausgesuchten Schüsseln und nicht selten die Gesellschaft von seinen Standespersonen beyderley Geschlechts, von denen einige an meiner unter Bekannten ziemlich frohen Laune, besonders bey des Herzogs sichtbarer Vorliebe für mich, Geschmack fanden.

Würde mir die Frage vorgelegt, ob es besser sey, seinen Sohn den Dienstanfang

mit dem Secretariat bey einem Dicaſterien-chef oder anderm vornehmen Herrn machen, oder ihn Referendarius bey einem Collegio werden zu laſſen, ſo würd' ich im Fall, wenn nicht Vermögensmangel, der gleich dem Hunger keine Geſetze anerkennt, dazu nöthigen, jederzeit zum letztern rathen. Die Secretairſtellen bey großen Herren haben viel Verführendes und mehrentheils Schädliches für das folgende Leben. Gilt man bey ſeinem Patron viel, ſo wird einem geſchmeichelt, man gewöhnt ſich eine Art von Protegiren an, auch wohl mit unter zu Despotiſiren, und entwöhnt ſich von der höchſtanräthlichen Vorſorge für eine eigne Haushaltung, indem immer in der fremden die Tauben ſchon gebraten in den Mund fliegen. Ein andrer Nachtheil iſt, daß man auf ſolchem Poſten ein Schwören in verba magiſtri zur Gewohnheit werden läßt, wenn man wahrnimmt, man könne dadurch leichter Sr. Excellenz Zufriedenheit erlangen — auch kann man zur Einſeitigkeit verleitet werden, wenn man nur immer mit Einem Manne hauptſächlich zu thun hat. Ein beſſeres Weltkind wird man freylich in größern Häuſern, aber ein Referendarius, der ſeine Zeit

gehörig benutzt, wird gewiß ein beßrer Dienſtmann werden.

Secretairſtellen ſind Hofmeiſtereyen altioris indaginis, haben mit ihnen eine gleichſchimmernde Seite, aber auch alle ihre gleichungeſunden, neblichten. — Ohne Ausnahme iſt keine Regel. —

— —

Unter allen dieſen Geſellſchaftern ſtand in meiner Seele oben an die Nichte des Herzogs, die etwa ein Jahr jünger als ich und von der Mutter Natur mit einem feinen weiblichen Kopfe und empfindſamen Herzen ausgerüſtet war. Im April jedes Jahres zog der Fürſt auf ein kleines Landgut, wo er bis in den November blieb; ſeine Schweſter that etwas ſpäter im Jahr ein gleiches mit ihrer Tochter, die die Ruſſen in der Schlacht bey Kunnersdorf zur Wittwe, aber dadurch nicht reicher und von ihrer Mutter unabhängiger machten.

Während ſolches utopiſchen Lebens ſchwand immer mehr meine Liebe zur Juriſterey, dagegen las ich mit der nun verwittweten jungen Prinzeſſin, die in meinen gedruckten Verſen Antonie und Aemilie heißt,

alles, was in dieser Zeit lesbares erschien, wir übten uns gemeinschaftlich im Deklamiren, und je ernstlicher ihre ein wenig beatisirende Frau Mama gegen solche, ihrer Meinung nach unfürstliche Frivolitäten eiferte, desto mehr trieben wir sie. Wie manche Stunde, die Se. Durchlaucht am Trictractisch und mit Stabbrechen über die ihr verdächtigen Männer und Frauen zubrachte, verlasen wir im Uz, Gerstenberg, Young, Cronegk, Diderot ꝛc. oder verdisputirten sie über moralische Spitzfindigkeiten. In den Troubadourzeiten haben gewiß solche Geistesspannungen manchem Uebel vorgebeugt, das aus dem vertraulichen Umgange mit den Damen öfter hätte entstehen können. Der bey solchen Witz- und Verstand-Tourniren lebhaft beschäftigte Geist hindert die Sinne ihre gewöhnlichen Forderungen zu machen, und letztere schämen sich, möcht ich sagen, vor erstern laut zu werden. Da in der Gegend von Brandenburg viele alte Grabhügel sind, so ward mancher Nachmittag zu Aufgrabungen verwandt, und wir hielten die erbeuteten Urnen für keine unschickliche Verzierung unsrer Wohnzimmer, wenn wir gleich oft darüber ausgelacht, oder wegen der angeb-

lich gestörten Ruhe der Todten ausmoralisiret wurden. In ein zierlich gebundenes Buch schrieb ich der Prinzessin die ihr vorzüglich gefallenden Gedichtstellen, mit unter auch manches von meiner eignen Façon, und ließ mich auch von ihr zu einem dramatischen Versuche bereden, zu dem ich den Stoff aus dem 631sten Stück des englischen Zuschauers nahm, der in der Folge unter dem Titel: Julie, ein tragisches Nachspiel, gedruckt ist, aber den großen Druckpapierweg so gegangen zu seyn scheint, daß ich kein Exemplar zum nochmaligen Anschauen des kleinen Wechselbalges habe auftreiben können. Antoniens Geschmack an der Natur und ihr Gefallen an Poesie trug nicht wenig zu meiner Ausbildung bey, unsre wechselseitige Freundschaft hätte aber doch vielleicht eine üble Wendung für uns alle beyde nehmen können, wenn mein Herz nicht damals einem Mädchen ergeben gewesen wäre, das zwar nicht vornehm, aber sehr hübsch, sehr sittsam und mir äußerst zugethan war, in der Folge aber einen andern heyrathen mußte.

In manchen Stunden verglich ich die mir vorkommenden Personen mit den im

la Bruyere charakteriſirten, und als ich in viel ſpätern Jahren die beygeſchriebenen Namen auslöſchte, wunderte ich mich, viele damals ſo richtig paralleliſirt zu haben.

Von den Dichtereyen, die ich vom achtzehnten bis ins zwanzigſte Jahr zur Welt gebracht hatte, machten ein Paar Freunde eine Auswahl; wo ich nicht irre, waren es der Diaconus Kraft und der durch viele asketiſche und polemiſche Schriften bekannt gewordene und oft auch mit großem Unrecht getadelte Diaconus Treſcho, der einige Jahre älter war als ich, und der ſich damals viel mit Schöngeiſterey befaßte. Der Titel iſt: jugendliche Gedichte, 1767. bey Johann Jakob Kanter*) gedruckt, aber

*) Von dieſem meinem erſten Verleger muß ich etwas anführen. Unzählige Projekte und oft falſch angebrachte Liberalität machten, daß er vielen, am meiſten ſeinem eignen Ruf, ſchadete. Sein munterer Kopf, der überall Feuer faßte, erwog und berechnete ſelten die Qualität und Quantität der Mittel, die zur Ausführung ſeiner Ideen erforderlich waren, und ihr unbedachtſames Ergreifen brachte oft ihn und ſeine aufrichtigſten Freunde, zu denen ich bis an ſein Lebensende gehörte, in merkliche Verlegenheiten. Er beſſte ſtets mehr wirklich thun zu können, als er verſprochen hatte,

ſeitdem nicht weiter angeſehen, ſo daß ich jetzt nichts von ihnen zu ſagen vermag. Wäre in jener Zeit, in der nulla dies sine versibus verging, der in ſpätern Zeiten viel geleſene Seume ſchon bekannt geweſen, ſo würde mein heimlicher Hang zur derben Aeußerung meiner die Lebensweiſen misbilligenden Geſinnungen ſich gewiß und gern nach ſeinem Muſter gebildet, mich indeſſen eben ſo wenig wie ihn zum wahren Poeten gemacht haben.

Im dritten Winter meines geſchäft- und

und ſchien, wenn es damit nicht ging, mit dem ultra posse nemo obligatur ſein Gewiſſen zu beruhigen. An Dienſtfertigkeit für andere war ihm nicht leicht einer gleich, und nur zu oft verſäumte er dadurch eigne Geſchäfte. Vermittelſt ſeiner Dreuſtigkeit und nervöſen Darſtellungsgabe hatte er den geldſchonenden Friedrich II. dahin gebracht, ihm bis 13000 Thlr. zur Vervollſtändigung ſeiner in Trutenau angelegten Papier- und beſonders der Preßſpähnfabrike auszahlen zu laſſen. Kanter, der immer neue Kunſt- und Bauverſuche machte, forderte aber immer mehr und hielt beym Könige in Graudenz um eine Audienz an, worauf der König zum Cabinetsrath Goltzer ſagte: den kann ich nicht ſprechen, er hat mich ſchon ſchriftlich breit genug geſchlagen, und ich hab kein Geld mehr übrig für ihn.

ſorgenfreyen Lebens ward ich mit einigen gefangenen preußiſchen Officieren bekannt, die in meinen kleinen Liedern auf den großen Friedrich etwas fanden, das ihnen Luſt und Liebe zum Soldatenſtande zu verrathen ſchien, und da kein Jeſuit auf das Proſelytenmachen befließener ſeyn kann, als damals die gefangenen Krieger auf das Werben zum Dienſt des preußiſchen Heeres waren, ſo entſchloß ich mich mit meinem Freunde Neumann, der damals Hofmeiſter bey den zwey jüngſten Söhnen des Canzlers von Korff war, eines Mannes von trefflich geſundem Verſtande und feſtem Charakter, äußerlich manchmal etwas rauh, der Hippeln bey Schilderung ſeines Wurzelmanns des Herrn von G — in den Lebensläufen ꝛc. geſeſſen hatte — alles zu verlaſſen und dem Kalbfelle zu folgen. Meinen Eltern mußt' ich, um ſie gegen alle Verantwortlichkeit zu ſichern, ein Geheimniß aus meinem Entſchluß machen, den mein Vater eben nicht gemißbilligt haben würde. Ein Verſuch, ſie und meine damals noch einzig lebende Schweſter zu ſehen, wurde außerdem durch eine eingetretne Ueberſchwemmung vereitelt, und ſo konnte ich von der Seite nicht die min-

deste Unterstützung erhalten. David Neumann besaß gar kein eignes Vermögen, obgleich sein Vater als Seemann in Indien gewesen war, und mein Secretairgehalt hatte kaum zur Befriedigung meiner Kleidungsbedürfnisse hingereicht, es fand sich indessen doch beym längst verstorbenen Commerzienrath F — Rath, ohne daß ich nöthig hatte von meinem System über das Schuldenmachen abzugehen; und wie dem Tanzlustigen die kleinste Pfeife gnügt, so gingen auch wir mit nicht sonderlich gefüllter Börse, aber jeder mit einem Exemplar von Abts Schrift über den Tod fürs Vaterland in der Tasche, unter vielen Wagnissen zur preußischen Armee. Neumann, dem ich mein Reitpferd abgetreten, mußte auf Nebenwegen nach Danzig zu kommen suchen, ich hatte mir durch einen russischen Staatsrath einen Paß auf den Namen Rast geschafft und fuhr auf der Post dahin ab.

Die Neigung zum Soldatenwesen scheint allen Menschen, besonders jungen Leuten von irgend einigem Geiste, ganz eigen zu seyn und bey den mehresten unter der Asche zu glimmen, um beym Schall der Kriegstrompete in Flamme auszubrechen. Außer dem,

was damals geſchah, hab ich im letzten Kriege gegen Frankreich ein gleiches Streben bemerkt, und glaube daher, daß man in alle Nationen Bravour und Schlagfertigkeit bringen könnte, wenn die Erziehung darauf eingerichtet und ausnahmloſe Verpflichtung zum Kriegsdienſt eingeführt würde. —

Was ich Anfangs des Jahres 1813., als der Krieg wider Frankreich von neuem ausbrechen ſollte, die junge preußiſche Welt reden und thun ſah, erinnert mich an eine Stelle in J. Müllers Recenſion des neuen Militairarchivs (Werke 12ter Theil S. 216.) der ich ihrer Wahrheit und Beherzigungswürdigkeit wegen hier einen Platz nicht entziehen kann und mag *).

*) „Die Erinnerung dieſer Zeit (als die Franzoſen „die Schweiz im letzten Kriege überſtiegen) führt „natürlich auf die Frage: was denn für die „Schweizer nun zu thun ſey? da kann von blinder Verzweiflung, die zu nichts als zu ſchnöder Verzweiflung führt, keine Rede ſeyn, und „nicht weniger verderblich wären unbeſonnene „Verſuche, deren Ausgang eine erdrückende Erſchwerung des Jochs ſeyn würde. Die allgemeine Lehre iſt: Schicket euch in die Zeit, „ohne zu verſäumen, euch einer beſſern würdig zu machen. Den Schweizern

In der letzten von den Russen besetzten Stadt, in der wir spät des Abends ankamen, hielt ein vom General Tottleben gegebner

„wird angerathen (vom Verfasser des Aufsatzes) „ihrer Miliz die möglichste Vollkommenheit zu „geben, und durch Ehrgefühl und Vaterlandsliebe „die Kraft derselben zu erhöhen — das sollten „alle Staaten bedenken, daß, da der größte von „ihnen ganz militairisch wird, alle verloren sind, „welche im blinden Vertrauen auf die regulirten „Truppen, versäumen, das Volk ebenfalls zu „kapfrer Selbstvertheidigung zu organisiren. Wenn „jeder bewaffnet, jeder unterrichtet ist, welchen „Nachbaren, unter welche Führung er sich anzu„schließen hat, und Gefühl für Nationallehre mit „der Begierde sein Eigenthum zu retten sich ver„einigt, wird es dann auch wohl so leicht seyn, „bey einer kraftvollen Nation, wie in einer „Hürde wehrloser Schaafe herum zu wühlen, wel„che nun einmal da sind, um geschoren zu wer„den? Und hiezu ist Wollen, ist muthiger „Entschluß hinreichend: denn was die Natur ein„giebt, wozu sie ermuntert, ist leicht, weit leichter „als Hohn und Raub zu ertragen. Wir bemer„ken große Einsicht in der Abhandlung der Fra„ge: ob es vortheilhafter sey, sämmtliche leichte „Infanterie mit der Linieninfanterie zu verbinden; „daß beyderley Manier nützlich und nach Um„ständen nothwendig ist, ergiebt sich als Resultat; „wichtiger aber ist die Ausführung durch das An„dringen auf Bildung des Geistes der Ar-

Ball die zum Examiniren der aus Preußen kommenden Paſſagiere beſtellten Perſonen ab, unſere in Danzig erhaltenen Päſſe mit

„mee. Das Steife, Maſchinen- und Paradens „mäßige des auf Einen Leiſten berechneten Linien„dienſtes hat ihn beynah erſtickt. Wie könnte dies„ſer ohne Gedanken, ohne eignen Eifer, ohne le„bendige Theilnahme und Gemeingeiſt gegen „Truppen beſtehen, die für den Zweck (wäre es „auch nur Beute und Ruhm) begeiſterungsvoll „von Feldherren geführt werden, die freyen Spiel„raum haben in Erfindung aller Mittel zu deſſen „Erreichung? Iſt's ſich groß zu wundern, wenn „über den kalten Mechanismus der Reaulirten, „und über die Unanſtelligkeit der Miliz (wo etwa „einige Spuren von derſelben übrig ſind) die „Oberhand für den Feind zweifelhaft wird? „Oder ſollten, unſrer Schläfrigkeit zu gefallen, „Kühnheit im Unternehmen und Raſchheit in der „That ihre innewohnende Kraft verlieren! Die „Schwachſinnigkeit iſt erſtaunenswürdig, nach der „die alten Ideen von Ehre, Freyheit, Nationalem „(die ſelbſt für Friedrich ſo viel gethan) mit der „elenden Verſchiegelung einer gemeinen Sache „der Fürſten vertauſcht worden, als wäre die „Erhaltung der Verfaſſungen, des Eigenthums, „und einer Nationalehre nicht Sache der Völ„ker, zu denen auch die Heere gehören — der „Despotismus glaubt zu thun, was er will, „Lokalitäten und Nationalität behalten aber ihre

unſrer Leiblichkeit genau zu collationiren, und ſo groß unſre Beſorgniß vor dieſer kritiſchen Station geweſen, ſo kamen wir mit kurzer Furcht davon, erreichten glücklich die preußiſchen Vorpoſten in Schlawe, und ließen die Schildwachen, im Freudenrauſch, die aus dem Danziger Lachs *) mitgebrachte Flaſche beym Vivat Friedrich! ausleeren.

Mein Aufenthalt in Berlin, wo ich einige alte Bekannte meines Vaters antraf, war ſehr kurz; ich beſah dort nichts, „werd ich todt geſchoſſen, ſo hab ich den Caſtellanen das Schaugeld umſonſt bezahlt, und bleib ich lebendig, ſo komme ich hier in Garniſon und habe dann Muße genug zum Beſehen," denn ich wollte mich durchaus nur bey einem Berlinſchen Regiment anſtel-

„Rechte; wer es gegen ſie annimmt, wird immer „nur etwas Halbes machen, und den Zweck verfehlen — Nichts iſt wichtiger, als daß „der militairiſche Geiſt der Nation „wieder empor komme (er hätte nie einſchlafen ſollen); Landbau und Waffen ſind die „wahren Stützen der Freyheit."

*) Nach dem zum Schilde angenommenen Lachs wird in Danzig die berühmte Branntweinbrillaterey, die ihre feinen Spiritualitäten in alle Weltgegenden verſchickt, der Lachs genannt.

len laſſen, wogegen Neumann ſeinem Vorſatz, ein Freybatallioniſt zu werden, treu blieb. So kurz indeſſen auch mein Aufenthalt in Berlin war, ſo ermangelten doch nicht ein Paar Männer von äußerlich ſehr moraliſchem Betragen, mich in ein Paar Häuſer zu führen, die zur Oppoſitionsparthey aller Sittlichkeit gehörten. So galant es übrigens in dieſen ausſah, und ſo ſchöne Figuren ſich da preiß gaben, ſo faßt ich doch bey dieſen meinen erſten Beſuchen einen ſolchen Widerwillen gegen ſolche Etabliſſements, daß ich mein ganzes Leben durch keins weiter betreten habe, wie mir denn auch die Quaſilegitimation, die ihnen durch die beſondre Polizeyaufſicht ertheilt wird, immer anſtößig bleibt und ſie nur zahlreicher und gefährlicher zu machen ſcheint. Auch brachte man mich in eine Loge, wo es mir höchſt — wenigſtens indiscret vorkam, daß der beſternte Meiſter vom Stuhl es nicht fühlte, wie unſchicklich es ſey, an den Margraf Carl, der, glaub ich, Ordensgroßmeiſter war, damals aber ein beträchtliches Corps in Sachſen commandirte, emphatiſche Briefe über höchſt unwichtige Dinge zu ſchreiben.

Neumann ging einige Tage vor mir zur Armee des Prinzen Heinrichs ab, wurde bey der Kleistischen Infanterie angestellt und als Adjutant einige Monate nachher gefangen nach Crems geschickt. Ich fuhr auf der Post nach Meißen, wo das Hauptquartier des Königs war. Da ich durch meinen Freund L'Estocq eine Adresse an den alten Ziethen bekam, meine Kurzsichtigkeit aber mich zum Husaren untauglich machte, so ward ich Fähnrich unter dem damaligen Regiment Ramin. Nie mag wohl ein Fähnrich greller gegen seinen General abgestochen haben, als ich gegen den meinigen. Er nahm mich indessen sehr gut auf, so sehr es ihm auch mag aufgefallen seyn, daß ich bey Tisch nicht über 2 Gläser Wein trank und mir keins mehr einnöthigen ließ. Den ersten Abend brachte ich bey seinem Auditeur zu, dem vor einigen Jahren als Ostpreußischen Cammerpräsidenten im 81sten Jahr allhier verstorbenen von Wagner, mit dem ich nachhero auch im Dienst beständig in gutem Vernehmen gelebt habe, das aber zu keiner wahren Freundschaft werden konnte, weil er bey seinem vorzüglich gutem Ver-

ſtande eine faſt unglaubliche Kaltblütigkeit überall äußerte.

Das Regiment lag in einem kleinen Städtchen Siebenlehn, wohin mich der Regimentsquartiermeiſter auf einem ledig zurückgehenden großen Packpferde brachte, und wo ich bey einer Predigerwittwe zu einem etwas ältern Fähnrich einquartirt wurde. Hier hatte ich Gelegenheit die Wahrheit von allem zu erfahren, was in ſächſiſchen Volksliedern von der Frau Magiſterin geſungen wird, wenigſtens damals wurde, und auch wohl in andern Ländern von ihnen wahr ſeyn mag, — in der Regel möchten wohl die meiſten im Herzen ſo ehr- und habſüchtig, als im äußern demüthig ſeyn: Gott Lob indeſſen, daß keine Regel ohne Ausnahme iſt. Der bey der Compagnie ſtehende Feldwebel, Nahmens Schweizer, ein Exheolog, nahm ſich meiner Unwiſſenheit im Soldatenweſen an, beſonders nachdem er in mir einen Verscollegen entdeckt hatte. Schweizer war ein Menſch, der in allem um ſich wußte, und über die Standesgebrechen oft recht treffend ſprach und witzig reimte. Seinen Vorſchlag indeſſen, mich in den Liſten mit einem von aufzuführen, wodurch ſchon man-

cher im Militair adlich fortgeschritten war, schlug ich standhaft ans, weil ich von je her viel auf meinen Civismus gehalten habe und daher auch in der neuern Zeit viel von den Franzosen erwartete, als sie sich Citoyens tauften, allein Schade um das Blut, dessen man sich statt des Wassers bediente, da weder für Pathen noch Täuflinge wahres Glück daraus erfolgt ist. Das viele Geschrey über das Gleichmachen der Stände ist wahrlich ein höchst überflüßiges; warum sollten nicht Edelleute und Bürgerliche ohne Nachtheil neben einander wohnen, wenn sie blos dem Nahmen und nicht dem Recht nach unterschieden bleiben?

Der als Generallieutenant gestorbene, damalige Regimentscommandeur Kalkreuth, der wegen Wunderlichkeit, Dienstschärfe und Vergnügensehen beynah gehaßt wurde, lehrte mich die Soldatenhandgriffe mit viel Geduld und Fleiß, und nach wenigen Wochen zogen wir in das schöne freye Feld, in die berühmtreizende Gegend des Fürstensteins, wo das Regiment einige Wochen campirte und ich vom Soldatengeist lebhaft beseelter Neuling die in der Folge immer wiederkehrende Bemerkung machte, daß die deutschen Can-

tonssoldaten sich selten von andern Dingen unterhielten, als von den guten Mahlzeiten, die sie hie und da genossen, wogegen die vielen Italiener und Franzosen sich mit ganz andern Dingen die Zeit kürzten, theils mit Comödienspielen, Tanzen und Singen, theils mit Gesprächen von Wein, Mädchen und Kriegsbegebenheiten, auch erhob keiner von letztern Lerm oder Klage, wenn ein Zeltcamerad etwas von der Mundportion gekürzt hatte. Während dieses Stillstehens fand ich Gelegenheit meinen lieben Wilhelm zum erstenmal bey Strehla wieder an mein Herz zu drücken.

Meine Cameraden machten mit und an mir mancherley Versuche, da ich mich aber jedesmal mit unerschütterlicher Unbefangenheit dabey nahm, so ward ich bald von den ältesten, ja selbst von den bizarresten unter ihnen, so wenig ich auch ihrer schonte, gesucht. Fast alle liebten das Spiel, ich spielte gar nicht; beynah keiner nahm ein Buch in die Hand, ich behalf mich ohne Bett, um ein Bücherkästchen bey mir zu führen.

Da der in die Verschwundenheit gerathene Jenisch in seinem Universalhistorischen Ueberblick der Entwicke-

lung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen (1. Th. S. 245.) wo er von der Befriedigung des Spieltriebes spricht, sich erlaubt, des Tobacksrauchens und des Spielens mit den Fingern zu erwähnen, so darf ich doch wohl im Particulairüberblick meiner Ichsgeschichte anführen, daß ich ungeachtet des größten Bestrebens, das ich, sowohl beym Eintritt ins Studentenleben, als beym Anfange meines Soldatenstandes auf die Erlernung der großen Rauchkunst verwandt, immer von ihr habe abstehen müssen, nicht ohne Neid über die Meister in dieser, das Farniente herrlich befördernden Beschäftigung. Was das Spielen mit den Fingern betrifft, so gehört solches noch zu meinen Gewohnheiten, denen ich noch eine andre beygefügt habe, nehmlich die, die Nachdenkensintervalle beym Schreiben nicht mit Federkauen, sondern mit unzählig kleinen Pünktchen auszufüllen, mit denen die Feder meinen Schreibtisch tatowirt. Außer dem Spielen mit den Fingern, kann ich auch beym Reden die Hände nicht still halten, und muß mich in Acht nehmen, der Person, mit der ich spreche, besonders einer weibli-

chen, nicht an die Hand oder den Arm zu faſſen. Es ärgert mich, daß Sveton vom Tiber, von dem ich nichts ähnliches haben möchte, ſagen konnte: incedebat non ſine molli digitorum geſticulatione. Die manum loquacem der römiſchen Damen muß ich zum Troſt anſehen.

Bey jeder Gelegenheit ritten die mehreſten meiner Cameraden nach den Städten, ſo bald ſie Tanz oder Spielgeſellſchaften vermutheten; ich kroch auf alle Berge der freyen Ausſicht wegen und erinnere mich noch, wie man mich auslachte, als ich nach einem beſchwerlichen Marſch die Landskrone erklimmte, ſtatt nach Görlitz zu reiten, wo man mir wunderſchöne Dinge zu zeigen verſprach. Auch übernahm ich oft eine unruhige Feldwache, um nur nicht unter die lockern Ordonanzofficiere ins Hauptquartier reiten zu dürfen. Meine Abneigung gegen ſolche Geſellſchaft bewog mich einmal für einen Cameraden, der dieſen Ritt zweymal für mich zu machen verſprach, ein achttägiges mühſames Commando zu übernehmen, das mir aber Gelegenheit ſchaffte, manches vom Mönchsleben zu erfahren, indem ich dieſe Zeit über im Kloſter Wahlſtatt hau-

ſen mußte, wo man außer dem, was auf den Kirchengemählden ſtand, nichts von der Geſchichte des Liegnitzer Heinrichs wußte. Mein Aufenthalt traf in die Faſtenzeit, allein meine Zunge und mein Magen verloren nichts dadurch, daß ich die lutheriſche Futterung verbeten hatte.

Im Lager bey Glogau bekam ich Rouſſeaus damals nicht längſt erſchienene N. Heloiſe zu leſen, die mir ſo außerordentlich wohl gefiel, daß ich wider meine, unlöbliche, Sitte lange Stellen daraus abſchrieb. Während eines kurzen Aufenthalts in Liegnitz lieh mir der Buchhändler Siegert die zwey erſten Bände der Wielandſchen Ueberſetzung des Shakespear, die mich ſo an ſich zogen, daß ich eine glänzende Abendgeſellſchaft verließ und die Nacht mit ihrer Durchleſung zubrachte. Mit ähnlichem Eindruck las ich in viel ſpätern Jahren Göthes Leiden Werthers, und mit ſchon grauem Kopf vieles in Meiſters Lehrjahren, Hermann und Dorothea, Schillers Wallenſtein und Don Carlos.

An Freundſchaft war in ſolchem Feldleben nicht zu denken. Ein Analogon von ihr entſpann ſich indeſſen doch zwiſchen mir

und einem Baron v. d. Goltz, deſſen kurze, aber bis auf Einen Punkt wahre, Lebensbeſchreibung im 3ten Bändchen der Natürlichkeiten *) ſteht. Zur Freundſchaft gehört durchaus etwas Poeſie, doch wozu gehört die nicht, wenn es ſchön und gut ſeyn ſoll? denn kommen zwey ſtockproſaiſche Menſchen zuſammen, ſo ſetzt ſich auf ihre Umgangskohlen bald ſo dicke Flockaſche, daß die Gluth entweder ganz verlöſcht, oder doch durch ihr Unſichtbarwerden keinen anlockt, ſie wieder anzublaſen, um ſich an ihr zu wärmen. Poeſie ſchafft den beſten Luftzug, um das Freundſchaftsfeuer immer im Brennen zu erhalten. Ueber die von jungen Leuten geſchloßnen Freundſchafsvereine, und wie darauf zu rechnen ſey, hab ich in der Kürze ſo viel Wahres nirgends geleſen, als in dem Briefe des alten Wolff an ſeinen Lieblingslehrling Philibert im Roman des Herrn

*) Viele haben mich für den Verfaſſer dieſer verſificirten Ejaculationen gehalten, um meine Denkungsart über ſolche Meurſiusſche Elegantias nicht zu verläugnen beziehe ich mich auf das 1801. im Druck erſchienene Etwas über Gedichte nach dem Leben.

von Kotzebue, Philibert oder die Verhältnisse S. 87 - 96.

Außer dem Lager machte mich Freund L'Estocq mit einer Frau von C — bekannt, die neben einer vorzüglichen Gestalt auch große Liebe zur Dichtkunst und für ländliche Natur besaß. Auf ihrem im schlesischen Gebürge gelegenen Guthe hab ich sehr glückliche Stunden verlebt, unser Briefwechsel, der meistens Ereignisse der Zeit und Bemerkungen über häusliche Leiden und Freuden zum Gegenstande hatte, wurde viele Jahre fortgesetzt, und der 16te Januar 1806, an dem ihr einziger Sohn, der Landschaftsdirektor v. C. — mir schrieb, seine zum Selbstschreiben zu kranke und schwache Mutter habe ihm aufgetragen, förmlich von mir Abschied zu nehmen, war mir ein Tag der aufrichtigsten Herzenstrauer.

Da ich schon in meinem letzten bürgerlichen Winter einige Kriegsbücher gelesen hatte, so nahm ich mir heraus, mit meinen Stabsofficieren über den kleinen und großen Dienst zu sprechen, und diese gewöhnten sich so daran, mich über das Soldatenwesen raisonniren zu hören, daß sie es mir übersahen, wenn ich unbedachtsam genug war,

auch auf der Parade ein Wörtchen wider das ihrige zu ſagen, welches damals etwas unerhörtes war, als es der corporaliſiren- den Stabsofficiere noch mehr, und der generaliſirenden Fähnriche weniger, als in unſern Tagen gab, aus welchem umgekehr- ten Verhältniſſe indeſſen viele Uebel ent- ſtehen, die nicht eher aufhören werden, als bis wahre Bildung die richtigen Grade des Heraufſteigens und der Herablaſſung wird beſtimmt haben. Die eingeführten Junker- ꝛc. Examina können dazu beytragen, nur muß kein hoher Befehl den für anſtellbar erklä- ren, den die Examinatoren untüchtig gefun- den haben, weil ſonſt das Reiſen zu ge- ſchickter Examinatorſchaft aufgehalten wird.

Mein alter grämlicher, ſubordinations- eifriger Commandeur warf mir zwar ein paarmal meine poetiſche Licenz vor, ſchickte mich aber doch nicht, zur großen Befrem- dung meiner Cameraden, in Arreſt, in dem ich auch nie geweſen bin.

Als das Regiment in die Nähe von Leipzig kam, beſuchte ich einen weitläuftigen Verwandten, den einſt ſtark berufenen Pro- feſſor Gottſched, deſſen ſteife, finſtre, antipreußiſch geſinnte Gattin mir im Ge-

ſpräch beſſer gefiel, als der Herr Gemahl bey ſeiner Anhänglichkeit an den König, der ſich mit ihm unterhalten und ihm, wenn ich nicht irre, auch eine goldne Doſe geſchenkt hatte. Grenzenloſe Eigenliebe hatte ihn gegen alles Geſchoß der Kritik feſt gemacht, ſeine mit franzöſiſcher Beleſenheit ausgeſpickte Unterhaltung war, ſeines lauten Sprachorgans ungeachtet, nicht eindringend, und ſein weyland gemachtes Aufſehen ſchien blos aus dem litterariſchen Unvermögen ſeiner frühern Zeitgenoſſen entſtanden zu ſeyn. Sieht man nicht noch täglich unverſtändige Kunſtrichterey Ehre austheilen, wo ſie nicht verdient iſt? Solche Ehre war ihm nun auch wiederfahren, und er ſuchte ſich ſo lange dabey zu erhalten, wie möglich, ohne auf die Ausſprüche kritiſcher Gerechtigkeit zu hören, die ihm ſein ungerecht erworbenes Gut wieder abforderten, wobey indeſſen doch oft ein ſäuberlicheres Verfahren hätte Statt finden können, weil das Recht zur Entkleidung, meines Erachtens, weder eine Befugniß, noch die Nothwendigkeit des Hautabziehens enthält. Gellert war nicht einheimiſch, ſonſt hätt' ich ihm gern etwas vom Eindruck ſeiner Fabeln auf mich erzählt.

Dem

Dem Herrn Vetter als Redakteur des Neuesten in der Gelehrſamkeit mußte ich eine Ueberſetzung der Ode des J. B. Rouſſeaus an den Frieden für dieſes Journal beſorgen, auch macht' er mich mit dem bis zur Ungebühr verſchrienen Freiherrn von Schönaich bekannt, den ich nachher in Croſſen traf. Ein gewiß lieber Mann, deſſen Heldengedichte und Trauerſpiele ſicher anders gerathen wären, wenn er ſeine Lehrjahre unter einem andern Meiſter als Gottſched beſtanden hätte. Von Guben aus hab ich ihn oft auf dem Familienguthe Amtitz beſucht, wo er mit ſeiner Gemahlin unter einem läſtigen väterlichen Druck lebte und wo er auch nach vieljähriger Blindheit geſtorben iſt. Unſer Briefwechſel hat verſchiedene Jahre gedauert.

Die in jedem Sinn unvortheilhafte Wintercampagne bey Collberg, in der man bis in die Mitte des Decembers ohne Zelte herumzog und Häuſer und Gärten zum unentbehrlichſten Feurungsbedarf zerſtörte, gehört zu meinem Soldatenkreuz. Beym Stürmen der von den Ruſſen ſtark beſetzten Schanze bey Spy ward ich zum Lohn meiner Naſeweisheit, indem ich die Anführung

eines Officierlosen Grenadiertrupps, zu dem ich gar nicht gehörte, übernahm, am rechten Schenkel bleſſirt, heilte mich aber ſelbſt, welches man öfterer zur Vermeidung mancher ſchädlichern und langweiligern Lazarethkur verſuchen könnte und ſollte. Für die ungethanenen Heldenthaten dieſes Tages bekamen ein Paar junge Ritter aus dem Gefolge des Herzogs von Würtemberg, den ich blos aus dem alten Hauptquartier nach dem neuen mit Wolfs- und Seehundspelz incruſtirt reiten geſehen, den Orden pour le merite. Gott Lob, daß ich ihn nicht bekommen, er würde gewiß meinem Leben eine ganz andre Richtung gegeben haben, und wohl kaum eine mehr geſegnete, als die mir ohne dieſes Kreuz zu Theil geworden.

Auf dem Rückmarſch nach Sachſen verlebte ich acht oder neun herrliche Tage in Berlin, wohin mir der Vater einen ſchönen Wolfspelz geſchickt hatte, der mir in Pommern beßre Dienſte wie mein barakaner Mantel gethan haben würde, und hier auf einem Ball verloren ward, wohin ich ihn einem Freunde nachgeſchickt hatte, um ihn vor Erkältung beym Nachhauſegehen zu bewahren. Nach vielem hin und her Wan-

dern ſtand ich einige Wochen im Lager bey Breslau, wo ich dreuſt genug war, ein kleines Gedicht an Leſſing, der damals beym General Tauenzien ſekretariſirte, zu machen und mir Bücher von ihm auszubitten, die er mir auch reichlich und gefällig mittheilte, ohne daß ich ihn je von Perſon kennen gelernt hätte. Nachher wohnte ich der Wegnahme der Dittmansdorfer Berge bey, wo die Ruſſen, vor ihrer Trennung von uns, eine für uns ſehr vortheilhafte Parade machten. Im großen verſchanzten Lager bey Schweidnitz ward ich mit mancher noch unverſuchten Beſchwerde des Soldatenlebens bekannt, doch ohne darüber verdrüßlich zu werden. Der Subalterndienſt, den ich ziemlich pünktlich beobachtete, war mir aber im Herzen zuwider, worin ich ſehr Unrecht hatte, denn er gehört weſentlich zum Ganzen des Dienſtes, und ich hab in der immer ſtärker einreißenden Verachtung des kleinen Dienſtes im Civil und Militair manche Veranlaſſung zu Dienſtvernachläßigungen wahrgenommen, die wohl nicht durch bloße Cabinetsordres, wären ſie auch von eigener hoher Hand, möchten abgeſchafft werden können. Vieles im kleinen Dienſt war damals

beynah bis zur Zweckwidrigkeit pedantisch; ist es aber nothwendig, das Kind selbst auf die Straße zu werfen, weil in das Badwasser etwas Unreines gefallen — oder an der Soldatenkleidung vom Haupt bis zum Fuß unaufhörlich zu schnitzeln, weil es häßlich aussieht, wenn Soldaten nicht gleichgut angezogen sind?

Nach dem Aufbruch aus dem Schweidnitzer Lager, wo man die mehresten Nächte unruhig zubrachte, und sich oft am Tage nicht sonderlich beköstigen konnte, stand der König einige Tage bey Nossen, wo ich die Eroberung und Plünderung der Veste Schweidnitz erfuhr, bey welcher ich meine besten Sachen verlor, die ich vorsichtig zur Verwahrung dahin gegeben hatte. Es regnete, schneyte, war sehr kalt, mein Zelt nur von einfacher Leinwand und meine Lagerstätte von Stroh mit einer Frießdecke, mein Wunsch nach einer wärmern mithin sehr natürlich. Da ich schon manchmal bey den Dorfgeistlichen auf die Bitte um ein Buch keine Lessingsche Willfährigkeit angetroffen hatte, so schrieb ich diesesmal im Namen eines Feldpredigers an den Priester des nächstgelegenen Dorfes, bat ihn um ein

Paar Kopfkiſſen und ein lateiniſches Buch, und legte 2 Ducaten bey. Man ſchickte mir einen kleinen elenden Pfühl und einen fingerlangen Horaz, in dem viele Blätter fehlten. Gott weiß durch welchen Zufall der Parochus erfuhr, daß der Feldprediger nicht exiſtire, er ließ daher mit ſehr ungeiſtlicher Heftigkeit an den Regimentscommandeur die Bitte gelangen, den Täuſcher eines geweyhten Hauptes zu beſtrafen. Der Brief wurde auf der Parade vorgeleſen, ich bekannte mich ſofort zu dem begangenen Frevel, und der wahrſcheinlich nicht 2 Thaler werthe Pfühl nebſt dem defekten Horaz wurden zurückgeſandt; da aber wenige Stunden darnach aufgebrochen ward, ſo weiß ich nicht, ob die Corpora delicti an Stell und Ort gekommen, aber wohl, daß meine 2 Ducaten ſich nicht wieder eingefunden haben. Dieſe kleine Geſchichte erinnert mich an eine andre nicht größre, die mir mit einer Ziege begegnete, die von den nicht blos Futter holenden Fourageurs aus Böhmen mit einer großen Anzahl ihres Geſchlechts auch ins Raminſche Regimentslager gebracht war. Um nicht immer braunen Caffee trinken zu dürfen, kauft ich eine dieſer Ziegen für

2 Thaler von Bernburgschem Schrot und Korn, von denen etwa 7 meine monatliche Gage und 10 Einen Ducaten ausmachten, und befand mich bey ihrer Milch sehr wohl. Einige Tage drauf bettelte eine alte Frau vor meinem Zelt, und bedauerte unter andern auch den Verlust der Ziegen, die sie und ihre Enkel ernährt hätten; ich rieth ihr daher gleich ihre Ziegen aufzusuchen, indem man ihr gewiß das Geraubte wiedergeben würde. Sie sah mich drauf starr an, und als ich sie nach der Ursache davon fragte, erwiederte sie: „ach eine hab' ich schon gefunden" wo? — Wo? und sie zeigte auf meine vom Stehler gekaufte; wollt' ich nun nicht ein ärgrer Hehler seyn, so mußt ich zum schwarzen Caffee zurückkehren, der mir aber an dem Tage äußerst schön schmeckte, gewiß weil ich die arme Alte so fröhlich mit ihrer Ziege hatte heimkehren gesehen.

Während der Belagerung von Schweidnitz bewohnte ich mit einem Compagniegenossen, mit dem ich mich vorzüglich gut vertrug, ob er sich gleich aus einer hübschen Tabletkrämerin mehr machte als aus allen Künsten und Wissenschaften, eine acht Fuß tiefe Höle mit Dach und Camin, und ge-

noß des Umganges zweyer von der Akademie her mir bekannten Freunde, von denen Kraft Feldprediger und Pietsch Regimentsquartiermeister war. Letzterer besaß außer seinem vortrefflichen Charakter noch eine vorzügliche Kenntniß der römischen Classiker, aus denen er, wie aus den französischen Dichtern, große Stellen auswendig wußte, worin ich ihm nur den geheimen Staatsrath von Heydebreck gleich gesehen, den ich oft (1809.) solche Tiraden aus Römern, Deutschen, Franzosen und Italienern recitiren gehört habe. Wohl dem Dienstmann, den das Lesen und im Gedächtniß Behalten schöner Stellen aus Alten und Neuen nicht hindert oder abgeneigt macht, auf die passus concernentes seiner Amtspapiere die nöthige Acht zu haben.

Pietsch konnte sehr heiter seyn, und seine sonderbar schwärmerische, oft etwas traurig gestimmte Religiosität gab jener momentanen Aufgereimtheit noch einen besondern Reiz. Er war der Mutterbruder des durch die Söhne des Thals bekannt gewordenen Werners, privatisirte nachher seit 1772. in Elbing und starb daselbst 1806. Die Abende in dieser Troglediterey waren

mir so behaglich, daß die Vergleiche, die ich zwischen ihr und den Prachtgezelten eines Großveziers anstellte, immer zu ihrem Vortheil ausfielen. In selbiger versuchte ich es auch, aus der virgilischen Geschichte des Nysus und Euryalus ein Gedicht im Geschmack des Kleistischen Cissides und Paches zu machen, das in der Folge ich weiß nicht wohin gekommen ist, und keine Anwandelung zum Wiederholen dieser Arbeit nachgelassen hat. Das Wohnen in einer solchen unterirdischen Stätte ist gewiß nur dem Schreck erregend, der sie sich, sitzend in einer schön aufgeschmückten hellen Stube denkt, keinesweges aber dem, der in einer Erdkluft wirklich hauset und in ihr Schutz gegen Wind und Wetter zu einer Zeit findet, in der es an aller Gelegenheit mangelt, sich in tapezierte großfenstrige Zimmer einzunisten. Mir selbst ist beym Anblick eines großen schönen Gebäudes nie der Wunsch, in selbigem, leben und sterben zu können, eingefallen, desto öfter aber bey einer dichten festen Bauernhütte, besonders in einem Walde von Buchen. *)

*) „Wenn der Mensch mit beobachtendem Geiste „die Natur wie das Leben betrachtet, so ist die

Die Disputationen mit meinen Cameraden über die Vorzüge des Hütteulebens vor allem Billardjubel waren, aller Lebhaftigkeit ungeachtet, so wenig fruchtbringend, wie die cathedralischen auf Universitäten.

Von dieser Lagerstätte aus besuchte ich ein paarmal das Herrnhüteretablissement in Gnadenfrey, wo Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit, ungestörte Gleichmüthigkeit des äußern Benehmens gegen die Aeußerungen sich oft nicht fein oder ganz sittlich auslassender Besucher und die glückliche Verbindung der Gräberstille mit den Lustwandlungen der Brüder und Schwestern, mir so wohl that, daß ich ad modum Alexandri

„Einsamkeit sein Himmel und die Beschäftigung „seine Göttin. Zwey nie versiegende Quellen göttlicher Kraft bieten das Gemüth und der Verstand ihm dar, und was er durch sie hat, empfindet und begreift, nimmt er in seine Schöpfung auf, formet und bildet es, und stellt es vor den beschauenden Sinn des Menschen, erleuchtet den Verstand, bessert und erfreut zugleich das Gemüth, und ist selbst der glücklichste, weil er das Schöne liebt, das Nützliche achtet, das Gute vermehrt, und tausende in seine Kreise zieht." IV. Tischbeins Bruchstücke eines Romans im Januarstück 1811. des vaterländischen Museums S. 75.

hätte ausrufen mögen; wär ich nicht ein Soldat, so möcht' ich ein Herrnhuter seyn! Was ich über die Brüdergemeinden (mit Ausschluß der Ideen im Geist des wahren Herrnhutianism, gesammelt aus den Papieren der Familie von Frankenberg, von H. Fr. v. Bruinings, Leipzig, 1811.) gelesen, dürfte ihnen wohl nicht viel Proselyten, besonders nicht aus der gebildeten Menschenklasse schaffen; wer sie aber in ihren eigentlichen Wohnsitzen sieht, muß sie lieben und ehren. Fänd ich es nicht unmöglich, das zu glauben, oder jemals glauben zu können, was sie glauben müssen, um ächte Herrnhüter zu seyn, ich wäre schon längst einer geworden.

Endlich ward Friede. Das Misbehagliche des Krieges hat das Wort Friede so lieblich tönend gemacht, als ob es im Kriege gar keinen Wohlklang gäbe; wenn man aber die vielen Tuttis und Solo's anhört, die im Friedensconcert oft ohne Geschmack zusammen gespielt werden, so möchte man die Kriegstrommeln und Pfeifen zurückwünschen; denn obgleich nach dem alten Sprichwort nur inter arma die leges schwei-

gen, ſo wird im Frieden beynah mehr Unrecht begangen, wie im Kriege, der keine Prozeßordnungen oder Organiſations-Inſtruktionen componirt, durch welche die Papiermacher und Buchdrucker beynah allein wirklich gewinnen. Wäre im Frieden überall Friede, wer wollte ihn denn nicht dem Kriege vorziehen, der freylich zwiſchen Groß und Klein, Arm und Reich weniger Unterſchied macht, wie der Friede, dem aber dieſer hierin gleich zu werden ſuchen ſollte. Endlich war Friede, und da ich für das Vaterland nicht geſtorben war, ſo wünſchte ich von ganzem Herzen für mein Vaterland möglichſt nützlich, aber doch auch nicht traurig zu leben.

Eh ich in die Garniſon rücke, muß ich noch einiges über mein Feldleben anführen. Bey meiner innigen Liebe zur ländlichen Natur erſetzten mir oft ſchöne Ausſichten die Beſchwerlichkeiten des Standes. Ich war in meinem kräftigſten Alter und durchaus nicht weichlich. Verſemachen war mir zur andern Natur geworden, beſonders beſchäftigte ich mich damit auf langen Märſchen, wenn gleich der Phöbus, der mir auf den Kopf ſtrahlte, wohl gewiß nicht der Muſen-

präsident war. Einige meiner Gedichte wurden ohne mein Vorwissen unter dem Titel Campagnengedichte gedruckt, vom damaligen Berlinschen Buchhändler, nachmaligen Hofrath, dann Cammerherr, auch Baron gewordenen und als Graf auf seinen großen Güthern in Sachsen gestorbnen Rüdiger. Zwey Majors, bey deren Compagnien ich gestanden, hatten mich an ihren Tisch genommen, für den Magen hatt' ich also keine Sorge, außer wenn ich auf die Wache zog, wo mein Mittagsmahl jederzeit aus Rindfleisch mit Reis und das Abendbrod aus einer Suppe von Commisbrod, wo möglich mit Honig versüßt, bestand. Andre Sorgen macht ich mir nicht. Oft wußten meine Cameraden nicht meine rasche Jovialität in ihrer Gesellschaft und meine ernste Gleichmüthigkeit im Dienst zusammen zu reimen. Zum ersten trieb mich die Natur, zur letztern nöthigten mich Umstände und Rücksichten. Ich wußte gewiß, daß man auf mich Acht gab, und das half mir den Kopf ziemlich fest halten, als ich zum erstenmal beschossen wurde, das Herz schlug mir indessen doch etwas anders, wenn ich Kugeln pfeifen, als wenn ich ein Lied von einem

hübſchen Kinde ſingen hörte. Iſt man einmal im Feuer, ſo weiß ich nicht, wie man ſich da noch fürchten kann; die Begierde, die wegzuſchaffen, die mich verwunden oder tödten könnten, ſcheinet alle Furcht auszutreiben und zum Draufzugehen zu ermuntern.

Meine Neigung zum Geſaßtſeyn datirt ſich von viel frühern Zeiten her. Gerad über meinem erſten Studentenquartier kam Feuer aus, als ich eben nicht zu Hauſe war. Bey meiner Zurückkunft ſah ich die heftige Flamme, fand meinen Stubencameraden in Angſt und Schweiß gebadet mit verkehrtem Einpacken und ſogenanntem Retten beſchäfftigt. Die Fenſterrauten zerſprangen, das Zimmer war badſtuben heiß, weil die Straße gar nicht breit war — ich packte blos meine Bücher, und rührte weiter nichts an. Nach glücklich gelöſchtem Brande wurde der ängſtliche Einpacker krank, fand vieles von ſeinen Sachen ſehr beſchädigt, ich dagegen war wohl auf und hatte meine Bücher bald wieder in Ordnung geſtellt. Der Vortheil meiner damaligen Faſſung iſt mir ſo einleuchtend geblieben, daß ich bey jedem groſſen Lärm im Moment ſeines Ausbruchs ſo kaltblütig werde und mehrentheils auch

bleibe, als ich es bey kleinen Anläſſen leider nicht immer bin.

Wieland, der durch ſeine, eines kritiſchen Rothmantels eher, als einer braven, wachſamen Schildwache würdige Aeußerung über Herder und Kant mein Zutrauen zur Unpartheylichkeit ſeines Urtheils eben nicht vermehrt hat, ſagt indeſſen ſehr treffend im Agathodämon (1 B. VI. pag. m. 52.) „Nenne mir einen Fall, wo es nicht „in unſrer Macht ſtünde, jedem Eindruck „der Sinne, jedem Reiz und Drange der „Begier blos dadurch hinlänglichen Widerſtand zu thun, daß wir widerſtehen wollen. Laß uns nicht an unſrer Kraft verzweifeln, ehe wir verſucht haben, wie weit „ſie gehen kann, und zu welchem Grade „wir ſie durch unabläßliche Uebung, oder „da, wo es Noth iſt, durch ungewöhnliche „Anſtrengung erhöhen können! Gewiß „iſt es unſre eigne Schuld, daß wir nicht „ganz andre Menſchen ſind.“ Es dürfte alſo wohl das Sprichwort: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, zu den wahren gehören, ſo wie es denn auch mit den cathegoriſchen Imperativ ſo ehren-

werth gemacht hat, daß ich ihn für den Fachbaum in der Lebensmühle halte.

Tiedgen läßt in einem höchſt naiven Liede das Mädchen ſagen:

So ſchupp' ich den Verdruß
Mit einem Seufzer nieder,
Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß?

In das, wenigſtens damals, ſpartaniſch gerichtete und in der neuern Zeit (1806.) gewiß nicht wenig Kriegslärm machende Berlin hofft ich als ein junger Held einzuziehen, hatte mich fleißig auf das Salutiren beym Vorbeymarſch vor der königlichen Familie eingeübt, wurde aber ein Paar Tage vorher krank, und ob ich gleich am Einmarſchtage alle meine Kräfte zur Toilette anſtrengte, ſo mußte ich mich doch in mein Uebel ergeben und, ſtatt in die Reſidenz einzuparadiren, mich von meinem Bedienten auf dem Pferde halten laſſen, damit der Leib nicht gleich dem ſchwankenden Kopf das Gleichgewicht verlöre.

Meine Krankheit wurde dem alten Regimentsarzt, den König Friedrich einſt ſehr übel angelaſſen hatte, weil er im Lazareth Brechmittel und nicht Emetique brauchte,

zu schwer, endlich glückte es aber doch meiner Natur oder der Kunst des D. Kurella, mich wieder herzustellen; vielleicht hätten aber Natur und Kunst vergebens an mir gearbeitet, wenn nicht die Pflege höchstfreundschaftlich für mich gesinnter Menschen ihnen zu Hülfe gekommen wäre.

Bey meiner ersten Erscheinung in Berlin, und besonders bey meinem Durchmarsch aus Pommern nach Sachsen, hatt' ich durch die Schwester meines Freundes L'Estocq Bekanntschaften in der französischen Colonie gemacht, und aus dem Hause des Kaufmanns Bonisfont wurde mir während der vielen Wochen, in denen mich ein empfindlicher Schaden am Schienbein, bey dem der Regimentsarzt vom Fußabnehmen zu reden anfing, zu Hause zu bleiben nöthigte, von dem Töchter-Dreyblatt, die vierte war bereits verheyrathet, unendlich viel Gutes gethan, welches meine Wiederherstellung sehr erleichterte, wenn ich sie nicht vielleicht ganz einer Salbe zu danken hatte, die sie mir gaben, und die ich in der Folge in meiner Hausapotheke zu vieler Besten aufgenommen habe.

Mein

Mein General, der ſich nicht durch Liebe zur wiſſenſchaftlichen Cultur berühmt gemacht hat, ließ mich, ſobald ich wieder ausgehen, aber noch keine damals hochnothwendige Stiefeletten anziehn konnte, verſchiedenemale bey ſich eſſen und kam endlich auf den Gedanken, mich zum Adjutanten der Werbungsgeſchäfte annehmen zu wollen, woraus aber eines komiſchen Umſtandes wegen nichts wurde. Ich mußte ein Paar Morgen bey ihm ſchreiben, er diktirte im Spazieren auf der Stube, wobey er beſtändig Caffee trank und aus einer kurzen großköpfigen Pfeife rauchte; als ich das Diktirte vorlas, war er mit dem Geſchriebenen unzufrieden, und ſeine Aeußerung darüber im Regiment verdroß mich ſo, daß ich nicht allein der Adjutantur entſagte, ſondern auch den Entſchluß faßte, meinen Abſchied zu nehmen, indem ich der erſten Entſagung wegen üble Folgen für mich im Wach- und Exercierleben beſorgte, außerdem mir auch der militairiſche Stadtdienſt höchſt langweilig ſchien. Hätte man mir gleich anfangs den Schlüſſel zu des Herrn Generals Diktirmethode gegeben, ſo wäre die Probe hoffentlich beſſer gerathen. Was er ſagte, ließ ſich

freylich nicht gut vorlesen, allein sein voriger Adjutant hatte jedesmal das Diktirte nach seiner eignen Weise zu Papier gebracht, und beym Vorlesen gaubten dann Se. Excellenz so diktirt zu haben. Ich hätte auch ohne avis au lecteur eben so klug seyn können, allein der Wille des Himmels war, daß ich zur völligen Bürgerlichkeit zurückkehren sollte, und ich erhielt meinen wiederholentlich gebetenen Abschied, aber ohne die mindeste Aussicht auf eine Civilversorgung, um die ich mich auch nicht eben sehr bekümmerte. Das Pensions- und Anstellungswesen war damals keinesweges in dem großen Flor, zu dem es in der folgenden Zeit gediehen oder ausgeartet ist, und sogar bey zunehmender Unvermögenheit des Staats immer reichlicher einzureißen scheint, obwohl aber nicht zur Verbesserung des Dienstgeistes, zu welcher es indessen bey sorgfältig unpartheyischer Verwaltung gewiß viel beytragen könnte.

Meine liebe, liebe Mutter war während des Krieges in Gumbinnen gestorben, und ob mein Erbtheil gleich nicht viel betrug, so hätt' ich doch bey meiner gewöhnlichen Art zu leben lange damit auskommen können. Meine Lage in Berlin war ganz

behaglich, die oberwähnten hülfreichen Häuſer erlaubten mir fleißigen Zutritt, ich wohnte mit meinem Herzensfreunde L'Eſtocq in Einem Zimmer, wir ſahen uns aber wenig anders, als beim Frühſtück, weil er fleißig in der großen Welt tanzte und ſpielte. Mein Landsmann, der in Schleſien als Oberconſiſtorialrath geſtorbene Krikende war damals Hofmeiſter bey dem durch viele erhebliche Werke noch jetzt rühmlich bekannten Probſt Süsmilch, der ein weltbürgerlicher, gelehrter, äußerſt humaner Mann und in Verbindung mit großen und kleinen Staatsmännern, beſonders auch mit allen Gelehrten war. In dieſem gaſtfreundlichen Hauſe lernt' ich auch Moſes Mendelſohn kennen, deſſen haarſpaltende Philoſophie und manche ſynagogiſche Geſinnungen mir aber nie haben behagen wollen. Krickende führte mich zu Ramler, der mir beym erſten Beſuch verſchiedene kleine Lieder von Weiße vortrefflich vorlas, deſſen Schauſpielvorleſungen mir aber ſo wenig gefielen, daß ich mich höchlich wunderte, als ich ihn unter Friedrich Wilhelm II. einem Engel bey dem theatraliſchen Bildungsgeſchäfte zugeſellt fand. Krickende, der be-

reits ein beliebter Wochenschriftsteller war, und gar viel auf das Druckenlassen hielt, veranlaßte hauptsächlich 1764. die Herausgabe der von mir im Rausch väterlicher Liebe Herzenssprache der Kriegsmuse getauften, vom Bischoff Ramler bey der Firmelung aber freundschaftliche Poesien eines Soldaten benannten Gedichte, für die ich vom Verleger Biernstil zehn alte Friedrichsd'or ungefodert, zu meiner gewiß nicht kleinen Freude bekam, und die 1793. bey la Garde ziemlich verändert nochmals aufgelegt sind.

Der Thiergarten befriedigte meinen Natur- und der häufige Umgang mit Ramler meinen Kunstgeschmack; die andern Berlinischen Schöngeister kannt ich nur dem Namen nach, oder blos von Angesicht, ausgenommen den am 2. Februar 1805. gestorbenen trefflichen J. W. Meil, den ich ungeachtet seines oft schneidenden Witzes sehr liebte, und bey dem ich immer bedauerte, daß die sorglose Frohsinnigkeit (Jovialität) dieses ächten Kunstgenies ihn zu einem Unfleiß verleitete, den selbst seine Liebe zum Wohlthun nicht zu überwinden vermochte. An Leichtigkeit der Erfindung und Hand-

zeichnung ſteht ihm meines Erachtens weit nach der Calenderberühmte Dan. Chodowiecki, den ich als er mich in Miniatur mahlte, zuerſt kennen lernte. Wer ſchätzt nicht Meils charakteriſtiſche Zeichnungen in Engels jedem zu empfehlender Mimik? Meil hätte der deutſche Hogarth werden können, Chodowiecki war eigentlich nur im Geſichtsdiſtrikt ganz zu Hauſe. Manche Stunden hab ich Meil die fröhlichſten beiſſendſten Compoſitionen auf den Tiſch mit Kreide zeichnen und leider wieder auswiſchen geſehen! Er ſchwelgte mit ſeinem Kopf. Wohl thut es mir, daß ich weiß, Meil habe meine luſtige Wahrheitsliebe bis an ſein Lebensende in freundſchaftlichem Andenken behalten. Chodowiecki hat mich auf ſeinen Ritten nach der Vaterſtadt Danzig dort einigemal beſucht.

Noch muß ich ein Wörtchen von Madame Karſchin ſagen, der ihr ſchon erreichtes Alter und auch wohl ihre natürlich unvortheilhafte Geſichtsbildung erlaubten, ohne Verdachtserregung gegen ihre Tugend, zu jungen Männern auf die Stube zu kommen. Ich habe ſie einigemal bey mir geſehen, auch einige Versbillets von ihr erhal-

ten. Schade, daß ihre poetische Natur nicht an mehr unpartheyische Erzieher kam, die ihr das, ihr freylich sehr glückende Stegreifsiren würden abgewöhnt haben. Sie war und blieb indessen doch ein ganz anderes Wesen, als der viel später erschienene sogenannte Naturdichter Hiller je werden wird und kann, wenn er auch vor allen deutschen Majestäten seine Reimziegel streichen und allen selbstgeflochtene Körbchen überreichen wollte. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Bloomfield, Burns und dem Nachtwächter und lyrischen Dichter Eggers in Hamburg, über welchen das Morgenblatt für gebildete Stände No. 154. von 1810. einige Nachrichten geliefert hat.

Den Herbst und Winter bracht' ich bey einem Mutterbruder zu, der einige Meilen von Berlin Oberförster war, und lernte zum Schutz gegen Langeweile, wider die mich das Beywohnen der Schweinhetzen nicht genug gesichert hätte, Italiänisch. Von Jugend auf war ich kein Freund der Jagd, weil ich Jäger und Schlächter für Gewerksverwandte hielt. Woher mag es aber gekommen seyn, daß ich an den Schweinhetzen,

die etwas Grauſames an ſich haben und außer den Hunden auch ſelbſt den Jägern, beſonders bey einer Kurzſichtigkeit, wie die meinige, gefährlich werden können, ein ſolches Gefallen fand, daß ich keine verſäumte, ſo ungern mich auch mein mich ſehr liebender Oheim mitnahm?

Da ich ſchon bey andern Dingen wahrgenommen, wie das Anfangen beym Schweren eine Beſchleunigung des Fortſchreitens ſey, ſo ward Petrarca mein erſter Autor, zumal meine Seele merklich mit ihm ſympathiſirte. Von ihm ging ich zum Machiavel, der unter den italieniſchen Proſaikern mein Liebling geblieben iſt. In der Folge überſetzte ich ſeine Unterhaltungen über den Livius, die ſeine wahre Denkungsart doch ſo deutlich ausſprechen, daß man ſich wundern muß, wie man ſeinen Principe ſo ſchief hat nehmen können, hoffentlich aber nicht weiter nehmen wird, nachdem Fichte in ſeinem Aufſatz über Machiavel als Schriftſteller, und Stellen aus ſeinen Werken (im 1ten St. der Veſta 1807. S. 17. ff.), ſo wie Rehberg in dem ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzten Vorbericht und Anmerkungen, beſonders aber auch der

Recenſent (Luden) dieſer Ueberſetzung in der Jenaiſchen Literatur Zeitung No. 11. 12. von 1810. ſich ſeiner lebhaft angenommen und ſeinen Fürſten aus dem alten zweydeutigen Lichte gezogen haben. *) Ingleichen überſetzte ich Guarinis treuen Schäfer, die alle beyde, Macchiavel 1776. Guarini 1773., gedruckt ſind; welch ein Unterſchied aber zwiſchen meiner Arbeit und den Proben, die A. W. Schlegel in die Urania Jahr 1812. einrücken laſſen!!

Das viele Alleinſeyn und das Leſen zärtlicher Dichter brachten in meinem, zu Gefühlverbindungen von je her hinneigenden Herzen das Korn der Liebe, das aus den Augen der dritten meiner Berliniſchen Freundinnen in meine Seele gefallen war', zum Keimen, und ein geſundes gutes Land bringt ſolche Keime leicht zum Grünen und Blühen.

*) Johann Müller ſchreibt an ſeinen Bruder (Werke 6ter Bd. S. 344.) „das (über Livius und ſein Fürſt) iſt ein claſſiſches Werk in dem Sinn wie die Alten, lauter gediegenes Gold, Erfahrungen durch den richtigen Verſtand beleuchtet, nichts ſchimäriſch, nichts einſeitig, nichts unfruchtbar, wahre politiſche Weisheit, aber man muß wiſſen, ſie zu faſſen, wer Ohren hat, der höre."

Ich entschloß mich daher, mich den 5. Dec. 1763. zu verloben, und weil zum Unterhalten der Liebe auch Nahrung und Kleider ꝛc. nöthig sind, so rieth man mir, dem damals in alle staatswirthschaftlichen Fächer eingreifenden Geheimen Finanzrath von Brenkenhoff die Aufwartung zu machen.

Im Brenkenhoffschen Vorzimmer wimmelte es von Hülfesuchenden, deren Lage und Benehmen ich so jämmerlich fand, daß ich ohne seine persönliche Erscheinung abzuwarten davon ging, und ihre Zahl nicht wieder vermehren half. *) Eine alte vielbedeutende

*) Im Jahr 1772. hielt ich mich in Bromberg einige Wochen bey ihm auf, als ich unter dem Westpreußischen Oberclassifications-Commissario, dem Geheimen Finanzrath Rohde, die Cämmereyetats der kleinen Städte fertigen mußte, lernte dort seine Finanzgenialität, seine oft zu wenig auf Recht und Umstände Rücksicht nehmende Thätigkeit, so wie seine beynah nur auf die Namensunterschrift eingeschränkte Schreibkunst kennen, ärgerte mich aber oft im Stillen nicht wenig über die Arroganz und den Leichtsinn einiger den Canalbau unter ihm mitbearbeitender jungen Räthe, denen es zwar so wenig wie ihrem Chef an offnem Kopf und Raschheit, aber vielfältig an gehöriger Ueberlegung, Schonung und Besonnenheit fehlte, wenn gleich einige in der Folge hoch im Finanz-

Gräfin K — wollte mir auf Fürsprache des Professor Formey eine Empfehlung an den alles vermögenden schlesischen Minister Schlaberndorf geben, doch sollt ich mich vorher bey ihr zur Schau einfinden, allein ich konnte mich zur Betretung aller dieser mir geebneten Wege schlechterdings nicht entschließen und ging daher ins Vaterland zurück, um mir eine Brodstelle zu schaffen. Einige Monate hielt ich mich bey meiner ältesten verheyratheten Schwester auf, die jüngste, die mir seltner nachgab und mir doch, wie ich ihr auch, sehr gut war, war längst an einer aufs Tanzen erfolgten Erkältung gestorben und auf dem Kirchhofe des guten Pfarrer Herold begraben.

fach angestellt wurden und in den neuesten Zeiten gewiß noch weit schreyenderes Glück würden gemacht haben. — Am etwas geräuschvollen Tisch des Geheimen Finanzraths, an dem manchmal 30 Personen mit dem etwa für 20 Angerichteten sich begnügen mußten — ging es recht gut, aber auf nähere Bekanntschaft ließ ich mich mit Keinem ein, weil das Hochfahrende und auf die leichte Schulternehmende mir von jeher, besonders an Officianten, seiner sichern Schädlichkeit wegen sehr zuwider gewesen und auch geblieben ist.

Nach dem den 29. October 1764. erfolgten Tode meines Vaters, der auch bey jener Schweſter wohnte, ſeine eigne kleine Haushaltung trieb, mich in meiner neben der ſeinen liegenden Stube täglich ein paarmal beſuchte, dann und wann mich an ſeinem Tiſch eſſen ließ, höchſt ſelten mit der Flinte ausging und neben einigen Geſchichtsbüchern am fleißigſten in der großen Weimarſchen Bibel las, fing ich meinen Civillauf bey der Königsbergſchen Cammer als Sekretair Anno 1765. an, holte bald nachher meine Frau aus Berlin und wurde im April 1767. nach Gumbinnen als Kriegs- und Steuerrath mit einem für die Geſchäfte reichlichen Gehalt von 400 Thalern geſetzt. Schon damals ſah ich es ein, daß der Staat für die ihm geleiſtete Arbeit immer mehr bezahlt, als ſelbige werth, oder ein Particulier dem Privatleiſter dafür bezahlen würde.

Während meines Secretariatlebens in Königsberg von 1765 — 66. machte ich verſchiedene Recenſionen für die Kanterſche gelehrte Zeitung. Die über Thümmels Wilhelmine war die erſte; die meiſten waren unbedeutend, aber oft deſto wälliger (petulanter) und naſeweiſer, beſonders wenn ſich

die Fälle ereigneten, wie bey einer Gedichtsammlung, in der die Anfangsbuchstaben eines langen geistlichen Liedes sich lesen liessen: „Es lebe die Mamsel Rosentreterin.“ In einer dieser Recensionen brachte ich die Nothwendigkeit, gehörig lesen zu lernen, welches man damals noch weit weniger als jetzt beachtete, zur Verwunderung meiner ältern Landsleute, die ihre ehemaligen Buchstabierstudien dadurch angetastet wähnten, in Anregung, auch rieth ich zum Gebrauch verschiedener Sylbenmaasse auf dem Theater, um das Sprechen nach dem Inhalt der Rede und dem Charakter, dem das damalige allgemeine Alexandrisiren äußerst nachtheilig war, zu erleichtern. Einmal ließ ich auch aus solchem Recensentenmuthwillen eine Parodie auf ein Paar Strophen einer Ode, in der ein junger Schöngeist den lyrischen Alp zu hoch hatte steigen lassen, einrücken, deren unvergeßne Frivolität mich in spätern Jahren so lebhaft gereut hat, daß ich zu ihrer Vergütung dem Gekränkten manche Dienste und Gefälligkeiten erwiesen, die er zu fordern nicht berechtigt, und ich sonst zu thun eben nicht bereit und willig gewesen wäre. Ueber einen von mir getadelten und

vom damals in Riga sich aufhaltenden Herder gut gefundnen Roman wär es beynah unter uns zur Fehde gekommen, hätte nicht der kältervernünftige Buchhändler Hartknoch, unser gemeinschaftlicher Freund, meinen ziemlich spöttischen Brief so human ausgelegt und commentirt, daß statt eines Streits, ein freundschaftlicher Briefwechsel unter uns entstand, der aber nur bis zu Herders Abreise von Riga währte.

Auch lernte ich in dieser Zeit Hippeln kennen, und obwohl von unsern wechselseitigen Verhältnissen im Schlichtegrollschen Nekrolog *) viel die Rede gewesen, so find ich doch einen kleinen Nachtrag nicht über-

*) Die Hauptveranlassung zum Schreiben der Hippelschen Biographie gab der Heidelbergsche Prediger Abegg, der zum Besuch seines wackern hiesigen Bruders hergekommen war. Ein höchstgebildeter liebenswerther Mann. Ihm hatte sein Freund Schlichtegroll aufgetragen, Materialien zum Leben des Verfassers der Lebensläufe ꝛc. zu sammlen, und diese wurden ihm denn auch vorzüglich durch den Obercensistorialrath Borowsky und mich geschafft. Bey dieser Gelegenheit kam ich in einiges Verkehr mit Herrn Schlichtegroll, und in einen bis jezt (1815.) fortgesezten Briefwechsel mit dem Badenschen Kirchenrath und Pfarrer Abegg.

flüßig. Denn da ich mit ihm mehr als mit irgend einem andern in freundschaftlicher Verbindung gestanden, da die Lateiner ihr noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se, die Franzosen ihr dis moi, que tu hante, et je te dirai, que tu es, und die Deutschen ihr: gleich und gleich gesellt sich gern, sprichwörtlich gebrauchen, da außerdem verschiedne andre meiner Freunde und Bekannten mehr als einmal ihr Befremden darüber geäußert, daß ich Hippeln nicht genauer gekannt und mich ihm ohne das mindeste Mistrauen ganz habe hingeben können, so führ' ich über diesen Punkt folgendes an:

1) wußt ich von seiner Jugendgeschichte nur das wenige, was er davon nur dann und wann selbst gegen mich äußerte, mithin nichts von dem, wodurch er schon in seinen akademischen Jahren Winke für die folgenden gegeben;

2) lebten wir von den vielen Jahren unserer Bekanntschaft nicht ein Fünftel, und auch dieses nur in großen Zeitintervallen, an Einem Orte zusammen, so, daß immer das mehreste auf unserm Briefwechsel beruhte, in welchem er stets gegen mich das größte

Vertrauen und eine fast leidenschaftliche Zuneigung äußerte;

3) war ich von der Fürtrefflichkeit seines Kopfes nicht allein durch seine Schriften, sondern auch durch sein schnelles und kluges Benehmen in manchen schwierigen Dienst- und Lebensfällen so überzeugt, daß ich ihm ganz unbedenklich eine gewisse Ueberlegenheit einräumte, die er auch so vorsichtig nutzte, daß er, wenn er ahnte, ich würde sein Herausnehmen merken, oder es ihm nicht gestatten, gleich davon abstand;

4) während der Tage oder auch Wochen, in denen ich bey ihm logierte, hatte er gewiß alles zu entfernen gesucht, was mir seine Denk- oder Handlungsweise hätte verdächtig machen können. Ich kam in keine Gesellschaft ohne ihn, und entwischten ihm Schwachheiten, so äußerte er auch immer sein eifriges Bestreben, sich davon los zu machen, oder suchte sie aus dem Unterschiede seiner schwarzen Haare gegen meine blonden zu erklären, und wußte seiner Sammelsucht, seiner Begierde zu herrschen und zu höhern Aemtern und Würden zu gelangen, einen rechtlichen Anstrich zu geben. Von seinem Hange zur sinnlichen Geschlechtsbe-

friedigung war für mich in seinem Hause nichts zu merken;

5) lag von seinen wichtigsten Fehlern so wenig in meinem eignen Herzen, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, sie bey ihm zu suchen: wie hätt' ich also bey meinem vieljährigen Zutrauen zu ihm, bey seinen gegen mich so lebhaft geäußerten Grundsätzen über Wahrheit, seine persönlichen Abweichungen argwöhnen sollen?

6) erlaubte mir der Antheil, den er an mir nahm, sein öfteres Eingehen in meine Ideen, das herzliche Erkennen mancher Gefälligkeit, die ich ihm zu erweisen Gelegenheit fand, nie den Gedanken an eine eigennützige Freundschaft von seiner Seite.

Der erste Verdachtsfunke gegen ihn sprühte aus einem Briefe hervor, den er mir aus Danzig über eine ganz unbefangen geäußerte Meinung vom weiblichen Geschlecht schrieb (im Vorbericht zu der 1792. gedruckten Aehrenlose vom Calenderfelde), wodurch er sein Autorschaftsgeheimniß des Buches über die bürgerliche Verbesserung der Weiber verrathen glaubte. Ob mir nun

gleich

gleich das diktirte Concept *) dieſes Briefes, das ich nach ſeinem Tode unter meinen zurückerhaltenen Briefen fand, zeigt, wie ſehr er es vor der Abſendung ſelbſt zu mildern nöthig erachtet, ſo ſchien ſelbiger mir doch ſo kopfübermüthig und herzungerecht, daß es mich viel Ueberwindung koſtete, ihm kaltblütig zu antworten. Er muß indeſſen ſein mir gethanes Unrecht ſo ſehr eingeſehen haben, daß er mich, gewiß nach der gewöhnlichen Art der Beleidiger, den Beleidigten zu haſſen, nicht mehr ſo lieb gehabt, ja ſogar eine Art Rache von meiner Seite beſorgt hat, wie ich aus einem Vorfall, einige Monate vor ſeinem Tode, ſchließe, wo er mich einer mir ganz ungewöhnlichen Falſchheit gegen ihn fähig hielt, deren Unwahrheit er bald hernach ſelbſt einſah.

Kann es nun noch befremden, daß ich ſo lange an Hippel feſt glaubte, bis mir nach ſeinem Tode andere ihre Erfahrungen über ihn mittheilten, und ich unter ſeinen Papieren eigenhändige Beweiſe fand, daß er nicht ſo mein Freund geweſen, als er mich verſichert hatte? Im Leben war Er der

*) Er litt damals ſehr an den Augen und verlor ſogar das Eine ganz.

Einzige, der meiner Idee von Freundschaft und den Bedürfnissen meiner Geistes- und Herzenslaunen überall entsprach, und dessen Verlust mich noch weit mehr betrübt haben würde, wäre ich nicht überzeugt worden, daß er mir schon im Leben manches französische Assignat statt eines (bis zu unsrer Zeit 1810. höchst sichern) Pfandbriefes in Zahlung gegeben.

Als vor einiger Zeit der geheime Rath H. Jacobi durch den Staatsrath Nicolovius beym Oberconsistorialrath Borowsky und mir, als Hauptmaterialien-Lieferanten zur Hippelschen Biographie, über einige in letztrer vorkommende Aeußerungen Auskunft nachsuchte, schrieb ich unter den umständlichern Borowskyschen Aufsatz folgendes: „Ich weiß dem vorstehenden nichts beyzufügen, weil ich Hippels Alleinautorschaft nie bezweifelt, auch unter seinen nachgelassenen Papieren nichts gefunden habe, das nach einer fremden Hülfshand ausgesehen hätte. Hippels religiöse Aeußerungen schrieb ich aber nicht, wie Borowsky, seiner Phantasie, sondern seinen Leidenschaften zu, die ihn in allen seinen Handlungen leiteten, wenn gleich auf dem Vorhange, hinter welchem er spielte,

Bild und Ueberſchrift ganz anders lauteten. Die Toleranz, die er gegen ſeinen eignen Verſtand übte, verleitete ihn, ſo wie den erſten Kirchenvater St. Paul, vieles zu thun, was er eben nicht thun wollte. Seine früh-ſte Leidenſchaft war der Ehrgeiz, dem die Ueberzeugung vom Werth und von der Kraft ſeines Kopfes reichliche Nahrung gab: als ihn aber die Erfahrung belehrt, wie ſehr der Reichthum dem Ehrgeiz die Befriedigungs-mittel erleichtert, ſo wurd' er auch geldgei-zig, und weil er über die Sittlichkeit des letztern mit ſeinem eignen Gewiſſen nicht recht fertig werden konnte, ſo ſuchte er ſeine Erwerbſucht faſt noch mehr zu verheimlichen als ſeinen Hang zum Genuß körperlicher Wolluſt. Keine Leidenſchaft mag aber die Vergütung des durch ſie aktive oder paſſive angerichteten Schadens aus ſich ſelbſt her-nehmen und ſich etwas entziehen, ſondern greift lieber zu einem außer ihrem eignen Gebiet liegenden Befriedigungsmittel, und ſo griff denn auch Hippel zur Religioſität und ſtürzte ſich in eine Andachtsbrandung, die der Leſer um das Eyland ſeiner Schrif-ten ſchäumen ſieht."

Wer die Gedanken so fein auszuspinnen und abzuhaspeln versteht, wie der geheime Rath Herr Jacobi, wird sich alles selbst deutlich erklären und nun nicht weiter Widersprüche zwischen Hippels Schriften und den Aeußerungen seiner Freunde über ihn finden. Kein Autor ist, glaub ich, klüger wie sein Buch, aber oft viel besser oder schlechter. Ganz unerklärlich bleibt mir aber der Umstand, warum Hippel in seiner vielwöchentlichen Krankheit, von der er zu genesen nicht hoffen konnte, nicht die Papiere vernichtet, die wider seine Lebenswerke zeugten, und deren Durchsicht von vielen Augen zu erwarten war? Sollte seine excentrische Theorie über Wahrheit ihn dazu bewogen haben, damit ihr wenigstens nach seinem Tode das Recht wiederführe, daß er ihr im Leben zu lassen nicht Kraft genug gehabt hatte? Eine vernünftigere und edlere Ursache dieser Unterlassung und Hingebung weiß ich mir nicht zu denken, und bin daher aus fortdauernder Anhänglichkeit an diesen merkwürdigen Todten geneigt, sie für wahr zu halten. Ein recht böser Mensch hätte alles irgend Verdächtige bey Seite geschafft, um seinen Ruhmnimbus nicht bleicher werden zu lassen. Daß

man doch aber nur ja nicht glaube, ich hätte aus gleichem Beweggrunde die meisten meiner Papiere verbrannt — ich habe dieses Avto da Fe blos gehalten ihrer Unbedeutsamkeit wegen, und weil manches vielleicht unbehaglich gewesen wäre einem dritten, wenn es auch ein vierter zu lesen bekommen hätte. Erwachte Hippel, wie einst Epimenides, wie würde ihm zu Muth werden, wenn er erführe, sein ehemals mit fast übertriebener Sorgfalt, oft spitzfindigsymbolisch eingerichtetes und aufgeschmücktes Haus sey zuerst in die Hände eines Mannes gefallen, der nicht zu seinen Lieblingen gehörte, und von diesem mit großem Vortheil zum Posthause verkauft worden — wenn er sähe, wie die zum letztern Behuf nöthigen Einrichtungen alle seine Anlagen von der Dachspitze an bis zum Fundamentgewölbe zerstört — besonders aber, wenn er sähe, wie seine angeblich zum Theil male parta schon wirkliche male dilapsa sunt . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . Könnte man es ihm verdenken, wenn er . . . . . .
. . . . . — in sein immer mehr verfallendes Monument auf dem Kirchhofe vor dem Steindammerthor zurückeilte?

Von meinem beynah dreyjährigen Aufenthalt in Gumbinnen hab ich weiter nichts zu sagen, als daß ich daselbst zwey damals noch ungewöhnliche Dinge unternahm. 1) Die Stiftung einer kleinen Lesebibliothek, die aber wegen der Lesantipathie der mehresten Theilnehmer nicht viel über ein Jahr währte. 2) Die Einrichtung einer Gesellschaft zum Vorlesen deutscher Dichter und Erzähler, die aber nur wenige male zusammen kam, weil die zum Gesetz gemachte Stille während der Vorlesung einer zu stark ans Reden gewöhnten Dame, im Crispus von Weiße eine Ohnmacht zuzog, wodurch beynah alles Lesen in den Verdacht einer Entkräftung oder Ueberspannung ge-

kommen wäre. Alle diese Umstände mögen sich aber seitdem zum Vortheil der Gumbinnenschen Einwohner verändert haben. —

Zur Ausfüllung meiner Muße fing ich an, Guicciardini Historia d'Italia zu übersetzen, sandte nach der Vollendung der ersten sechs Bücher 1769. das erste an den Hofrath Gatterer nach Göttingen, dessen Antwort auf meinen anonymen Brief, im 10ten Stück seiner historischen Bibliothek, sehr aufmunternd war. Seinem zweyten der Sache näher tretenden Schreiben war ein Diplom zur Ehrenmitgliedschaft des historischen Instituts beygelegt, worauf ich Guicciardinis Leben ausarbeitete. Da aber die Abschrift von letzterm, vermuthlich auf der Post nach Göttingen, verloren gegangen, und das 2te Buch der Uebersetzung mir, Gott weiß wie, von Händen kam, so blieb alles unfortgesetzt liegen, und wurden blos die Nachrichten vom Leben Guicciardinis im 5ten Stück vom Woltmanns Geschichte und Politik 1802. abgedruckt.

In den Jahren 1765 — 69. correspondirte ich mit dem damals in Thorn lebenden Dichter Willamov, den ich noch von der Akademie her kannte, und dem Herder,

der sich damals durch seine Fragmente über die deutsche Literatur bekannt machte, in diesen bey der Dithyramben-Beurtheilung (Herders Werke zur schönen Literatur und Kunst 2r Bd. S. 87.) manches zu viel gethan hat. Willamov ging in der Folge nach Petersburg, wo seine Familie auch geblieben ist, und einige davon im Erziehungsfach vortheilhaft gebraucht sind. Seine Schriften sind gewiß zu bald außer Cours gekommen.

Herders Schriften hab ich jederzeit mit großem Vergnügen gelesen, ob sie mir gleich beynah alle wie Körbe vorgekommen sind, in denen Leckerfrüchte und Backwerk unter Blumen, schön für Augen, Geruch und Geschmack vorgesetzt werden, aber unbefriedigend für einen ächtnahrhafte Speise suchenden Magen. Er behandelte alles poetisch, oft zu poetisch, weil seine ganze Natur in Poesie lebte, webte und war. In seinen Aufsätzen wimmelt es von seinen trefflichen Gedanken und Bemerkungen, denen man es aber oft ansieht, daß sie eben nicht Kinder der legalen Meditation, sondern der augenblicklichen Stimmung sind, die Aufschlüsse und Befriedigung hoffen lassen, oft aber sie

nicht geben, wodurch der anfänglich geduldige Leſer unwillig gemacht wird. Herder hätte manche Abhandlung gar nicht ſchreiben ſollen, weil er theils über ihren Gegenſtand keinen wahren Aufſchluß geben konnte, theils nicht geben wollte. Solch Hinhalten von Seiten des Schriftſtellers ſind ich ungerecht und undankbar; der Schaum des Champagners und die Sternchen des Burgunders ſind eine ſchöne Sache, aber der Durſtige will trinken.

Dieſe meine individuelle Aeußerung über Herder hat mich indeſſen nicht gehindert, die Ergießungen über Herders ſämmtliche Werke im 4ten und 5ten Heft der Heidelbergſchen Jahrbücher von 1812. ſchön und hinreißend geſchrieben, vieles in ihnen wahr zu finden, und ſie mit Vergnügen zu leſen, wenn gleich mein alter Kopf manchmal dabey ſo ſchwindelte, wie beym Leſen von Baggeſens Erſteigung des Strasburger Münſters. Wird mir aber Herr C. J. W—n das Geſtändniß verzeihen, daß ich ſolche lyriſche Kritiken und Darſtellungen nicht geeignet finde, viel zum richtigen Urtheil über einen Schriftſteller beytragen zu können, indem ſie die Erwartungen deſſen, der ſeine

Werke noch nicht gelesen hat, zu hoch spannen, den noch nicht ganz sichern Geschmack irre führen oder beunruhigen, und dem schon befestigten manchmal anstößig werden, wenn seine Erfahrungen ihm andere Resultate geliefert haben, die dann ihn, der in ihrer Zustimmung ein befriedigendes Zeugniß für die Richtigkeit seines Urtheils suchte, veranlassen können, den Kritikus für exaltirt, oder partheyisch zu halten?

Herders Bemerkungen über den καλος κἀγαθος erinnern mich an den Eindruck, den die Idee eines griechischen καλος κἀγαθος auf mich gemacht, und wie sie in mir, ohne eben das principibus viris placuisse non ultima laus est zu denken, den Wunsch erregt, ein solcher zu werden. Mir scheint in ihr das Ideal der brittischen Gentlemannschaft zu liegen. *)

*) „Das καλον der Alten begriff in sich, nicht den „flachen Anschein, mit welchem wir täuschen. Ihnen war es der höchste Begriff der Harmonie, „des Anstandes, der Würde, die auch höchste „Pflicht ist. Dieser Begriff schließt weder die „Nutzbarkeit der Handlungen aus, noch weniger „Pflicht, schwere Pflicht. Vielmehr ist diese „Schönheit des Menschen nichts als reiner „Charakter. Sie fordert ohne Rücksicht auf

Uebrigens ging ich den gewöhnlichen Dienſtgang, auf dem vor dreyßig und einigen Jahren ſelten einer den andern vorzulaufen, oder längre Tagreiſen zu machen

„Lohn und Bequemlichkeit dieſen als Menſchen„charakter, als Ziel und Genuß eines „würdigen Menſchenlebens. Ein honet„ter Mann thut nichts Häßliches, wenn es den „Augen der Welt auch verborgen bliebe, er kann „es nicht thun, denn es iſt häßlich. Er muß „ſich ja vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein Edelge„ſinnter thut, was ihm ſein Herz gebietet, „ſein ſelbſt d. i. der Beſtimmung wegen, die im „Gefühl der höchſten Convenienz, ohne alle Rück„und Seitenblicke ſich ihrer Pflicht ganz und „froh hingiebt. Nehmt der Tugend dieſen Reiz, „den Stachel der Liebe, wie eine hölzerne „Braut ſteht das Sittengeſetz da, weder geliebt, „noch fähig geliebt zu werden. Was erweckt „Liebe? Im Himmel und auf Erden nichts an„ders, als das καλον der Griechen. Das Vor„treffliche, das uns als unſre Beſtimmung innig an„ſpricht und ruft und fodert, das pulchrum, „honeſtum, decens, decorum, unſer Ein und „Alles, die Summe des Schönen. Sie ruft „mich, nur mich zum Werk, das kein andrer „ſtatt meiner thun kann, denn es iſt meiner „Natur harmoniſch. Die Gottheit ſelbſt ruft mir, „daß ich es thue, ſie iſt in mir und wird mich „ſtärken. Wer den inwohnenden Reiz der ächten „Honettetät einer Menſchenſeele, einer

ſuchte, jetzt aber nach merklich erhöhten Gehalten und Titeln mehr laute Regſamkeit herrſcht, indem man in den meiſten Händen Reiſecharten und ſtaatswirthſchaftliche Apparate ſieht, ob man gleich doch manchmal bezweifeln möchte, daß der neueingekehrte Geiſt ganz engelhafter Natur ſey, und nicht auch Spuren des betrübten Sündenfalls an ſich habe. Wenigſtens ſieht man auch jetzt noch große Mittel und oft kleine Effekte und fordert zwar von Dingen und Perſonen weit mehr, als ſonſt, läßt ſich aber auch mit ehemaligem Wenigerleiſten abfinden. Ich gehöre indeſſen doch zu den an das Beſſerwerden Glaubenden, und laſſe mich durch nichts, am wenigſten durch das, was Gorgias-Müller in ſeinen Elementen

„ unrundſchönen Gemüthsfaſſung, die ſich „auf alles erſtreckt, durch alles verbreitet, wer „dieſen Rückklang der Weltharmonie im „Herzen des Menſchen gefühlt hat, der „fühlte zugleich, daß es außer ihm kein Sittengeſetz gebe — kein Vernunftgeſetz. Kein Natur- „und Kunſtwerk iſt ohne eine unſern Organen „zuſprechende Convenienz und Organiſation ſeiner „Theile zu uns auch nur denkbar.“ Herders Werke zur Philoſophie und Geſchichte 9ter Theil S. 183.

der Staatskunſt darüber geſagt, gekünſtelt, gewitzelt, geſchmeichelt und ſophiſtiſirt hat, von dieſem ſeligmachenden Glauben abwendig machen. Denn meiner Meinung nach hat letzterer ſeinen Schriftſtellerballon mit Ideengas gefüllt und ſpricht aus ſeiner Vorleſungsgondel herab von manchen Dingen, die er zwar in ſeiner Luftregion gehört und geſehen haben mag, die aber für die Erde nicht recht paſſen, weil Luft und Erde nicht Einer Art ſind, und durch genialiſche Künſteleyen ſich nicht vereinigen laſſen. *)

Die zehn Städte meines ſteuerräthlichen Kreiſes bereiſte ich jährlich zweymal, und habe Beweiſe, daß ich dort immer in gutem Andenken geblieben bin, ſo wenig ich auch von dem beabſichtigten Guten für ſie auszurichten vermochte.

Der damalige Präſident der litthauſchen und königsbergſchen Kammer war ein Mann von offnem Kopf, hatte ſich vom Domainen-

*) Siehe mit mehreren den ſchönen Aufſatz über den Unfug vieler deutſchen Schriftſteller unſerer Zeit, und über die Richtung, die ſie unſrer Nation geben wollten, in den Miſcellen für die neuſte Weltkunde von 1811. No. 97. 98.

amtmann zu seinem hohen Posten durch Wirthschaftskenntnisse, nach damaliger Art, aufgeschwungen; Friedrich II., der ihn von kronprinzlicher Zeit her kannte, in der er ihm das vom König Friedrich Wilhelm I. ihm angewiesene Stutamt in Trakehnen sorgfältig verwaltete, hielt viel auf ihn und war ihm gewiß auch viel schuldig für die Dienste, die er ihm und dem Lande in den russischen Kriegsjahren geleistet; zwar soll er dabey auch manchen Goldfaden sich und seinen Verwandten zu gut gesponnen haben, allein bey der Aussicht nach Siberien hätte gewiß ein schwächrer Patriot, vielleicht sogar mancher starke, unter einer Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, nichts gewagt für den Vortheil eines Königes, der im Kriege mit mehr als halb Europa begriffen war und in Gefahr stand, sein Königreich zu verlieren. Dieser Mann war gewohnt alles nach seinem Sinn zu regieren, und ich hatte doch auch den meinigen, der mir manche Verdrießlichkeiten mehr würde zugezogen haben, wenn ich nicht eine unbiegsame Rechtlichkeit in allen meinen Diensthandlungen bewiesen, und diese immer zum Panier hätte brauchen können.

Bey dem damaligen Kammerjuſtitiario, der ein großer Rechtstheoretiker war und ſehr emphatiſch und weitläuftig vortrug, ſtand ich in ſchlechten Gnaden, theils weil ich mit meinen Jusreſten ihm bisweilen unvermuthet in den Weg trat, theils ihm manchmal ſein Biegen um die Ecke nach einem Nebengäschen abmerkte und ihn dann durch treffende Erinnerungen in die rechte große Straße zurückrief, wodurch aber oft ſein ſchön ausgearbeitetes Votum der andern Ueberzeugung des Collegii aufgeopfert werden mußte.

Als 1770. das Geſchrey von einer Peſt in Podolien die Einrichtung eines Cordons und verſchiedener Quarantäneſtätten veranlaßte, ward ich zur Mitbearbeitung dieſes Geſchäftes nach Königsberg deputirt, wo mir zu viel Zeit übrig geblieben wäre, wenn mir nicht der Tiſch des Präſidenten, zu dem ich täglich in guter Geſellſchaft eingeladen wurde, beynah drey Stunden gekoſtet hätte, obgleich ich meinen Wein oft ungetrunken ſtehen laſſen mußte, um nicht einen Lebensartſchnitzer bey dem nach Stand und Würden jedesmal vorzunehmenden fatalen Geſundheittrinken zu begehen. Wie war

es möglich, daß vernünftige Menſchen jahrelang eine ſo alberne Sitte beybehalten konnten, die einen nöthigte, einen andern bey Stand und Namen aufzurufen, um einem zuzuſehen, wenn er trinkt!

Eine wichtigere Zeitkürzung in dieſer Zeit ſchaffte mir aber der faſt tägliche Beſuch des untermittelmäßigen Schauſpiels und der Umſtand, daß ich auch zu andern Arbeiten und Vorträgen gezogen wurde, ob der Präſident gleich fortfuhr, nicht begreifen zu wollen, oder mir wenigſtens nicht eingeſtand, daß die Pflicht eines Rathes mit darin beſtehe, dem Präſidenten nicht ſeine Meinung aus den Augen zu leſen und die ſeinige dieſem Augenreſponſo nach zu buchſtabieren. Ich arbeitete ſtets nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen, überließ es aber meinen Vorgeſetzten geduldig, meine Meinung nicht anzunehmen, wobey ſie ſich aber bisweilen ſehr ſchlecht befanden.

Im April 1771. ward ich ganz in die königsbergſche Kammer verſetzt, um neben einem neuen ſteuerräthlichen Kreiſe auch die Sachen der ſämmtlichen Oſtpreußiſchen kleinen Städte zu bearbeiten, ſo daß ich alſo zwey ſonſt von einander geſchiedne Aemter,

doch

doch nur für das Gehalt von Einem, zu besorgen hatte.

Durch die Loge kam ich in nähern Umgang mit dem nunmehr Darmstädtischen Oberhofprediger Stark, den seine maurerischen Kriege bekannt gemacht haben, der aber gewiß nicht $\frac{1}{4}$ des Bösen an sich hatte, dessen ihn die kritischen Parforcejäger beschuldigten. Er wollte seine in Paris angestellten Untersuchungen über das weltliche und geistliche Tempelherrenwesen, und das Sammeln mancher dazu gehörigen Nachrichten nicht umsonst betrieben haben, füllte daher manche wahrgenommene Lücke mit Traditionen und eignen Zusätzen aus, amalgamirte seine Species mit dem Freymaurereyteige, und suchte so dieses Gebäksel geltend zu machen und ihm möglichst viele Abnahme zu schaffen. Mysterienliebhaber fanden Geschmack daran und ihr Glaube an seine Aeußerungen verhalf ihm zu einer Wichtigkeit, die er vielleicht ohne ihre Ergebung nicht würde angenommen haben. Im Grund war auf seiner Seite mehr leichter Sinn und ein durch schnellen Uebergang von seiner armen Magisterschaft zu einer sehr bedeutenden kirchlichen Würde aufgeregter Stolz, als wirklicher böser Wille,

oder Absicht die Seelen gefangen zu nehmen, oder gar sie römischkirchlich zu machen. — Ich habe manche angenehme Stunde mit ihm verlebt.

Während dieses Aufenthalts in Königsberg rieth mir ein des Berlinschen Terrains kundiger Freund, mich an den damals sehr viel geltenden Minister Hagen auf eine gute Art zu wenden, und da ich in diesem Stück dem Horaz gleich (Libr. IV. Od. 8. ad Censorinum) nichts als Verse, obgleich nicht diesem muneri pretium dicere konnte, so macht ich ein Gedicht auf ihn, welches aber schön abgedruckt und gebunden ankam, als er alle seine Titel und Orden abzulegen im Begriff stand, und das mir einige Jahre später einen unangenehmen Spuck machte; denn als mich nach H — Tode oberwähnter Buchhändler Kanter um ein Gedicht auf den Cammerpräsidenten v. D — zur Einrückung in seine gelehrte Zeitung am Neujahr 1772 bat, gab ich ihm, nach kleinen Abänderungen, das ohne Wirkung gebliebene Gedicht, das wir in Berlin längst vernichtet glaubten. Allein 14 Tage nach dem hiesigen Abdruck, der sehr wohl aufgenommen war, erschien auf der ersten Seite der Berliner Zeitung

eine Erklärung des Staatsminiſters von Derſchau, der des Herrn v. H. Freund geweſen, aber den Präſidenten v. D. nicht liebte: „daß ein leichtſinniger Kopf es gewagt habe, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, und das Gedicht auf den verſtorbenen großen Staatsmann v. H — auf den Präſident v. D. — anzuwenden. Dieſer komiſche Fall machte viel Gerede in der Stadt, dem C. Pr. aber wenig Vergnügen, wurde indeſſen durch eine guterſonnene Entſchuldigung wieder ins Geſchick gebracht, vom C. Pr. aber nicht vergeſſen, und konnte ich gleich in der Folge einmal mit dem Miniſter v. D — über dieſen ſeinen Ehrenrettungsſchuß lachen, ſo hatt' ich doch dafür manches leiden müſſen.

Cordon und Quarantaine löſten ſich 1772 in die Beſitznahme von Weſtpreußen auf, und obgleich ich damals mich nur kurz vorher in Königsberg eingerichtet hatte, auch ſonſt ſehr gute Ausſichten zu meiner Gehaltsverbeſſerung vor mir lagen, ſo mußt' ich doch abermals meinen Wohnſitz ändern, und unter dem ſchmeichelhaften Vorwande von vorzüglicher Rechtſchaffenheit und Dienſtkenntniß nach Marienwerder wandern, wo

ich zwar ein größres Gehalt, aber auch durch die neuen Einrichtungen so viel Arbeit bekam, daß ich fast 3 Jahre hindurch beinah kein Buch in die Hand nehmen konnte, aber wohl die mehresten Tage von früh Morgens bis zum Schlafengehen Akten machen und lesen mußte, übrigens mit meinen, größtentheils anders gesinnten und gemütheten Collegen *) im gutem Vernehmen lebte,

*) Unter den bey der Kammer arbeitenden jungen Männern, mit denen ich mich gern abzugeben pflegte, sprach keiner mir so ganz zu, wie der Landbaumeister Brokcovius, über den ich durchaus ein Paar Worte sagen muß: dieser bescheidene Jüngling legte seinen Landbaumeisterposten nieder, um die Kameralistik zu studieren, von der in seiner klugen, edlen Seele vieles besser geschrieben stand, als in den mehresten damaligen Büchern zu lesen war, und in kunstreichern Zeiten von Buchstabenmenschen ausgeübt wurde und wird. Seine bey der größten Anspruchlosigkeit im Aeußern sichtbar werdende Ueberlegenheit beschleunigte, wider den gewöhnlichen Dienstgang, seine Beförderung zu höhern Posten, und er that in der Folge als Präsident der N. O. Pr. Kammer in Plozk der Provinz so fürtreffliche Dienste, daß die Warschauer neue Regierung (1807) ihn gerne würde zurückbehalten haben. Ohne Wunsch, den Glanz seiner Werke auf seine Person zu lei-

bis auf 2 Fehden im Collegio. Die erste mit dem Oberforstmeister Baron v. S. — der einen Unterbedienten, der verschiednes Betrugs schuldig war, alles aber ableugnete, bey meinem Vortrage eines abermaligen falli in Schutz nahm, und bey meiner Frage, ob er denn den unangewiesenen Holzverkäufer der Jägernatur zuwider für einen Evangelisten halte? in solchen Streiteifer gerieth, daß er aus der Session ins Krankenbett gehen mußte. Wir wurden aber bald wieder gute Freunde, nachdem er seinen

ten, begnügte sich der edle Mann an der Freude, sie ohne Geräusch gethan zu haben, und das unmerklich Belehrende seines Umganges schützte seine Intelligenz-Ueberlegenheit vor aller Eifersucht der Belehrten. Es kam alles aus seiner gebildeten Seele gleichsam aus der ersten Hand, und erleichterte die Ausübung. Seiner durch die Kriegsunruhen sehr geschwächten Gesundheit ungeachtet mußte er nach dem Kriege die Präsidentenstelle in Gumbinnen annehmen, die er nur bis gegen den Herbst 1809 bekleidete, denn als er ärztliche Hülfe in Königsberg zu suchen kam, fand er da seinen sanften Tod; wenige Stunden vor diesem besprachen wir uns noch altvertraulich — Ihm ist gewiß die Erde leicht — und wie leicht würde manches im Staat werden, würde es von Provocations-Händen getragen und gehoben. ! !

Schützling auf einer groben Lüge selbst ertappt hatte. Die zweyte bestand ich gegen den Präsidenten v. B. —, der es sich erlaubt hatte, mein mit Zustimmung des Collegii abgefaßtes Decret heimlich abzuändern und es zur Unterschrift unter andre Expeditionen legen zu lassen. Ich entdeckte dieses, warnte meine Collegen, und da Herr v. B. — so dreust war, die Sache nochmals zur Sprache zu bringen, wurde meine Gegenrede so gut unterstützt, daß es bey meinem Decret verbleiben mußte. Nicht lange darnach wurde er vom zur Revue gekommenen Könige seines Dienstes ungebeten entlassen, doch ohne Pension, die er zu unsrer Zeit gewiß eben so erhalten haben würde, wie der jetzt schon verstorbne Präsident von R. — die seinige erhielt.

Ich würde diese beyden Dienstaktionen nicht angeführt haben, wenn ich nicht wünschte, daß meine etwanigen Dienstleser dadurch sich möchten warnen lassen, in ähnlichen Fällen weniger spöttisch und weniger beschämend zu verfahren, der Wahrheit hätte doch ihr Recht bleiben und es ihr nur auf einem mildern Wege geschafft werden können und sollen.

Da König Friedrich ſelbſt der eigentliche Oberpräſident der Marienwerderſchen Kammer war, obgleich Herr von Domhardt dieſen Titel führte, ſo ging alles einen ſehr raſchen Schritt, kurze Berichte, immer nur auf Einer Folioſeite, und prompte Beſcheide, mehrentheils mit umlaufender Poſt. Beym Jahresſchluß mußten ihm jedesmal zehntauſend blanke ründige Ducaten geſchickt werden, für die er der Kammer eine Art von Dank ſagte, als ob ſie ihm geſchenkt würden. Vielleicht wäre alles weit beſſer gegangen, wenn man nicht, meines vielfältigen Widerrathens ungeachtet, dieſem großdenkenden Könige anfangs nur kleine Unwahrheiten vorgebracht hätte, die aber nach Art aller Lügen immer zunehmen mußten, und am Ende dem Hauptfabrikanten ſogar perſönliches Unglück zuzogen. Das Täuſchen iſt nirgends gut und im Dienſt veranlaße es jedesmal eine Untreue, die ihren eigenen Herrn ſchlägt. Fürſten, denen nicht die reine Wahrheit geſagt wird, verfallen in manche Fehler über die ſie nachher von denen am meiſten verleumdet werden, die doch dadurch, daß ſie Dienſttäuſchungen gegen ihre Regenten ausgeübt, ſelbige zuerſt auf un-

rechte Wege brachten. Friedrichs Mistrauen gegen alle Vorschläge, besonders die Geld erfodernden, rührte vorzüglich daher, daß sich die Collegia durch seine Cabinetsbefehle von den Vorschlägen manches abdingen ließen, ob sie gleich hernach das Deficit auf andern, für die Unterthanen weit lästigern Wegen beyschaffen mußten. Ich habe aber Fälle selbst erlebt, wo der König, wenn fest auf der Nothwendigkeit der Vorschlagskosten bestanden wurde, sie bey der dritten oder vierten Forderung doch bewilligte — man hätte dieses immer thun sollen, und thut es leider auch jetzo noch nicht! — Es ließe sich aus solcher Nachgiebigkeit die Gewohnheit der Baubetrügereyen ableiten.

Nachdem der König alle Grundsteine, unter denen freylich manche dem Verwittern sehr unterworfen, mit Pises und Lehmpatzen vermischt waren, die das Prüfungs-Feuer und -Wasser der Zeit nicht auszuhalten vermochten, gelegt zu haben glaubte, übergab er auch diese Kammer der gewöhnlichen Aufsicht des Generaldirektorii. Die Schreibseligkeit dieser Oberinstanz wurde meiner Werklust nunmehr so unangenehm, daß ich mir vornahm, dem Dienst zu ent-

ſagen, ſo ſehr auch meine Vorgeſetzten und Amtsbrüder dagegen ſtimmten. Vielleicht wär ich auch bey der Aktenhechſellade geblieben, allein zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß es mich heimlich verdroß, den Departementsminiſter und Präſidenten meinen Wunſch, in die damalige Pepiniere des Generaldirektorii zu kommen, auf die lange Bank ſchieben zu ſehen. Auf dieſem Wege hatten andere, mit denen ich mich wohl meſſen konnte, glückliche Dienſtfortſchritte gemacht. Ich hoffte aber durch dieſe Anſtellung vielleicht ſogar Gelegenheit zu bekommen, Kabinetsrath zu werden. Das, was ich die Kabinetsräthe unter dem eigenwilligen, höchſtklugen Friedrich ausrichten geſehen, hatte mir die Wichtigkeit und das Intereſſante dieſer Funktion ſo anſchaulich gemacht, daß ich immer der Meinung geblieben bin, ein Kabinetsrath ſey eine ſehr bedeutende Perſon und könne durch unerſchütterliche Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit viel Herrliches ausrichten, durch Cabale, Ehr- und Vermögensſucht aber auch des Elendes ſehr viel ſtiften. Es befremdete mich daher nicht im mindeſten, als ich die Miniſter unter dem jetzigen Könige ſo eifrig

auf die Wegschaffung des Kabinets losarbeiten sah, wenn ich gleich aufrichtig bekennen muß, daß es in einer monarchischen Regierung nicht entbehrt werden könne, und bey weitem auch nicht so gefährlich oder schädlich ist, wie manche andre schön angestrichne Einrichtung.

Die zweyte Ursache meines Abdankungsentschlusses lag in meinem Herzen, daß mir einen Jugendstreich gespielt hatte, dessen unangenehme Folgen für meine Häuslichkeit ich nicht anders entgehen konnte, als durch Entfernung von seiner Quelle.

Dritteus überfiel mich um die Zeit, als ich mich mit der Abschiedsidee recht vertraut zu machen suchte, eine Krankheit, die mich 3 Tage so zu sagen in den Armen des Todes hielt, und 3 Monat zu Verlassung des Zimmers unfähig, desto empfindlicher und sehnsüchtiger aber nach Ausspannung aus jedem Lebensjoche machte.

Viertens hatte der Fuß, auf dem ich lebte, mein kleines Vermögen so sehr geschmälert, daß ich bey der Dienstfortsetzung Gefahr lief, ganz arm zu werden und dann aus wahrer Noth dienen zu müssen, welches für mich von jeher eine, auch nur zu denken,

ſchauderhafte Lage war, in die zu gerathen, jeder etwas bemittelte Menſch vorzüglich ſich hüten muß und kann.

Man wird auf dieſes No. 4. ſagen: ich hätte mich einſchränken ſollen, allein ich hatte bereits, ohne es im Montaigne (IV. B. 3. Cap.) geleſen zu haben, erfahren, „daß man „ſeine Leute vielleicht beſſer bey Tiſch, als „bey wichtigen Berathſchlagungen entdecke,“ und daß ſich oft durch ein Tiſchgeſpräch mehr gewinnen und machen laſſe, als beym bündigſten Vortrage an der förmlichen Conferenztafel und durch die trefflichſte Relation, ja daß man in Europa ſo gut wie in Arabien einen mit ganz andern Augen anſieht, mit dem man freundlich zu Tiſche geſeſſen, und war ſchon damals der Meinung, daß der Staat die vornehmen Dienſtleute, die doch ſelten viel, und noch ſeltener die unangenehmen Dienſtparthien, bearbeiten, blos darum ſo reichlich beſoldet, damit ſie eine gute Tafel halten, und dabey Gelegenheit nehmen ſollen, ihre Untergebnen anders und näher kennen zu lernen, als es in den Collegien geſchehen kann. Wie ganz anders aber die großen Herren darüber denken, wird jeden wohl ſeine Ortserfahrung lehren.

Der verſtorbene Oberpräſident von D. ſchien hierüber meiner Meinung zu ſeyn, wenigſtens legte er von ſeiner Dienſteinnahme nichts bey, noch verwandt' er es auf Prachthausgeräthſchaften. Auch hat der Staatsminiſter von Zedlitz dieſes Hausmittel nicht unbenutzt gelaſſen.

Was mich in meinem Dienſtentſagungsvorſatz ſehr beſtärkte und ſeine Ausführung beſchleunigte war fünftens folgender Umſtand.

Die Kammer, die für ihre und die Juſtizofficianten in dem kleinen und noch mit einer Dragonerſchwadron bequartierten Marienwerder nicht das allernothwendigſte Unterkommen ſchaffen konnte, bat den König, die Garniſon in eine andre nah gelegene Stadt zu verlegen, der eine militairiſche Bevölkerung nicht läſtig, ſondern eher vortheilhaft geweſen wäre. Es erſchien darauf eine abſchlägige Kabinetsordre, der der König eine äußerſt harte, ungerechte und ehrbeleidigende Nachſchrift eigenhändig beygefügt hatte. Der Kammerdirektor ließ ſelbige ſofort unter den Räthen umlaufen, um den Tag darauf deſto reiflicher etwas beſchließen zu können. Als das Voturen an mich kam, las ich dem Col-

legio eine von mir aufgesetzte Antwort vor, in der ich dem Könige in den allerbescheidensten Ausdrücken sagte, daß, wenn ihm an Einem Dragoner mehr, als an zehn Kriegsräthen gelegen wäre, er letztere abschaffen, wenn aber eine ganz unpartheyische Untersuchung ihn von der Unbilligkeit seines Vorurtheils überzeugte, er den Kriegsräthen eine Ehrenerklärung thun möchte, indem Militair- und Civillehre einerley Empfindlichkeit hätten, und wir versichert wären, daß Se. Königl. Majestät eine ähnliche Kränkung der Soldatenehre sehr dienstschädlich finden würden. Ob ich nun gleich alles anwandte, meinen Aufsatz annehmbar zu machen, so wurd' ich doch abgestimmt, und als ich mich erbot, dem Könige alles dieses auf meine eigne Hand zu sagen und ihn zugleich um meinen Abschied zu bitten, zu dem ich mich doch schon, auch ohne diesen Vorfall, entschlossen hätte, so mußt' ich dem Direktor im Beyseyn aller Räthe mit Hand und Mund versprechen, es nicht zu thun, sondern es ihm und dem Oberpräsidenten zu überlassen, das nöthige darauf dem Könige zu erwiedern, um das ich mich nun nicht weiter bekümmerte, und worauf von ihnen

weiter nichts geschehen ist; woran sie sehr unrecht thaten, weil ein Landescollegium sich schlechterdings nicht muß von seinem Landesherrn beschimpfen lassen, der eignen Ehre des Fürsten selbst wegen.

Mich verdroß indessen dieser Vorfall so sehr, daß ich dem Könige diese offenbare Sünde wider die Herrscherkunst nie habe vergessen können. Der Grund der Uebereilung des Königs lag vermuthlich in dem Whim, durchaus nichts in Soldatensachen zu thun, was von Civilisten vorgeschlagen wurde. Mir sind Fälle bekannt, wo er die billigsten und dem Militair äußerst vortheilhaften, ja von letzterm selbst gemachten Anträge mit Bitterkeit und Unwillen von sich wieß, weil sie von einer Civilbehörde veranlaßt worden. Die Fürsten glauben nicht, wie sehr sie durch Beleidigung der Privatehre, besonders ihren Dicasterien, schaden. Durch solche Uebereilungen reißen sie dem Dienstadler die zum hohen und ausdaurenden Geschäftsfluge nothwendigen Federn aus, die manchem gar nicht wieder nachwachsen. Für schlecht gehalten werden, hat schon manchen schlecht gemacht, der von Natur nicht schlecht war.

Mit aller Unbefangenheit bat ich nun den König um meinen Abſchied *) und eine kleine Penſion **) von 200 Thlrn., zu der ich einen Fond aus einigen Weſtpreußiſchen Kämmereyen, um die ich mich wahrlich verdient gemacht hatte, mithin aus keiner die königlichen Caſſen angehenden Quelle, vorſchlug. Da ich aber die damals ganz ungewöhnliche Dreuſtigkeit gehabt hatte, ſelbſt an den König ohne Berührung einer Miniſterſtation zu ſchreiben, ſo verwarf man in dem über mein Geſuch vom Cabinet geforderten Bericht meinen ſehr natürlichen Penſionsvorſchlag, und erwähnte eines andern Fonds, von dem man zum voraus hätte wiſſen können, daß ihn der König nicht genehmigen würde, weil er zum Militairetat gehörte. Nach dem Schreiben des Miniſters von M. an mich vom 15. Febr. hatten Se. Majeſtät auf den

*) Beylage A.

**) Dieſes Wort erinnert mich an eine Stelle im Tacitus, der den abſcheulichen Tiber folgende, allen gutmüthigen Regenten erwegungswerthe Worte über das Gnaden-Gehaltsweſen ſagen läßt: Langueſcet alioqui induſtria, intenderur ſocordia, ſi nullus ex ſe metus aut ſpes, et ſecuri omnes aliena ſubſidia exſpectabunt, ſibi ignavi, nobis graves.

Rand des Berichts eigenhändig geschrieben: „weil noch sehr viele Officiere unversorgt „sind, kann die Reihe noch nicht an die „Kriegsräthe kommen," die Friedrich nicht liebte, ob darum, weil er dereinst unter ihnen in Cüstrin hatte sitzen müssen, oder weil ars non habet oforem, nisi ignorantem. Die eigentlichen Marginalworte lauten aber nach einer diplomatisch genauen Abschrift wie folget.

Mihr Müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Synde. Die 200 Thlr. wehre einem Inpaliden Officier zu verm.

Fr. *)

Mein

*) Wäre Friedrich II. Nichtachten auf treugeleistete, besonders Civildienste, nicht allgemein bekannt, so würd' ich Bedenken tragen, bey meiner Mißbilligung des ungehinderten Abdrucks der von der Lieblingsschwester Friedrichs abgefaßten Memoires, die ein nicht zu bezweifelndes Gemälde von dem Hausbetragen der Familie Friedrich Wilhelm I. liefern, die Schilderung beyzusetzen, die der Arzt Superville 1738. von Friedrich machte, und der die Markgräfin nichts entgegensetzte als: „Je ne me serois jamais figuré, que son caractere fut

Mein vom Könige ſelbſt vollzogener Abſchied erfolgte unter dem Datum vom 9. Febr. 1775. alſo ohne Penſion, und ich zog, nachdem ich mit meiner intereſſanten Sammlung

ſi fort changée" ihr Gemahl aber mit der Verſicherung beſtätigte, „qu' il avoit deja porté le même jugement de ſon frére."

„Je ne puis nier, que je ne ſois bien dans „l'eſprit du prince royal, mais je n'ai eu que „trop le tems de l'etudier. Ce prince a un „grand genie, mais un mauvais coeur, et un „mauvais caractere, il eſt diſſimulé, ſoupçon„neux, infatué d'amour propre, ingrat, vi„cieux, et je me trompe fort, ou il devien„dra plus avare, que le Roi ſon pére ne l'eſt „à preſent. Il n'a aucune religion et ſe fait „une morale à ſa guiſe, tout ſon étude n'etend, „qu' à eblouir le public, mais malgré ſa diſſi„mulation bien de gens ont demelé ſon ca„ractére. Il me diſtingue à preſent, pour „étendre ſes connoiſſances, une de ſes plus „grandes paſſions étant l'étude des ſciences, „lorsqu'il aura tiré de moi celles, qu'il ignore, „il me plantera là, comme il a fait à bien „d'autres, et c'eſt pour cette raiſon, que j'ai „jugé à propos de ptendre mes meſures d'a„vance."

Memoires de Fr. Soph. Wilh. Marggrave de Bareuth, Soeur de Frederic le Grand, depuis l'année 1706. Jusqu'a 1742. écrits de ſa

von mancherley Nachrichten dem Collegio ein in der Folge wenig benutztes und zuletzt ganz verloren gegangenes Geschenk gemacht, am Aschermittwoch desselben Jahres aus

main. Brunswich 1810. chez Vieweg. Tom. II. pag 277.

Demungeachtet hab ich noch am 24. Jan. 1814. wie schon seit vielen Jahren, mit einigen Freunden seinen Geburtstag gefeyert, und bleibe, ohne Rücksicht auf das, was ich manche über den Zeitsümpfen flatternde Staatsfiguren über den großen König sprechen höre, der Meinung, daß, wenn Friedrich durch wackre kluge Männer genöthiget worden wäre, sich von dem in den ersten 50 Lebensjahren durch leichte, kleine und große Umgebungen ihm angewöhnten Glauben an seine Geistesüberlegenheit zu entwöhnen, und für den Rest seines Lebens glauben zu lernen, daß auch andre Menschen Herz und Verstand haben, er gewiß von seinem Treibhaussystem abgelassen, und dann bald würde erfahren haben, daß ein Volk auf kürzern und wohlfeilern Wegen stark und glücklich gemacht werden könne, als auf den angeblichen Richtsteigen staatswirthschaftlicher Speculationskünsteleyen. Waren vom Sokrates nicht die Fehler abgelegt, die Zopyrus aus seiner Physiognomie gelesen hatte? Ich kann es daher nicht unterlassen eine heut (15. Febr. 1814.) gelesene Stelle aus J. Müllers Briefen an seinen Bruder abzuschreiben. „Du weißt meinen alten Enthusiasmus; er ist nicht erloschen, und gern hab ich

Marienwerder, mir ſelbſt mit einer Einnahme von noch nicht 300 Thlr. überlaſſen, aber in dem, noch jetzt beybehaltenen Glauben, daß im ſuſtine et abſtine die wahre Lebens-

„mir die Vorzüge meiner Doctrine vordemonſtrie„ren laſſen (von Garve über Friedrich II.), wahr„haftig er war, der er ſeyn ſollte, er „hatte den Sinn ſeines Amtes und ſeiner „Lage, nach nedikah (den freudigen willigern „Geiſt). Wo iſt einer wie Er? Eine Revolution „und Er! wie hätte die ſeyn können? Durch „die Kraft ſeines Spottes, durch den Flammen„blick ſeiner großen Augen, durch das Wort ſeines Gebotes, wären ſie zerſtreut worden die Ur„heber und mutterſeelenmakt in aller ihrer Mit„telmäßigkeit und Wüterey dageſtanden, wie die „erſten Aeltern nach dem Apfelbiß. Gott ſey „Dank für den 12. Febr. 1781! Da ſah ich „jenen König. Garve ſchwatzt freylich viel, „aber angenehm und vernünftig, und ich höre ſo „gern über dieſen Mann.“

Müllers Werke 6r B. S. 340.

aber verſchweigen kann ich es euch nicht, daß mir M. Arnds Aufſatz in ſeinen mit beſonderm Geiſt und in eignem Ton geſchriebenen Anſichten und Ausſichten der teutſchen Geſchichte, 1. Th. S. 424 ꝛc. über Friedrich II. und ſein Zeitalter durch und durch zugeſprochen hat. 2. Jan. 1815.

weisheit und Befriedigung für alle Alter und Stände liegt.

Zu meinen Marienwerderschen rebus gehört noch, daß ich im Herbst 1774. einige Honoratioren bewog, die Schuchsche Schauspielergesellschaft aus Danzig auf 12 Vorstellungen kommen zu lassen. Die Abonnenten bekamen für die der Prinzipalin bewilligten hundert Dukaten Parterrebillets, und ihr blieb die übrige Einnahme von allen Fremden. Man eröffnete die Bühne mit Goldonis Lügner, schloß sie mit Weißens Julie und Romeo, und ich setzte zum erstern den Prolog und zum letztern den Epilog *) auf. Die mit ihrer Receptur und ganz freundlichen Behandlung sehr zufriedenen männlichen und weiblichen Theatergenossen hätten daher gerne noch 12 Stücke aufgeführt. Bey kleinen Abendgesellschaften, wo Critik unter Wein und Gesang gemischt wurde, lernt ich einen Schauspieler Schmidt kennen, der den Romeo ziemlich gut, den Cumberlandschen Westindier trefflich und den Goldonischen Lügner meistermäßig spielte. Dieser hat mich nachher fleißig in Danzig besucht, wo er mir, ganz zu meiner

*) Beylage B.

Befriedigung, deutsch und französisch vorgelesen hat, ohne davon zu ermüden. Als ich einst in Königsberg ein fleißiger Schauspielgänger war, hab ich mir manche Lust an den Vorstellungen dadurch verdorben, daß ich mit meinem Augenglase gar zu genau das Mienenspiel der Comödianten, besonders auch wenn sie nicht mitsprachen, beobachtete, und ihnen, in mir selbst, alles nachsprach, mich aber über jeden ungetroffenen Ton und jede nicht zusprechende Stellung oder Gebärde heimlich ärgerte. — Um mir diese Aergerniß zu ersparen, bin ich während meines nachherigen spätern Aufenthalts in Königsberg nur wenige Male im Schauspiel gewesen, so daß ich das neue Haus, als es abbrannte, gar nicht gesehen hatte, und auch das nach aller Zeugniß sowohl gerathene wiederhergestellte Gebäude nur um das Spiel der Bethman und Schütz *) zu sehen, einige Male besucht habe.

*) Zwey ihrer Darstellungen hab ich mit grosser Achtsamkeit gesehen, muß aber, vielleicht zu meiner Schande, bekennen, daß ich mich von grossem Nutzen solcher Nachbildungen für die theatralische Kunst nicht so fest überzeugen kann, als zutrauensvoll Madame Schütz darüber sprach, und

Kurz vor meinem Abzuge von Marienwerder half ich auch noch den Kirchenbesuch befördern, indem ich für die Officianten, die dort zwar zu stimmen, aber nicht zum sitzen ein Recht hatten, den Bau eines Chors besorgte, auf dem ich selbst noch einige, weder Spaldingsche noch Reinhardsche oder Schleyermachersche, Predigten anhörte. Die Kosten zu diesem wurden aus der für die arme Erzpriester Wittwe St. — gesammelten kleinen Collekte bestritten, und ihr statt der wenigen Interessen, die sie von dem Capital gezogen haben würde, eine lebenslängliche Einnahme von 30 Thlrn; wo ich nicht irre, gesichert. Es ging aber bey dieser Sache ganz anders zu, als es in der unter dem Titel für edle Seelen 1779. erschienenen Anekdotensammlung im 2ten Bändchen S. 25. erzählt worden. Was doch gleichzeitige, nah beym Gesichtslocal lebende Autoren für Unrichtigkeiten in die Welt hineinschreiben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch nicht allein den hi-

viele es ihr auf ihr Wort nachglauben. Eher sind ich in diesen künstlichen Nachbildungen eine gewisse sclavische Sterilität, die mich glauben macht, daß eher 20 ihre Madonne als 2 ihr die Merope ꝛc. nachspielen werden.

ſtoriſchen Glauben überhaupt immer verdächtiger machen, ſondern auch manche gute Abſicht, die ſie ſelbſt beym Erzählen hatten, verfehlen.

Zum Beſchluß von Marienwerder muß ich noch eines Vorfalls erwähnen, der mir viel Unruhe machte, und bey dem mein Benehmen nicht von allen wird gut geheißen werden. Ich hatte einen Bedienten, der aus Furcht vor dem Soldatenſtande ſein märkiſches Vaterland verlaſſen hatte. Das Regiment war ihm indeſſen auf die Spur gekommen und requirirte den Garniſonkommendanten, den Menſchen ſofort einzuziehen und ihn auf den Transport zu geben. Letzterer ließ ſich dazu bewegen, die Feſtnehmung ſo lange auszuſetzen, bis ich auf meine Vorbitte um die Verabſchiedung vom General Kleiſt, vielleicht der Vater oder Bruder deſſen, der ſich Anno 1806. in Magdeburg verewigte, beſchieden ſeyn würde. Allein mein gutes Wort, das ein alter Freund des Generals unterſtützte, fand keine gute Stelle, ich mußte daher dem Major v. Z.— eine beträchtliche Caution für das Nichtverſchwinden dieſes ſechs Fuß hohen Cantoniſten ſtellen, nahm ihn darauf mit auf den

Weg und sande ihn, der nicht das mindeste von der ganzen Verhandlung wußte, zum Empfang seines Lohnrestes nach Marienwerder zurück, von wo er sofort weiter geschafft wurde. Diese Verheimlichung that mir unbeschreiblich weh, aber mein Gewissen ließ sich dadurch beruhigen, daß ich] in unsrer neuen Welt das Soldatwerden für eine unerläßliche Bürgerpflicht halte, und daher die Einführung der allgemeinen Verpflichtung dazu, von der in den letzten Jahren sehr vieles gesprochen, manches auch aufs Papier gebracht worden, die aber noch jetzt den 3. Jul. 1812. unter den piis desideriis steht, sehr nützlich finde. *)

Ich richtete mich nunmehr auf dem, bey der franzöſiſchen Belagerung beynah verwüſteten und seitdem ganz öde gemachten

*) Daß nach den großen Erfahrungen über die Erfolge der Volksbewaffnung der Verfasser des Edikts von 1814. omne punctum über diesen höchstwichtigen Punkt der Staatsweisheit getroffen habe, mag ich nicht behaupten — Geduld — Rom ist nicht in einem Tage erbaut, und das Wort, Volksthümlichkeit klingt nicht mehr so fremd, und hat man nicht auch schon den Unterschied der Landstände von einer wahren Volksrepräsentation einsehen gelernt?

Stolzenberge dicht bey Danzig, ein, in einem sehr kleinen Hause, aber mit einem großen Herzen, das alle mögliche Ergebung in die Wege der Vorsicht, und bey guter Laune immer gute Hoffnung hatte, wenn es mir gleich bisweilen ein wenig unruhig schlug. Ueber gute Laune geht nichts in der Welt, wie oft wär ich nicht in spätern Jahren sehr verdrießlich, vielleicht am Ende gar schwermüthig geworden, hätte sie mich nicht immer über Wasser gehalten. Aus innigster Ueberzeugung behaupt ich daher

Sie sey die herrlichste Tinktur
Selbst Kummerbley in Gold zu wandeln:
Nur nicht, gab sie uns nicht die gütige Natur,
Durch Paracelsus Kunst leichtig zu erhandeln:
Sie hebt das Herz, übt den Verstand,
Ist unterhaltend, macht gewandt,
Kann uns vor Langerweile sichern,
Und übertrifft den Weisheitskram aus Büchern
An Einfluß und an Schnelligkeit,
Macht jede Zeit zu guter Zeit.
Und wer aus ihrem Zuckerrohre
Den Saft zu raffiniren weiß,
Macht, um gar nicht zu hohen Preis,
Die schönsten Glacen, bloß aus Eis
Und singt frisch weg in jedem Chore,
Wenn dem, den Grämlichkeit mit ihrem Dämon quält,
Es bald am Text, und bald an Noten fehlt.

Von Zeit zu Zeit nahmen gute Freunde mich mit bey ihren Ausflüchten in die umliegenden Gegenden, unter andern einmal nach dem 6 Meilen entfernten forellenreichen Städtchen Neustadt, dessen romantische Natur noch dadurch gehoben war, daß ein aus dem gelobten Lande zurückgepilgerter Herr von Weiher zum Andenken seiner überflüßigen Wanderschaft alle bey Jerusalem befindlichen Andachtsstationen nach dort genommenen Maaßen in Capellen, Brücken, Cruzifixen und Gemälden hatte nachmachen lassen, und zu welcher Copie häufige Wallfahrten von Menschen und Heiligenbildern andrer Oerter unternommen wurden, deren Prozessionen sich gut ausnahmen und durch den Klang ihrer Gesänge in verschiedenen Thälern ganz eigne Empfindungen, auch in protestantischen Gemüthern, zu erregen vermochten. Einmal traf ich beym Besuch des Calvarienberges einen gemeinen Pohlen vor dem Kreuz knieend, von dem mein sprachkundiger Begleiter mich versicherte, daß er nach keinem Formular, sondern rein aus dem Herzen betete. Die mit Andachtsentzückung und bereuender Zerknirschung gepaarte brennende Sehnsucht nach himmlischer Gnade,

war in allen Mienen und Stellungen dieses die ganze Welt vergessenden Menschen so lebhaft ausgedrückt, daß mir sein Gesicht noch jetzt vorschwebt, und hätt' ihn ein geschickter Künstler treu portraitirt, man würde das Gemälde für ein Bußideal erklärt haben.

Die schöne Jahreszeit benutzte ich fleißig zu einsamen Lustwandlungen, besonders nach dem Jäschkenthal, wo ich im abgesondertesten Gartenwinkel meinen Kaffee trank und unter mahlerisch gewachsenen Bäumen den Petrarca las. Für den Dichter ist es meines Erachtens Pflicht, den Leser so viel als möglich aus der wirklichen Welt in die idealische zu führen, beym Lesen der Dichter hat es aber oft mein Vergnügen erhöht, wenn ich ihr Idealisches mir so zu sagen geschichtlich machen und denken, und auf ein tout comme chés nous zurückführen konnte.

Dieß wiederfuhr mir mit dem Petrarca, seitdem ich die Memoires pour la vie de Petrarque vom Abt Sades sorgfältig gelesen hatte. Es läßt sich hieraus auch das höhere Vergnügen bey Lesung eines Gedichts auf seiner Stelle erklären, von dem die

haben, der den Zeiterwartungen so schlecht zuspricht; indessen kann ich doch den Calderon nn in Schlegels und Gries meisterhaften Uebersetzungen dem Shakespear nicht gleich stellen. *) — Dann sol-

*) Der Spanier darf einer würdigen, ritterlich durchkämpften, aus poetischem Glanz und historischer Handlung gewebten Jugendzeit sich rühmen. Er ist mündig geworden unter Isabella und Ferdinand, und hat den Kulminationspunkt seines bürgerlichen Thatvermögens in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erreicht. Unglücklicherweise hat er um di se Zeit eine ungeheure Erbschaft gethan, und, im Besitz derselben, mancher Anstrengungen sich überhoben geglaubt, welche nöthig gewesen wären, seine Kraft ihm übend zu bewahren. Zugleich ist er finstern Leuten und Kopfhängern in die Hände gefallen, welche seinen natürlichen Beruf zum Ernst und zur Isolirung unverhältnißmäßig entwickelt haben. Drum hat sein Mannesalter keineswegs beharrlich geleistet, was seine schöne Jugend versprach. Zuletzt ist er in einen tiefen Schlaf gefallen, und hat darin das ganze achtzehnte Jahrhundert gleichsam übersprungen. Im Jahre 1808, durch ungeheure Stöße aufgeweckt, hat er sich verwundert umgeschaut, wie Epimenides. Aus natürlich kräftigem Instinkt hat er nun vor allen Dingen derb um sich geschlagen nach denen, so ihn geschossen und in seinem süßen Schlummer ihn gestört. Er hat auch wirklich die Unver-

gen die Italiener, nach diesen die Franzosen, die Deutschen und die Engländer; seh ich weniger auf den Geist als das Gemüth, so stell ich den Deutschen neben den Spanier, und zieh den Britten weit dem Italiener und noch weiter dem Franzosen vor. Dänen und Schweden, welche letztre gewiß viele herrliche Eigenschaften besitzen, scheinen zu bloßen Nebennationen herabgesunken zu seyn, und was die Russen betrifft, so weiß ich nicht, wohin ich sie stellen soll. Zu ihren Culturfortschritten kann ich kein rechtes Zutrauen fassen, da ihre Bildung von einem höchstüppigen Hofe ausgeht, sich fast allein auf ihn einschränkt, und sich in alles bey ihnen, besonders bey den Großen, asiatischer

schämten mit blutigen Köpfen fortgeschickt, und einen Augenblick, wie verjüngt, in Jugendkraft vor den Augen des bewundernden Europa da gestanden. Aber er ist plötzlich wieder in seinen Berg gekrochen, und es bleibt noch ungewiß, ob er abermals zum Schlafen sich gelegt, oder ob er das neue Leben sinnend vorbereitet, zu dem es an Kraft noch auf keine Weise ihm gebricht.

Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit, vom Gouvernementsrath Koppe in Aachen, Köln 1815. S. 61.

Luxus mischt, der von jeher der Volksaufbildung hinderlich war. Was ich von den Russen in meinen frühern Jahren und Anno 1807 — 1814. gesehen und gehört habe, bringt mich zu keiner Abänderung meines Misfallens an ihnen, und wunderte es mich daher, als ich des Herrn von Kotzebue feindselige Aeußerung gegen D. Müllers St. Petersburg las, der ihnen gewiß mehr Gutes und Schönes nachsagt, als sie verdienen, und viel Böses verschweigt, was vorzüglich die höhern Classen an sich haben. Wenn man eine Nation sich unterwegens schlecht aufführen sieht, wie bey den Rückmärschen der Russen häufig der Fall gewesen, so scheint es um ihre inländische Moralität auch wohl nicht sonderlich zu stehen. Wenn ich indessen auch glaube, daß viel Böses in Rußland fest bleiben und das Imitatorum servum genus sich dort einheimisch erhalten werde, so hab' ich doch — als die Franzosen in Königsberg waren, zu manches großer Verwunderung behauptet, die Russen würden einst noch mit ihrer Rußheit die Franzosen niedertreten, und was am Ende des Jahres 1812. geschehen ist, hat meine Bemerkung nicht Lügen gestraft;

würden aber die zweyköpfigen Adler je nach Paris gekommen seyn, ohne den Vorsing und Beystand des einköpfigen schwarzen? und werden nach Alexanders und Friedrich Wilhelms Tode ihre Nachfolger sich so die Hände über dem Sarge des großen Friedrichs geben, wie jene es thaten. *)

Bey meiner zweyten Excursion nach Berlin war ich ein durch alle Grade der Maurerey gewanderter Bruder, hatte den Poemander divinus, den Agricola, des Schwedenborgs Opera etc. durchgeblättert, auch die Rosenkreuzerreden und andre solche schöne Sachen, obgleich ohne sonderliche Theil-

*) Als Bestätigung meiner Besorgniß las ich heute (18. Okt. 1815.) im 5ten Bande der Nemesis S. 222. über den teutschen Bund folgendes: „Es läßt sich mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten, daß, wenn nicht Verhältnisse eintreten, die kein Mensch voraussehen, und also nicht berechnen kann, nach Alexanders oder Friedrich Wilhelms Tode nicht 10 Jahre vergehen werden, ohne daß die Russen zu Polen auch Preußen zu gewinnen suchen werden, angeblich auch nicht aus Vergrößerungssucht, sondern theils um der Flüsse Meister zu werden, theils um durch das Meer die rechte Seite zu sichern, und das Grenzbollwerk zu einem wahrhaftigen Wallwerk zu machen.“

nahme gelesen, und wurde von den bedeutendsten Zunftgenossen sehr freundlich aufgenommen. Unter diesen allen gefiel mir am besten der verstorbne Kammergerichtsrath Gense, der, wie mich seine nachherigen Briefe noch mehr überzeugten, zwar auch ein wenig mehr schwärmte, als ein kluger Mann darf und soll, sonst aber ein trefflicher Mensch war, besonders in Werken, weit vorzuziehen, meiner Meinung nach, dem Geheimenrath Hymmen, der das Ordenswesen bey allen Zipfeln ergriffen zu haben glaubte, ein ganzes Zimmer voll gedruckter und ungedruckter Papiere aus diesem Fach besaß und überhaupt in diesem Kreise eine große Rolle spielte, alle Convente besucht hatte, ohne im Grunde mehr zu wissen, wie ich und andre, die nicht so viel maureriſche Aufsätze geschrieben, nicht so viel Bücher und Manuscripte gesehen und gelesen, und nichts von dem gesehen hatten, was ihm angeblich erschienen war. Auch ward ich damals bekannt mit dem in der folgenden Zeit berufen genug gewordnen Herrn von Bischofswerder, der in dieser Zeit halbaußerdienstlicher Major und Freund des Kronprinzen war, für mich aber

nichts

nichts Intereſſirendes beſaß. Der prinzliche Kammerrath Wöllner, in der Folge Staatsminiſter, kam meinem Herzen und Verſtande noch weniger als erſtrer nahe, ſo daß die Erinnerung deſſen, was mir von beyden vor Augen und zu Ohren gekommen, eine Mitnrſache wurde, ſpäterhin auf alles Verzicht zu thun, was man mich im Manrerorden noch zu finden hoffen ließ. Viele bedauerten mich dieſer Losſagung wegen, einige verwunderten ſich; ich blieb aber bey der Ueberzeugung von der Richtigkeit meines: ſat prata bibere, ob ich gleich noch jetzt glaube und in einem in den Studien (Berlin, 1808.) abgedruckten Aufſatz erklärt habe: es könnten durch die Logen treffliche Dinge zum moraliſchen Beſſerwerden ausgerichtet werden; Schmalz und Niebuhr, zwey beynah in allem verſchiedne Menſchen, mögen ſagen, was ſie Anno 1815. zu pamphletiſiren beliebt haben.

Nicolai nahm mich einige Male mit in den Sonntagsklub, der für mich aber weniger Reiz hatte, als die gewöhnlichen Mitglieder gewiß mit allem Recht darin fanden. Zu allen wahren Umgangs, und beſonders häuslichen und den dahin mit ein-

schlagenden Kindsfreuden gehört ein Angewöhnen durch Ein- und Beywohnung, ohne welches man ihr Nahrhaftes theils übersieht, theils nicht benutzen kann. Es kommt daher in einem Familiencirkel vieles Witzige dem, der ihn zum ersten Mal besucht, unverständlich, manchmal sogar langweilig vor. Wem eins von beyden begegnet, hüte sich indessen sein Misbehagen oder Misverstehen den Membris ordinariis sichtbar werden zu lassen, wofern er nicht Gefahr laufen will, von letztern unvortheilhaft beurtheilt, daß heißt für einen Unkenner, oder Uebermüthigen gehalten zu werden.

Meine wichtigste Bekanntschaft auf dieser Reise macht ich am Tisch des Geheimen Kabinetsrath Stelter, mit dem ich während seines commissorialischen Aufenthaltes in Marienwerder, wo er als damaliges Mitglied der Oberrechenkammer das Westpreußische Servisweſen einrichten half, sehr freundschaftlich umgegangen war; denn ob er gleich keine wissenschaftliche Bildung hatte, so war er doch beym Könige Friedrich seiner Rechtschaffenheit wegen gut angeschrieben. Seine äußerst lebhafte Frau mag indessen doch wohl manchmal seinen geraden Wanderstab ein

wenig gekrümmt haben, wenigstens ſagte es das Publikum, und ſein Nachlaß ſcheint es beſtätiget zu haben. Der dort angetroffene Mitgaſt war der Kriegsrath Deutſch — mit deſſen Seele die meinige auf einem einzigen Spaziergange in Potsdam, wo er damals wohnte und im Schulfache arbeitete, ſo vertraut wurde, als ob wir jahrelang auf Einer Schulbank geſeſſen hätten. Auch ſetzten wir, als er nach dem Tode ſeiner Gattin, die viel geſunden Verſtand und Weltkenntniß mit unübertrefflicher Offenheit verband, ſich von ſeinem Landgute getrennt und in Königsberg niedergelaſſen hatte, dieſe Freundſchaft fleißig fort, bis er während des franzöſiſchen Krieges abermals auf das Land zu ſeinem Sohne in eine Verborgenheit zog, die ich an einem Manne von ſeinen Eigenſchaften nicht gut heißen kann, ſo ſehr ihm die Ruhe wohlthun mag; denn das bekannte bene vixit, qui bene latuit kann wohl in manchen Fällen wahr ſeyn, enthält aber keine Entbindung (Diſpenſation) vom öffentlichen Handeln unter Menſchen, ſo lange man Kräfte und Gelegenheit dazu beſitzt.

Schon im erſten Jahr meines Privatlebens war mein Schwiegervater geſtorben,

und sein Nachlaß sicherte mich, an wirthschaftliche Genügsamkeit (Frugalität) gewohnten Menschen gegen eigentliches Nothleiden. Ich lebte auf Stolzenberg sehr glücklich mit einigen Freunden, unter denen ich nur den lieben, guten, obgleich über Religion und Maurerey ein wenig schwärmerisch denkenden und den Stein der Weisen mitsuchenden, im April 1805. gestorbenen General Grafen Krokow, und den auch nicht mehr lebenden Erkaufmann Eckholdt, nennen will, hielt mich aber immer entfernt von größern Gesellschaften und Bekanntschaften, in die ich durch die Loge, in der mir einige Gelegenheitsreden großen Credit geschafft hatten, hätte kommen können.

Man sollte sich von Jugend an zu freyen Vorträgen gewöhnen, um nicht, wenn man dazu verpflichtet ist, verlegen zu erscheinen. Solcher Ungewohnheit wegen trug ich bey meinem Dienstanfange sehr schlecht im Collegio vor, und es zitterte mir nach langer Entwöhnung in der Hand das Concept der ersten Rede, die ich doch nur ablas, umgeben von mir lauter bekannten, milddenkenden Brüdern. Das Unschickliche und Vergebliche des unbehaglichen Seelenzustandes

der Blödigkeit müßte man der Jugend dadurch abzukürzen und endlich ganz abzugewöhnen suchen, daß man ihr den großen Unterschied der unnützen Blödigkeit von der höchstnothwendigen Bescheidenheit recht begreiflich zu machen sich bemühte, durch Ertappung auf dem casus in terminis, oder Zurückführung auf ihnen selbst begegnete Vorfälle; das Moralisiren ohne Beyspiel hilft überhaupt im Jugenderziehen wenig.

So sehr ich mich nun auch vom großen Umgange zurück hielt, so entfremdete ich mich doch nicht vom Verkehr mit dem im Jahr 1895. als Gouverneur von Glaz gestorbenen General Favrat. Dieser Leibes und Seelenstarke Savoyarde war ein in hohem Grad menschenfreundlicher und wohlthätiger Mann, und König Friedrich, der ihn bisweilen mit der Goldmacherey neckte, schätzte ihn sehr hoch. Reisen im Orient und Occident hatten seine Welt- und Menschenkenntniß sehr ausgebildet, und ob er gleich gewiß nicht den Stein der Weisen suchte, so war doch in seiner kleinen Garnison (Stargard in Pomerellen) chemisiren und distiliren sein Lieblingszeitvertreib. Es war eine Lust, den Reichthum seiner Gedanken

und Einfälle mit seinen ihm nicht recht zu Gebrauch stehenden drey Sprachen, italienisch, französisch und deutsch, ringen zu sehen und zu hören, besonders, wenn er auf seine Favoritplane zur Umschaffung, Exaltirung und politischen Anwendung der Maurerey kam, worüber ich noch einige Briefe von ihm habe. In welchen Eifer gerieth er jedesmal, wenn er die ganze Masse der Maurerey zu weich geworden fand, um je etwas reelles aus ihr hervorbringen zu können!

Da man aber mit der Freymaurer Agende überall sagen kann: sic transit gloria mundi, so ging auch hier mein kleiner Glücksstern unter, doch um in andrer Gestalt wieder aufzugehen. Ich kaufte mir nämlich in der Nachbarschaft meiner innigstgeliebten Schwester ein kleines, im tiefsten Verfall liegendes Guth am Deimstrome. Eh ich in Sprintlack meinen neuen Lebenswandel begann, kehrt' ich noch einmal im Herbst zu meinen Freunden in der Gegend von Danzig zurück und machte mir durch einen über zwey Monat fortgesetzten Umgang mit vier in jedem Betracht liebenswürdigen Frauen das Herz beym völligen Abschiede recht schwer. Die jüngste von ih-

nen war an einen meiner wärmsten Freunde, der damals in der Religion etwas lavaterisirte, verheirathet und ist nebst zwey andern Schwestern bereits gestorben. Der ärgste Weiberfeind hätte um dieser edlen weiblichen Wesen willen, sich mit ihrem Geschlecht versöhnen müssen, und unvergeßlich bleiben mir die Tage, die ich mit diesem Vierblättchen, ihren Männern und ihrem Vater, dem Kammerherrn von W —, den wir den Patriarchen von O — nannten, verlebte. Wohl mir, wegen des guten Andenkens, in dem ich bey den von ihnen noch lebenden stehe, wohl uns allen, daß unser Lehr-, Lern-, Ernst- und Scherzverkehr nicht ohne gute Früchte für uns und andre geblieben ist.

Wie sehr aber das Alter das Herz gegen Freudengefühle abstumpft, bemerkte ich nur zu deutlich, als die Prinzessin von H —, eine Tochter jenes Freundes, im Jahr 1808. nach Königsberg kam und im folgenden Jahr von ihrer Tante besucht wurde. Sehr gern hätt' ich die Freude, die beyde über mein Wiedersehn so herzlich äußerten, ihnen ganz erwiedert, allein es war unmöglich, die Erinnerungskohlen so aufglühen zu machen, daß sie das Schmelzen des Gefühls hätten

bewirken können, sie sprühten blos einige Funken. Man wird eher gleichgültig gegen Gewinnste als über Verluste. Wie schwer wurd' es mir, mich von der Trauer über den Tod des Professor Kraus zu erholen! Sollte diese Gefühlabnahme nicht von einer Gedächtnißschwächung herrühren, die das Erinnern an vergangne Freuden hindert, und im gewöhnlichen Genuß der gegenwärtigen erstre untersinken läßt? Mit dem Tode hat es vielleicht eine andre Bewandniß, indem da der Gedanke an einen, im Alter noch schwierigern, Ersatz des Verlornen und an den eignen baldigen Uebergang ins Todtenreich, das Gefühl vom Verlust eines Freundes vermehren kann.

Nach meiner Heimkehr wandt' ich alle Kräfte an, um den Bau meines hölzernen Hauses unter Strohdach zu vollenden und Acker, Wald und Wiesen in die Form eines Gartens, doch ohne Nachtheil ihrer Nutzbarkeit, zu bringen. Zu den Verwilderungen meines Güthchens gehörte auch die, daß die dazu gehörigen Bauern in der tiefsten Unwissenheit lebten, und wegen der weit abgelegenen Schule ihre Kinder blos thierisch mußten aufwachsen lassen. Mich jam-

merte des Völkchens, und ich versuchte die Versetzung der weit entfernten Schule auf meine Hofwehr möglich zu machen, welches mir endlich auch gelang, da ich zur Bestreitung der Ausgabe das mehrste hergab, und meine Freunde und Gönner in den Dicasterien meinen Red- und Schreibeifer nicht länger widerstehen konnten. Auch ließ das in der Folge aufgelößte Staatsministerium auf mein anhaltendes Bitten einige tausend Exemplare des Rochowschen Kinderfreundes, den ich durch zweckmäßige Auszüge aus andern Büchern zum Gebrauch der Landkinder noch nützlicher gemacht und um die Hälfte vermehrt hatte, so wie einen andern kleinen Auszug aus Landschulschriften zur Verbesserung des Unterrichts in ganz Ostpreußen in Umlauf bringen, nachdem der Preis, der bey Landschulbüchern nie zu wohlfeil seyn kann, für ein gebundenes Exemplar von 358 Seiten auf 18 gr. (5 ggr.) gestellt worden. Mit dem Versuch, W. A. Tellers herrliches Wörterbuch des Neuen Testaments für alle Kirchen anzuschaffen, worüber ich an Teller geschrieben hatte, glückte es aber nicht, weil ein Königsbergischer Erztheologe und Consistorialrath den Minister zu überreden

vermochte, es sey nothwendig den Tellerschen Verstandssaiten einen dogmatischen Dämpfer aufzusetzen, und die ungelehrten Pfarrherren, von denen schon viele an der Verbreitung des Kinderfreundes ein unlöbliches Aergerniß genommen und sich ihr auf mancherley Weise entgegengesetzt hatten, vor manchen seiner, wahrlich richtigsten Erklärungen zu warnen, zu welcher Anhangsgestattung ich mich aber nicht entschließen konnte.

Wäre mir Pestalozzis Unterrichtsmethode damals so bekannt gewesen, als ich sie in der Folge aus den Schriften seiner Widersacher und den Recensionen in der Allgemeinen deutschen Bibliothek kennen gelernt habe, so wäre sie gewiß von mir benutzt worden, weil ich sie für die dem gemeinsten Kinderverstande angemessendste halte, die ihn aus seinem thierischen Zustande hervorgehen helfen und ihm nur solche Grenzen stecken wird, in denen er sich schicklich bewegen und leben kann, ohne daß sie ihn hindern, sein Glück auch über der Grenze zu suchen. Sie hilft dem Geiste alles aus seinem eignen Vorrath hervor zu bringen, und ich würde darüber erstaunen, daß man sie

nicht überall einführt, wenn ich nicht wüßte, daß selbst noch viele, übrigens kluge Leute im Lande, entfernt sind von der Ueberzeugung der Unschädlichkeit eines allgemeinen Verstandsgebrauches.

Brandes sagt in seinem Du und Du zwischen Eltern und Kindern S. 192. „der Mensch bedarf des Lebens außer „sich, damit seine Kräfte ihn nicht verzehren: Allein von dem Leben in ihm „muß alles ausgehen, hier ist das erste und „wichtigste Feld seiner Wirksamkeit. Ein „jeder kann auf sich wirken, den göttlichen „Funken in sich erhalten, beleben, erhöhen. „Zunächst in seinem Hause, in seiner Familie, an seinen Freunden seine Thätigkeit äußern. Zu einer solchen höchstehrwürdigen „Thätigkeit bedarf es keines Bestallungsbriefes, noch Rangpatentes, und das Vielgeschrey der Gemeinnützigkeit bringt oft „nicht den tausendsten Theil des Guten hervor, was hier zwar in aller Stille geschieht, aber gewiß nicht ohne große Mühe „und Anstrengung, und nur vom Vater, „der ins Verborgne sieht, bemerkt wird.“

Demnächst bewog ich den Minister des Kirchen- und Schuldepartements, der ein

Mann von sehr richtigem Verstande, aber großem Eigensinn war, sich im Gespräch eine besondre Rauhigkeit und in Dienstgeschäften eine solche Zögerung angewöhnt hatte, daß ich mir einmal die Freyheit nahm, seinen Arbeitstisch mit einem Leichenhause zu vergleichen, indem sich an den Akten erst Verwesungszeichen äußern müßten, ehe man sie ins Registraturgrab legte. Diesen beweg ich von seiner, auch jetzt noch bey vielen geltenden Meinung, daß Kirchen nie ihr Geld zur Verbesserung der Schulen hergeben müßten, abzugehen und aus der Casse der Kirche, bey welcher ich Obervorsteher war, jährlich 40 Thlr. zu Prämien für fleißige Lehrer und Schüler des Kirchspiels zu bewilligen. Der Kirche selbst schenkte ich eine ziemliche Anzahl Bücher, zu deren Vermehrung die Oberbehörde gleichfalls eine kleine Summe für jedes Jahr anwieß, daß also der Grünhaynsche Prediger, so wie die umliegenden, Gelegenheit haben, recht gute Bücher, zu denen unter andern die vollständige Allgemeine deutsche Bibliothek, die Krünitzische Encyclopädie, Schröckhs Kirchengeschichte ꝛc. gehören, zu lesen.

Das Zutrauen des damaligen Pfarrers zu mir ließ mir bey der Ausbildung meines Dorfschulmeisters und Einrichtung des Unterrichts, dem ich con amore häufig beywohnte, ziemlich freye Hand, und ich gestehe aufrichtig, daß das Verlassen der von mir gestifteten Schule mir beym Wegzuge fast am meisten kostete, so wie ich von den vielen schönen Aussichten am ungernsten die verlor, aus dem Fenster meiner Schlafkammer auf den von mir angelegten und schicklich verzierten Dorfkirchhof.

Die Besorgniß des Verfalls unsrer Anlagen hat etwas Niederschlagendes, und wenn man ihn sich ereignen sieht, so kostet es einem Ueberwindung, die nicht zu hassen, die keinen Sinn für die Beförderung des Schönen und Guten haben. Ich bin leider ein expertus Rupertus, dem man über diesen Punkt glauben, und dessen Klagen man in einer von seinen 1804. gedruckten Episteln in Reimen lesen kann.

Da ich alle Weihnachten und Ostern Hippeln besuchte, so erneuerte sich auch bey ihm meine ehemalige Bekanntschaft mit Kant, der, wie nun die ganze Welt lesen kann, Scherz und Ernst in der Gesellschaft

meistermäßig zu vereinen wußte, und bey dem wir vielmal zwischen 7 — 8 Abends sehr frohe Unterhaltung fanden. Auch kam ich hier in nähere Verbindung mit dem genug bekannten J. G. Haman, den ohnlängst Jean Paul in seiner ästhetischen Vorschule, der Recensent des ersten Bandes der Werke von H. Jacobi in den Göttingschen gelehrten Anzeigen, so wie das Schlegelsche deutsche Museum und Göthe im dritten Bande seines Lebens, wieder in rühmliche und nicht unverdiente Erinnerung gebracht haben, indem er ein Mann von eisenfestem Charakter, vom menschenfreundlichsten Herzen, und seiner unbeschränkten Phantasie wegen ein wirklich wunderbares Gemisch von wahrer Kindlichkeit und den Heftigkeiten des leidenschaftlichsten Menschen war, ohne andre meistern oder belehren zu wollen, auf den Geist seiner jüngern lernfähigen Freunde einen merklichen und für sie höchst vortheilhaften Einfluß hatte. Sein Haus war ein chaotisches Magazin, in dem Kluges, Gutes, Gelehrtes und Religiöses durch einander und zum Gebrauch eines jeden, der hinkam, offen da lag. Beym Büchermahl des von Leipzig angekommenen

Meßgutes aß er nicht, ſondern fraß, laut ſeinem eignen Ausdruck, und klagte dann bitterlich über Kopfindigeſtionen. Einſt beſuchte er mich auf dem Lande, wir ſprachen von einer Ausgabe ſeiner vielen kleinen Schriften, und ich erbot mich in ſelbigen die Stellen anzuſtreichen, die mir unverſtändlich wären, damit er ſie durch kleine Noten verdeutlichen könnte, ſeine Antwort war, daß dieſes ihm unmöglich ſey, weil er ſelbſt vieles, worauf er beym Niederſchreiben Rückſicht genommen, vergeſſen habe. Er war Willens geweſen drey Tage bey mir zu bleiben, als ihn aber bey einem Spaziergange mit mir ein Hofhund anbellte, ſo war es unmöglich, ihn von der Rückkehr am zweyten Tage abzubringen. Die Weſtphäliſche Reiſe, die er wider den Rath aller ſeiner Freunde zu Leuten unternahm, von denen die mehreſten ſeinem Genie ſo wenig zuſprachen, als er ihre Erwartungen zu befriedigen geeignet war, zog ihm vermuthlich den Tod im fremden Lande zu. Von ſeinen Briefen beſitze ich eine große Anzahl, ſo wie auch den größten Theil ſeiner gedruckten Schriften mit kleinen eigenhändigen Noten, welche erſtere ich dem Staatsrath Nicolo-

Griechenlandbereiser beym Lesen des Homer sprechen.

Auch fuhr ich zuweilen nach Marienwerder, wo ich unter Kammer- und Justizofficianten mich viel über Dienstsachen unterhielt, und durch ihr Zutrauen zu mir in einer gewissen Dienstverbindung blieb, so daß ich sagen möchte, ich habe erst, nachdem ich den Dienst verlassen, ihn besser verstehen gelernt.

Im Jahr 1778. machte ich dem Großkanzler Fürst und Minister Gaudi Vorschläge zur Abhelfung des in den Westpreußischen kleinen Städten in kläglichen Umständen sich befindenden Schuldenwesens, die zwar von beyden Excellenzen nicht auf- und angenommen wurden, in der Folge aber von einem andern benutzt und ihm auch belohnt sind. Außerdem übersetzt ich für den Buchhändler Flörke für Geld und gute Worte einen französischen Roman les egaremens de l'esprit et du coeur, unter dem Titel: Valmont oder die Verirrungen der Vernunft in 3 Bänden, von denen den dritten der verstorbne Thornsche Professor Netzker besorgte, der ein im Fach der schönen Wissenschaften sehr geübter, über-

dem ein höchſt biedrer und anſpruchloſer, gegen mich freundſchaftlich geſinnter Mann war. Auch unterhielt ich wöchentlich einen Briefwechſel mit der Anno 1809. als Wittwe in Glatz geſtorbnen Generalin v. F. — damaligen Geheimenräthin V. — Dieſe außerordentlich gebildete feinſinnige Frau, die über den Büchern ihre Wirthſchaft nicht verſäumte, beſchäftigte ſich und mich durch dieſe Correſpondenz recht nützlich und angenehm, welches letztre auch eine andre Marienwerderſche Dame zu werden ſuchte, es aber nicht ward, obgleich ſie ihrem erſten Mann den Folardſchen Polyb und andere Kriegsbücher vorlas; denn ſie riß in den über ihre Bellonenatur geworfnen, aber nur geliehenen, Grazienſchleyer durch ihre Ahnenſucht, Wirthſchaftskargheit ſo große Löcher, daß jene nur deſto ſichtbarer wurde, und der unweibliche Heroismus und Stolz, den ihr Leſe-, Putz-, und Umgangsgeſchmack beurkundete, und der ſie in jüngern Jahren jenes löbliche Ziel zu erreichen gehindert hatte, hat ſie auch bey grauen Haaren und in einer zweyten Ehe davon entfernt gehalten.

Eine Nebenarbeit machte mir der verſtorbne Generalmajor Graf Bork, der eine

Beschreibung seiner Stargardschen Wirthschaft in Hinterpommern zu Marienwerder auf seine Kosten drucken ließ, und bey der ich das Amt eines Correktors auf sein dringendes Verlangen übernehmen mußte. Es entstand daraus ein vielmonatlicher Briefwechsel unter uns, in dem ich wenigstens keine Qualitäten zur Oberhofmeisterschaft, die er ehemals bey dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bekleidet, entdeckte, obgleich Friedrich der II. ihm diese Stelle anvertraut, doch ohne daß das Ende eben das Werk gekrönt hatte. Mir leuchtete seine hochgetriebene Oekonomie besonders aus dem Umstand ein, daß er mir, der jede Belohnung verbeten hatte, meine vielen Auslagen in ziemlich randlosen Dukaten erstattete.

Der Stolzenberg hat eine freye Aussicht auf die berühmtschöne Land- und Wassergegend bey Danzig, deren Genuß ich mir durch den kunstlosen Bau eines Altans zwischen zwey hohen Eschen in meinem kleinen selbstbearbeiteten Garten erweitert und erleichtert hatte. Wenn ich mich auf meinem Sitz am Bureau umdrehte, konnte ich im hinter mir hängenden Wandspiegel einen Theil der mit Schiffen belegten Rheede sehen.

Während meines dortigen Aufenthalts ſucht ich auch meine geſchwächte Geſundheit durch fleißiges Baden in der See wieder herzuſtellen, und in keinem Zeitpunkt meines Lebens hat es in meiner Seele angenehmer gewogt, ohne die mindeſte Störung des innern Friedens, als wenn ich früh Morgens ganz allein in der See ſaß, ihre ſchäumenden Wellen über mich wegſchlagen ließ, oder am Meergeſtade nach dem Bade herumwandelte. Der Anblick hoher Berge hat etwas Majeſtätiſches, aber das beſchwerliche Hinaufſehen und die mancherley Gebirgseinſchnitte wirken ganz anders auf die Seele, als ein wellenſchlagendes oder ſpiegelglattes Meer, das ſeine Färbung von der Wolkenfarbe annimmt. Die Meerſchau veranlaßt eine Art von Zerfließen, die Bergſchau ein Zuſammenziehen, das eher Furcht vor dem Herabſtürzen, als jene Furcht vor dem Ertrinken hervorbringt. Die Seebäder heilten mich von den Krämpfen, die mich manchmal vom fröhlichſten Geſellſchaftsgenuß in die Nachbarſchaft des Grabes gebracht hatten. Vielleicht iſt die Dankbarkeit für den Nutzen, den mir dieſe Bäder brachten, der Grund meiner Vorliebe für die See und des Glau-

„ders eine höchstgefährliche Klippe für die„jenigen Menschen sey, deren groſser Werth „und Zierde in einer liebenswürdigen Wahr„heit und Natürlichkeit besteht, wohin auſser „vielen Männern das andre Geschlecht zu „rechnen ist. Zweytens folgt daraus, daß, „wenn Bücher recht auf das Gemüth des „Lesers wirken sollen (doch wohl der höchste „Zweck mehrerer Gattungen von Schriften, „mit Ausnahme eigentlich wissenschaftlicher „Werke), der Verfasser sich in möglichst ge„ringe Entfernung von dem Leser stellen „müsse. Daß dieses nicht geschah, ist Haupt„ursache des Verfalls der neuen Literatur, „nicht allein der deutschen, sondern eben so „sehr der französischen und englischen. Wir „sind freylich auf dem Standpunkt der „Cultur, zu welcher die gewöhnliche Ge„schwätzigkeit des Montaigne nicht mehr „paſst, allein eben so gegründet ist es, daß „eine vollkommne Entziehung der Persön„lichkeit der Verfasser in manchen Gattun„gen von Büchern theils unmöglich, theils „die versuchte sehr nachtheilig wird. Die „Affektation, den Leser vom Autor in Ent„fernung zu halten, nur blenden, nur frap„piren, nur auf die Vernunft und den

„Verſtand wirken zu wollen, geht daraus „hervor. Aus dieſem folgt das Einherſchrei„ten auf Stelzen, das Sententiöſe nach „Senecas Manier, das Orakeln in For„meln, das Geſuchte, das Gemachte in al„ler Art. Wahrer Geiſt, herausquellend „aus der ganzen ungeſuchten Eigenthüm„lichkeit des Autors, aus ſeinem Gemüthe, „die allein dauernd ſtark auf den Leſer ein„wirkt, geht dabey verloren. Selbſt die „beſten, die nicht künſteln, nicht affektiren „wollen, laufen in einem ſogenannten phi„loſophiſchen Jahrhundert, welches nur Re„ſultate, nur Vernunftſchlüſſe hören mag, „groſſe Gefahr, in Trockenheit zu verfallen, „wenn ſie ſich in der Schriftſtellerey der „natürlichen Lebendigkeit, dem Geheulaſſen „gänzlich zu entäußern ſuchen, und ſicher „iſt das viele Arbeiten an Journalen eine „der bedeutenden Haupturſachen, welche aus „einleuchtenden Gründen auf dieſen Abweg „führt. Unſre erſten Schriftſteller, Win„kelmann, Leſſing, Zimmermann, „theilen ſich dem aufmerkſamen Beobachter, „natürlich nach Maaßgabe der Verſchieden„heit des Inhalts, in ihrer ganzen Perſön„lichkeit mit. Die ſich über alles erſtreckende

„Herrſchaft der abſtrakten Philoſophien „ſcheint in Deutſchland zuerſt und vornehm„lich den Grund zum Erſticken der beden„tenden Eigenthümlichkeit, allein wahren „Geiſt in der Litteratur ertheilend, gelegt zu „haben. In Frankreich trat dieſe Entäuße„rung zwar auf eine ganz andre Art früher „ein, durch die Sekten der Oekonomiſten „und Philoſophen. Die erſten Häupter der „letztern Sekte beſaßen großen eigenthüm„lichen Geiſt, und derjenige, den ſie ihren „Patriarchen nannten, Voltaire, ver„leugnete dieſen nie, aber Sektengeiſt führt „ohnfehlbar in den Jüngern zur Manier, „zur tödtenden Einförmigkeit, und die Bar„barey der Revolution verdrängte vollends, „ſogar die gebildete Nationaleigenthümlich„keit.“

Ich fühle zwar, daß dieſes Einſchiebſel nicht hieher geſtellt ſeyn ſollte, allein es ſprach mich ſo lebhaft an, daß ich es je eher je lieber anzubringen ſuchte, und ſeine Güte und Richtigkeit wird ihm wohl nicht leicht einer ſtreitig machen.

Außer vielen nicht gewöhnlichen Männern lernt ich auch bey der jetzt in Bayreuth lebenden verw. Kammerherrin von O. —

die ich aus dem Vaterland her kannte, eine junge Baroneſſe M. v. Z. — aus Liefland kennen, die den Raynal, Rouſſeau, Helvetius, Diderot ꝛc. las. Dieſe ließ mir 1776. antragen, ſie unter vortheilhaften Bedingungen nach Frankreich und England zu begleiten. So ſehr ich mich nun auch von jeher nach einer großen Weltbeſchauung geſehnt hatte und mich bald nach Verlaſſung des Kriegsdienſtes ſchon bey der Geſandſchaft nach Schweden wollte anſtellen laſſen, ſo war ich doch bey der Ueberzeugung, daß zu allen Reiſen ſehr gute Augen und ein gutes Gedächtniß, zu manchen ſogar ein ganz beſondrer Verſtand und ſehr viel Weltklugheit, ſo wie zu andern eine Menge gelehrter Kenntniſſe erforderlich ſind, wenn man nicht ſo wiederkommen will, wie man ausflog, aus Gefühl des Mangels an all dieſen Eigenſchaften, der bey einer Reiſe, die man als Begleiter unternimmt, ſich merklicher zeigt, als bey einer, die man für ſich allein macht, — ſo klug und behutſam, der jungen ſchönen Dame mit ſolcher Offenheit meine Gedanken über ihr Reiſeprojekt zu ſchreiben, daß ſie es ſelbſt einſehen mußte, wie wenig ich zum ge-

lehrten Staub- oder Pudermantel zu gebrauchen seyn würde, und drauf die Reise blos in Gesellschaft ihres Bruders unternahm.

Sobald ich in jüngern Jahren an Reisen gedachte, fielen mir gleich Egypten *) und Griechenland bey, und ich lese noch jetzt vorzüglich gern Nachrichten von diesen Ländern, die mir noch lange nicht genug untersucht zu seyn scheinen, weil die mehresten Reisenden über der Untersuchung der Kunstruinen die Natur des Landes selbst, und den Genius und Charakter der Einwohner übersehen. Guys Briefe machten mir einst viel Vergnügen, und ich ärgerte mich über Paaw, der ihm so oft widersprach; seitdem ich aber hier Herrn Barthold y gesprochen, als er den jetzigen Staatsrath Uhde auf einer Schulbereisung durch alle damalige vier Preußen begleitete,

*) Die bloßen Inhaltsanzeigen von den Kunst- und Prachtwerken der französischen Gelehrten nach der Bonapartischen Expedition, die ich in den Göttingischen Gelehrten Zeitungen gelesen, haben mich mehrmals im Stillen das Wort Egypten so auszusprechen gereizt, wie Petrarca das Wort Italie Italia mag ausgesprochen haben.

ſeine Beyträge und Pouqueville's Reiſen durch Morea und Albanien, der die Materialien mit Muße an Ort und Stelle geſammelt und zwiſchen Guy und Pauw ſehr ſachkundig entſcheidet, ingleichen Caſtellans Briefe über Morea, Zerigo, Hydria und Zante und Chateaubriants unterhaltende Reiſe von Paris nach Jeruſalem geleſen habe, fing ich an zu glauben, daß Pauw manchmal mit den bloßen Geiſtesaugen richtiger geſehen hat, als Guy und andre mit den leiblichen. Griechen und Franzoſen fand ich immer ſich in vielen Stücken ähnlich, und den Hauptgrund ihrer Verſchiedenheit in dem Umſtande, daß Gallien von jeher ein großes Reich, Griechenland immer aus kleinen Staaten zuſammengeſetzt geweſen. Sonſt rangier ich die Nationen Europa's folgender Geſtalt. Zuerſt die Spanier, denen auch der Verfaſſer eines Aufſatzes im 2ten Stück der europäiſchen Annalen von 1809. aus den Miszellen für die neuſte Weltkunde von 1808. S. 193. große Ehre wiederfahren läßt, und die ſich die Franzoſen durch mehr als ritterliches Widerſtreben vom Halſe geſchafft, zum Lohn aber leider einen König wieder bekommen

bens, daß keine Gegend ſchön ſeyn könne ohne Waſſer, nur muß das ſtehende groß ſeyn, das fließende belebt, wenn es auch klein iſt. Auf der See fahren lernt ich aber ſo wenig wie Tobakrauchen, die ſchaukelnde Bewegung machte mich gleich ſeekrank, ſo daß ich wieder Land ſuchen mußte.

Der auf Stolzenberg angeſtellte preußiſche Oberpoſtdirektor Uhl war ein Mann, deſſen Kenntniſſe weit über ſeine Funktion reichten, und den ich nur ſelten den Weißblechſchild kleinſtädtſcher Wichtigkeit brauchen ſah, mit dem nur zu oft Officianten ihre wahre Undedeutenheit zu decken verſuchen, obgleich der Umſtand, daß jedermann Fleiſch und Brod haben muß, den Schlächter und Bäcker nicht zum vornehmen und bedeutenden Manne machen kann. Er wußte ſich auf andre Art Achtung und Sicherheit zu ſchaffen. Unſre Häuſer verbanden ſich bald und ſehr freundſchaftlich. Wird man gleich darüber lachen, ſo muß ich doch erzählen, daß ich ihn oft aus meiner und anderer Menſchen Handlinien Dinge enträthſeln hörte, die ihres Zutreffens wegen äußerſt befremdeten. Unter andern ſagte er dem verſtorbenen Grafen von Krokow und dem

dama-

damaligen Kammerherrn von Rhüdiger ein Paar Begebenheiten voraus, die damals jeder so unglaublich fand, wie ich seine Vorherkündigung, im hohen Alter mit der königlichen Familie in nahe persönliche Bekanntschaft zu kommen, die sich indessen doch im Jahr 1806. wirklich ereignete. *)

*) Im Intelligenzblatt einer Literaturzeitung stand vor einiger Zeit, daß Melanchton auch chiromantisirt habe, und man suchte aus seinen Briefen darzuthun, er habe dieses nur zum Scherz gethan, um seinen Freunden gelegentlich etwas angenehmes sagen zu können. Kann er aber nicht auch im Ernst daran geglaubt haben? Bey Dingen, denen seit vielen Jahrhunderten noch keiner auf die rechte Spur hat kommen können, die doch aber nicht für völlig unwahrscheinlich oder gar unmöglich zu halten sind, ist keinem klugen, und vorzüglich keinem gelehrten Manne zu verdenken, wenn er seinen innern Glauben, seine Ahnung, nicht ernstlich geltend zu machen sucht, um seine Klugheit und Gelehrsamkeit nicht um ihren Credit zu bringen. So wenig man Recht hat, auf die Kunst des Luftschiffers, der Physiognomik, der Gallschen Schädellehre ꝛc. Verzicht zu thun, so wenig hat man ja auch Ursach, auf die Auslegungsgabe der Handlinien zu verzichten, für die sich mehr Wahrscheinlichkeitsgründe anführen lassen, als für Kartenlegen und Kaffeegießen, dem

Zweymal nahm mich Freund Uhl mit nach Berlin, wo mir von mehr als Einem Dienstmachthaber nicht unbedeutende Vorschläge zu neuer Dienstantretung, mit groſſen Versprechungen baldiger wichtiger Weiterbeförderung gemacht wurden, allein ich hatte mich in meine Dienstloſigkeit bereits so eingelebt, und ſelbſt erfahrne Rückfälle in Krankheiten hatten mir vor jeder Art von Recidiv eine ſolche Furcht eingejagt, daß ich hohen Beſoldungen und Titeln widerſtand und gewiß eben ſo froh in meine Hütte zurückkam, als gerne ich dieſe Ausflüchte in die Reſidenz gemacht hatte. Wie mich denn nie die mindeſte Reue über meine frühe Dienſtverlaſſung angewandelt hat.

In frühern Jahren hatt ich mir zwar immer die perſönliche Bekanntſchaft der Autoren gewünſcht, die über Natur und Sit-

ich Perſonen nachhängen geſehen, deren Namen Aufſehen erregen würden, wenn ich ſie nennte.

So wenig wir ſehen alles wiſſen, was aus dem Schriftkaſten der Seele geſetzt werden kann, ſo wenig wiſſen wir auch wohl alles, was an unſerm Leibe geſchrieben ſteht. Je freyer ich mich ſelbſt von vielen Vorurtheilen halte, deſto weniger trag ich Bedenken, dieſes niederzuſchreiben.

ten ſchrieben, hielt es aber in ſpätern doch für Indiscretion, ſogar für eine Lächerlichkeit, ſie wie fremde Thiere beſchauen zu gehen, und vermied daher ſolche Hausviſitationen. Spalding, der ſchon damals ſehr ſelten predigte, blieb mir daher unbekannt. Indeſſen ward ich doch auf meiner erſten Fahrt näher bekannt mit dem alten Voß, den ich den perſoniſizirten bon sens nennen möchte, und der dieſer Verſtändigkeit wegen bey den vorzüglichſten Standesperſonen in bedeutendem Anſehen lebte. An ihn hatte mir Hippel Aufträge gegeben, aber alle Verſicherungen wollten ihn nicht von der Meinung abbringen, daß ich ſelbſt Verfaſſer des Büchleins über die Ehe wäre; welchen Glauben ſich auch der Rigaiſche Stadtſecretair Behrend, mit dem ich in Berlin viel Umgang hatte, nicht wollte nehmen laſſen, wie ich aus ſeinen ſpäter gedruckten Bonhomien erſehen habe.

Am Tiſche bey Voß ſah ich zum erſten Male den Profeſſor Engel, deſſen hypochondriſche Anwandlungen ſeinen Freunden oft viel zu ſchaffen machten. Mit mir ließ er ſich indeſſen gar gefällig ein. Stundenlange Unterhandlungen auf ſeinem Zimmer

und auf Spaziergängen waren äußerst angenehm für mich. Schade, daß dieser vorzüglich angenehme Erzähler minder schreibfleißig war, wie der von ihm hochverehrte Garve, dessen Werke ich zwar mit Vergnügen gelesen habe, obgleich in ihnen manchmal philosophische Drathzieherey getrieben und ganz gewöhnliches Eisenblech nur vergoldet wird. *) In des letztern Werk über

*) Ein ähnliches Urtheil hab ich in Brandes trefflichem Werk über den Einfluß des Zeitgeistes auf die höhern Stände Deutschlands gefunden, wo er im 1. B. S. 19. No. 24. 25. sagt. „Verlangt „ihr ein Beyspiel von einem Schriftsteller, der, „weil er seine Materie erschöpfen wollte, bey den „Lesern wenige Gedanken erzeugte, und wenige „der seinen tief einprägte? so nehmt das Beyspiel „eines wahrlich sehr achtungswerthen Denkers „und Schriftstellers, das Beyspiel von Garve — „hätte Garve nicht alles so ausführlich sagen „wollen, er hätte euch mehr zu Denken gegeben, „mehrere seiner Gedanken eingeprägt, wenn er „gleich nicht sehr reich an Bemerkungen aus „eigner äußern Anschauung war, allein fähig, oft „behandelten Gegenständen neuen Reiz, ein neues „Leben zu ertheilen — Mißverständnisse hat aber „Garve, ungeachtet seiner zu großen Ausführlich„keit und seiner schönen, obgleich viel zu einför„migen Klarheit, doch nicht vermeiden können."

Einſamkeit ꝛc. iſt mir der Unterſchied zwiſchen dem, was ein Autor diktirt, und dem, was er ſelbſt aufſchreibt, ſehr aufgefallen. Beym erſten fließt manches Wort zu viel ein, und es werden Lückenbüßer eingemiſcht, die die Nachreviſion nicht immer wegſchafft. Von leiblich blinden Schriftſtellern iſt daher Präciſion des Ausdrucks ſelten zu erwarten, auch nicht zu fordern, ſo hab ich auch irgendwo geleſen, daß ſich die ſelbſtgeſchriebnen Briefe der Sevigne an ihre Tochter ſehr gut von denen, die ſie an ſelbige diktirt, ſollen unterſcheiden laſſen.

In der Vorrede zu den Anno 1809. erſchienenen Lettres et penſées du Prince de Ligne hat die Frau von Stael den Unterſchied zwiſchen dem ſtil parle (Converſation) und dem Bücherſtil auseinandergeſetzt, wo ſie ſagt, ein Buch habe immer etwas von einem Schema, das den Autor in einige Entfernung vom Leſer ſtelle. Der Göttingſche Recenſent (vermuthlich Brandes) ſagt darüber (In Anz. No. 104. von 1809.): „Aus dieſer im Ganzen richtigen „Anſicht folgt für uns zweyerley: erſtlich, „daß, die Autoren leicht pedantiſch oder un„wahr werden, die Autorſchaft ganz beſon-

vius, der eine Ausgabe der Hamanschen Schriften zu besorgen Willens ist, zur Benutzung zugestellt habe. Möchte er doch die Aeußerung Jean Pauls und den trefflichen Aufsatz: der Philosoph Haman im Januarstück des deutschen Museums von Fr. Schlegel, 1813. sich so zu Herzen gehen lassen, wie er es mir, als ich ihn bey seiner letzten Anwesenheit in Preußen an diese Ausgabe erinnerte, im Junius 1813. mit Hand und Mund zugesagt hat.

Ich müßte lobsüchtiger seyn, als ich es je gewesen bin, wenn ich umständlich beschreiben wollte, wie sehr es mir durch zehnjährige Anstrengung gelungen war, die gute Lage meines Güthchens so zu heben, daß sie jedem angenehm befriedigend in die Augen fallen mußte. Zu allen Tageszeiten lief ich herum, um mir zu merken, in welchem Lichte sich diese oder jene Anlage besser ausnahm, und ließ mich von den mich besuchenden Freunden auf diesen Excursen zum Mitrathen begleiten. Einmal begleitete mich einer, der sich lange in der Schweiz aufgehalten hatte, es war gegen Sonnenuntergang im Oktober, mit einmal rief er mir zu: „wollen sie den Montblanc und die Gletscher

„sehen,

„sehen, so schauen sie den Himmel an"; und die weißgrauen Wolken, deren Ränder und Spitzen sanft von der Abendsonne geröthet wurden, sahen ganz so aus, wie ich Gletscher auf Aberlischen und andern Landschaften nachgebildet gesehen habe. Mein Begleiter versicherte mich, dieß Wolkengemählde sey täuschendähnlich, und ich habe mich in der Folge noch oft an solchen himmlischen Gletschern ergötzt.

Eine große abgestorbne Eiche ließ ich in dem zum Lustwandeln eingerichteten Thale unberührt stehen, um durch dieses Todesbild das Leben der grünenden Natur desto auffallender zu machen; im Contrast zwischen Leben und Tod liegt etwas Reizendes, das man ohne ihn, beym Immerleben nicht genießen würde.

Um manche meiner Einfälle wirklich zu machen, unterzog ich mich oft tagelang den beschwerlichsten Handarbeiten und gab meinen Tagelöhnern ein Fleißexempel, dem sie eifrig genug folgten, weil sie wußten, daß es ihnen am Sonnabend Fleißbelohnungen einbringen würde. Manche solcher Handarbeiten, z. B. Steine vom Felde abzulesen, übernahm ich auch, um mir Verdrießlichkei-

ten aus dem Kopf zu bringen, gegen die ich weder im geiſtlichen noch im leiblichen Vermögen Rath oder Hülfe fand. Erlaubten Jahreszeiten oder Witterung nicht den Gebrauch ſolcher Mittel, ſo nahm ich Ausrechnungen vor, oft wahre Kindereyen, und verſichre, daß ſolche Zahlenallotria mir oft treffliche Dienſte gethan, daher das Rechnen dem Capitel von Diverſionen im Montaigne beygefügt zu werden verdient.

Als großer Liebhaber von Inſchriften ſtellt ich dergleichen hin und wieder, ſelbſt im Freyen, auf, wohin ſie wohl am wenigſten, weil die Natur ihre Schönheiten und Merkwürdigkeiten ſo deutlich ausſpricht, daß man ihren Bildern keinen Zettel in den Mund zu ſtecken braucht; indeſſen können ſie doch nicht ſchaden, da viele Menſchen nicht gewohnt ſind, Naturſchrift zu leſen, ob man ſich gleich dabey ſo wohl befindet, wie der Mahler, der nach Philipp Hackerts herrlichem Beyſpiel zeitig anfängt, nach der Natur zu zeichnen *).

*) Göthes biographiſche Skizze von Philip Hackert. Tübingen, 1811.

In meinem 1806. verlaßnen Stadtwohnhauſe ſtand blos über Einer Thüre des Gartenſalons das Wörtchen Vtinam mit einem ꝛc., welches letztre Wirth und Gäſte ſich nach Belieben ausfüllen konnten, doch nicht zur Nachahmung des bekannten Salve auf einer zu Pompeja entdeckten Hausſchwelle *), das Göthe auch in ſein Haus aufgenommen hat, denn ich wußte damals von dem römiſchen Salve nichts.

Wie viel Steine trug ich zuſammen, um das Rauſchen eines kleinen Baches zu vermehren, und wie nah ging es mir, daß ſich keine Nachtigallen anſideln wollten, und daß die beyden Paare, die ich ausgeſetzt hatte, ſich in einen benachbarten Bruchwinkel begaben!

Noch muß ich eines, vermuthlich für ſonderlingiſch zu haltenden Zeitvertreibes erwähnen, den ich mir dann und wann durch Betrachtungen der Thierphyſionomien machte. Unter dem Hornvieh fand ich die größte Geſichterverſchiedenheit, nächſt dieſen unter

*) Siehe das Tagebuch einer Reiſe durch einen Theil von Deutſchland und Italien, von Eliſa von der Recke, 3ter Bd. S. 112.

den Pferden, die ich so sehr liebe, daß eine englischgrausame Anstrengung oder Behandlung eines Gauls mein ganzes Blut in Bewegung bringt, daß ich noch jetzt kein schönes Pferd auf der Straße unbemerkt vorbey lasse und an einem geschickten Pferdebändiger ein großes Gefallen finde, ob ich gleich selbst nie guter Reiter gewesen bin und mir die Ueppigkeit, die in manchen Veterinairschulen mit Pferdekuren getrieben wird, äußerst zuwider ist, besonders da in den Hospitälern und Lazarethen so vielfältig Kargheit und Sorglosigkeit herrschen. Die Schaafsköpfe waren am meisten monotonisch — wie gewöhnlich.

Ob ich gleich von der Landwirthschaft, für die ich nie rechten Sinn gehabt habe, blutwenig verstand, so wußt ich mich doch durch das, was ich theils von praktischen Wirthen, theils von meinen eignen Leuten darüber sprechen gehört, besonders auch aus den Urtheilen letztrer über dahin einschlagende und an andern Orten bemerkte Fehler, in den Credit ziemlicher Verständigkeit in diesem Fach zu setzen; vorzüglich auch durchs Abhelfen solcher Mängel, die sie aus langer Gewohnheit nicht wahrnahmen. So

unverſtändig ich indeſſen auch im Ackerbauweſen war und blieb, ſo machte mir doch manches viel Vergnügen, und ich erinnere mich noch jetzt ſehr angenehm des Anblicks eines Kornfeldes, bey dem ich am Abend vorbeygegangen war, ohne die mindeſte Spur einer Vegetation wahrgenommen zu haben, und als ich den Morgen darauf bald nach Sonnenaufgang wieder vorbey ging, die aufgegangne Saat in ihrer Schillerfarbe, angeglänzt von den Sonnenſtralen, erblickte.

Meine Freunde pflegten mir vorzuwerfen, daß ich an keiner von mir vollendeten Arbeit weiter Vergnügen fände, und ſie haben Recht. Denn der Geiſt der Ordnung, der mich zuweilen dämonenhaft beſitzt, macht mir die Sorge für bloße Erhaltung bald langweilig und ſo läſtig, daß ich ſchon oft nach einer ſchwereren neuen Laſt gegriffen habe, um die alte leichtere mit einigem Vorwande einem andern überlaſſen zu können, und ſo ging es auch hier.

Meine Umſtände änderten ſich durch die Beerbung meiner älteſten Schwägerin ſehr zu ihrem Vortheil, und ich that, um ſelbige in Empfang zu nehmen, in Geſellſchaft meiner Gattin meine letzte Reiſe nach Ber-

lin, wo ſelbſt ein dreymonatlicher Aufenthalt meinen Bekanntſchaftskreis mit den merkwürdigſten Perſonen der Zeit ſehr erweiterte. Der dort beym Oberkriegscollegio angeſtellte Major und 1808. als Staatsminiſter entlaſſene Freyherr. v. Schrötter gehörte zu meinen Jugendfreunden, und der häufige Umgang mit ihm und ſeiner verdienſtlich ausgezeichneten, von ihm höchſtgeliebten Gattin ſchaffte mir der angenehmen Stunden und der Bekanntſchaften mit vornehmen und merkwürdigen Leuten recht viele. Den als Finanzminiſter geſtorbnen Herrn v. Struenſee hatte ich ſchon viele Jahre vorher in Elbing kennen gelernt und wurde in ſeinem Hauſe mit Liebe und Achtung behandelt. Herr v. Struenſee war ein Mann von vorzüglichem Kopf, aber faſt von zu humaner Geſinnung, um ein ſtrikter Dienſtmann zu ſeyn. Seine Art, durch die Finger zu ſehen, wird ihm indeſſen nicht leicht einer nachmachen, ohne Gefahr zu laufen, ein ganz ſchlechter Dienſtmann zu werden, oder ſeine Geſellſchafter, deren Anzahl bey dem Herrn v. Struenſee ſehr groß war, in zu viel Popularität gerathen zu laſſen. Sein Scharfſinn, ſeine Unverlegenheit und

Geiſtesgegenwart waren ganz vorzüglich, vielleicht verleiteten ſie ihn bisweilen zum Abſprechen, das aber zum Glück nichts von der Arroganz an ſich hatte, die ich bey jedem, beſonders bey einem hochſtehenden Staatsdiener, für einen äuſſerſt bedeutenden Fehler halte. Wenn einem ſolchen Verſtandübermüthigen der Eifer das, was er für wahr hält, nicht erlaubt den Ausdruck zu mäßigen, ſo wird durch ſolche Roheit, die oft weit mindere der Sache oder der Idee ſelbſt, unnöthig vermehrt. Die gewiſſeſten Folgen ſolcher Arroganzäuſſerungen ſind:

1) unnütze Furchterregung und Abſchreckung der Schwachen;

2) ſtille, aber oft auch laut werdende, Oppoſitionsparthien unter den klugen und ſanften, aber zum Gehorchen angewieſenen Menſchen;

3) heimlicher Widerwille, der in Haß übergeht und Gelegenheit ſucht, ſein Müthlein am Ueberdiebruſtſprecher zu kühlen;

4) Herabwürdigung oft ehrlich geſinnter Diener zu der abſcheulichen Miethlingſchaft, die, ſo ſchädlich ſie iſt, immer mehr einzureiſſen ſcheint.

Mir ſind Männer von ausgezeichnetem Verſtande und unbezweifelter Rechtlichkeit bekannt, die alles für ſich gewinnen könnten, wenn ſie ſich von ſolcher trocknen, zu jeder vernünftigen Discuſſion unfähig machenden Arroganz losmachen wollten!

Nimmt man die Arroganz von ihrer lächerlichen Seite, die ſie oft genug zur Schau trägt, ſo ſind ich an ihr viel Aehnliches mit der Prüderie der Weiber, die, wenn ſie vorherrſchend wird, alle ihre andern Eigenſchaften, ſelbſt die Schönheit und wiſſenſchaftliche Bildung zu Schanden, ja ſie beynah zu aller häuslichen Glückſeligkeit unfähig macht; denn wer eine Prüde zu heirathen wagt, läuft Gefahr, viel von ihren Wunderlichkeiten leiden, oder ſich zur Parthie derer, die über ſie lachen, ſchlagen zu müſſen; und doch giebt es Eltern, die die Prüderie ihrer Töchter nicht merken, vielmehr Wohlgefallen an ihr finden, ſie für die Quinteſſenz weiblicher Tugenden, oder den unverwüſtlichen Keim zu allen zu halten. Ueber die arroganten Leute muß ich auch noch dieſes ſagen, daß ſie, von Geſellſchaftsfröhlichkeit übermannt, höchſt gemein werden können, als ob ſie durch ſolche luſtige

Hingebungen ſich ſelbſt von der ſonſtigen ernſten Arroganz erholen und die Schmausgeſellen dafür entſchädigen wollten *).

*) Obgleich das Namennennen verhaßt iſt, ſo bleibt doch das eben ſo alte: Beyſpiele erläutern die Sache, nicht minder wahr, und ich erdreuſte mich daher den großen, von mir wahrlich als höchſt hervorſtehenden Geiſt anerkannten Göthe zu nennen. Würde dieſer, alles beynah überflügelnde Kunſtmeiſter nicht allgemein geliebt und geehrt ſeyn, wenn er die durch ſeine frühere Bildung beſtärkte natürliche Hochſinnigkeit nicht ſo ſtark hätte wachſen und in Arroganz ausarten laſſen? Vielen Augen iſt er durch letztre widrig und wie vielen ein Gegenſtand des Belachens geworden? Dieſe Arroganz hat ihn auch gewiß gehindert, wenigſtens der Wiederholung abgeſchmackter Apotheoſen durch Unwillensbezeugung vorzubeugen, und ihm erlaubt, manches, wahrlich ganz ſchlechte, Verslein in die Sammlung ſeiner herrlichen Gedichte mit aufzunehmen.

Meine Verehrung des Götheſchen Genius veranlaßt mich zum Herſetzen einer langen Stelle aus dem ſehr leſenswerthen erſten Bande der Memoiren des Freyherrn von S—a, (Prag, 1815.) einer Thümmels altioris indaginis, die mir von S. 164—171 über Göthe ſehr belehrend ſcheint:

„Ich hatte Göthe nur einmal geſehen, ſagte die Gräfin unter andern, ſo war ich ſchon inne geworden, daß beynah Alles, was man ihm für

Mit Friedrich Nicolai hatte ich viel Umgang, er ſtellte mich auch in ſeinem Garten der Frau von der Recke vor, die von

Unart und Eigenſinn ausſieht, ein inneres Bangen ſeiner Natur ſey. Die Angſt, von welcher das Genie in Verhältniſſen, die allen andern Menſchen leicht und handlich ſind, oft ergriffen wird, und die uns Rouſſeau ſo überaus beredt geſchildert hat, leidet mein Lieblingsdichter im Leben unbeſchreiblich. Man glaubt es ihm nicht, weil er ſo manches, das andre Menſchen wie eine ungeheure Laſt drückt, leicht handhabt und bewegt.

Iſt nur ein Menſch gegenwärtig, faſt hätt' ich geſagt nur ein Körper, der mit ſeiner phyſiſchen Natur in gar keiner Wahlverwandtſchaft ſteht, ſo iſt dadurch ſein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menſchliche Freyheit ſtark in ſich fühlt, wird er verdrießlich, angſtvoll, daß er über dieſe Lähmung nicht Herr werden kann. Ich geſtehe, daß es mich geſchmerzt hat, ihn ſo zu ſehen, wenn die andern über ſeinen vermeintlichen Hochmuth und ſeine Eigenſucht erbittert waren. Man wird um ſo leichter über ihn irre geführt, weil er nie ſein Herkommen aus einer angeſehenen obrigkeitlichen Familie einer freyen Reichsſtadt in ſeiner äußern Haltung verleugnet hat. Das Leben an einem kleinen Hofe diente zur Bewahrung dieſer reichsbürgerlichen Feyerlichkeit und Repräſentation, ward bey ihm zur Folie derſelben. „Behält er dann, fragte ich, dieſes repräſentive Weſen auch in ſeiner Freude und Freundlichkeit.

ihrer Umkehrung zur kalten Vernunft aus dem Gebiete warmer Schwärmerey vielleicht eifriger sprach, als sie wirklich darin fortge-

auch während der freyen Ergießung seiner Natur? und wie sehr muß dann deren geniale Schönheit durch solche beengende Steifheit leiden?" Mit nichten, erwiederte die Gräfin — wenn Göthe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Sinn verschwindet immer mehr alle Schranke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erweitern, liegt gleichsam das Universum. Dennoch ist wahr, selbst wenn seine Natur in ihrer heitern Fülle waltete, steckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißen von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt es war in solchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in seiner Seele erst zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menschheit mitten unter seiner dämonischen Gewalt, und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wohl mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen, sehen Sie, dann hat er mich selbst kindlich gerührt. Das scheint mir überhaupt in Göthes Persönlichkeit, wie in seinen Werken, die am meisten durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man sieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich hab ihn einigemale mit Schiller zusammen gesehen und, möchte sagen, durch den Gegensatz die-

ſchritten war, daher ich denn auch auf ihren ſpätern Reiſen durch Königsberg immer noch manches Hochgeſpannte bemerkte, wel-

ſer Natur ihn erſt ganz gefaßt; unſre philoſophiſche Freundin ſagte: die erhabne Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Friſche — in dieſer geſchraubten Bemerkung iſt viel Wahrheit. Schiller iſt eigentlich ein Denker, und Göthe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen ſich das Geſpräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit ſeinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam, und in meinem Lieblinge wurde alles, man ſchuf mit ihm, wenn jener nur gab. Die Freundſchaft beyder Männer war ſehr ſchön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete ſich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in ſeinem Freunde unendlich größer wie in ihm ſey, wenn er im eigentlichſten Sinn glaubte an die dämoniſche Gewalt deſſelben, ſo trat Göthe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller ſeine Heimath hatte. — — Ueberhaupt iſt der zarten Schonung, der Gutmüthigkeit in Göthe weit mehr, als die Menſchen glauben, und ich meyne, daß in ſeinem Charakter weniger Härte ſey, als in Schillers. Doch iſt es freylich leichter, keine Härte an ſich hervortreten zu laſſen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit und rüſtiger Geſundheit blüht, als doch im Ganzen von Göthe gilt, als wenn ein ſtarker Geiſt ſeinem

ches ſie aber nicht hinderte, eine für Religioſität, Kunſt und Wiſſenſchaft ernſtlich lebende, und deshalb ſehr ehr- und liebenswerthe Frau zu ſeyn, die, wenn ihre Ehe ihren Geſinnungen beſſer zugeſprochen hätte, und ein ſehr lieber Bruder nicht in einer Zeitperiode geſtorben wäre, während welcher man ihre empfindliche Seele in eine ihr nicht ganz natürliche Situation geſchroben hätte, auch eine geſundere, herrliche, glückliche Hausfrau geworden ſeyn würde.

Die Beweiſe ihres fortwährenden freundſchaftlichen Andenkens, die ich noch 1809

Körper, in welchem das Leben untergraben iſt, die lebendigſte Anſtrengung abtrotzen muß. Wie hab ich Schillern leiden geſehen, und wenn ſein Auge von den phyſiſchen Schmerzen wie erloſchen war, brauchte nur irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, ſo trat plötzlich ein ſcharfes Licht in das ſanfte Blau ſeines Blickes, er hob die eingefallne Bruſt, das Haupt. eine milde Röthe ſtieg von den gefurchten Wangen in die ſinnige Tiefe der Schläfe, und ſeine gewölbte Stirn ward ſtrahlend. Dieſe Stirn konnt' ich nie genug betrachten, denn in ihrer untern Hälfte ſchien mir viel Phantaſie zu ſeyn, und in der obern drängte ſich darüber herrſchend die Denkkraft hervor.

und 1811. und durch Zusendungen ihres, 1815. gedruckten sehr interessanten und in einem der Weiblichkeit trefflich zusprechenden, vom vorredenden Herrn Hofrath Böttiger vielleicht nicht gehörig aufgefaßten, Ton geschriebnen Tagebuchs einer Reise durch Deutschland und Italien, von ihr erhielt, waren mir daher sehr angenehm und rührend, auch verdank' ich ihrem guten Zeugniß die schriftliche Bekanntschaft mit Herrn Tiedge, dem Verfasser der von mir sehr geschätzten Urania.

Die Schwärmerey scheint ein geistiger Bandwurm zu seyn, dem das Wegschaffen vieler Ellen die Wachskraft zu neuen nicht benimmt. Vom leiblichen unterscheidet er sich dadurch, daß er andern manchmal lästig wird, dem aber, der ihn hat, keine Schmerzen macht, ja sogar oft seine Freuden ihm erhöht und sie durch eigne Krümmungen und Windungen vermehrt. Eine mäßige Portion Schwärmerey im Herzen verbreitet vielfältig einen angenehmen Schimmer über die ganze Existenz und veranlaßt eine eigne Exaltation, deren der Dichter gar nicht entbehren, und die auch der Prosaiker sehr benutzen kann.

Beym genialiſchen Capellmeiſter Reichart, der das Roß der Freymüthigkeit oft ohne Zaum und Sporen zu reiten pflegte, in ſeinen letzten Briefen über Wien es aber mit vielen buntgeſtickten Decken behangen hat, traf ich zum erſten Mal den Grafen Friedrich von Stollberg, der damals Däniſcher Geſandter in Berlin, ein hochgebildeter, aber nicht minder hochherziger und gemüthlicher Mann war, und dem ich gar keine Neigung zur päpſtlichen Religion überzutreten anſah. Wir wohnten einander gegen über, ſahen uns in der Folge täglich, und auch er ſchien an mir Geſchmack zu finden, wie es mir wenigſtens ſeine Briefe aus Italien ꝛc. zeigen. In ſein 1788. gedrucktes Werk, die Inſel, das er mir damals ſchenkte, hatte er auf der Rückſeite des Titelblatts eigenhändig geſchrieben:

„Froh und leicht ſind die Träume der Glücklichen! als ich beglückt war
„Träumte mir auch, und ſüß waren die Freuden des Traums."
Süßer waren die Freuden des Wachenden, als ich die Eine
Sah, die liebend wie ich Alles in Allem mir war.

Laune ſpann am Rocken des Traums, an dem Rocken der Freude
Spann die Eine, die mir Alles, in Allem mir war.
Edler, hätteſt du Agnes geſehn, du beweinteſt den Armen,
Theiltеſt den einzigen Wunſch, welcher dem Sehnenden flieht.
Ernſter Gedanke des Todes und ſüßer, im einſamen Herzen
Nähret der Wahrheit Oel, ſchürret die Hoffnung dein Docht!

Berlin, 10. Jan. 1789.

F. L. Stolberg.

Auf einem Souper bey Engel traf ich den Herrn von Kotzebue, deſſen Menſchenhaß und Reue Tages darauf unter gewaltigem Klatſchen und Weinen aufgeführt wurde. Auf Engels Frage: wie mir das Stück gefallen habe, erwiederte ich, daß es mein ſittliches Gefühl verletze, daß manche entlehnte Situation darin vorkomme und im Dialog hin und wieder Bücherſprache ſey. Engels Antwort war: Haben wir ein beßres? Werden wir beßre bekommen? Seitdem habe ich den Herrn von Kotzebue mehrmal geſehen, beſonders während ſeines vielmonatlichen Aufenthalts in Königs-

Königsberg, wo er die Bibliotheken und das Archiv *) zum Behuf der von ihm bereits in 4 Bänden erschienenen alten Geschichte Preußens bestmöglichst durchsuchte. Seinen Umgang fand ich sehr anspruchlos und, was auch feindlich gesinnte Recensenten zuweilen mit, mehrentheils aber ohne Recht wider und über ihn sagen mögen, seine Unterhaltung angenehm, so wie seine Ansichten mehrentheils sehr natürlich, und in den Lustspielen, die ich von ihm gelesen, mehr vis comica als bey vielen andern — entfernt bleibt es aber von mir alles gut zu heißen, was und wie er es geschrieben oder begonnen hat.

Den auch schon zu den Vätern heimgegangenen Domherrn von Rochow, mit dem ich schon aus Preußen über Schulsachen gebriefwechselt hatte, und den mich meine leidenschaftliche Neigung zur Landschulverbesserung aufzusuchen antrieb, traf

*) Das durch den Fleiß seines auf einer Reise nach dem Bade Anno 1813. verstorbenen Directors, des D. Hennig, in weit bessre Ordnung gebracht ist, so daß seine, bisher zum Theil verborgen gelegne Schätze künftig von Geschichtgelehrten leichter zu benutzen seyn werden.

ich beym Probſt Spalding, zu dem ich über Familienſachen zu ſprechen kam, in Charlottenburg und fuhr mit ihm und ſeiner ſanften Gattin nach Berlin zurück. Die Art, wie Herr von Rochow über ſeine Schulanſtalten ſprach, gefiel mir ganz wohl, und es that mir leid, daß ich einen ihm verſprochenen Beſuch in Rekahn nicht machen konnte; leid that es mir aber nicht, daß er nach Wöllners Entlaſſung nicht Miniſter des geiſtlichen Departements wurde, er hätte gewiß zuviel rekahniſirt und dadurch manches in der Bildung des gemeinen Mannes verfehlt.

Nicht leicht iſt mir ein Mann vorgekommen, der ein ſanfteres, und doch ſo große Achtung heiſchendes Aeußeres gehabt hätte, wie der verſtorbne Spalding. Es fiel mir indeſſen ein Zug um die Naſe *) ſo ſehr

*) Ein in meinem Vaterlande ſehr bekannter, ſchon geſtorbner Mann trug ein ähnliches Zeichen, und ob er mir gleich aus Berlin beſonders empfohlen war, ſo erwieß ich ihm doch nur die gewöhnlichen Höflichkeiten und trat ihm nie ſo nahe, um zu erfahren, ob der beym erſten Beſuch wahrgenommene Zug eine Hieroglyphe, oder eine unbedeutende Naturſchramme geweſen. Ich kann mich

an ihm auf, daß er mich lange an dem Zutrauen zu ihm würde gehindert haben, das seine Freunde gegen ihn äußerten. Als ich seine Selbstbiographie las, in der er wohl mehr Individuelles von sich und seinen Zeitgenossen hätte sagen können und sollen, weil das Individualisiren das Salz der Lebensbeschreiberey zu seyn scheint (fände man das meinige nur nicht ganz todt) — kam mir dieser Zug um die Nase von neuem ins Gedächtniß.

Am 22. April 1805. bey meiner Nachhausekunft von der Feyer des Kantischen Geburtstages fiel mir in Marmontels Memoiren (Liv. IV. p. 33.) folgende Stelle in die Augen: Si je ne parlois, que de moi, tout seroit bientot dit: mais comme l'hiſtoire de ma vie eſt une promenade, que je fais faire à mes enfans, il faut bien, qu'ils remarquent les paſſans, avec qui j'ai eu des rapports dans le monde, und so wenig es auch hieher gehört, muß ich noch einen klugen Rath herſetzen, den die

nicht enthalten zu glauben, der Predigt- und Moralberühmte Reinhard sey auch irgendwo beerdigt gewesen.

berühmte Pompadour dem schon damals in literarischem gutem Ruf stehenden Marmontel gab, weil ich wünsche, daß ihn alle junge Schöngeister vernehmen und sich ihm zufolge eine von literarischglücklichen Erfolgen unabhängige Existenz dadurch zu schaffen suchen möchten, daß sie nur das Ueberflüßige ihrer Lernjahre in die Kunstlotterie setzten. Malheur à celui, qui tout attend de sa plûme rien deplus casuel. L'homme, qui fait des souliers, est sur de son salaire; l'homme, qui fait un livre ou une tragoedie, n'est jamais sur de rien — und der kluge, in jeder Schriftstellerey erfahrne und berühmte Lessing schrieb am 7. Jun. 1770. seinem Bruder: „Auch die glücklichste Autorschaft „ist das armseligste Handwerk." L. W. 3ter Bd. S. 83.

In Leipzig, wohin ich meinen Freund de la Garde zur Ostermesse begleitete, lernt ich Oesern kennen, einen höchstliebenswürdigen, ganz seiner Kunst lebenden Greis; den Kreissteuereinnehmer Weiße, dem aber seine Meßgeschäfte wenig Zeit für mich übrig ließen, der nichts von dem Funkelnden an sich hatte, das ich am Verfasser der Amazonen- und vieler andern schalkhaft und

herzlich frohen Liedern zu finden erwartete, und in deſſen Selbſtbiographie ich es auch vermiſſe, ſo daß mir in ſelbiger ſein Brief an Garve, worin er ihm ſich ſelbſt ſchildert, das Intereſſanteſte zu ſeyn ſcheint, nebſt einigen Perſonalitäten aus der gleichzeitigen Literargeſchichte, die unter andern den feuerangigen Bodmer nicht eben in ein angenehmes Licht ſtellen; — den Rittmeiſter von Blankenburg, der zwar noch den preußiſchen Soldatenrock trug, aber durch Kränklichkeit und ununterbrochne literariſche Arbeiten alle militairiſche Lebhaftigkeit verloren zu haben ſchien; — den durch ſeine großen Verlagsgeſchäfte in der Folge ſo bekannt gewordenen Buchhändler Göſchen, einen ſehr gebildeten, gefälligen Mann, und im Hauſe des letztern den Geheimenrath Bode, zu deſſen Ueberſetzung des Montaigne ich Anlaß gab. Ueber Bode's oft recht feine, meiſtens ſehr beißende Einfälle wunderte man ſich doppelt, wenn man ſeine Körpermaſſe anſah. Die Weiber behandelte er im Umgange mit ſolcher Gewandtheit, daß ſie am Scherz und Spaß, den er mit ihnen trieb, ſtets Gefallen fanden, oder ihm ſelbigen doch nicht übel nah-

men. Seinem Zureden, ihn nach Weimar zu begleiten, widerstand ich aus Abneigung gegen die Wallfahrten zu den Heiligen des Apollo, mithin habe ich Göthe, Wieland, Schiller, selbst meinen Landsmann Herder nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen,*) aber nach Dresden begleitete ich ihn, wo wir einige Tage mit Doktor Biester in Einem Gasthofe wohnten. In dieser Stadt, die mir an und für sich eben nicht gefiel, besucht ich ein paar Mal die Brühlsche Terrasse, die Bildergallerie und die katholische Kirche, in der es mir bey dem Altarblatte von Mengs einfiel, daß die Mahler den gen Himmel fahrenden Christus nicht anders als schon in der höhern Region vorstellen sollten, weil in dem Absprung, oder geistlichvornehmer zu reden, in der Loereißung von der Erde jederzeit etwas Tanzartiges liegt, das die Ge-

*) Nachdem ich das gelesen und erwogen, was Göthe im 2ten Bande aus seinem Leben über die erste Bekanntschaft mit Herder in Strasburg sagt, thut mir diese Unterlassung eben nicht leid, doch bedaure ich es nach Lesung des 3ten Bandes keinen Besuch bey dem deutschliterarischen Heros Göthe gewagt zu haben.

fühle, ſelbſt des unbefangnen Anſchauers ſtört oder beleidigt. So würde ich auch keinem rathen die Andachtsentzückung zu mahlen, weil ſie ohne Beyfügung einiger frömmelnden Attribute ſich ſchlecht von den Entzündungen ſehr profaner Liebe unterſcheiden läßt. Ich berufe mich auf Gemälde der heiligen Catharine und andre. Auch ſah ich dort die Bibliothek, wo die Dichter in einem Zimmer ſterben, deſſen Ausſicht einen beynah mehr nach den Fenſtern, als nach den Schränken zieht; die Antiken; die aus dem Nachlaß von Mengs gekaufte herrliche Sammlung von Gypsabgüſſen; nur zur Beſichtigung der Prachtſachen des grünen Gewölbes regte ſich keine Luſt in mir. Am Tiſch des preußiſchen Geſandten, Graf Geslers, eines höchſtgebildeten und in mineralogiſchen Wiſſenſchaften ſehr unterrichteten und erfahrnen Mannes, den ich einige Jahre nachher auf ſeiner Rückreiſe von Petersburg in Königsberg mehrmal wiederſah, traf ich auch den Hofrath Adelung, der mir ziemlich ſtark mit grammatikaliſchem Schnee und Eiſe inkruſtirt zu ſeyn ſchien, und viel von dem künſtlich Geknifnem an ſich hatte, das die Leipziger mir eben

nicht wohl gefallend machte, ingleichen den Vater des durch Leyer und Schwerdt bekannt gewordnen Theodor Körner, in dessen Hause ich mit Bode einen angenehmen Mittag hielt. Der plauensche Grund, Freyberg, wo uns der gefällige Herr von Charpentier unter andern das noch nicht ganz ausgebaute Amalgamirwerk zeigte und erklärte, zur Fahrt in einen Schacht aber keine Zeit war, Königsstein, wo mich der Anblick der umliegenden Gegend ganz bezauberte, auch Pillnitz, wo mir der mit Portraits der Beyschläferinnen des starken Königes August behangene Saal sehr missiel — alle diese Oerter wurden in Biesters, wahrlich nicht langweiligen Gesellschaft besehen, und nach einigen gewiß nicht mit Youngschen Nachtgedanken zugebrachten Abenden, an deren einem Bode uns bis tief in die Nacht seine vielen manreuischen Verhandlungen und Abentheuer, die wohl eine Bekanntmachung zur Lehre, Strafe und Besserung vieler verdient hätten, erzählte, fuhr ich mit D. Biester wieder nach Berlin zurück.

Die französische Revolution war damals im Beginnen, und ungeachtet meiner Liebe

für die allein seligmachende Monarchie, war ich sehr für erstere eingenommen, mußte mich aber oft auslachen lassen, wenn ich unter Monarchisten behauptete: Ludwig XVI. würde den Thron verlieren, und unter Demokraten: Frankreich würde keine Republik werden, noch weniger es bleiben.

Bald nach meiner Rückkehr ins Vaterland verkauft' ich mein schön eingerichtetes Guth, um ein anderes zu kaufen, von dem aber weder Boden noch Lage dem ersten gleich kamen. Vielleicht wär' ich ganz aus Preußen gezogen, hätte nicht die höchsttraurige Lage, in die meine, jetzt schon gestorbne Schwester mit 3 Töchtern durch die unverantwortliche Führung ihres, nun auch schon begrabnen Mannes gerieth, mich am vaterländischen Boden festgehalten. Indessen bewog sie mich doch mit zur Verlassung der Nachbarschaft ihres für sie verlornen Landguthes.

Um mich vom Bücherkaufwurm loszumachen, hatt' ich vor meinem Abzuge aus Sprietlack meine sehr ausgesuchte Büchersammlung der Königsbergischen drey Kronenloge für 1500 Rthlr. verkauft, die selbige aber ohne Rücksicht, in den Verdacht zu

kommen, als ob das Klüger- und Besserwerden nicht mehr zu den maurerischen Zwecken gehöre, im Jahr 1804 wieder verauctionirte, und als ich in meinem neuen Wohnsitz zu Ebertswalde abermals einige hundert Bände zusammen zu bringen mich gelüsten lassen, so schenkt ich selbige dem Magistrat in Elbing zur Fundation einer Rathsbibliothek, nebst einem Capital von tausend Gulden, das mir die Kämmerey mit 20 Procent verzinset, für welche jährlich so viel Bücher, als dieses Geld erlaubt, von mir angeschafft und dem Magistrat abgeliefert werden. Entschlösse Man sich, nach meinen Wünschen und Vorschlägen, diese Sammlung mit der Bibliothek des dortigen Gymnasii zu vereinigen und sie unter die Aufsicht eines zur Wissenschaftspflege förmlich verpflichteten Gymnasiendirektors zu geben, so würde sie vermuthlich besser benutzt werden, als es so lange der Fall gewesen ist. Jetzt kauf ich sehr wenige Bücher über jenen Ablieferungsbedarf, und kann das papierne Eigenthum um so leichter entbehren, als die freundschaftliche Gefälligkeit des Herrn Friedrich Nicolovius mich mit dem

Verlangten aus seinem Buchladen lehnsweise versieht.

Das Landleben hat freylich seine eigenthümlichen Herrlichkeiten, doch glaub' ich, daß seine leidenschaftlichen Lobpreiser manches dabey in Anschlag bringen, was ihm nicht eigentlich zugehört. Der ländliche Aufenthalt der reichen und vornehmen Engländer scheint mir weniger ein wahres Landleben, als eine bloße Verpflanzung des höchsten Stadtluxus auf ein geräumigeres Local, um da unter Menschen zu seyn, auf die man vermittelst dieses Aufwandes mehr Einfluß zu gewinnen trachtet und hofft, als man bey der städtschen Concurrenz zu erlangen hoffen, oder sich heraus zu nehmen wagen könnte, und durch deren Ergebung in den Willen und die Laune des Guthsherrn dieser sich die Kosten der reichlichen Bewirthung vergütet und seine Vergnügungen dadurch schärfer reizend (pikanter) macht. Die Vortheile, Gemächlichkeiten, Schönheiten, auch Unannehmlichkeiten des Stadt- und Landlebens, mit sichrer Hand abgewogen, möchten sich wohl das Gleichgewicht halten, und immer nur Nebenumstände der

Zeit, des Orts, des Vermögens ꝛc. einem vor dem andern den Ausschlag geben.

Ich hatte funfzehn Jahre unter vielen Geschäften und Vergnügungen auf meinen beyden kleinen Besitzungen zugebracht, doch ohne ein wirklich landkundiger Wirth zu werden, und hatte, ungeachtet mancher Untersuchungen über das Gute und Schlimme beyder Lebensweisen, noch immer nicht zum Schluss kommen können, ob der englische Dichter Cowper Recht habe, wenn er sagt:

God made the country, and man made the town.

(Gott machte das Land, der Mensch machte die Stadt)

und wo ich am gemächlichsten mein letztes Stündlein abwarten könnte. Endlich leuchteten mir bey einer langen schmerzhaften Krankheit in Ebertswalde, und auch meiner Gattin die Vortheile von der Nähe ärztlicher Hülfe, an die ich eben keinen bergeversetzenden Glauben habe, doch so klar ein, daß wir die Landwirthschaft, ungeachtet des mir unterm 20. März 1792, vermuthlich auf Antrag des Herrn von Rochow und des mir durch seine wohlgehaltne Gar-

nisonschule in Potsdam bekannt gewordnen Feldprobstes Kletschke, ertheilten Diploms zum Ehrenmitgliede der märkschen ökonomischen Gesellschaft, auf immer zu verlassen beschlossen und uns in Königsberg ein Haus kauften, das am aussichtreichsten Ende der Stadt lag und einen nicht kleinen Hofraum und Garten hatte. Da ich diesen Wohnsitz für meinen letzten hielt, so suchte ich mir bald einen Begräbnißplatz auf dem nahgelegenen neuroßgärtschen Kirchhofe aus, und fand ihn in einer Ecke, die ich mit Pappeln umpflanzte, so daß er die Gestalt bekam, unter der er auf den Spätlingen als Vignette zu sehen ist. Allein die in der Folge von der Polizey ausgeführten Wegschaffungen sämmtlicher Kirchhofsbefriedigungen in der Stadt machte, daß auch hier das Sprichwort eintraf: der Mensch denkt, Gott lenkt. —

Einige Umschaffungen in dieser sehr anständigen Wohnung und mancherley andre Einrichtungen in meinem Garten beschäftigten mich anfänglich reichlich. Mein Umgang war auf wenige, aber ziemlich ausgesuchte Menschen *) beschränkt, große und

*) Im Jahr 1805. war Heinrich von Kleist, der

Abendgesellschaften besucht' ich nicht und gab auch keine. So lange Kant noch ausging, war er beynah jedesmal unter meinen Gästen, ich aber habe nie zu seinen commensalibus regularibus gehört. Es

nach Verlassung des Kriegsdienstes in Begleitung seiner pyladischgesinnten klugen Schwester in Frankreich und Italien gewesen und von seinem Gönner, dem Minister von Hardenberg, zur Ausbildung im Finanzfach nach Königsberg geschickt war, oft in meinem Hause. Da in seinem Aeussern etwas Finsteres und Sonderbares vorherrschte, so gab ein Fehler am Sprachorgan seinem Eifer in geistreichen Unterhaltungen einen Anschein von eigensinniger Härte, die seinem Charakter wohl nicht eigen war. Wie ein der Meerestiefe entsteigender Taucher sich wenigstens in den ersten Augenblicken nicht auf alles Grosse und Schöne besinnt, was er in der Wasserwelt gesehen, und es nicht zu erzählen vermag, so schien es bisweilen bey Heinrich von Kleist der Fall zu seyn. Tiefsinn und Begeisterung, sich allein überlassen, bringen ihre Entwürfe oft nicht zur Vollendung. Dieses beweisen die vielen hochgenialen Stellen in den Kleistischen Schriften und aus seiner zu sorglosen Hingebung an jene treffliche Eigenschaft läßt sich vielleicht die wunderlich tragischromantische Lebensbeendigung erklären, zu der sich dieser junge edle Mann, der ein Meisterschriftsteller Deutschlands hätte werden können, entschloß.

fällt mir hier ein kleiner Zug von ihm bey, der in den vielen: Ueber Immanuel Kant nicht steht; um ihn nicht zu vergessen, setz' ich ihn her, wohin er weder der Zeit noch dem Ort nach gehört. Bey einem Besuch, etwa ein Jahr vor seinem Tode, konnte er im Gespräch das rechte Wort zur Erwiederung nicht finden, als ich nun einhelfen wollte, ergriff er meine Hand mit den Worten: „Nein, nein, Freund, helfen sie mir nicht, mein Kopf muß selbst damit heraus" er wandte darauf die Ausdrücke so lange, bis er die ganz richtigen fand, die er mit einem recht zufriedenem „sehen sie wohl, Freund" begleitete.

Schon im ersten Jahr meiner städtschen Niederlassung starb Hippel, mit dem ich über alles, was Staat und Haus anging, viel und ohne Rückhalt zu reden gewohnt war; der Minister gewordne Oberpräsident von Schrötter, den ich beynah täglich sah, zog mit seiner ganzen Familie nach Berlin, und es entstand ein schmerzhafter Riß in meiner Umgangsglückseligkeit, den mein lieber Deutsch nicht heilen konnte, weil sein Temperament ihn hindert, so rasch und gewandt theilnehmend zu seyn, wie

Hippel es war. Der sehr scharfsichtige, auch wissenschaftlich gebildete geheime Staatsrath und Oberpräsident und jetzige Landhofmeister von Auerswald war eine zu neue Bekanntschaft, und seinem Hümör war zu wenig beygemischt von Poesie, *) von welcher der mehrentheils viel störrischer und unbiegsamer aussehende Minister von Schrötter weit mehr besitzt, und die einen zur Auslassung über und zur Theilnahme an Lebenskleinigkeiten, die ich den Vorspann gesellschaft-

*) Da ich in der Folge, als er mein Freund geworden, vielfältig gefunden habe, daß Herr v. A. mit Geschmack und Gemüthlichkeit wirklich schöne Dichter und Prosaisten trefflich verliest, so muß in seinem fundo animae ein poetischer Keim liegen, den nur seine ausgebildete Geschäftsklugheit und vielleicht manchmal zu weitgehende Umsichtigkeit nicht zum sichtbaren Grünen und farbigem Blühen kommen läßt; denn sicher iß, daß man ein Dichter seyn kann, ohne Verse machen zu können, indessen möcht' ich doch nicht vom Raphael mit andern behaupten, er würde ein Mahler gewesen seyn, wenn er auch keine Hände gehabt hätte: das zum Mahlen nothwendige Dichtungsvermögen, die Idee zur Transfiguration konnte er wohl auch ohne Finger haben, und den andern ein Gemälde diktiren — so daß er ein Homer hätte werden können, aber kein Raphael.

ſchaftlicher Genüſſe nennen möchte, erſt recht fähig macht. Indeſſen hat es ſich in der Folge mit erſterm in dieſem Stück zu meinem Vortheil geändert, vielleicht aber auch zu ſeinem eignen, indem Communikationskunſt und Geſprächigkeit von jedem großen Officianten fleißig eingeübt und getrieben werden müſſen, weil er dadurch am leichteſten Menſchenherzen gewinnt.

Beym Regierungsantritt Friedrich Wilhelm III. wandelte mich ein abermaliger Schulparoxismus an, und ich übergab einen Plan zur Verbeſſerung des Landſchul- und Medicinalweſens, der 1800. unter dem Titel: Zugabe zu den Annalen des preußiſchen Kirchen- und Schulweſens vom D. Gedicke, gedruckt erſchien, allein des aus dem Cabinet erhaltenen Belobungsdecrets ungeachtet unbenutzt blieb, bis im Jahr 1804. nach Aufhebung des Staatsminiſterii mit dem Schulweſen unter dem Herrn von Auerswald einige Veränderungen vorgenommen wurden, bey denen auch einige von meinen Bemerkungen angenommen zu ſeyn ſchienen.

Kann aber aus allem Unterrichten und Erziehen der Stadt- und Landknaben etwas

rechtes werden, wenn nicht auf die Erziehung und Belehrung der Mädchen ernstlicher gehalten, und mit ihrer Ausbildung der wahre Anfang der beabsichtigten Besserung des Menschengeschlechts gemacht wird?*) Dieser Meinung war ich lange vor meiner nähern Bekanntschaft mit Pestalozzi, und bin durch die Aeußerungen, die dieser Columbus, der das schwankende Erziehungsey zum Stehen brachte, in seinen Schriften bekannt gemacht hat, noch mehr darin bestätiget. Unter der vorigen Behandlung des Schulwesens hatten die, nicht zuerst nach der Einfalt des Reichs Gottes trachtenden und das Zufallen der Kunstaccidenzien geduldig abwartenden Oberconsistorialräthe und Schulherren so viel Materialien zusammen suchen und schreiben lassen, daß deren Unzählbarkeit sie hindern mußte, zum Einen, das Noth that, zur Anwendung, zu kommen. Es wurden durch den geistlichen Minister von Massow, ob er gleich selbst ein vernünfti-

*) Die seitdem in manchen Städten angelegten Mädchenschulen zeigen, daß man jetzt nicht mehr wie sonst diese weibliche bessere Unterrichtsbesorgung für überflüßig hält — möchte man doch aber auch hier das ne quid nimis nicht unbefolgt lassen.

ger, fleißiger, gutmeinender Mann war, Berge von Berichten und Tabellen zuſammengebracht, aus denen in der Folge nicht einmal die Maus eines lange verſprochenen Schulreglements gebohren werden konnte. Durch ſolches Verfahren kamen aber die Schul- und andre Wiſſenſchaften in einen ſchlechten Ruf, und es ward denen, die auf dem werkluſtigen Erfahrungswege zu Kenntniſſen gelangt waren und ſie anwendeten, Anlaß gegeben, das Sprichwort: die Gelehrten, die Verkehrten, für wahr zu halten. In einer Parodie des Kirchenliedes: Eins iſt Noth ach Herr das Eine ꝛc. hab ich dieſes alles Sr. Excellenz geſagt *).

Im Sommer 1799 ließ ich mich durch meinen alten Freund und damaligen Nachbar, den jetzigen Oberconſiſtorialrath und

*) Als ob das Sprichwort vexatio dat intellectum auch in Landeseinrichtungen zuträfe, hat ſich ſeit dem Einbruch der preußiſchen Paßienszeit auch in dieſem Stück manches geändert; in Königsberg ſind Gymnaſien, Bürger- und Mädchenſchulen feyerlich in Aktivität geſetzt, und wenn hier der Geiſt nicht unter dem Buchſtaben, wie leider oft geſchieht, erliegt, ſo wird gewiß der Segen für Land und Stadt nicht ausbleiben.

Ritter Borowsky, bereden, dem den Schillerschen Göttern Griechenlands nachgebildeten Acheron des Herrn von Eelking in Bremen einen Antiacheron entgegen zu stellen, nicht um ihn zu widerlegen, sondern blos zu zeigen, wie es eben nicht schwer sey, seine Absprechungen zum Vortheil der andern Seite umzukehren. Die Selbstkorrektur dieses Antiacherons hat mir aber mehr Mühe gekostet, als die erste Bearbeitung, und der in den 1803. erschienenen Spätlingen *) vorgenommene zweyte Abdruck mag zeigen, ob ich verbessert oder blos geändert habe, welches letztre bey Revisionen eigner und fremder Arbeiten kein seltner Fall ist und mit Beyspielen aus

*) Ob der Recensent der Spätlinge in No. 19. der Leipziger Lit. Zeitung von 1804. ganz Recht hat, wenn er in selbigen keine Spur von lebendiger Phantasie, poetischem Witz, oder nur kunstreicher Bildung der äußern Form gefunden zu haben behauptet, bin ich zweifelhaft, weil man im Freymüthigen, auch im 87sten Bd. der A. Allgem. deutschen Bibl. S. 380 — 86. ingleichen in der Jenaischen Lit. Zeitung von 1803. No. 136. das Gegentheil versichert. Habent sua fata libelli und die Bücherrichter haben ihre Schrullen, man lasse jedem die ihm sonst gefällige Weise.

Ramler *) und Matthiſon reichlich belegt werden kann.

*) Sulzer ſagt in einem Briefe an Bodmer (Körtens Briefſammlung 1ſter Bd. S. 107.) von Ramler: „er iſt ein ewiger Ausbeſſerer und ſieht nichts für eine Kleinigkeit an, il-y-a un peu de folie en cela," worin er recht Recht haben mag; vielleicht würde auch in ſeinen Oden manches anders ſeyn, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, über ihre Hauptidee einen, oft recht langen, Aufſatz in Proſa niederzuſchreiben, in ſolchem — dann die beſten Stellen anzuſtreichen, ſie in neue Ordnung zu bringen und erſt nach zwey, dreymaligem Anſtreichen und Abſchreiben, zur Verſificirung zu ſchreiten. Seine Ueberſetzungen des Horaz, deſſen Oden er auswendig wußte, ſchrieb er auf eine Seite ſeines Schreibtäfelchens, und die Correkturen, die ihm in Geſellſchaft und auf Spaziergängen einfielen, auf die gegenüberſtehende, löſchte dann die erſte Ueberſetzung aus, ſchrieb die veränderte in ihre Stelle und verfuhr mit dieſer ſo, wie mit der vorigen.

In der Meinung, daß ſolches vorgängiges Niederſchreiben in Proſa nicht vortheilhaft ſey, beſtätigt mich der Recenſent von Alfieris Leben im 3ten Bande der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte, in der ich heut (3. Mai 1813.) geleſen habe, wenn er S. 276. ſagt: „Weislich „entwarf Alfieri zuerſt den Plan ſeiner Tragödien „nach der ganzen Reihenfolge der Scenen — aber „darin irrte er, daß er nun den Dialog in Proſa

Anno 1800. wurde die in Königsberg ſchon vor einigen Jahren angelegte, aber ganz in Verfall gerathne Kunſtſchule durch den geheimen Oberbaurath Eytelwein revidirt, und man nahm auch mich zum Mitgliede des zu ihrer Beförderung eingerichteter Senates an. Eigentlich iſt ſie nur für Bauhandwerker geſtiftet, deren Geſchmacksberichtigung und Verfeinerung ſie gewiß auch merklich zu befördern anfängt. Möchte doch der Misbrauch einer endlich eingeführten Gewerbsfreyheit ihre Fortſchritte nicht aufhalten! — Sollte die Obrigkeit, welche Gewerbsfreyheit ertheilt, nicht auch darauf ſehen, daß jeder, der ſie benutzen will, das, was er zu treiben ſich entſchließt, gehörig zu

„niederſchrieb, bevor er an das Verſificiren ging: „daß er letzteres rückweiſe, oft erſt nach Jahren „that, dieß mußte ſeine Diktion nothwendig ſteif „machen. Geſetzt ſein proſaiſcher Dialog war „auch ſchon halbe Poeſie, wie etwa die Proſe „unſers Geßners, ſo bleibt es doch eine mißliche Sache, ſolche Proſe in Verſe zu verwandeln, wie Ramler ſelbſt es mit wenigem Glück „verſucht hat. Poetiſche Ideen müſſen in der „Sprache der Poeſie empfangen werden und zur „Welt kommen, oder man wird ihnen anmerken, „daß ſie im erborgten Gewande einherſchreiten.“

treiben verſtehe? Wird ſie nicht ſonſt dem, der durch das ausgehangne Schild getäuſcht und betrogen wird, für den Schaden, der ihm aus einer Art von ignorantia invincibilis erwächſt — gut ſtehen ſollen? Meines Erachtens leidet hier die Rechtsregel: quilibet ſcire debet conditionem eius, cum quo contrahit große und billige Ausnahmen.

Mehr als ein Jahr hab' ich auf die Durchſicht*) der Bodeſchen Ueberſetzung des Montaigne verwandt, nur ein förmlicher Eigenſinn konnte mich bewegen bis ans Ende auszuhalten, das Gott Lob Anno 1804.

*) Bey dieſer Gelegenheit fällt mir die mühſame Durchſicht der meiſtentheils ſehr glücklichen kleinen Gedichte des durch ſeine Genialität und erbärmliche Wirthſchaft in Königsberg ſehr bekannt gewordnen Kammerſecretair John bey. Viele waren mit Bürgerſchen und Gerſtenbergſchen Geiſte geſchrieben, unter andern eine dithyrambiſche Ergießung über Luthers: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebenlang. Die ganze Sammlung ſoll nach ſeinem Tode von den Erben dem Kriegsrath Büchler zugeſandt ſeyn, was er davon für Gebrauch gemacht, iſt mir unbekannt geblieben.

erreicht wurde; gewiß wäre aber diese Arbeit für die künftigen Leser der zweyten Ausgabe der Versuche nicht so vortheilhaft ausgefallen, wenn mich nicht der Pfarrer Fischer und der Professor Kraus mit ihrer Sprachkenntniß und Scharfsichtigkeit unterstützt und vor manchen Fehlgriffen gesichert hätten.

Ist die Nachwelt erkenntlich, so wird diese unendlich mühsame Berichtigung eines so köstlichen Menschenbuches meinen Namen wenigstens bis zur Erscheinung einer noch mehr gebesserten dritten Ausgabe im guten Andenken erhalten.

Beym Durchblättern meiner aus dem Hippelschen Nachlaß zurück erhaltenen Briefe fand ich viele von ihm angestrichene Stellen, diese zog ich vor Verbrennung der Briefe aus, und ließ sie mit andern gelegentlich aufgezeichneten Bemerkungen unter dem Titel: Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andre Gegenstände, 1802. drucken. Mein Freund Kraus, dieser vorragend scharfsichtige Staatswirthschaftslehrer und Kenner, und der damalige Criminalrath, jetzige geheime Kriegesrath und

zweyter Regierungsdirektor Frey, ein vorzüglich kluger Kopf und gewandter Dienstmann, machten unter der Firma von B. und C. mir verschiedne Bemerkungen über und wider, die zum Weiterdenken Anlaß geben können. 1804. erhielten die über Erwartung gut aufgenommenen Gedanken ꝛc. eine Zugabe von einigen Bogen. Die der ersten Ausgabe vorgesetzte Zuneigung an den Minister-General Grafen Schulenburg-Kehnert und den geheimen Finanzrath Bergstädt wurde aber bey der zweyten, aus sehr guten Gründen, nicht wiederholt. Die durch Zeit, Ort und persönliche Umstände veranlaßten Zusätze haben in der zweyten Abtheilung des 2ten Bändchens 1812. ihr Plätzchen gefunden.

Als der jetzige Pfarrer und Superintendent Weiß sich nebst einigen andern Geistlichen entschloß, auch für Königsberg ein neues, sehr noththuendes Gesangbuch herauszugeben, und eine Anzahl neuer Lieder aus andern Sammlungen in Form eines Anhanges zum alten Gesangbuche drucken ließ, so sucht' ich dieses Unternehmen bey der kirchlichen Oberbehörde bestens zu befördern; und da man mir den erwähnten An-

hang zum Nachlesen anvertraute, so hab' ich selbiges zwar nach meinem besten Wissen und Gewissen besorgt, weiß aber nicht, wie viele von meinen Abänderungen man kirchlich-gerecht genug befunden habe, indem ich mein durchgebleyfedertes Exemplar nicht weiter gesehen. Bis jetzt 1814. hat aber die allgemeine Einführung dieses Gesangbuches nicht Statt finden können, aus Ursachen, die ich verschweige, weil ihre Anführung die Sperrkette persönlicher Ab- und Rücksichten doch nicht wegnehmen und die in vielen alten kräftigen Liedern schlecht gemachten Abänderungen nicht verbessern würde.*)

Mein Dichten und Trachten ging und geht immer darauf hinaus, meine Mittelmäßigkeit auf eine meinen Jahren und Launen angemeßne Art zu genießen, weil ich fest glaube, daß kein Sterblicher glücklich

*) Ob die neue Zusammentragung, bey der der Oberconsistorialrath Borowsky die Auswahl der alten und der Consistorialrath Krause die der neuen Lieder übernommen hat, besser gedeihen werde, weil sie mit förmlich obrigkeitlichem Vorbewußt geschieht, wird die Zeit lehren, die ich aber wohl nicht zu erleben hoffe.

ſeyn kann, wenn er nicht bereit und willig iſt, auch andre glücklich und zufrieden zu ſtellen, und daß es ſeine völlige Richtigkeit hat mit dem Gellertſchen Gnomon:

Ein jeder Freundſchaftsdienſt, ein jeder kluger Rath,
So klein die Welt ihn ſchätzt, iſt eine große That.
Auch in der Dunkelheit giebts göttlich ſchöne Pflichten,
Und ſie im Stillen thun, heißt mehr als Held verrichten.

Möchte ſich doch Jeder von dieſer Wahrheit überzeugen laſſen, bey ihrer Befolgung würde gewiß des Böſen weniger und des Guten mehr geſchehen. Denn wie oft trat nicht ein gutes Wort des einen, dem ſchlechten Vorſatz des andern ſo lebhaft in den Weg, daß letzterm darüber die Luſt verging, ihn zur That werden zu laſſen! Ohne die Befolgung dieſer Maxime würd' ich tauſend Freuden weniger, theils ſelbſt genoſſen, theils andern geſchafft haben. Wie oft wird nicht guter Rath Sporn und Mittel zur Ermannung und zu eigner Hülfe, die zufolge des franzöſiſchen Sprichwortes: aide toi, et Dieu t'aidera, immer die beſte und ſicherſte iſt.

Selbſt erlebte Beyſpiele werden jedem

beyfallen, und ich ſetze, wahrlich nicht aus Prahlerey, ſondern aus herzlicher Freude über ihr Gelingen, ein Paar eigner in die Note. *) Vielleicht würd' ich weit eingezo-

*) Durch mein unermüdliches Bitten, Erinnern und Drängen wurde der faſt zur Ungebühr ſchriftſtellereyſcheue Pr. Kraus dahin gebracht, ſeine vieljährigen, dem Dienſt ſchon ſo nützlich gewordenen Vorleſungen über Staatswirthſchaft zu einem Buch zu ordnen, aus dem man lernen könnte, wie man den Adam Smith recht benutzen kann und ſoll, wenn ich gleich den Herren Sartorius, Lüder, Jacob, Hufeland, Soden ꝛc. ihre Verdienſte nicht abſprechen will oder mag. Ohne dieſe Vorbitten wäre es ſeinem unermüdlichen Freunde Auerswald aber gewiß weit ſchwerer geworden, der gelehrten und Dienſtwelt es zu geben und ihm ſeine übrigen kleinen Schriften folgen zu laſſen.

Auf der Geſandſchaftsreiſe des Grafen Fr. Stollberg nach Petersburg lernt ich den älteſten Nicolovius, der ihn ſchon auf ſeinen größern Reiſen begleitet hatte, näher kennen, und es that mir leid, einen ſo weltverſtändigen, biedern und gelehrten Mann außer ſeinem Vaterland dienen zu ſehen, daß ich alles mögliche verſuchte, ihn aus Eutin, ſeinem damaligen Wohnſitze, nach Preußen zurückrufen zu laſſen, wo er anfänglich als weltlicher Conſiſtorialrath zum Beſten des Schul- und Kirchenfaches angeſtellt, bey der neuen Organiſa-

gener gelebt haben und noch jetzt leben, wo mir das Mitleben, besonders körperlich, manchmal herzlich sauer wird, allein das Bewußtseyn, daß zu mancher Ausrichtung meine Kräfte nicht hinreichen, treibt mich zum Versuche, ihre Wirksamkeit durch den Umgang mit Stärkern zu vergrößern. Ja diese Hülfslustigkeit hilft mir sogar eine Art von Abneigung gegen hohe Standespersonen überwinden, und da, wo ihre freye Aeußerung mir oder andern unvortheilhaft werden könnte, selbige durch eine lachende Wendung zu plätten und zu lasuriren. Unten kann man lesen, wie der alte Regnier Horazens Worte:

Dulcis inexpertis cultura potentis amici,
Expertus metuit *) paraphrisirt hat.

tion Staatsrath bey der Sektion des Cultus und öffentlichen Unterrichts wurde, und besonders dem Fach des Cultus vorsteht. Ist er nun gleich durch seinen jetzigen Aufenthalt in Berlin für mich verloren, so leb ich doch in der Freude über das viele Gute, das er durch Eifer und Thätigkeit dort stiften wird.

*) Les grands Seigneurs.

Il faut toujours au grands Seigneurs
Rendre toute sorte d'honneurs,

In ſolcher geiſtigen und leiblichen Stimmung vergingen viele Jahre, die ich mit Stillſchweigen übergehe, um auf das Jahr 1806. zu kommen, in dem ſich mancherley Veränderungen mit meiner ganzen Lage anhoben. Die mühſame Aufſicht, die das in Ordnung Halten eines halbländlichen Wohn-

les aimer, c'eſt une autre affaire.
Qui ne les connoit qu' à demi,
S'honore d'être leur ami,
Qui les connoit, ne l'eſt guerre.
Ils ſont d'un commerce trés doux,
tant, qu'ils ont d'affaire à vous.
Hors de là c'eſt tout le contraire
Comme ſi tout leur étoit dû,
Chez eux d'un ſervice rendu
L'ingratitude eſt le ſalaire,
Ils ne leur ſont pour ſerviteurs
Que des fades ſalutateurs.
La verité leurs eſt amere.
Aprochés à ceux comme du feu,
Les bien connoitre et les voir peu
C'eſt le mieux, que vous puiſſies faire;
au dehors ils ſemblent heureux,
Et tout ſemble être fait pour eux,
Au dedans ce n' eſt que miſére;
Chaque paſſion tour à tour,
Comme une eſpece de vautour,
Les dechire et les deſeſpere.
D'une ſotte gloire bouffis

ſitzes erfordert, und der Verdruß, den man mit den unentbehrlichen Hülfshänden hat, bewogen mich, bey Gelegenheit, daß die Sache wegen Anlegung eines botaniſchen Gartens bey hieſiger Univerſität in etwas ernſtlichere Anregung kam, ihre Ausführung aber in der Ausmittelung des Lokals und der

Des Dieux ils s'eſtiment les fils
Sofia eſt peutêtre leur pére,
Leur mére en fait la verité.
Quoiqu'il en ſoit, la vanité
fait presque tout leur caractere;
Ce ſont des ballons, que le ſort
Pouſſe en l'air ou plus ou moins fort,
Et dont il joue à ſa maniére;
De globes de ſavon et d'evau,
Que forme au bout d'un chaluman
D'un enfant l'haleine legere;
Chaque globe eſt moins ou plus grand,
Mais tours ne ſont pleins que de vent.
Telle eſt des Grands la troupe entiére,
Des l'enfance à l'erreur livres
Et de la verité ſevrés
Ils ſe repaiſſent de chimeres,
A peine ont ils le ſens commun.
J'en excepte pourtant quelqu'un
Que j'eſtime et que je revere,
Le reſte n'eſt bon qu' à noyer,
Auſſi j'opine à l'envoier
Par le plus court à la riviére.

Kosten zu dessen Ankauf viele Schwierigkeit fand, zu dem Entschluß, Haus, Hof und Garten, die mir über 12000 Rthlr. gekostet hatten, dem Könige gegen eine Leibrente von 700 Thalern auf 4 Augen abzutreten. Da die reellsten Vortheile auf Seiten des Acquirenten waren, so wurde mein Anerbieten durch eine Cabinetsordre vom 20. Sept. 1806, also kurz vor dem Auerstädtschen Schlage, genehmigt und mir das Wohnen bis Ostern 1807. gestattet. Mit der wirklichen Einrichtung des botanischen Gartens wurde aber erst im Herbst 1809. durch den Finanzminister Freyherrn v. Altenstein der Anfang gemacht. Als Kenner und Liebhaber der Botanik, vergrößerte er das Areal gehörig durch Ankauf andrer Grundstücke und besorgte ihm auch in der Person des Professor Schweigger, der einige Jahre durch im Jardin des Plantes zu Paris seine botanischen Talente ausgebildet hat, einen schicklichen Vorsteher; so wie die, dicht dabey an einer sehr schicklichen Stelle erbaute Sternwarte in dem lilienthalisch gebildeten Professor Bessel einen unverbesserlichen Astronomen gefunden hat.

Anfangs

Scheffner's Leben.

Zweite Hälfte.

Mein Leben,

wie ich

Johann George Scheffner

es selbst beschrieben.

Zweite Hälfte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
gedruckt bei J. G. Reubert im J. 1816
und
ausgegeben im J. 1823.

Scheffner's Leben.

Mein Leben,

wie ich

Johann George Scheffner

es ſelbſt beſchrieben.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Und dabei ſo alt mich lebte,
Band ich hier in einen Strauß.
Nähm' in ihm doch Alter, Jugend
Irren, Streben, Fehl und Tugend
Sich für jedes ſchicklich aus.

(Nach Göthe.)

Leipzig,
gedruckt bei J. G. Neubert im J. 1816
und
ausgegeben im J. 1825

Anfangs Septembers 1806. ſchrieb ich eine Art von Epiſtel an Johannes Müller, in der die Frage: wo will das hin, in Rückſicht auf mein eignes Ich mehrmals vorkommt. Mit weit lebhafterm Intereſſe frug ich mich aber ſeit der eingezogenen Nachricht von der Auerſtädter Schlacht mit Rückſicht auf den preußiſchen Staat: wo will das hin? Wenn man mit Vorſtellungen von der Wichtigkeit ſeines Vaterlandes alt und grau geworden und von der Greisheitslaſt nicht ganz zur Fühlloſigkeit herabgedrückt iſt, ſo macht das Sehen in den Abgrund der Erniedrigung einem den Kopf ſchwindlich, und die Fragen: wo will das hin? wer hätte das denken können? und wie war das möglich? ſetzen ſich auf das patriotiſche Herz wie der Geyer auf die Leber des Prometheus. In dem, was ich mir zu ihrer Beantwortung denke, find' ich nur neue Gründe für den Glauben, daß gewiſſe Jahre zum Führen großer Geſchäfte, die auch leibliche Thätigkeit erfordern, nicht tauglich ſind; daß Leichtſinn der oberſten Behörden zu vielen Erbärmlichkeiten und groben Pflichtvergeſſenheiten der untern Behörden Anlaß giebt; daß die richtigſten Theo-

rien durch ſolche Ausführer zu Elendsquellen umgeſchaffen werden; daß Unentſchloſſenheit ein Cardinalgebrechen jedes Regenten iſt, weil ſie entweder ſeine Unfähigkeit und Trägheit, ein Paar ſehr oft verbundene Fürſtenqualitäten, verräth, oder, wenn man ihm Verſtand und Gutmüthigkeit nicht abſprechen kann, die gegen den Muthwillen der Dienſtharpyen ungeſchützten Unterthanen um alles Vertrauen zu ſolchem Regenten und um die Hoffnung, unter ihm einſt wieder glücklich werden zu können, bringt.*)

*) In No. IV. der Pieces interessantes relatives aux derniers evenemens en France, Octobre 1815. le Miniſtere, fand ich heut (20. Nov. 1815.) einige Stellen, die wohl nicht blos von Ludwig XVIII. beherzigt zu werden verdienen, und die ich daher hier folgen laſſe:

Nous avons besoin de talens dans nos hommes d'état sans doute, mais nous avons encore plus besoin de moeurs et de probité, d'une conduite passée, qui reponde de leur conduite à venir, d'une fidelité éprouvée à leurs devoirs et à leurs engagemens, en un mot de toutes les garanties morales, qui ne peuvent pas se trouver dans des hommes accoutumés à se jouer de tout, à changer chaque matin de visage et à fabriquer sans ceſſe des revolutions — — Ces hommes ſi renommés pour

Beim Ausbruch des Krieges bot ich jedem eine Wette an, auf die Gewißheit des

leurs talens ne sont accoutumés à gouverner qu' avec des sophismes, des mensonges et de loix de circonstance, ou plûtot ils n'y sont pas accoutumés du tout; car dénaturer le sens des loix, ou en faire de nouvelles à chaque difficulté, qui se presente, ce n'est pas gouverner, c'est revolutioner. S'ils etoient obligés de marcher droit, et sans toutes ces ressources, ils seroient plus embarrassés que d' autres, ils trebucheroient à chaque pas. — — Le respect pour l'opinion publique est le plus sure garant de la liberté, il a souvent suffi pour l'assurer — — Il y a des blessures nombreuses à guérir, qu' on ne craigne pas d'en sonder la profondeur. Les plus dangereuses, on ne les trouvera pas dans les maux de la guerre, on les trouvera dans nôtre demoralisation; qu'on porte là la principale attention, c'est le moien de meriter la reconnoissance des races futures. Là est le veritable danger. Qu'on ote le timon des affaires publiques, et des gens, à qui personne ne voudroit confier ses affaires particulières, — — Qu'on donne au malheureux le mojen de se consoler de ses peines, mais de lui en demander l'oubli, sans chercher même à les soulager, c'est s'abuser, c'est insulter au malheur, p. 51. 53. 54. 62. 63. 65.

ersten preußischen Sieges, da ich die Soldaten, selbst unter Friedrich dem Zweyten nicht, so für den Krieg enthousiasmirt gesehen. Nun sah ich dieses Heer geschlagen, verwirrt, und fast konnte man von ihm wie vom verfolgten Christo sagen: Keiner wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte.

Die Zeit und die Art, wie dieser Krieg begann und geführt wurde, erregte in patriotischen Herzen eine Bitterkeit, die, wenn sie allgemein geworden wäre, zu politischen Ausschweifungen hätte führen können. Der Glaube schon, und um so mehr noch die Ueberzeugung, daß alles anders hätte gehen können, sollen und müssen, reizt zum Tadel, der keiner Regierung vortheilhaft ist, giebt Anlaß zu einem Mißtrauen, das selbst gute Absichten verkennen läßt, und zum Murren über gute, obgleich beschwerliche Vorkehrungen. Allgemein für überflüßig anerkannte Verwendung der Einnahme verdoppelt das Gefühl, das beynah jede Abgabe unangenehm macht. Man glaubt guten Saamen auf undankbares Land fallen, oder ihn von unverständigen muthwilligen Füßen zertreten zu sehen. Wen wird es nicht ärgern, wenn er einen das Geld auf seidne Strümpfe ver-

wenden, und keins zu einem Paar Schuh übrig behalten sieht? ihn hernach aber klagen hört, daß er nicht auf die Straße gehen könne?

Doch was hilft es, sich dem Nachdenken über die Zeitströmungen hinzugeben, und an die Fluth des öffentlichen Elendes zu erinnern, so lange nichts geschieht, das eine sichre Bürgschaft für eine tröstende Ebbe einlegt? Als mir eines Tages die Schnur meines Fensterrouleaus entschlüpfte, und es plötzlich finster in der Stube ward, dacht ich an die Regierungsfäden, die den europäischen Fürsten entschlüpft und allein Napoleons Händen überlassen zu seyn scheinen. Wird es noch einmal Tag, und wie viel Tag wird es in den Rathsstuben und Cabinetten werden — transeat cum reliquis erroribus —*).

Mein Freund L'Estocq war zur Anführung der preußischen Armeebrocken aus Neuostpreußen abgerufen, und seine Gattin kam mit ihren beyden Töchtern, von denen die älteste einige Monate nachher starb, nebst

*) Nun danket alle Gott, für den nach solcher Schreckensnacht erlebten Morgen, möchte ihm doch auch ein guter Tag folgen! 1814.

einem Theil ihres in der Eil zusammengepackten beweglichen Vermögens in mein Haus, wo wir mit Fügung in die wahrlich böse Zeit einmüthig bey einander lebten. Auch in meine neue Wohnung zog die Generalin mit, bis sie wenige Tage vor dem Einmarsch der Franzosen der Königlichen Familie, mit Zurücklassung ihres größern Gepäckes, nach Memel nachzufolgen sich für genöthiget hielt.

Ein Besuch, den die Prinzessin Solms, eine Schwester der Königin, eines Tages der Generalin machte, und bey dem ich zu erscheinen berufen wurde, schaffte mir die Bekanntschaft der erstern. Damit man mich nun bey meinem hohen Alter nicht etwa einer erheuchelten Entfernung vom schönen Geschlechte zeihe, so will ich etwas bey dieser Prinzessin verweilen.

Nach der ersten Erscheinung bey einer ihrer Theegesellschaften ließ ich mich vom Theedacapo dispensiren, behielt mir auch das Neinsagen bey Mittagseinladungen vor, war aber zum Vorlesen deutscher Schriftsteller, von denen Ihro Königliche Hoheit noch manche unbekannt waren, jederzeit bereit. Da ich weder Oberhofmeister noch Beicht-

vater der Prinzessin war, so waren unsre Unterhaltungen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop ohne Zwang. Ihr Wohlgefallen an Hebels allemannischen Gedichten veranlaßte mich 19 aus der Sammlung umzudeutschen, und viele versicherten mich, es sey mir ziemlich damit geglückt; als ich aber dem Kirchenrath H. sie gedruckt zuschickte, schrieb mir dieser wackre Mann unterm 2. Aug. 1811: „Sie haben Schwierigkeiten bekämpft, die vielleicht keiner besser als „ich durch Erfahrung kenne, ich kam da„durch nie weiter, als zu der Ueberzeugung, „daß die Gedichte weniger übersetzt, als neu „ins Hochdeutsche hinüber gedichtet werdkn „sollten, denn die gefällige Naivität ei„nes Landmädchens ist nicht mehr das, „was sie war, sobald es sich in modischer „Kleidung producirt," und Tiedge, ein gewiß nicht minder competenter Richter, schrieb mir unterm 29. Okt. 1811: „Ihre „Arbeit ist mir eine um so liebere Erscheinung, da auch ich schon längst die Uebersetzung einiger dieser allerliebsten Lieder „versucht hatte — unter andern fand ich „den Morgenstern sehr gelungen. Ei„nige dieser süßen naiven Lieder scheinen

„mir ganz unübersehbar. Ein großer, viel„leicht der größte Theil ihrer Naivität liegt „einzig in der Sprache, und diese geht in „der hochdeutschen Mundart verloren. He„bel hat selbst Ueberseßungsversuche gemacht, „und sie zurückgelegt; unsere Sprache ist „längst zu vornehm geworden, um in den „Ton eines naiven Landmädchens einzustim„men ꝛc.“

Verzicht auf alle Prinzeßlichkeit stellte ihren guten Kopf in vortheilhaftes Licht, auch kam jenem eine gewisse nicht uncultivirt gebliebne Naturcoquetterie, *) wofern dieser Ausdruck nicht ein Bowl ist, und der Ton ihrer sehr musicalischen Stimme zu Hülfe.

Solche Naturcoquetterie scheint mir ein vortrefflicher Boden, der zwar ohne sittliche Cultur hohes blumigtes Steppengras wach-

*) Eine solche Coquetterie ist auch unserm Geschlecht nicht fremd, denn Kant sagte zum Hagemann, den Schadow nach Königsberg geschickt hatte, um den alten Philosophen zum Behuf der Marmorbüste zu modelliren, als er ihn frug: ob er ihn ganz treu nachbilden sollte? „so alt und häß„lich, wie ich nun bin, dürfen sie mich eben nicht „machen?“

sen läßt, das frisch oder gedörrt nur Viehfutter abgiebt; geräth er aber unter die Hände treuer moralischer Bearbeiter, was kann er dann nicht für Früchte tragen, Menschen zu nähren, die auch dem Thiere sein gebührendes Antheil lassen, denn der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Freylich kommt es, wenn die Saat gedeihen soll, viel auf Clima und Witterung an, die alle beyde an Höfen gedeihlicher aussehen, als sie wirklich sind; allein sollte man nicht auch hier die wahre Kunst zu Hülfe nehmen können, die schon oft das verbessert hat, was nur darum schlimm war, weil man es zu sehr einer üppigen Natur überließ?

Beym Nachdenken über manches aus der Geschichte dieser Prinzessin hab ich die Wahrheit des Vorstehenden bestätigt gefunden, und wie würd' es mich freuen, wenn manches, was ich hier vorgelesen, im Vorbeygehen gesagt habe, oder worüber in kleinen Gesprächen nähere Untersuchungen angestellt wurden, ihren guten Geistesboden fähiger gemacht hätte, in der Folge, je früher je besser, nützliche Früchte für ihre eigne Person und auch für andre zu tragen!

Bey ihrer am 5. Jun. 1807. erfolgten Abreise nach dem Töplitzer Bade hatte sie mir zum Beweise ihres freundschaftlichen Zutrauens ein Paar Bändchen eigenhändig geschriebener Collektaneen aus Büchern und eignen Herzensergießungen zurückgelassen, die mich in der guten Idee von der Natur ihres Verstandes und Herzens bestärkten, mir aber auch bey der Zurücksendung Gelegenheit gaben, ihr das Sprüchlein anzuführen: da ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr es thut.

Ihr vermuthlich gutes Zeugniß von mir schaffte mir im April 1807. Gelegenheit, der Königin, die aus Liebe zu dieser Schwester nicht auf das Schloß, sondern in die eben nicht geräumige Wohnung der letztern zog, persönlich bekannt zu werden. Eine höchstfreundliche Aufnahme machte mich bey der zweyten Aufwartung so dreust, Ihrer Majestät zu gestehen, daß ich ohne solche trauliche Begegnung mich wohl kaum zur dritten Erscheinung vor ihr würde entschlossen haben; worauf sie erwiederte: „und ich „hätt' es ihnen auch nicht verdacht." Viele Stunden hab ich mit dieser, gemüthlich noch mehr als leiblich liebenswürdigen Frau recht

behaglich zugebracht. Sie machte beym Lesen und den, mehrentheils weit länger dauernden Gesprächen manche sehr treffende Bemerkung, sprach über Hof-, Zeit- und Lebensumstände so richtig, daß ich ihr manchmal sehr rücksichtslos mein Verwundern über manches Zeitbenehmen nicht verbergen konnte, zu dessen Aufschluß sie mir die vieljährige Gewohnheit, den dadurch vom angebornen verschieden gewordnen Charakter, auch wohl die Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmack ihres Mannes zu fügen und selbst die Dinge, die ihr viel und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zur Beruhigung oder Zeitkürzung nützlich oder nöthig hält, angab. Von letzterer schien sie so unüberwindlich überzeugt, wie ich es davon bin, daß ein Regent, der es mit dem wahren Regieren ernstlich meint, es nie nöthig haben darf, soll und wird, die Zeitvertreibe seiner Gemahlin zu unterbrechen oder letztere mit zu den seinigen zu machen. Sie hindern sich meines Erachtens dadurch beyde an den wahren Standes- und Geschlechtsgenüssen. — — Augen von einem freyern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende

Unbefangenheit hab ich in keinem weiblichen Geſicht geſehen und wahrgenommen. Mit wahrem Vergnügen erinnre ich mich noch der Geſpräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen oder Perſonen geſagt, ſie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürſtliche, von der bürgerlichen ſehr verſchiedne Erziehung, die ſchwere Wahl eines Oberhofmeiſters, die Wirthſchaftlichkeit bey Wohlthaten als Mutter ächter Freygebigkeit, den Schaden vorſchneller Gutmüthigkeitsäußerungen, die Nothwendigkeit des Hofetiquets, die höfiſche Zeitverſchwendung ꝛc. von politiſchen Gegenſtänden brach ſie jedesmal gleich ab. Sie verſtand einem alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf ſie. —

Den 2. Juny 1807. folgte die Königin ihrem ſchon vorausgegangenen Gemahl nach Memel, und den 15. trank General L'Eſtocq die Abſchiedstaſſe Caffee bey mir, nachdem die zu vermeiden mögliche Schlacht bey Friedland vom General Bennigſen, dem viel Sonderbares und Eignes im Geſicht geſchrieben ſteht, verloren, und dadurch Kö-

nigsbergs Schickſal ſo entſchieden war, daß der daſelbſt kommandirende General Rüchel, der manche Vertheidigungsanſtalten mit vielen Koſten vergeblich getroffen, gar nicht nöthig gehabt hätte, ein Paar Tage vor dem Einrücken der Franzoſen, eine große Anzahl Häuſer und Windmühlen ſans rime et ſans raiſon abbrennen zu laſſen. L'Eſtocq zog ſich mit ſeinem kleinen Truppencorps nach dem letzten Flick des einſt weiten preußiſchen Kriegsmantels; am 16. ſah ich um 6 Uhr Morgens die Franzoſen in großen Haufen mit ſchöner Kriegsmuſik meine Wohnung vorbey ziehen, und alles trat nunmehr unter die phyſiſche Gewalt eines Volks, deſſen Kraft, Geiſt und Gewandheit man bewundern muß, wenn gleich der ſehr häufig übermüthige Misbrauch jener Eigenſchaften den, der ihn ſieht, und den, den er trifft, empört und zu Grunde richtet.

Da ich an Königsbergs Eroberung durch die Franzoſen noch zweifelte, als ich am 14. von unſern Stadtwällen canoniren ſah, ſo hatt' ich auch keine künſtliche Sicherungsmittel gegen einen feindlichen Beſuch angewandt, alles ſtand auf ſeiner bisherigen

Stelle, und der Staub auf Napoleons Büste konnte zeugen, daß ich ihn nicht erst in den letzten Tagen zum Schutzheiligen hingesetzt hatte. Die deponirten Ballen meines Freundes l'Estocq waren an den Wänden meines Saales, in dem ein Billiard stand, aufgestapelt, weil kein anderer Raum für sie war. Ich wartete ruhig ab, was kommen würde, und dachte, im schlimmsten Falle kann es doch bey deinem Alter nicht lange währen; außerdem hab ich durch Kummer- und Sorgenpränumeration nie meine Freudeneinnahme geschwächt. Viele, die ich vom Glauben an göttliche Vorsehung strotzen gesehen, sah ich in dieser Zeit am meisten für Gut und Blut zittern, weil ihr Zutrauen nur auf den Lippen geschwebt hatte. Der Ton wahrer Ergebung in den Willen Gottes klingt im Herzen ganz anders, als der Nachklang der Straßenleyer äußerer Frömmigkeit. Oft ist es rathsam, seine Imagination höchstmöglich steigen zu lassen, um eine Höhe zu erreichen, die eine große Uebersicht gestattet, denn auf der höchsten muß doch alles gut erscheinen, weil im Ganzen alles gut ist.

Mein Hauswirth, der Banquedirektor Crüger hatte den Artilleriegeneral Son-

gis zum Einquartirten, deſſen Adjutant und Büreauſekretair zwey Zimmer und ihren Morgencaffee bey mir erhielten; fünf Artilleriſten und zwey Officiere, die mehrmale gewechſelt wurden, lebten außerdem ganz auf meine Koſten, erſtre auf dem Hausboden, leztre im Saal. Meine Frau, die ſehr gut franzöſiſch ſprach, ſtand bey ihnen allen immer in großem Anſehen und wurde in ihren eignen Streitigkeiten oft als Friedesrichterin angenommen. Die bey mir einquartirten Officiere waren zwar lauter Menſchen ohne literariſche Bildung, bequemten ſich aber alle zu meiner gewöhnlichen Tiſch- und Hausordnung. Der Adjutant des Generals beſuchte mich beynah täglich auf ein Paar Stunden, war ein Erzfranzoſe, hatte Egypten geſehen und verſchiednes geleſen, und nahm auch Bücher von mir, ſo daß die Unterhaltung mit ihm gar nicht läſtig wurde. Einmal beſuchte ich in ſeiner Geſellſchaft das franzöſiſche Lager, und fand ſeine Nettigkeit ſehr abſtechend gegen das Ausſehen andrer von mir geſehenen Läger. Was hatten aber die Soldaten für Unfug in der Gegend angerichtet um dieſe Sauberkeit und Verzierung zu ſchaffen?

Hier ſah ich auch den Revue haltenden Kaiſer, aber nicht ganz in der Nähe, umgeben von ſeinen ſtets mit tiefſter Ehrfurcht ſich ihm nahenden Feldoberſten. Seine körperliche Stellung und Haltung hatte etwas ähnliches mit der des Königs Friedrich II. Er ließ das Soultſche Corps bey ſich vorbey marſchiren, und aus ſeinem öftern Gähnen ſchloß ich, daß ihm ſelbſt die Zeit dabey lang wurde. Wenn die Zuſchauer ſich zu weit vordrängten, wurden ſie von reitenden Huſaren mit einem en arriére ganz beſcheiden zurück gewieſen. Alle Abtheilungen riefen auf einen Säbelwink des Anführers ihr vive l'empereur, nur zwey unterließen es, und der Kaiſer that ſo, als ob er es gar nicht bemerkte. Bey der Rückkehr aus dem Lager ritt Napoleon einige Schritte vor der ihm folgenden ſehr großen Officiermenge im geſtreckten Galop bis an die Stadt.

Sollte man mir die Frage vorlegen, ob man recht daran thue, die Franzoſen und beſonders ihren Kaiſer zu haſſen und zu verfluchen, ſo würd' ich unbefangen antworten, es ſey nach gehöriger Abſonderung aller abſcheulichen, nicht zum Weſen der Sache

gehö-

gehörenden Ereigniſſe und reiflicher Erwägung der Vorfälle nicht abzuleugnen, Napoleons Hauptgedanke ſey größer, als ihn Heinrich IV. und der gute S. Pierre ausgeſprochen haben. Er ſchien ganz Europa ſo conſtituiren zu wollen, wie jede Regierung, will ſie Friede und Freude in ihren Grenzen ſtiften und erhalten, ſich längſt hätte einrichten ſollen — hat aber je eine es verſucht? und konnte er dadurch nicht zu dieſes Plans Ausführung aufgereizt werden?*) Wenn ich von manchen übrigens

*) In den Zeitungen ſtand 1799. folgende Proclamation vom Obergeneral Bonaparte an die Einwohner von Cairo. „Scherifs-Ulemas, Redner in den Moſcheeen, laſſet das Volk wohl erkennen, daß diejenigen, welche ſich freywillig für meine Feinde erklären, keinen Zufluchtsort, weder in dieſer noch in jener Welt finden werden. Könnte es einen Menſchen geben, der blind genug wäre, um nicht zu ſehen, daß das Schickſal ſelbſt alle meine Operationen dirigirt? könnte es jemand geben, der ungläubig genug wäre, um zu bezweifeln, daß alles in dem weiten Univerſum der Herrſchaft des Schickſals unterworfen ſey? die wahren Gläubigen mögen für die Wohlfarth unſrer Armeen bitten. Ich könnte jedem von euch Rechenſchaft von den geheimen Geſinnungen ſeines Herzens abfordern, denn ich

guten und vernünftigen Menſchen einen oft bis ins Unartige gehenden Haß gegen den Franzoſen Kaiſer äußern gehört, ſo hab' ich mir davon keinen leidlichen Grund angeben

„weiß alles, ſelbſt was ihr Niemanden geſagt „habt. Aber es wird ein Tag kommen, wo alle „Welt mit Evidenz erkennen wird, daß ich durch „höhere Befehle geleitet bin, und daß alle Bemü„hungen der Menſchen nichts gegen mich vermö„gen. Glücklich ſind diejenigen, welche zuerſt auf„richtig ſich mit mir vereinigen!"

Im Jahr 1787. ſchrieb ein Profeſſor der Rhetorik im College d'Orleans M. B. an den Großvicar von Maſſia, der eine Reiſe durch Corſica geſchrieben hatte, eine poetiſche Epiſtel, in der folgende Stelle ſteht:

Par vos conſeils, que l'on va ſuivre,
Touts les Corſes ſeront François.
„Qui ſait, ſi du fond de cette Iſle,
„La Bontany-Bay des Romains,
„Quelque Solon, ou quelque Achille,
„N'en orgueillira pas les humains —
„Pourquoi ce peuple fier et brave
„Ne reprendra-t-il pas ſon rang?
„Il eſt ſobre, actif, conſtant,
„Servit-il fait pour être eſclave?"
C'eſt ainſi que parle Rouſſeau,
Son ame ainſi s'eſt ſoulagée,
Dans un fatidique tableau
Il predit le deſtin nouveau
De cette iſle tant ſaccagée —

können, als den uns faſt zur Natur gewordnen Glauben an Friedrich II. unübertreffliche Weisheit und Glück, und den daraus entſtandenen Stolz, der es uns unausſtehlich macht, einen andern das ausrich-

Un jour elle ſera vengée,
(Dit-il dans ſon fameux Contract
Ou j'ai ſouvent dit lux fiat)
Elle enfentera le grand homme,
L'homme ſage et liberateur,
Qui, Rival des heros de Rome,
Parcourra l'Europe en Vengeur —
Puis, mot pour mot ma plume cite,
Oui, j'en ai le preſentiment,
Bientot cette iſle petite
Etonnera le Continent.

Etwas Großes iſt es nicht, aber doch etwas Sonderbares, daß, wenn man aus den zwey Worten revolution francaiſe die zum Wort Veto erforderlichen Buchſtaben wegnimmt, aus der Verſetzung der übrigen herauskommt: un Corſe la finira.

Gleiches gilt wohl von den zwey Worten nunc Gallicidium, deren römiſche Zahlbuchſtaben das Jahr 1813. geben, das ich ſchon 1811. als das Unglücksjahr für die Franzoſen mehrmals beſtimmen hörte. Da indeſſen Irren menſchlich, und nur das Beharren im Irrthum teufliſch iſt, ſo bitt ich nicht zu überſchlagen, was ich im December 1812. in der Beylage E über Napoleon niedergeſchrieben habe.

ten zu ſehen, wozu wir die preußiſche Monarchie allein nur berechtigt, und auch fähig dazu dachten. In dem unleugbaren, aber durch Schlafheit und Ungeſchicklichkeit über uns gekommnen Unglück liegt freylich eine häßliche Demüthigung, wird man aber ſich aus ihr durch Haß und Verleumdung des Demüthigers ziehen, oder ſich an ihm rächen? Kömmt nun dazu noch die Empfindung perſönlich erlittener Verluſte, ſo müſſen einen die ſchiefen, oft unanſtändigen Urtheile über Napoleon nicht befremden; ſonderbar bleibt es indeſſen doch, daß die wunderbaren Wirkungen einer raſch angewandten Intelligenz bisher keinen dahin gebracht haben, mehr auf Intelligenz zu achten und ihr zufolge klug und gerecht, das heißt ächt conſequent zu handeln. Die Haupturſache der von Napoleon ausgeübten Erniedrigungen liegt wohl in der Zweckloſigkeit der meiſten Maaßregeln und in dem unſelbſtſtändigen Wankelmuth der einmal ergriffnen, wenn auch kleinlichen Maaßregeln. Würde aber die Vorſehung dieſe Obergewaltausübung, die Bonoparte, laut angeführter Proclamation, ſchon ſo früh ahnte, und die ihn das eſt Deus in nobis,

so laut aussprechen ließ, ihm gestattet haben, wenn die Welt im Großen nicht dabey gewönne, oder noch künftig gewinnen sollte? Wer weiß, wie lange man in Preußen auf das Edikt vom 9. Okt. 1807. noch hätte warten müssen! Die häßlichsten Nachtheile des Tilsitschen Friedens liegen theils in der Uebereilung derer, die die erste Hand dazu boten, theils in der Unfähigkeit der Unterhändler und derer, die ihn durch Conventionen balhornisirten. *)

*) An dieser den damaligen Zeitumständen gewiß nicht unangemessenen Stelle werden sich zwar viele ärgern, nach Lesung der vorangeführten Beylage E mich indessen hoffentlich gerechtfertigt hinabgehen lassen, ohne meine weitern Bekenntnisse über die bis zum heutigen 29. May 1814. besonders durch aufgeregte Volkskraft möglich gewordne Ereignisse zu verlangen. Prächten doch Erinnerungen an das herrlich geschehene auch Muth, Weisheit und Stärke, es künftig für Land und Leute zu benutzen, wie es selbst mittelmäßigen, aber redlich gesinnten Köpfen als höchst ausführbar einleuchtet, und in der Flammenschrift: über Preußens rheinsche Mark und über Bundesvestungen unwiderleglich klar und dringend gezeigt ist, damit nicht, wie Fürst Blücher in seinem Toast beym Herzoge Wellington sagt: „die Früchte, welche durch die Schwerds-

Ich wünschte beschreiben zu können, wie mir zu Muth war, als ich am 25. July das Getümmel des französischen Abmarsches aus unsrer Stadt und meiner Wohnung ansah. Das Geräusch, das die bald singenden, bald disputirenden, immer in Bewegung lebenden Franzosen fünf Wochen durch über, neben und unter mir gemacht hatten, verwandelte sich in eine Stille, die sich wie eine Balsamwolke auf mich herabließ, es forderte Zeit, um sie genießen zu können, ich lief sofort in den am Schloßteiche gelegenen Garten, den ich so lange gar nicht betreten hatte, fühlte mich von ganz andrer Luft umflossen, und einen Frieden in meinem Gemüthe, der nichts vom Tilsitschen an sich hatte. Mit Freude trat ich auf meine vorige Lebensbahn und fand Befriedigung für mein Herz und meinen Geist, wenn ich wieder manches Stündchen beym Professor Kraus zubrachte, der mir aber leider schon den 25. August durch den Tod entrissen

„ter der Armeen gesichert worden, durch die Fe„dern der Minister wieder vernichtet würden.“ Was in Rom, Hannover und Madrid geschehen ist und geschiehet, bliebe es doch ewig entfernt von Wien, Berlin ꝛc.!!

wurde, und mir durch keinen, so wenig wie Hippel und Fischer ersetzt werden kann und wird. Kraus war ein vortrefflicher Mensch, mit sich selbst ganz im Reinen, und daher auch so klar in allem, was er sagte. In der neusten Zeit wäre vieles anders gegangen, wenn er sie erlebt hätte; durch seine anspruchlose Weisheit wäre gewiß mancher vorschnellen Unweisheit vorgebeugt worden. Als ich ihn etwa 13 Stunden vor seinem Tode besuchte, glaubte ich nicht an sein Sterben, aber er schien bereits gewiß davon zu seyn. Aus seiner Biographie, die unser gemeinschaftlicher Freund der Staatsrath Nicolovius zu schreiben übernommen, wird man sehen, was der Staat und seine Freunde an ihm verloren haben.

Der Hof hielt sich noch immer in Memel auf, und aus Ueberzeugung, daß die Staatsverwaltung eine ganz neue Einrichtung erhalten müßte, hatte man zur Ausräumung des Augiasstalles endlich keinen kräftiger gefunden, als den schon einmal, auf eine wirklich beleidigende Art, des Dienstes entlaßnen Minister Freyherrn von Stein, den man daher zurück rief. Da ich seine Verabschiedungsakte gelesen hatte,

so glaubte ich nicht, daß er zurückkommen würde, und als ich ihn lange nachher einmal fragte, wie er eine solche wirkliche Beleidigung habe verzeihen können, versicherte er mich, seine Liebe zum Dienst und die Ueberzeugung, daß er manches Gute würde stiften können, habe ihm keinen Augenblick die Wiederannahme bedenklich gemacht, er sey daher mit der größten Freywilligkeit, und mit den besten Hoffnungen zurückgekommen, deren Erfüllung er aber schon an diesem Gesprächabend im Garten stark bezweifelte.

Da ich mit diesem kräftigen Mann einige Monate nachbarlich umgegangen bin, so würd' es unrecht seyn, wenn ich nicht auch über ihn etwas sagte. In vielen Stücken war er ganz anders wie der Minister Hardenberg, den er in wissenschaftlicher Bildung, vielleicht aber nicht in der Schreibkunst übertraf; mit dem Minister Struensee hatte er manches gemein. Sein Ueberblick und Erfassen des Ganzen waren ausgezeichnet, allein die Lebhaftigkeit seines Geistes und eine gewisse leidenschaftliche Hitze hielten ihn oft von der, bey der Ausführung bisweilen sehr nöthigen Scrupulosität ab, so wie von der

Benutzung sehr vieler, auf großen Reisen und beynah in allen Dienstarten selbst gemachten Erfahrungen. Er pflegte sich daher oft über das schlechte Be- und Ergreifen seiner menschenfreundlichen Ideen zu ärgern, welches aber seltner hätte geschehen dürfen, wenn seine Gemüthlichkeit ihn nicht abgehalten hätte, manche - höchst mittelmäßige Menschen von sich zu entfernen. Solche Toleranz hat mehrentheils üble Folgen, und Fox hat daher sehr Recht, wenn er die Regierung Karl II. den Zeitraum guter Gesetze und schlechter Verwaltung nennt, mit dem Beyfügen, es sey ein grundloser Wahn, daß Gesetze alles ausrichten könnten, und schwach und verderblich die darauf gegründete Maxime, daß es nur auf die Formen, nicht auf die Menschen ankäme (Geschichte Jakob II. Gött. Anz. 1809. S. 1994.) Er war ein staatswirthschaftlicher Scanderbeg, von dessen Säbel nie seine Faust hätte getrennt werden müssen. Sein ununterbrochnes Studium der Alten machte ihn zum Feinde aller breiten, viel räsonnirenden, mündlichen oder schriftlichen Vorträge. Er sprach außerordentlich schnell, liebte kurze dreuste Erwiederungen und war in eignen

Aufsätzen sehr kräftig und lakonisch, ohne Sorge für die Ausdrucksschönheit. Zum eigentlichen Hofleben paßte er schlecht, ob ich ihn gleich es zwanglos ertragen gesehen habe. Daß ihn der König, der Zurückberufung ungeachtet, geliebt habe, glaub ich nicht, weil man dem, dem man einmal weh gethan hat, nicht zutraut, er habe es uns verziehen. Seine Entfernung vom preußischen Dienst, die er sich durch den leider genug bekannt gewordenen und sicher in einer Ermüdungs-Abwesenheit geschriebnen Brief zuzog, bleibt ein wahrer Verlust für den preußischen Staat, dem es zwar eben nicht an Köpfen fehlt, aber wohl an Einem, der sie unter Einen Huth zu bringen, Verstand, Kraft und Muth hat. Die Ehre vom Kaiser Napoleon für einen nicht unbedeutenden Feind gehalten zu seyn, hat der wackre Mann theuer bezahlen müssen. *) —

*) Als ich Ende Januars 1813. den Freyherrn von Stein in Königsberg wieder sah, schien er mir zwar nicht ganz wie vorher, und in einem schon lang daurenden aber noch nicht ganz siegreich beendigten Kampf mit sich selbst und der verworrnen Welt begriffen zu seyn, von seiner Stoßkraft aber nichts verloren zu haben. Wenn die

Wohl gehe es endlich überall diesem deutschen Baron, der den Adel sehr liebte und schätzte, aber nicht minder richtig über ihn dachte und sprach; lebenslang wird mich jede

Deutschen sich jetzt nicht wider den geschwächten und vielleicht sogar gedemüthigten Napoleon erheben, und ihn die von ihm so lang geduldeten Erniedrigungen wollen entgelten lassen, so ist es warlich nicht die Schuld des Ministers v. Stein, der in diesen, ihm nicht zu verdenkenden Gesinnungen unterhalten und bestärkt wird von seinem Begleiter dem Professer Moriz Arndt, den man aus seinen trefflichen Reisen und kühnen drastischen Aeußerungen im Geist der Zeit ꝛc. kennt, und der wohl nicht leicht einen bey persönlicher Bekanntschaft mit ihm an das minuit praesentia laudem erinnern, aber wohl zu dem Wunsche bewegen wird, daß er sich bisweilen zu einer der guten Sache unschädlichen Mäßigung des Ausdrucks über manche Zeitsachen und Personen entschließen möchte; das blanke breite Schlachtschwerdt schriftlicher Darstellung trifft nicht immer siegreich. Der Himmel gebe indessen, daß solcher Männer große, muthige Ideen ein Ende gewinnen, wie sie es hoffen und ich nebst vielen tausenden es eben so gewiß erwarten! — O Gott Lob, Gott Lob, daß diese Hoffnungen und Erwartungen nicht vergebens gewesen, und möchte doch die Geschichte den Kraftmann Stein und seinen Geist- und Muthgenossen volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen! (2. Jan. 1815.)

gute Nachricht von ihm erfreuen. Mehrmals versicherte er mich auf meine freymüthigen Aeußerungen über den wunderlichen Gang der Dinge: „der König selbst ist meh-

Da ich glaube, man könne diesen großen deutschen Mann nicht oft genug den, seinen edlen Wünschen nicht genug zusprechenden Germanen ins Gedächtniß bringen, so erlaub ich mir ein Paar Stellen über ihn anzuführen, die ich im September 1815. gelesen. „Diese haben unsrs „ehrwürdigsten Namen, einen Mann, dem jedes „andre Volk schon in hundert Städten Bildsäulen errichtet haben würde, sie haben den Freyherrn Karl von Stein, durch dessen Festigkeit und Tugend am meisten wir wieder jenseit „des Rheins stehen, im Angesicht der Welt und „der richtenden Geschichte einen Aufrührer, einen „Jakobiner genannt, aus Zorn, daß er den Jakobinern und Illuminaten ihr Wesen zerstört hat. „Diese machen es wie der Satan, der den Frommen häufig die Gestalt eines Engels vorgaukelt „und ihnen einbildet, die Engel seyn die Teufel."

Ueber Preußens rheinische Mark und Bundesfestungen, 1815. S. 20.

„Sie (die Gräfin Rosamunde) hatte die Verordnungen der neuen preußischen Staatsorganisation bekommen, die ich freylich nach öffentlichen Blättern kannte, doch nie beachtet hatte." „Ich nehme daran Theil," sagte sie, „denn ich „verehre ihren vornehmsten Urheber, den Freyherrn von Stein: Wahrscheinlich bringt er

„rentheils kläger, wie wir alle, nur er hat „nicht Willen genug, es selbst zu seyn, und „läßt uns in der Meinungsverschiedenheit „sitzen" — — wer wird sich nicht ärgern

„den Winter in Prag zu. Sie finden bey ihm „eine sehr bedeutende Unterhaltung. Er hat ei„nen scharfen, strengen Geist und Charakter, und „doch zugleich ein Wohlwollen in sich, welches „jede Volksklasse der bürgerlichen Gesellschaft be„glücken möchte. Dieß an ihm wahrzunehmen, „freute mich um so mehr, weil er auf alten Adel, „seines Geschlechts, viel hielt. Ich möchte wohl „sagen, er hat in seinen Tugenden einen ritter„lichen Sinn, in seinen Begriffen und Neigungen „Freyheit und Trieb eines Britten. Aus der eng„lischen Literatur scheint er mir vorzüglich seine „Cultur hergeholt zu haben. Die Staatswissen„schaft ist bey ihm zur Gemüthssache geworden, „und giebt ihm eine solche Befriedigung, daß ich „an seiner so lebendigen Natur keine vorzügliche „Empfänglichkeit für die schöne Kunst bemerkte. „Man sollte darum glauben, daß er das entge„gengesetzte Extrem von Göthe sey, und gleich„wohl hat er mich an diesen erinnert. Solchen „Eindruck zu entziffern, hab ich hin und her ge„dacht, und zuletzt fand ich doch keinen Aufschluß, „als die Vermuthung, ihre Aehnlichkeit komme „von der Gewandtheit, mit welcher Göthe die „Kunst und das Leben als Stoff für den Künst„ler praktisch, Stein aber als Geschäftsmann „die Wissenschaft und ihre Entdeckungen für das

und betrüben, wenn er dieses hört, ob es ihm gleich das viele Zwecklose und Zweckwidrige, was geschehen ist und noch geschieht, hinlänglich erklärt.

„Leben praktisch anzugreifen weiß. Was in jenem „die Phantasie, ist in diesem das Temperament, „und ist jener vergnügt, wenn das Leben nur „eine Gestalt gewinnt, so ist dieser nur mit einem „rastlosen Handeln zufrieden. Beyde sind, wenn „ich nicht irre, am Mayn gebohren, und es giebt „ein gewisses scharfes Blicken schwarzer Augen, „das gar nicht besonders gutmüthig aussieht, wel„ches ich häufig an Menschen aus jenen Gegen„den gefunden habe. Weiche Lippen sind selten „damit vereinigt, und der scharfe Ausdruck wird „daher durch den Mund verstärkt."

„So beschrieb mir die Gräfin einen Staats„mann, welcher in der Geschichte vorzüglich durch „seine Opposition gegen Napoleon leben wird. „Als ich dieß äußerte, setzte sie hinzu: „und wenn „er gleichwohl Ursache hat für seine Person den „Machthaber Frankreichs zu hassen, so denkt er „doch daran gar wenig, weil er im Namen Deutsch„lands und als ein preußischer Patriot ihn unen„dlich haßt."

Memoiren des Freyherrn von S — a 1. Bd. S. 281 ꝛc. in denen auch manches Lesenswerthe über die Herren Schulenburg, Haugwitz, Hardenberg und über manches Berlinerwesen im Jahr 1806 steht.

Im Januar 1803. kam der Hof endlich aus Memel zurück, wohnte den Winter über auf dem Schloß und zog im May auf das Hufenguth des Regierungsrath Busolt, das einst Hippel beſeſſen und wo er einen engliſchen Garten angelegt hatte. Der Name dieſes Mannes, mit dem ich viele Jahre in genauer Bekanntſchaft gelebt, und den ich ſehr oft falſch beurtheilen gehört habe, veranlaßt mich zu einem kleinen Excurſus über die Lob- und Tadelaustheilungen. Meiner Bemerkung zufolge liegt ihr Grund gewöhnlich in unrichtig angeſehenen Nebenumſtänden, die den Lober und Tadler zu Verurtheilen verleiten, die wie bekannt Paſſatwinde ſind, welche dem in ihren Strich gerathnen nicht erlauben, da zu landen, wo er landen wollte, ſondern da, wohin ſie blaſen.

Hätte man Herrn Buſolt nicht oft beneidet, daß er als armer Schulmann Gelegenheit gehabt, reich zu heyrathen, hätten manche es ihm nicht nachgetragen, daß er nicht dieſem oder jenem ſeine reiche Schwägerin zugemäkelt, oder es ihm übelgenommen, und ihn weniger geachtet, weil er weder durch Schüſſel- und Flaſchenreiche Mahl-

zeiten, Lustbarkeitsbesuche und Geldverleihungen an Menschen, die Nehmen seliger finden wie Zurückgeben, sein Vermögen zu verkleinern gesinnt war, weil er nicht Feder und Zunge so geschickt zu brauchen und zu wenden verstand, wie andre, die sich auf mancherley Wegen zur Meisterschaft in dieser freylich ganz hübschen Kunst verholfen haben; hätte man beym Urtheil über ihn nicht jenen Ansichten das Uebergewicht eingeräumt; so würde man eingesehen haben, daß manches nicht ganz weltgerechte in seinem Betragen eine beynah nothwendige Folge der Art sey, wie er seine Jugendjahre hat zubringen müssen: es würde ihm sein beym Guteswirken oft zu stoßender Eifer verziehen seyn, um der Rücksichtlosigkeit willen, mit der er Gutes fördert, und manchem zur Kunst- und Gewerbserndte hilft, die ihm nicht zu Theil geworden wäre, ohne das goldne Kalb, das er ihm vor den Produktionspflug spannte. Man würde ihm vieles übersehen haben wegen der Gemüthlichkeit, mit der er den Undank der Wohlthatempfänger ertrug, ohne sich dadurch von fortgesetzter Dienstfertigkeit abschrecken zu lassen. Verdiente auch nicht in

leicht-

leichtſinnigen Zeiten das Beſtreben, ſein Vermögen haushälteriſch zu erhalten, Lob, wenn gleich Lord Lauderdale auf ſolches Sparen keinen großen Werth ſetzt? — ohne jene animoſen Verkennungen würde ihm gewiß zum Lobe angerechnet ſeyn das Viele, was er erduldet und ſich baar hat koſten laſſen, um die peſtalozziſche Lehr- und Erziehungsmethode, von welcher Geiſt er wahrlich mehr verſtand, als viele, die für und wider ſelbige geſchrieben und über ſelbige geſchwatzt haben — ſchneller in Gang zu bringen, und ihr unter den jungen Studirenden Freunde zu ſchaffen. —

Jetzt auch ein Wörtchen über die wohlwollende Art, mit der man mich behandelt. — Waren es nicht ebenfalls Meinungen und Nebenumſtände, die mich in den Ruf kommen ließen, ein ziemlich kluger, und ſelbſt in Wiſſenſchaften nicht unerfahrner Menſch zu ſeyn, bey dem es ſich Raths zu erholen lohnte, und mit dem ſich auch ein Gelehrter über ſein Fach unterhalten könne, ob ich mir gleich weder einer vorzüglichen Klugheit bewußt bin, noch irgend eine Wiſſenſchaft förmlich ausſtudirt habe, und in manchen ganz unwiſſend bin. Beruhte alſo mein

guter Credit nicht auch auf den guten Meinungen meiner Freunde und Bekanntschaften von der Unbefangenheit meiner Urtheile und einer, vom Umgange mir angeschlifnen Bescheidenheit und Heiterkeit, mit der ich sie ausprach, vielleicht auch von einer mir angebornen Diskretion, deren Grenzen doch kein Fremder sicher wissen konnte?

Bey Entscheidung der Präjudicialfrage über Lob und Tadel verdient auch wohl der Umstand nicht übersehen zu werden, daß alle Dinge, also auch die Wissenschaften, zwey Seiten haben, eine blos natürliche und eine künstliche, und daß der, welcher Takt und Ueberlegung genug hat, im Gespräch blos bey der ersten stehen zu bleiben, ohne sich in förmliche, das Unwissenheitsspiel leicht verrathende Discussionen einzulassen, leicht die Vermuthung erweckt, auch die Kunstseite zu kennen. Sind aber erst ein Paar Rathschläge von gutem Erfolg gewesen, oder hat es geglückt, in wissenschaftlichen Unterhaltungen hin und wieder mit dem Naturhammer dem Kunstnagel auf den Kopf zu treffen, so fangen die Menschen bald an, einen für klug und gar für gelehrt zu halten; schlimm ist es indessen, daß das Vor-

herrſchen ſolcher, aus vorgefaßten Meinungen und Nebenumſtänden herrührender Urtheile, theils die Menſchenkenntniß ſehr erſchwert, theils dem, der ſie benutzt, Gelegenheit giebt, andre zu falſchen Urtheilen zu verleiten.

Während dieſes Aufenthalts im Buſoltſchen Garten ließ mich, der zu den hohen Herrſchaften nicht anders als auf Specialbefehl ging, die Königin rufen, und ich hatte mit ihr manche Unterredung über die hiſtoriſchen Vorleſungen des jetzigen Staatsraths Süvern, von denen ich ihr eine Abſchrift hatte beſorgen müſſen, über die gehörig einzurichtende Erziehung eines Kronprinzen, in der ſelbſt Friedrich II. fehlgegriffen hatte, und die um ſo mehr Sorgfalt verdiente, als der Kronprinz gewiß viele Fähigkeiten und eigne Fertigkeiten beſitzt, von welchen letztern ich ein Paar anführen will: ſeine Gabe, nach angehörten Erzählungen oder ſelbſt geleſenen Stellen, ſehr charakteriſtiſche richtige Zeichnungen zu entwerfen, ich erinnre mich des Gemäldes vom Varus nach der verlornen Schlacht — von Carl dem Großen, der ſeinen Hofleuten den Müller vorſtellt und über ihre Erbärmlich-

keit ſpricht — vieler Situationen aus Oſſians Gedichten; — ferner ſeine Neigung und ſein Glück Waſſerquellen zu ſuchen und zu finden — ſucht er einſt ſo emſig nach den Lebensquellen des Staats und findet er ſie ſo oft und glücklich — was kann er dem Lande werden!!

In dieſer Zeit lernte ich eine Freundin der Königin, die Kammerherrin von Berg kennen, eine wahrlich ſehr intereſſante, höchſt lebhafte und für Künſte und Wiſſenſchaften ſehr löblich eingenommene Frau, die man aber einer gewiſſen Gelehrſamkeitsaffektation beſchuldigte. Im häufigen Umgange mit ihr genoß ich manche frohe Stunde, und ſprach mit ihr auch über Dinge, die ihrer königlichen Freundin hätten heilſam ſeyn können, wären ſie ihr ſo unbefangen wiedergeſagt, als ſie von mir ausgeſprochen worden — da aber Frau von Berg viel unter Fürſten gelebt hat, ſo bezweifelte ich ihr rückhaltloſes Wiedererzählen.*) Ihre Raſch-

*) In ihrer 1814. erſchienenen Schrift: die Königin Louiſe, der preußiſchen Nation gewidmet, erwartete man gewiß mehr, als ſie geliefert hat, und hätte liefern können und ſollen, um dieſer herrlichen Frau ganz Recht widerfahren zu laſſen.

heit unterſchied ſie gar ſehr von der Frau von Krüdener, die ihr Roman Valerie ſehr bekannt gemacht hat, und die ſich zur Zeit ihres hieſigen Aufenthalts mit einem Werke les gens du monde beſchäfftigte, aus dem ſie verſchiedenes hohen, davon ſehr erbauten Herrſchaften vorgeleſen, das ich zwar ſehr von dieſen Zuhörerinnen rühmen gehört, wovon ich ſelbſt aber nichts geſehen habe. Frau v. K., die als Gattin eines ruſſiſchen Geſandten beynah alle Höfe, die Königin Antoinette und die Kaiſerin Joſephine geſehen und näher gekannt hatte, war ein ganz eignes weibliches Weſen, faſt immer auf Reiſen, fein gebildet, und gehörte zu den mit viel Einbildungskraft begabten Menſchen, die ihren ſonſt richtigen und cultivirten Verſtand ſo lang ſpannen, bis ſie ſich ſelbſt und andern ein Räthſel werden, und ſich in ihre Viſionen ſo feſt

Doch ſcheint mir in der Anzeige, die ich in No. 91. der Jenaiſchen Lit. Zeitung am 24. Jun. 1815. geleſen, eine Art von unwilliger Perſönlichkeit gegen die Verfaſſerin und viel Hämiſches zu liegen, das weniger Luſt und Kraft zum rechten Richten, als Neigung zum ſich rächen oder wehthunwollen verräth.

einſtudiren, daß ſie ſie ſelbſt glauben und zuletzt das Vermögen ſich zu enttäuſchen ganz verlieren. In einem langen Geſpräch über die Ergebung in den Willen Gottes, in der ſie zu excelliren ſuchte, kamen wir indeſſen ziemlich überein; ob ſich gleich aus manchem, was ich von ihr hörte, ſchließen ließ, daß ſie herrnhuteriſirte, und glaubwürdige Leute, die nahen Umgang mit ihr gehabt, haben mich verſichert, ſie kenne Chriſtum von Perſon und richte ſich in ihren Handlungen ſtets nach beſondern Winken des Himmels.

Ich muß hier eine Stelle aus der Recenſion von den Oeuvres poſthumes de Nivernois, par Fr. de Neufchateau aus den Göttingiſchen Anzeigen von 1809. No. 6. S. 60. anführen. „Beym häufigen Ge„nuſſe, vorzüglich der feinern Geſelligkeit „erſtarrt hohe Kraft. Er tödtet edle große „Gedanken, ſowohl in politiſcher als litera„riſcher Hinſicht, im Keim. Feine, artige „Sächelchen und Schwänke mögen aus den „beſten von ſolchen Cotterien hervorgehen, „aber nicht die erſten Meiſterwerke, welche „aus der Innigkeit des Gemüths, aus dem

„Zurückziehen der Seele in ſich ſelbſt ent„ſpringen, und nicht allein die Erzeugung „ſolcher Werke verhindert jener Geſelligkeits„genuß, ſondern er ſtumpft auch den Sinn „der Empfindlichkeit für ſie ab, wird mithin „Hauptquelle der Verderbtheit des Ge„ſchmacks.“

Das Hofleben möcht' ich dem Teller an der Luftpumpe vergleichen, den man mit trefflicher Erde belegt, in ſelbige ſchöne Saat ſtreut, dann aber die Glocke darauf ſetzt und die Luft wegzieht. Was kann da die ſchöne Erde helfen, was aus der trefflichen Saat werden? Vielfältig läßt ſich aus den Zeitvertreiben beſſer und ſichrer auf die Sinnesart der Menſchen ſchließen, als aus ihren ernſthaften Beſchäftigungen, zu denen ſie oft die Noth zwingt, ſtatt daß die erſtern frey gewählt werden. Freylich drücken manche Zeitvertreibe die Hofleute aller Art mit Schaarwerksläſtigkeit, aber ſind nicht auch die ohne allen Zwang getriebenen mehrentheils äußerſt frivol, nur Zeit und Geld koſtend, nur im Genußaugenblick quaſi erfreuend, auf ſchnellen Wechſel angelegt, um durch Verſchiedenheit und rauſchendes Auf-

einanderfolgen die Besonnenheit und Besinnung des Vergangnen zu vermeiden? Entsteht nicht aus dieser Zerstreuungssucht die fast gänzliche Vergessenheit aller ernsthaften Haus- und Lebenspflichten? Die mehresten Hofleute liegen an der fixen Idee krank, daß alles, was die außerhöfische Welt besitzt, denkt, erwirbt, nur da ist, um vom Hofe requirirt und zur Befriedigung seiner üppigen, sich einander jagenden Einfälle verwandt zu werden?

Wer Hofdienerey, hohe und niedre, nicht aus Noth übernimmt, mit dem steht es entweder im Kopf oder im Herzen, oft in beyden, nicht ganz recht. Die Prinzessin Solms lachte einst gar sehr, als ich ihr sehr ernsthaft versicherte, ich möchte um keinen Preis Kammerherr oder Hofdame seyn. Der Unbefangne muß sich ärgern oder lachen beym Anblick der Wichtigkeit, welche die Hofdienerschaft auf ihre unbeträchtlichen Geschäfte legt, und was für kleine Künste sie anwendet, um die Person der königlichen Herrschaft immer zum Schilde vor sich zu stellen, um dadurch schußfrey zu werden.

Wird dieser Geist des Hoflebens nicht

dadurch zu ändern gesucht, daß man zu Kammerherren und Hofdamen nur solche Personen bestellt, die Anlage und Lust haben, die ihnen überflüßig zugetheilte Muße zu beßrer Verstandesausbildung zu verwenden, so sind keine bessern Fürsten und Regierungen zu erwarten, denn die auf Erweiterung der Nichtsthuerey und der Frivolität ausgehenden Hofleute sind zu emsig darauf bedacht, die Fürsten zu gleichen Geisteskindern zu machen. Es wäre doch gewiß möglich, auch bey Hofe die Häuslichkeit einzuführen, die von der bürgerlichen so verschieden seyn kann und muß, wie das Wissen eines gewöhnlichen Landbaumeisters von der Kunst und Wissenschaft eines Pallastarchitekten, und ihn dadurch aus dem Rufe zu bringen, indem er schon zu Carls des Großen Zeiten stand, wo der bekannte Eginhard an einen seiner Freunde schrieb: de statu rerum palatinarum nihil mihi scribere peto, quia nihil ex his, quae aguntur, audire delectat. Wenn ich nicht bereits wenig Erfolg von den neuen angelegten Jünglingsprüfungen gesehen hätte, so würd' ich die Fundation einer Exami-

nations-Commission für junge Damen und Herren vor dem Antritt der Cammerherrn- und Hofdamenschaft vorschlagen. Daß es auch in dieser Classe Ausnahmen giebt, haben mir die Gräfin Moltke, eine Tochter der Anfangs meiner Geschichte erwähnten Prinzessin von Hollstein, und die älteste Tochter meines Freundes L'Estocq erwiesen, die beyde ihrer Hofdamenschaft ungeachtet Künste und Wissenschaften liebten und trieben, und vielleicht ohne einige aus der Hofdamenschaft herrührende Eigenheiten mehr auf andre gewirkt haben würden. — Was ich über diese Damen gesagt, könnt ich z. B. vom Schloßhauptmann von Buch und Herrn von Schilden wiederholen, die mir auch mehr Wahres schienen, als viele von ihnen hielten.

Da die beyden Majestäten und die übrigen Prinzessinnen oft in den bey meiner Wohnung gelegenen Garten kamen, wo auch einmal der Geburtstag des Königs von den damals in Königsberg sich befindenden Ministern gefeyert wurde, und ich vor eins meiner illuminirten Fenster geschrieben hatte:

Treu, Wahrheit, rechtes Recht, Verſtand, Kunſt, Ernſt, und Fleiß
Wer dieſe gute Sieben weiß
Gefühlvoll und mit frohem Muth
zu bringen unter Einen Huth,
der hat erreicht das höchſte Gut.
Iſt durch und durch ein braver Mann,
Tritt nach durchkämpfter Erdenbahn
Zu neuer Thätigkeit ein neues Leben an.
Wer dieſen Gnomon hält für wahr,
der wünſch dem Könige zu ſeinem neuen Jahr,
daß jeder alſo denk und handle immerdar;

so blieb ich immer in einer Art von Verbindung mit alle den hohen Herrſchaften, die ich näher geſehen zu haben so wenig bereue, wie meine perſönlichen Bekanntſchaften mit den Herren Altenſtein, Dohna, Beyme, Sack, W. Humboldt, Gneiſenau, Grollmann, Scharnhorſt, Klewitz, Merkel (Oberpräſ. in Breslau), Vink, Niebuhr, Schleyermacher, Huſeland, Rhediger, Stägmann, Schön, Schöler. Mit den beyden letztern kam es zum freundſchaftlichen Umgange, und ich erlaube mir daher von ihnen mehr als die bloßen Namen anzuführen. Der geheime Staatsrath und Präſident der lithauſchen Regierung von Schön *) iſt

*) Jetzt 1815. Oberpräſident in Danzig.

ein, in jeder zu ſeinem Fach erforderlichen Wiſſenſchaft vollkommen unterrichteter und in ihrer Scienz lebender und webender Mann, von eigner Kraft und Gewandheit.

Scienz, Charakter und Temperament ſetzen bisweilen Dienſtideale zuſammen, die ſich weder mit dem alten Ordo rerum vertragen, noch der neue erreichen wird, wenn ihm nicht eine vervollkommte Volkserziehung treulich zu Hülfe kommt, und bey ſeiner Einführung nicht ſehr umſichtig, oft ſogar nachſichtig verfahren wird. Wer den Felſen der Staatsverwaltung mit einem ungeſchmeidigen Stabe berührt, läßt oft Bitterwaſſer aus ihm ſpringen, auch wenn er gewiß ſüßes zu ſchaffen wünſcht, und mengt er in ſeine oft nothwendigen Widerſtrebungen Cauſticität, ſo legt man ſie ihm für Unwillen gegen jeden über ihm ſtehenden aus, und mancher, dem er vorgeſetzt iſt, wird zu nachtheiligem Schmeicheln verleitet oder genöthigt. Ich würde dieſe aus manchen Geſprächen abgezogne Bemerkungen nicht niedergeſchrieben haben, wenn ich nicht gerne ausgezeichnete Dienſtköpfe warnen möchte, ſich nicht durch ſpröde Laune ohne Noth furchtbar, wenigſtens unbeliebt zu machen,

und ſich endlich ſelbſt aus dem Dienſt zum Schaden des Dienſtes zu bringen, wenn mich nicht der aufrichtigſte Wunſch, kluge Männer auch überall geliebt werden zu ſehen, wenn mich nicht die Ueberzeugung, daß man weder in Täuſchungen dem Erzvater Jacob gleichen, noch ſo wie der gewiß nicht ſchlechte Eſau ſeine Hand wider alle ſeyn laſſen, und aller Hände wider ſich erregen dürfe — wenn mich nicht dieſe Warnluſt, dieſer Wunſch und dieſe Ueberzeugung dazu aufgereizt hätten. Aergern ſollten ſie wahrlich keinen, gut wäre es aber, wenn ſie beherziget würden, weil ſie wahr und gutgemeint ſind.

Der Artilleriemajor von Schöler *), ein Freund des Herrn von Schön, war in Laune ſehr von ihm verſchieden und von eigenthümlicher Gleichmüthigkeit. Mir iſt nicht leicht ein in der ſchönen Literatur mehr gebildeter Soldat **), mit ſo großer Luſt

*) 1815. Generalmajor.

**) Den Verfaſſer des mir ſehr gefallenden epiſchen Gedichts Xantippus und des nicht minder wohlgerathnen Diocles, den preußiſchen Generalmajor von Voguslavsky ausgenommen.

zum beſtändigen Fortſchreiten vorgekommen. Seine lyriſche Phantaſie zur Feyer des Edicts vom 9. Oct. 1807. durch welches unter andern Culturbedürfniſſen auch die Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde, ſo wie ſeine Nänie und Apotheoſe am Grabe der verewigten Königin Luiſe von Preußen, Berlin, 1811. und die Proben, die ich von ſeinem angefangenen Gedicht über die Kriegskunſt geleſen habe, zeigen von ſeinem poetiſchen Talent, und Beweiſe ſeiner faſt kindlichen Gemüthlichkeit liefert die nähere Bekanntſchaft mit ihm reichlich. Gerathen ſeine vielen Kinder wie er, ſo verdient ſeine Vaterſchaft gewiß auch durch die großen Landesorden belohnt zu werden.

Auch Herrn von Brinkmann, den korrekten Hexametriſten, liebenswürdigen, gewiß nicht wortarmen Geſellſchafter und exemplariſchen Anhänger an ſeinen damaligen König, jetzigen Exkönig Guſtav IV. deſſen Geſandter er am preußiſchen Hofe war, hab ich damals perſönlich kennen gelernt, ſo wie den Herrn Achim von Arnim, bekannt durch Dichtungen, deren Art und Kunſt ich weder aus unſern Unterhaltungen, die viel

Sanftes und wenig Excentriſches an ſich hatten, mir erklären und noch weniger mit der Feinheit ſeiner Sitten und Manieren reimen konnte; oft hab ich ihm meine Verwunderung darüber ſo offenherzig bezeugt, wie man es mit dem genus irritabile vatum ſelten thun darf; ſeine Geſchichte der Gräfin Dolores iſt gewiß ſehr reich an ganz vortrefflichen Stellen, die ich in ſeinem wunderlichen Halle und Jeruſalem nicht zu finden vermögend geweſen. Eine von ihm unterm 16. Jan. 1810. erhaltene Aufforderung, mein Leben zu beſchreiben, überraſchte mich ſehr, und warum ſollt ich es auch nicht bekennen, daß ſie mich ſehr erfreut hat. —

Nächſt dieſen weit jüngern Männern hatt' ich auch die wahre Wonne, einen beynah academiſchen Freund, den Miniſter Baron Jacobi Klöſt wieder zu ſehen und ihn ſo gerad und unbefangen wieder zu finden, als wohl nicht leicht ein anderer auf ſo vieljährigen Geſandſchaften bey Kaiſern und Königen geblieben wäre, und ohne welche fein ausgebildete Biederkeit er auch nicht den Umgang mit ſeiner am 11. Nov. 1811. geſtorbenen Schwägerin, der geheimen Räthin

v. J. hätte genießen können. Ohne Ewalds Anweiſung, ein gutes Mädchen und eine gute Frau zu werden, war dieſe beydes im hohen Grad geweſen, und ſelten hab ich ſo viel Verſtand mit ſo viel Gemüthlichkeit und fein ſcherzhafter Laune glücklicher verbunden geſehen, wie bey ihr, die viele Jahre mit Beyfall in der Welt gelebt hatte und eben ſo zufrieden in ihrer kleinen Wittwenſtiftswohnung das Leben vollendete.

Den hieſigen Profeſſor Hüllmann führte mir der damalige Profeſſor, jetzige Staatsrath Süwern zu, und ich faßte gleich beym erſten Beſuch ein ſolches Zutrauen zu ihm, daß ich, als mein Freund Nicolovius, der meinen ſchriftlichen Nachlaß zu beſorgen übernommen hatte, nach Berlin zu gehen beſtimmt war, mich entſchloß, dem Geſchichtslehrer Hüllmann die Herausgabe dieſer Biographie ſowohl, als das Lebens- und Todesrecht über meine ſämmtlichen Papierſchaften zu übertragen. Vielleicht kann er noch manches aus den Briefen benutzen, deren Abdruck ich hiemit völlig unterſage; lieber mögen ſie auf der königlichen Bibliothek oder im ſogenannten geheimen Archiv niedergelegt werden, weil es man-

manchen Menſchen Vergnügen macht, die Handſchrift nicht unbedeutender Perſonen kennen zu lernen. Herders Briefe an mich ſind unter die Papiere des Johannes Müller gerathen, zum Behuf der Lebensbeſchreibung Herders, die er aber, wie die von Friedrich dem Großen, ſchuldig geblieben.

Da mir im ganzen Leben nichts Ausgezeichnetes begegnet, noch von mir ausgerichtet iſt, ſo weiß ich auch von den letzten zwey Jahren nichts Erhebliches anzuführen, es wäre denn, daß ich im Jahr 1809. auf den Gedanken kam, das ganz unbrauchbar gewordene Profeſſorgewölbe an der Kneiphöfſchen Kirche, in dem auch Kant ſeine ganz unbemerkt gebliebene Grabſtätte erhalten hatte, in einen Spaziergang für die auf dem Collegio Albertino Wohnenden und andre Bewegungsbedürftige zu verwandeln und bey der Gelegenheit auch etwas zu Kants Andenken zu ſtiften. Es wurde zu dieſem Ende die 136 Fuß lange und 15 Fuß breite Gallerie mit Ziegeln ausgelegt, Kants Sarg auf einem Flügel des Ganges angebracht, und ob es nun gleich in der Mahlerey abgeſchafft iſt, den Perſonen Zettel in den Mund zu geben, ſo hab ich doch über

den Haupteingang mit großen Buchſtaben STOA KANTIANA und inwendig in eben der Art das aus meinem ſchlechter gerathnen Hexameter und Pentameter vom Staatsrath Süwern verwandelte Diſtichon ſetzen laſſen:

Hier, von den Geiſtern umſchwebt ehrwürdiger Lehrer der Vorzeit,
Sinne, daß, Jüngling, auch dich rühme noch ſpätes Geſchlecht.

In der Folge wurde beſchloſſen, die Marmorbüſte Kants, die der Baumeiſter des hieſigen vorzüglich gerathnen neuen Schauſpielhauſes, der Regierungsrath Müller, mit einigen Freunden und Verehrern Kants durch Schadow in Berlin hatte beſorgen laſſen, auf die, mit einem Stein und der Aufſchrift: Sepulcrum Immanuelis Kant nati a. d. X. Calend. Maii a. MDCCXXIV. denati pridie Id. Februar. a. MDCCCIV. hoc monumento ſignavit amicus Scheffner MDCCCIX. bezeichnete Stätte zu ſtellen.

Obgleich in meine Biographie keine Feyerlichkeitsbeſchreibung aufgenommen iſt, ſo will ich doch die aufnehmen, die an der gewöhnlichen jährlichen Feyer des Kantſchen

Geburtstages, den 22. April 1810., am erſten Oſtertage Statt fand. Es verſammleten ſich an dieſem Tage Kants Freunde und verſchiedene andre bedeutende Perſonen, z. B. der Canzler Freyherr von Schrötter, der General von Stutterheim ꝛc. in der Wohnung des Profeſſors Hüllmann, von wo wir in den akademiſchen Senat gingen, vom Magnificus, Profeſſor D. Remer, empfangen und unter Vortritt der Pedellen in das Auditorium Maximum geführt wurden, um den vom Nachfolger auf Kants Lehrſtuhl, dem Profeſſor Herbart, übernommenen Vortrag über die Geiſtesgeſchichte Kants anzuhören, nach deſſen Beendigung der ganze Zug ſich unter einer angemeſſenen Muſik zu dem Grabe Kants verfügte, und ich der verhangnen Büſte die Decke abnahm, nachdem ich Folgendes dabey geſprochen hatte:

Der Glaube und die Hoffnung eines künftigen Lebens, der gutmüthige Wunſch, den Nachkommen Beweiſe vom Anerkennen und Gerechtſeyn gegen Verdienſte zu hinterlaſſen, und auch ſelbſt von ihnen nicht vergeſſen zu werden, ſcheinen die Menſchen zu verpflichten und aufzumuntern, denen ein

Andenken zu ſtiften, die ehrenvoll das zeitliche Leben mit ihnen genoſſen haben. Zwar ſorgen große Männer ſelbſt hinreichend für ihr Unvergeßlichbleiben im Geiſte der Nachwelt durch Schriften und Thaten, da wir aber insgeſammt zu ſehr an das Sinnliche gewöhnt ſind, ſo wär' es unbillig das Erleichtern ſolcher Erinnerung durch das Errichten ſichtbarer Denkmale nicht einzuſtehen, oder es für überflüßig erklären zu wollen.

Keinen kann es daher befremden, daß die Freunde und Verehrer Kants, ohne Beſorgniß vor dem Spruch: laſſet die Todten ihre Todten begraben, darauf bedacht geweſen ſind, ein Zeichen ihres Andenkens an den Unſterblichen auf die Erdſtätte hinzuſtellen, unter der ſeine ſterbliche Hülle ruht.

Möchte der Anblick dieſes prunkloſen Monuments jeden, der es ſieht und ſehen wird, von der Zeitgenoſſen Liebe und Hochachtung für den großen Mann überzeugen, und ihn zugleich aufmuntern, ſo ſcharf und richtig zu denken, und ſo lebensweiſe zu handeln wie

Immanuel Kant.

Die durch Einladung der sämmtlichen Senatoren vermehrte Anzahl der, sonst etwa aus 20 Personen bestehenden, Tischgenossen ging von da zu dem diesesmal etwas reichlicher angerichteten Mahl, vor dessen Beginnung abgemacht wurde, daß die Geschichte dieses 22. Aprils nebst Herbarts Vortrage gedruckt, und das Kantsche Grabmal in Kupfer gestochen werden sollte, welches auch 1811. ausgeführt ist. (s. die bey Nicolovius erschienene Schrift: Immanuel Kants Gedächtnißfeyer.)

Es freut mich gewiß nicht wenig, dieses Plans Ausführung erlebt und meinem Freunde Kant ein schickliches Grabmal bereitet zu haben. Gern hätt' ich ihm das Krausische beygefügt, da aber das Begraben im Professorgewölbe nicht mehr Statt findet, so liegt Kraus auf dem entfernten Kirchhofe der Cathedralkirche unter einem mit 4 Linden umpflanzten großen Stein, auf den sein Hauptfreund, der Landhofmeister v. Auerswald, nachstehende, vom jetzigen Bischofe von Ermeland, Prinzen von Hohenzollern gemachte Inschrift hat setzen lassen:

Justus et Sapiens
patriae profuit.

Anführen muß ich aber doch, daß es mir viel Mühe gekoſtet, die Beſorgniß vor der Beſchuldigung einer bey dieſer Gelegenheit geäußerten Eitelkeit zu überwinden, denn Mirabeau antwortete einem damals ſehr bekannten Schriftſteller, der etwas wider ihn geſchrieben hatte: es ſchiene ihm, als ob er zu ihm ſpräche: rendés moi un peu ridicule, pour que je profite de vôtre immortalité. — Bey mir iſt das wahrlich nicht der Fall, und meine Zeitgenoſſen hätten das Weglaſſen meines Namens vom Stein für eine hochmüthige Demuth erklären können. Hoffentlich wird die folgende Generation milder urtheilen und mich, der nie mit etwas zu prahlen verſuchte, mit ſolchem Verdacht verſchonen.

Im Auguſt 1809. wurde das Haus, in welchem ich wohnte, vom Könige gekauft, und der Kronprinz bezog mit ſeinen damaligen Lehrern und Erziehern, Delbrück und Gaudi, die untern Zimmer, ſo daß ich bis zu meinem Auszug um Michael hier Gelegenheit hatte, den Kronprinzen oft zu ſehen. In einer kleinen Geſellſchaft wurden beynah wöchentlich Vorleſungen gehalten, die er ſowohl, als ein Paar ihm zugeſellte junge

Leute, ſo wie ſie ſelbige gefaßt, zu wiederholen pflegten. Im Behalten der Worte übertrafen den Prinzen mehrentheils die andern, aber ſein kurzer, oft nicht fließender Vortrag zeugte deutlich, daß er die Hauptmomente gut gefaßt hatte, und oft ſetzte er noch etwas Eignes ſchicklich hinzu. Ich las vor: Etwas über Scanderbeg, über die Frage: ob man einen jungen Prinzen mit den vorigen glücklichen Tagen ſeines Hauſes bekannt machen dürfe, auch wenn das Zeitunglück alles anders geſtellt hätte? Am Sterbetage des großen Friedrichs, den 17. Auguſt, las ich in Gegenwart der Königin einen Aufſatz, der mancherley zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung enthielt, alles von Friedrich II. hergenommen.

Ferner wurde in dieſem Jahr meine alte Bekanntſchaft mit der Fr. v. d. Recke erneuert, und Tiedge ſchickte mir die vierte Ausgabe ſeiner mir unendlich gefallenden Urania mit einem ſehr freundſchaftlichen Briefe.

Im Auguſt erſchien auch der vom Staat berufne Oberſchulrath Zeller, der durch ſeine Unterrichtsbehandlung in Zürich und Würtemberg einen gewiſſen Namen für ſich

hatte, und das hieſige Waiſenhaus zum Inſtitut zur Bildung künftiger Landſchulmeiſter einrichtete. Die Wirkungen ſeiner, in manchen Stücken vortheilhaft abgeänderten Peſtalozziſchen Methode, die aber immer der Hauptgrund von allem bleiben muß, haben jeden, der ſie zu ſehen Gelegenheit gehabt, vorzüglich für ſie eingenommen, mit Einſchluß der Hofleute, des Königs und der Königin. Ich, der von jeher den Elementarſchulunterricht für die Hauptbaſis aller Regierungsoperationen gehalten, bekenne, daß mir Zeller ein zum Beginnen ſehr geeigneter Mann geſchienen, der, wenn er ſeinen warmen Kopf blos auf die Sache gerichtet und ſich nicht von dem gewöhnlichen Genialitätsfehler, dem Mangel am geduldigen Beharren, hätte hinreißen laſſen, das mit Kindern begonnene Werk auch mit den Alten in guten Gang gebracht haben würde. Vom Könige wurd' ich mittelſt eines ſehr ſchmeichelhaften Cabinetsſchreibens zum Beyſitzer der zur Beförderung der neuen Schuleinrichtungsſache angeſetzten Commiſſion ernannt. Wäre es mit der im Auguſt 1810. gehaltenen Verſammlung verſchiedener Pfarrherren, denen Zeller die Methode beybringen

ſollte, aber nicht konnte, beſſer geglückt, und hätten ſie das aus ſelbiger Gefaßte nur ein Paar Jahre möglichſt ernſthaft mit ihren Schulmeiſtern treiben wollen, ſo bin ich überzeugt, es müßte aus dieſem Elementarunterricht in Landſchulen, beſonders, wenn er auch in alle Mädchen- und Induſtrieſchulen eingeführt würde, unendlich viel Erſprießliches für alle Schulen ſchon entſprungen ſeyn, und die ihm jetzt am ärgſten widerſtrebenden gelehrten Schulmänner würden erkennen, daß dieſe Methode ſie zwar nöthige, manches in ihren bisherigen Manieren abzuändern, aber daß auch alle ihre Vorträge mehr Eingang bey den Schülern finden, und dieſe wirklich geſchickt machen würde, das in den Schulen Gelernte auf der Univerſität beſſer zu benutzen und ſo ſich zu Staatsbürgern auszubilden, welches ſie bisher nicht eſt in den Schulen erreichet haben, und um welches Nichterreichens willen auch die Vortheile der löblichen Municipal- und Communaleinrichtungen noch lange ausbleiben werden. Der Menſch muß ſich überzeugen, daß der Saame alles Klugen, Guten, Schönen und Kräftigen in ihm ſelbſt liegt, alsdann wird er Hoff-

nung, Luſt und Muth bekommen, das in ihm Liegende zum Hervorwachſen zu befördern. Wirkt nicht die Ueberzeugung vom Beſitz eines eignen Capitals zu einer Unternehmung ganz anders, als ein dazu blos erborgter Fond? Erſterer erlaubt ſogar eine freyere Benutzung des dazu angeliehenen. Das Gedeihen dieſer wahrhaft landesväterlichen Einrichtung gehört jetzt zu meinen Hauptwünſchen und beruhigt mich beym Anſchauen der, meines Erachtens überflüßigen, Univerſitätsſtiftung in Berlin.

Im Spätherbſt dieſes Jahres kam die Prinzeſſin Solms, ihre Schweſter, die Königin, zu beſuchen, hieher, und unſre mehrmaligen Unterhaltungen gaben mir ſehr angenehme Beweiſe von ihren nicht abgeänderten Geſinnungen über mich und andre Dinge, ſo wie der Brief, den ſie mir am Morgen ihrer Abreiſe ſchrieb, da ich nicht mündlich von ihr hatte Abſchied nehmen können, mir zeigte, daß ſie mir keine bewieſenen Offenheiten übel genommen hatte.

Am 7. December war ich zur Prinzeſſin Wilhelm, die der Miniſter Stein eine ächte deutſche Prinzeſſin zu nennen pflegte, zum Abſchiednehmen gerufen. Während ihres

Hierſeyns hatt' ich ihr unter andern Klingers Geſchichte eines Deutſchen und, ihrer großen Liebhaberey der Alten wegen, einige Satyren des Horaz von Wieland vorgeleſen, auch ihr, bey näherer Bekanntſchaft mit ihren Talenten für Künſte und Wiſſenſchaften und Wahrnehmung einer gewiſſen Kälte und Zurückhaltung in ihrem Aeußern, offenherzig gerathen, ihr Geiſteslicht nicht unter den Scheffel zu ſtellen, denn da die natürliche Sonne ſelten die Hofzimmer erhelle, müſſe man für Herzenserleuchtung ſorgen. Ihre Aufnahme bey dieſem Abſchied hatte viel Herzliches und Freundſchaftliches, und was wir in dieſer letzten Stunde über die Prinzenerziehung ſprachen, zeigte, daß ſie über dieſen Punkt zwar gleich mit mir dachte, da es aber gleichmißlich iſt, ſich zwiſchen Eltern und Kinder über die Erziehungsweiſe, und zwiſchen Eheleute über ihre Betragensart zu miſchen, ſo werden dieſe Geſpräche wohl ohne Anwendung geblieben ſeyn, wie Vieles, das ich in dieſer Zeit über dieſen Gegenſtand zu höchſt bedeutenden Männern und Frauen geredet, und wodurch ich wenigſtens meiner Einſicht

und meinem patriotiſchen Gefühl Beruhigung geſchafft hatte.

Am 11. December ward ich ſo bedeutend krank, daß ich in manchen Stunden mich meines Todes gewiß glaubte. Da ich meine Gattin in gleicher Gefahr ſah und wußte, ſo fand ich etwas beruhigendes in dem Gedanken, kurz vor ihr oder bald nach ihr ſterben zu können, denn unter ſo alt beyſammen gewordnen Eheleuten muß langes Zurückbleiben des Einen hinter dem andern höchſt unbehaglich ſeyn, theils weil der Zurückbleibende einen neuen Zuwachs von Sorgen durch das bekommt, was der nun nicht mehr Lebende übernommen hatte, theils weil man gewohnt iſt, nichts allein, alſo auch nicht das Leben, zu genießen, in welchem manches einem nur dadurch intereſſant wird, wenn man ſieht, daß es auch dem andern Freude macht.

Die Bettbüterey, von der unſer ſcharfſinniger, ſcharfſichtiger und dreuſter Arzt und Freund Motherby uns endlich befreyte, entband mich vom Abſchiedsbeſuchannehmen und machen. Hufeland kam vor unſer Bett und auch der liebe Nicolovius, von dem mir die Trennung recht

ſchwer wurde, denn hatten wir gleich keinen häufigen Umgang mit einander gepflogen, ſo hatten wir doch, wenn wir uns ſahen, ſtets nach unſerm Herzen über alles geſprochen. Ich pflegte ihm manchmal vorzuwerfen, daß er mich beynah wie eine Reſpektsperſon behandle, welches der Freundſchaft, die auf das Gleichheitsrecht beſteht, nicht angemeſſen oder zuträglich zu ſeyn ſcheinet, man muß aber in ſolchen Fällen den Glauben, von ſeinem ſich zurückhaltenden Freunde herzlich wieder geliebt zu ſeyn, zu Hülfe nehmen, und hoffentlich hab ich recht gethan, dieſen Glauben an Nicolovius nicht fahren zu laſſen.

Während meiner vielwöchentlichen Krankheit war die Stadt ganz fremdenleer geworden, und alſo auch das ganze Hofweſen in ſein Centrum, die Reſidenz, zurückgekehrt.

Mit Vergnügen erinnre ich mich mancher Natur- und Kunſtprodukte, die ich geſehen habe, und wünſche mit unter, ſie auch wiederſehen zu können. Einen Hof wünſch' ich aber nicht wieder zu ſchauen, denn ich glaube, an einem, den man mir als einen vorzüglichen gerühmet, doch wahre Weſenloſigkeit bemerkt zu haben. Die Welt-

jämmerlichkeit dürfte alſo wohl zur Ordnung der Dinge gehören, denn alles, was geſchieht, hat mehrentheils Eine, oft ſogar die Hauptwurzel im Hoferdreich geſchlagen. Und wer bearbeitet dieſes Erdreich? Iſt man nicht ſchon zufrieden, wenn es narkotiſch ſüßduftende Blumen trägt, und unter dem wenigen Korn auch viele Trespe wächſt?

Perſönlich hat mich der Hof wahrlich nie gedrückt, vielmehr haben mich ſeine erſten Perſonen mit Gnade und Zutrauen behandelt und ertragen, indeſſen wurde mir doch nach ſeinem Abzuge ungefähr zu Muthe, wie einem Menſchen, der ſich in der Niederung aufhielte, ohne eben krank von ihren wäſſerigen Dünſten zu werden, aus dieſer aber in eine höhere Gegend zieht, wo er, von ganz andrer Luft angeweht, ſeine leibliche Beſchaffenheit umgeändert fühlt. Die ſo zu ſagen unſichtbare Coexiſtenz mit Menſchen, die Verſtand und Willen, und was ſie ſonſt im Vermögen haben, auf eine Art anwenden, die dem nicht ſo gearteten ganz fremd iſt, hat etwas unangenehmes für letztern, und ſeine Misbilligung ihres Zuſtandes ſcheinet ihm den ſeinigen einzuſchränken und zu zerſtückeln. Soll man nun

den bedauern oder auslachen, dem es eine bittre oder ſchmerzhafte Empfindung macht, wenn Menſchen jenes Geſchlechts ihn nicht freundlich anſehen, oder ihn vergeſſen zu haben ſcheinen? Meiner Gleichmüthigkeit kommt es lächerlich vor, wenn dieſe wähnen, ein vernünftiger, unbefangener Menſch werde ſich durch ſolchen Vergeſſensanſchein gekränkt oder gedemüthigt fühlen. Müßte man ſich nicht wundern über den, der bey eignem innern Lebensfeuer einen ſchönangeſtrichenen Ofen, oder italiäniſchen Marito, (bey uns Feuerſtübchen) zur Erwärmung nothwendig hielte?

Meine Hingebung in alles, wovon ich glaube, ich könne dadurch andern nützlich oder lieb werden, ſchaffte mir unter meinen zahlreichen Bekanntſchaften mehr Beyfall, als ich mir ſelbſt zu geben geneigt bin; indeſſen hat ſie mich doch zu manchen, mir eben nicht behaglichen Zeitverwendungen genöthigt, ſo daß dieſe Einſprüche in meine häusliche Stille mich gewiß zum Verzicht auf das aktive und paſſive Beſuchsweſen gebracht haben würden, hätte mich nicht zurückgehalten jene gutmüthige heimliche Hoffnung, manches gute Saamenkorn bey

dieſer Gelegenheit ausſtreuen zu können, oder manchem keimenden durchs Begießen zum weitern Ausſchoſſen zu helfen.

Daß ich nicht ganz gleichgültig überſehen wurde, erkläre ich mir daraus', daß man meine uneingeſchränkte Offenheit als ein ſeltnes Phänomen anſah, und in meinen aus der Erfahrung genommenen Bemerkungen über vergangne Zeiten und Perſonen manches fand, das auch auf die neuen paßte, und bey manchem, ſo bald er in ſeinen eignen Buſen griff, genau zutraf. Meine Gewohnheit, bey Menſchen, die ein gutes Wort verſtehen und zu ſeiner Ausübung Macht und Kraft haben, ſolche gute Worte nur hinfallen zu laſſen, ohne durch Erläuterungen über ihre Wahrheit und Güte ihrem etwanigen Eigendünkel ein Bücken zum Aufheben abzunöthigen und auf ihre Befolgung zudringlich zu beſtehen, hab ich in dieſem Lebensinterim ſehr bewährt befunden, und Selbſtbefolgung des Angeführten wird jeden von der Nützlichkeit meines Betragens überzeugen, ſo wie auch ihm heimliche Freude machen.

Wer weiß, wäre der peſtalozziſche Unterrichtsweg ſchon mit einiger Betriebſamkeit betreten,

betreten, hätt' ich nicht, nachdem ich mich von seiner Fürtrefflichkeit überzeugt, obige Maxime befolgt, und bey jeder Gesprächsgelegenheit sine ira et studio geäußert, daß es ohne gehörigen Jugendunterricht jeder Staatsorganisation an einer dauerhaften Basis fehle, und daß mir in der pestalozzischen Methode die leichtesten unter den bisher erfundenen Mitteln zu liegen schienen, allen Menschen zum eignen höchstnöthigen Verstandsgebrauch zu helfen.

Uebrigens glaub' ich an keine Regeln, nach denen das Vertrauen andrer Menschen zu gewinnen sey, und freue mich daher sehr, daß ich zum vielen Zutrauen anderer zu mir gekommen bin, ich weiß nicht wie. Zu den sichersten Mitteln sich im Besitz solches Zutrauens zu erhalten rechne ich aber Folgendes, daß man die Aeußerungen eines Menschen über den andern ganz bey sich behalte und nicht eher, selbst nützlichen, Gebrauch davon mache, bis man Zeit und Gelegenheit getroffen, jene Aeußerungen so anzubringen, daß der andre sie nicht für aufgefangnes fremdes Strandgut, sondern für eine über ihn vom Vorbringer selbstgemachte

Bemerkung und für eigne ihm zu Markt gebrachte Waare halten muß.

Wieland hat mich in dieser Meinung bestätiget, wenn er in einer Anmerkung zu einem Briefe des Cicero an den Attikus, (1 Bd. S. 490.) sagt: „Attikus lebte als „bloßer anspruchloser, aber unabhängiger „und begüterter Privatmann, mit allen bedeutenden Römern seiner Zeit in gutem „Vernehmen, ohne sich jemals in ihre Händel, Partheyen, geheime oder öffentliche „Fehden verwickeln zu lassen; da seine Grundsätze und sein Charakter allgemein bekannt „waren, so muthete ihm auch Niemand etwas anderes zu. Im Gegentheil diese „mehr weltbürgerliche als patriotische Art „zu denken, erwarb ihm Achtung und Zutrauen bey allen, und setzte ihn in den „Stand, öfters Personen von den entgegengesetztesten Partheyen, wenn sie in Noth „geriethen, wichtige Dienste zu leisten, ohne „sich dadurch ihren Feinden verdächtig oder „verhaßt zu machen."

Von den Freunden meiner jüngern Jahre, zu denen auch der längst verstorbne Tanz-

ler Graf Finkenstein gehörte, ob sich gleich mit ihm nie auf recht freundschaftlichen Fuß kommen ließ, weil er im Reden und Schreiben eine gewisse Versteckheit liebte und aus Beysorge, seinem Verstande oder seiner Geburt etwas zu vergeben, immer manches von dem zurück behielt, was er ohne allen Nachtheil seiner Verstands-, Geburts- und anderer Verhältnisse öffentlich hätte vorzeigen und sagen können: von jenen Freunden sind mir nur wenige übrig geblieben — Hier zur Stelle nur der Oberconsistorialrath Borowsky *) und der Canzler Freyherr v. Schrötter, abwesend der General v. L'Estocq, **) der Kriegsrath Deutsch und der Minister Freyherr von

*) Seit dem 18. Jan. 1816, Bischoff in Preußen.

**) Der auch schon am 5. Jan. 1815. in Berlin gestorben ist. Geboren den 16. Aug. 1738. hat er dem preußischen Staat in mehr als funfzigjährigem Kriegsdienst manches Gute gethan, das ihm nicht so erkannt und belohnt wurde, wie andern, die ihm an Geist und Gemüth nachstanden, aber Belohnungen zu erschmeicheln oder zu fordern jede Gelegenheit benutzten, wozu er, der alles, was er that, für Dienstpflicht hielt, sich nie entschließen konnte.

Schrötter, welcher mir immer besonders lieb gewesen, wegen einer zusprechenden, freundschaftlichen, eine gewisse poetische Wärme verrathenden und nie tragischen, Art über Welt, Wissenschaften und Menschen zu conversiren. *) Ueber diese mir immer interessant bleibenden Personen würd' ich mich umständlicher auslassen, wenn es dann nicht meine Pflicht würde, auch an vielen andern ein Gleiches zu thun: wozu könnte das aber nützen? Zeitgenossen haben die Personen, theils selbst noch genug gekannt, theils mein unbefangnes Urtheil über sie mich selbst aussprechen gehört, und andern, denen sie unbekannt geblieben, kann am Urtheil eines Einzelnen wenig gelegen seyn. Jenen oder diesen meine Aeußerungen zu wiederholen, könnte sogar nach einer Vorliebe für meine Charakterisirkunst aussehen und, im Fall des Nichttreffens fremder Personen, das, was ich über mich selbst zu sagen gesonnen bin, in einen Unrichtigkeitsverdacht bringen. — Statt der Bildergallerie bleib es also nur bey meinem Portrait.

*) Auch er starb am 30. Jun. 1813. in Berlin, siehe in den Nachträgen.

So ungewiß ich über die Entſcheidung der Frage bin: ob es beſſer ſey, die Charakterſchilderung vorausgehen und die biographiſchen Thatſachen als einen Codex diplomaticus nachfolgen zu laſſen, oder erſtere bis ans Ende zu verſchieben, ſo gewiß bin ich von der Schwierigkeit, einen Charakter treffend zu ſchildern, zumal es dem Selbſtbiographen keinesweges frei ſteht, ad modum des Theophraſt und la Bruyere, Züge von mancherley Originalen zuſammen zu ſtellen, ſondern er verpflichtet iſt, von ſeiner Individualität nicht abzuweichen, mithin ohne Vorurtheil für ſein liebes Ich, und ohne, meiſtens doch nur geheuchelte, Selbſterniedrigung ſeiner Ichheit, dieſe zu beſchreiben. Ohne Selbſterkenntniß kann ihm ſolche Zeichnung ſicher nicht gelingen, und es thut mir jetzt doppelt wohl, daß ich das: Erkenne dich ſelbſt *), ſchon früh für

*) Der bekannte Charron fängt ſein Buch de la Sageſſe, ſehr recht mit folgender Stelle an: Le plus excellent et divin conſeil, le meilleur et le plus utile advertiſſement de tous, mais le plus mal pratiqué eſt, de l'eſtudier et apprendre à ſe cognoiſtre. C'eſt le fondement de ſageſſe et acheminement à tout bien; c'eſt folie

eine der weiſeſten und nützlichſten Lebenslehren und Pflichten, und die Selbſtbetrachtung für eine ſichre Schutzwehr gegen die Selbſtlerey, dieſes der Selbſterkenntniß untergeſchobne krüppliche Kind, gehalten habe.*)

Freylich iſt es nicht leicht, zur wahren Selbſterkenntniß zu gelangen, und einem Temperament wird es ſchwerer, wie dem andern, weil eins vor dem andern gute

non pareille, que d'eſtre attentif et diligent à cognoiſtre toutes autres choſes pluſtoſt, que ſoy méme; la vraye ſcience et le vray étude de l'homme c'eſt l'homme; was weiter folgt, iſt nicht weniger ſchön und wahr und beachtenswerth.

*) Illi mors gravis incubat,
Qui notus nimis omnibus
Ignotus moritur ſibi.

Von dieſem Text ſagt der bekannte P. J. Duval:

Il y a long temps, que ce texte d'un poete philoſophe eſt ma diviſe et il le ſera tant que je vivrai.

Oeuvr. de Duval Tom. 2. p. 532.

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh wie die andern es treiben:
Willſt du die andern verſtehn, blick in dein eigenes Herz.

Schillers Werke 9r Bd. S. 242.

Laune zuläßt. Ich wenigſtens muß geſtehen, daß ich ohne meine gute Laune nicht zu einer ziemlichen Selbſterkenntniß gekommen und vor Selbſtlerey ſicher geblieben wäre, denn da Zutrauensäußerungen unſrer Bekannten, deren Warum man nicht in ſich zu entdecken vermag, leicht zum Ueberſchätzen eigner Kräfte verleiten, ſo helfen Temperament und Laune, mit denen wir jene Aeußerungen erſehen und aufnehmen, zu einem Gefühl und Urtheil, die uns zwar innerlich froh machen, doch aber auch nicht ſtolz darauf werden laſſen, vielmehr uns erhalten bey einer beſcheidnen Gnügſamkeit mit dem, was wir wirklich haben und vermögen. *) Verleiten einen aber ſchlimme Laune und zur Gewohnheit gewordne Leidenſchaften zu den täuſchenden Meinungen, es ſey etwas in uns verborgen, das wir ſelbſt zwar nicht ſehen, das aber andre in uns erkennen, und wodurch ſie genöthiget, wenigſtens veranlaßt

*) Das Leſen guter Biographien (vielleicht ſelbſt der langweiligen) halte ich für ein Hülfsmittel zur Selbſterkenntniß, weil man darin oft Dinge ausgeſprochen lieſt, die man ſelbſt lange heimlich gefühlt hat, ohne darüber mit ſich ſelbſt ins Klare gekommen zu ſeyn.

würden, sich zutraulich an uns zu wenden, dann wird die Selbsterkenntniß beynah unmöglich, indem die Zunahme jenes Ahnens zum Selbstglauben an den in uns verborgnen Schatz bringt, und dieser bald in ein Uebelnehmen ausartet, wenn andre die Anwelsungen auf ihn nicht für baare Münze wollen gelten lassen. Gewinnen kann und wird man indessen nichts bey solchem Glauben an sich selbst, ohne sichres Wissen von sich selbst, vielmehr reizt es, hartherzig, anspruchmachend und lieblos zu werden.

Gott Lob! daß ich unpharisäisch sprechen kann: ich danke dir Gott, daß ich keines von diesem allen bin. Meine Selbsterkenntniß hat mich jederzeit in der Demuth erhalten, die mir manchen frohen Augenblick gemacht hat, wenn ich selbst solche Leute auf mein Wort achten gesehen, von denen ich überzeugt war, sie würden sich das, was sie von mir hörten, besser selbst gesagt haben, wären sie bey ihrer Selbstprüfung so ehrlich zu Werke gegangen, wie ich bey der meinigen ging und gehe. *) Vorgefaßte und zur

*) Der General Klinger hat in seinen vorzüglich auf Lehre, Strafe und Besserung der

Lieblingsschaft gediehene Meinungen sind häßliche Verhacke im Wege zur Selbsterkenntniß, ohne deren Wegräumung keine Straße durch den Lebenswald der Täuschungen und Unwahrheiten zu schaffen ist.

Jetzt zur Selbstschilderung, die ich zwar schon in den Spätlingen S. 332. und in den Studien in Versen über mich und über das Alter en gros versucht habe, hier aber en detail zu liefern willens bin, doch ohne das ne quid nimis zu ver-

großen Dienst- und Weltmenschen ausgehenden vortrefflichen Betrachtungen und Gedanken (Werke 12r Band No. 162. No. 582.) nachstehende kurze Regeln in Fragen zur Selbsterkenntniß angegeben. „Welchen Gebrauch hab' ich von meinen physischen Kräften gemacht? Wie hab' ich meine moralischen Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten entwickelt und angewandt? Was hab' ich aus mir gemacht? Was hätt' ich aus mir machen können? Was kann ich noch aus mir machen? Was gehört dazu, daß der Mensch etwas aus sich mache und durch den ihm verliehenen Stoff, mit Geist, Muth und Aufrichtigkeit besorgt und verarbeitet, zum Schöpfer an sich selbst werde?

geſſen und ohne nach den inquiſitoriſchen: quibus auxiliis, cur, quomodo, quando zu verfahren; denn die Schnirkler, die aus kleinen Buchſtaben Figuren zuſammenſetzen, pflegen öfter einen Beweis von der Mühſeligkeit ihrer Kritzeley, als von ihrer Geſchicklichkeit im Zeichnen und ihrer Treffkunſt abzulegen. Die dieſen Lebensaufſatz einſt zu Geſicht bekommen, mögen in ihrer inappellabeln Inſtanz unterſuchen, ob ich mich ſelbſt gekannt habe, weder zu weit diesſeits geblieben, noch zu weit jenſeits gegangen bin, beſonders mag ſein künftiger Herausgeber, im großen Abſtande vom Objekt, die Fehler rügen oder beſſern, die ich beging, weil ich dem Objekt zu nahe ſtand.

Obiges war längſt geſchrieben, als ich in den Manuſcripts de Necker publiés par ſa fille p. 69 las: les hommes, qui ont une opinion parfaite d'eux mêmes, ſont des heureux ridicules; les hommes, qui ſe querellent, ſont des infortunés eſtimables. On obſerve difficilement un juſte milieu. Il faudroit ſe regarder à diſtance, et ſe juger ſans amour, ſans aigreur, et comme une ſimple connoiſſance.

Mutter Natur hat mir einen guten Kopf und ein ſehr rührungsfähiges Herz zugetheilt, aus der vielleicht nicht recht gegen einander abgemeſſenen Miſchung dieſer meiner Hauptbeſtandtheile erkläre ich meine Abneigung gegen ſchulgerechtes Studiren, deſſen Unterlaſſung ich vielfältig ſehr merklich gefühlt habe, ſo gut wie mancher vornehme Mann zum Nachtheil des Dienſtes ſeinen Sprung in die höchſten Dienſtſtellen, ohne Vorbereitung zu ſelbigen auf niedrigen, fühlen mag. Ein gewiſſes muthiges Zutrauen zu meinem natürlichen, ziemlich richtigen Geiſtestact tröſtete mich indeſſen über die ſcientifiſchen Lücken und den Mangel an der Kunſt oder Gabe, eine förmliche Dispoſition zu einem Aufſatze zu machen. Gemeinhin ergreif ich nur Einen Gedanken, oft nur Einen Ausdruck, trag dieſen ſo lange ſtill in meiner Seele herum, ſo daß ich mich ſeiner blos als eines Tones erinnre, bis ich ein förmliches Bedürfniß fühle, mich ſchriftlich über ihn auszulaſſen, welches nie lang geräth. Das Hingeſchriebene leſ ich einige Zeit nachher wieder durch, corrigir es mit Bleyſtift und ſuche zugleich

die Sätze in beßre Ordnung zu bringen; dann bleibt es wieder manchmal einige Monate liegen, bis ich die Bleystiftiaden mit Tinte nachziehe, die oft bey dieser Gelegenheit abermals abgeändert werden. Ich habe dieses Verfahren bey der Durchsehung eigner Arbeiten sehr probat gefunden und empfehle es daher dreust auch andern zum Gebrauch. Daß meine Seele doch nach einem Plan gearbeitet hatte, hat mir Hippel manchmal durch eine von ihm aus solchem Aufsatz gezogne Disposition erwiesen. Mein Geist liebte eigentlich, am Springstock zu wandeln und, statt Hindernisse wegzuräumen, über sie wegzusetzen. Montaigne erwähnt irgendwo des esprit primlautier (auf den ersten Ansprung), zu dieser Gattung scheinet der meinige zu gehören, der mithin eigentlich nichts aüsstudiren kann, aber auf den ersten Blick und das erste Wort oft gut versteht. — *) Ob ich gleich schnell eine

*) Man verzeihe mir, daß ich hier eine kleine Stelle aus Hippels eigenhändigem Manuscript seiner Selbstbiographie anführe. „Hamann pflegte mir zu sagen, er wüßte keinen, dessen Eindruck und Urtheil er so viel als dem Eindruck „und Urtheil des Kr. S. — traue."

eine meiſtens treffende Antwort geben konnte, ſo vermochte ich doch höchſt ſelten ein Räthſel oder eine Charade zu löſen, und wurde über dieſe Unfähigkeit oft ausgelacht, mit eben ſo vielem Recht, wie mancher bekanntmittelmäßige Kopf durch ſolche Enträthſelungen in Verſtandsrenomee gekommen iſt. *)

Auch mag aus ſolcher verfehlten Miſchung mein Eigenſinn entſpringen, von deſſen lauter Aeußerung mich oft nur die Schüchternheit abhält, die ſich aus meinen früheſten Jahren herſchreibt, mich aber nicht hindert, meine vorſchnellen Meinungen, oft ohne die mindeſte Rückſicht auf meine Gegner, vorzubringen, wiewohl nie mit langem Beharren bey ſelbigen, oder einem ſichtbaren Beſtreben, den andern für ſie zu gewinnen.

Meinem Eigenſinn, der mir nicht erlaubte, zur Meinung eines andern leicht überzugehen, verdank ich manches Beharren bey einem Guten, das ich als ſolches einmal erkannt und angenommen hatte, ſo wie er

*) Der verſt. Prof. Kraus ſoll geſagt haben: ſein Kopf ſey in ſolchen Dingen ordentlich vernagelt, aber ein guter Kopf müſſe ſich auch mit ſolchen Dingen nicht abgeben.

auch die Schnelligkeit veranlaßte, mit der ich mich von manchen Dingen, die mir zum Bedürfniß geworden waren, entwöhnen konnte, ohne zu ihnen zurück zu kehren, ingleichen meinen Widerwillen gegen das Dingen bey Einkäufen. Ich biete gern gleich mein Höchstmöglichstes, und stehe lieber vom Kauf ab, als daß ich zulege.

Meine Offenheit gränzt bisweilen an das Unbedachtsame, und es kommt mir selbst und meinen Freunden manchmal wunderbar vor, daß man sie mir beynah durchgängig zu gut hält. Ich sage mein Urtheil, wenns verlangt wird, ins Gesicht, und bin nicht minder unbefangen beym Rathgeben. Der Grund von der Nachsicht meiner Freunde und Bekannten liegt vielleicht in ihrem Anerkennen meiner innigsten Liebe zur Wahrheit, die es mir nie erlaubt, etwas abzuleugnen, was mich betrifft, und gereichte auch das Bekenntniß zu meinem offenbaren Schaden, so oft ich dem Frager eine Befugniß zum Fragen zugestehe. Diese Offenheit ist aber kein Verdienst an mir, weil es, wie gesagt, mir von Natur unmöglich ist, etwas abzuleugnen oder verschlossen zu seyn. Freylich läßt sich nicht jede Wahrheit in die

Augen ſagen, wer mir aber ſcharf in die meinigen ſieht, und Wort und Ton mit ihnen vergleicht, muß oder darf wenigſtens nicht mir die Schuld beymeſſen, wenn er nicht merkt, was ich von und zu der Sache denke. Auch kann ich ohne die mindeſte Gleisnerey verſichern, daß mir keine, mir ſelbſt ohne Umſchweif geſagte Wahrheit, keine Critik im mindeſten zuwider iſt, und daß man ſie mir ohne alle Beſorgniß vor empfindlichem Nachtragen ſagen und machen kann — jede irgend geahnte Schonung kränkt mich aber.

So ſcheu und redekarg ich bis in mein Mittelalter in Geſellſchaften war,*) ſo dreuſt und unverlegen bin ich um den Ausdruck im

*) Schiller ſagte: „es gab eine Zeit, in welcher „Unverträglichkeit mit den Menſchen ein Haupt„zug meines Charakters war, nicht als wenn ich „ihnen dieſe Unverträglichkeit thätlich erwieſen „hätte, nein, es war eine ſtille Unverträglichkeit, „ein ſtilles Mißfallen an allem, was Menſchen „unternehmen. Ich weiß wohl, woher das kam: „ich fühlte mich zu jener Zeit nicht in dem Wir„kungskreiſe, den ich gern ausfüllen möchte.“

Schillers Biographie und Anleitung zur Kritik ſeiner Werke vom J. K. S. Wien p. 178.

Gespräch mit vornehmen Leuten, von denen ich doch viele gekannt habe, immer, ohne ihnen partheyisch oder clientisch anzuhängen, weil, wer sich ihnen zu sehr hingiebt, Gefahr läuft, gleich dem kleinen Vogel, der sich auf des Adlers Rücken setzt, um mit ihm zur Sonne zu fliegen, beym Schütteln der Oberflügel herabzufallen, und wenigstens ein Glied zu brechen.

Vermöge einer besondern Empfindlichkeit schäm' ich mich in die Seele eines andern, wenn ich höre oder sehe, daß er, es sey wie es wolle, beschämt wird und dadurch doch nicht in Verlegenheit zu kommen scheint. Mir ist solche Dreustigkeit und solches leichte Vergessen unbegreiflich. Hatte ich daher ein Paar Männer sich zanken oder sich Böses, besonders mit Unrecht, einander nachreden gehört, so blieb mir ihre nachherige etwanige Vertraulichkeit anstößig und verdächtig. Meinem Beschämer hätt' ich nie dreust in die Augen sehen können. Mit den Weibern hatt' es in solchen Fällen eine andre Bewandniß. Ich erinnere mich sogar noch manches, gewiß von andern längst vergeßnen, oder wohl gar nicht einmal

mal wahrgenommenen linken Benehmens. *) Indeſſen wag ich es nicht, dieſe Empfindlichkeit meiner Fühlhörner in das Inventarium meiner guten Eigenſchaften aufzunehmen.

Eigen iſt mir auch eine Anhänglichkeit an das väterliche Haus; gern ſprech ich daher unter den Meinigen von der Art und Weiſe, wie man ſich da gegen einander betrug, was und wie man da alles machte. Bis in meinen vorletzten Wohnſitz bracht ich noch einen altmodiſchen Spiegel, der in der väterlichen Wohnſtube hing, nebſt einem Paar Armſtühlen, die ſchon vor meiner Geburt exiſtirt hatten, und bin noch in dieſem Moment unwillig, daß erſtern mir die Bauleute zerſchlugen, von letztern einer bis zur Reparaturunmöglichkeit zerbrochen iſt.

*) Ich kam aus des damaligen Profeſſors, jetzigen Staatsraths, Einem Vorleſung über die Geſchichte zum ſich krankbefindenden Miniſter v. St., bey dem ich die Frau von M. zum erſtenmal ſah. Beyde frugen mich nach dem Hauptgegenſtande des Vortrages, und ich gab darüber eine ſo ſchlechte Auskunft, daß ich mich noch jetzt drüber ärgre, ſo wie ich mich gefreut habe, daß beyde nicht in der Folge etwas darüber äußerten.

Je dis ce que d'un autre il dit ſi bien lui
même:
„C'eſt lui, c'eſt moi.“ Naif, d'un vain
faſte ennemi,
Il ſait parler en ſage et cauſer en ami.
Heureux ou malheureux, à la ville, à la
campagne,
Que ſon livre charmant toujours vous
accompagne.

„Nach dieſem leſ ich wieder einmal den weiſen Montaigne eben zur Geſundheit, wie man ein calmant (niederſchlagendes Pulver) nimmt, er iſt ſo heiter, verſtändig, vergnügt, er verbreitet über alle Lebensgeſchäfte eine ſo wohlthuende teinte (Anſtrich), dabey hat er gut ſcharfſinnig ſeyn; wenn nichts den Blick trübt, ſo iſt er hell. Welche Beredſamkeit manchmal und Horazens Amönität“ (liebliche Laune).

Ehe ich zum Tode gehe, noch etwas über ein Paar Krankheitszuſtände. Der eine hielt mich viele Wochen beynah immer im Bett, und mein Körper war ſo ſchwach, daß ich nur mit Zwiſchenausruhungen ganz leiſe ſprechen und die Feder nicht zum Schreiben halten konnte. Meine Seele aber war während dieſer Leibesentkräftung immer

gespannt und geschäftig, machte Abhandlungen und Briefe in Prosa und in Versen, die ich aber weder in die Feder sagen noch selbst niederschreiben konnte. Mit der Zunahme der Leibesstärke nahm dieser Abhandlungsirrsinn zum Glück ein Ende. —

Ob ich den andern Zustand eine Krankheit nennen kann, weiß ich nicht, denn ich war eigentlich ganz gesund, sah aber einige Jahre lang am hellen Tage bey verschlossenen und in der Nacht, völlig wachend, bey offnen Augen ganze Reihen von menschlichen und thierischen Gestalten, auch Landschaften, alles sehr lebhaft gefärbt, bey mir vorüberziehen, wenn ich versuchte, alles recht genau zu beschauen, so veränderten sich die Formen gar wunderlich, aus der schönsten Gestalt ward eine Fratzenfigur, aus dem Riesen ein Zwerg, aus dem Pferd ein Schooshund und aus einem Claude Lorrain eine Wagenmalerlandschaft. Als ich Nicolais Aufsatz über seine Phantasmen las, fiel mir meine eigne Art von fata morgana bey, die mir übrigens gar nicht lästig war, seit vielen Jahren sich, wenigstens nicht anhaltend, hat wiedersehen laßen, und aus welchen Erscheinungen sich vielleicht viele erklä-

ren ließen aus Göthe's höchst reichhaltiger Farbenlehre, die meines Erachtens wohl nicht dem großen Newton das himmelschreyende Unrecht thut, dessen sie die Erzmathematiker beschuldigen, wenn sie gleich im polemischen Theil einen sehr schnöden Ton angenommen hat, dessen sich kein Schriftsteller gegen einen andern, am wenigsten ein Göthe gegen einen Newton bedienen sollte.

Nun zum Tode, der allem Lebensjammer und Spaß ein Ende macht.*)

*) Großes ewig muß der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt.
Doch der Große muß der Zeit sich beugen
Der im Busen wieder Größres webt;
Schlinge so sich hie ein Götterreigen,
In dem Schönes Schöneres belebt.
Nur ein Leben aus dem Tod entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

W. v. Humboldt, Rom 1806. p. 33.

Was ist der Tod? der König aller Schrecken
Nennt ihn des Sünders schuldbeladne Seele,
Und furchtbar faßt er des Tyrannen Kehle,
Der Eumeniden Rache zu vollstrecken.
Nur er, den täglich Gram und Trübsal wecken,
Der duldend wünscht, damit ihn nichts mehr quäle,

„Unter andern Capiteln, die uns der „angenehme Schwätzer Montaigne hin„terlaſſen, hat mir immer das vom Tode „am wenigſten gefallen. Es iſt das 19. „im 1. Buch. Man ſieht durch alles hin„durch, daß ſich der wackre Philoſoph vor „dem Tode gefürchtet, und durch die ge„waltſame Aengſtlichkeit, womit er den Ge„danken wendet und ſelbſt zu Wortſpielen „dreht, ein ſehr übles Beyſpiel gegeben „hat. Wer ſich vor dem Tode wirklich „nicht fürchtet, wird ſchwerlich davon mit „ſo vielen kleinlichen Troſtgründen gegen „ihn zu reden wiſſen, als hier Montaigne „beybringt.“

So ſteht in Lichtenbergs nach ſeinem Tode von Kries herausgegebenen Schrif-

Daß Ewigkeit ſich bald der Zeit vermähle,
Und Grabeshügel ſeine Sorge decken:
Der Held, gewohnt im Kampfe nie zu wanken,
Er fordert kühn den Würger in die Schranken,
Der Weiſe ſieht ihn ohne zu erbeben.
Was iſt denn Tod? Ein weſenloſer Schatten,
Er kann euch Gutes, kann euch Böſes geben,
So wie ihr ſelbſt vermögt ihn auszuſtatten.

nach dem Italiäniſchen des Vinzenzo Monti
vom General von Schöler.

ten 2. Bd. S. 283. geſchrieben, und ſo ſehr ich dieſes Mannes ſcharfſichtige Urtheile ſonſt verehre und ihnen gerne beytrete, ſo glaub ich doch, er trete in dieſem meinem Lieblinge zu nah. Ich habe das angezogne Capitel franzöſiſch und deutſch mehreremale geleſen und kann darin keine Furcht vor dem Tode entdecken. Montaigne ſpricht über ihn, wie er über andere Gegenſtände zu ſprechen gewohnt iſt, und ſollt ich ihn irgendeiner Sünde zeihen, ſo wär es die, daß er auf ſeiner Waage Tod und Leben von gleichem Gewicht findet, da meinem Glauben und meiner Bemerkung nach, das Leben, das noch lebend wägt, immer ein wenig den Ausſchlag vor dem Tode bekommt. Das Leben iſt ein Hausfreund geworden, der Tod iſt ein beſuchender Bruder, bringt uns letztrer auch das logengerechteſte Certificat und das beſte Empfehlungsſchreiben, ſo behält erſtrer doch den Vorzug. Der Menſch will immer etwas erlebt haben und iſt heimlich mißtrauiſch gegen das, was noch zu erleben ſeyn möchte und worüber ihm weder Geſchichte noch Nachdenken etwas Gewiſſes geſagt haben oder ſagen können. Außerdem iſt ein großer Unterſchied zwiſchen

dem: den Tod nicht fürchten, und: den Tod ſich wünſchen; das Erſte beſinne ich mich nie gethan zu haben, ob mich gleich der Soldatenſtand und manche Krankheit ziemlich auf die Lebenswippe ſtellten; während meiner Jünglingsſchaft ſchwärmt ich zuweilen über den Tod bis zum Wunſche nach ihm; ſpäterhin verging und vergeht auch noch kein Tag, an dem ich nicht ans Sterben gedacht hätte oder noch denke. In meiner vorletzten Wohnung erinnerten mich die um meine Grabſtätte gepflanzten Pappeln, die aber wohl nach meiner Wohnſitzveränderung nicht meine Aſche beſchatten werden, bey jedem Ausgang an meinen letzten Ausgang, allein dieſe Memento mori haben mich zu einer Art von Familiarität mit dem Tode gebracht, die ich beim Montaigne wahrnehme, und die mich eben ſo leicht zum Schwätzer über das Sterben machen könnte. Worüber man viel und oft gedacht, und immer gefunden hat, es laſſe ſich darüber eigentlich nichts Gewiſſes denken oder herausbringen, das wird einem zuletzt beynah gleichgültig, und ich halte eine ſolche Gleichgültigkeit in articulo mortis für ein ſo behagliches Kiſſen, daß ich wünſche, es möge keine ſchmerzhafte

Krankheit mir ſelbiges unter dem Kopf hervorziehen. De ma mort, ſi je la rencontrois babillarde, comme ſont d'autres, donnerois - je encore volontiers avis au peuple en delogeant.

Montaigne l. III. ch. 12.

Da ich den Grund der Ehrwürdigkeit und die Pflicht zur Verehrung des Alters, ſelbſt bey der Annäherung meines achtzigſten Geburtstages, nicht einſehe und auch nicht die mindeſten Anſprüche darauf mache, ſo ſind ich auch im langen Leben keine ausgezeichnete oder auszeichnende Glückſeligkeit, wenn gleich der wunderliche Mercier bey Gelegenheit des im 90ſten Jahre geſtorbnen Türpins ſchreibt: „Ein langes Leben deutet auf manche mora„liſche Eigenſchaft, und ich könnte leicht in „Verſuchung kommen, Alter und Tugend „zu gleichbedeutenden Wörtern zu machen. „Um faſt ein Jahrhundert lang durch die „Menſchen und ihre Leidenſchaften und durch „ſeine eignen hindurch zu kommen, muß „man mehr als Einen Sieg davon getragen „und gewiſſenhafter, als die meiſten andern „Menſchen, den heiligen Geſetzen der Natur „gehorcht haben, die immer die Ehrfurcht „belohnt, die man für ſie beweiſt. Viele

„Jahre durchlebt haben, heißt alſo: in den „meiſten Fällen philoſophirt haben. Möch„ten doch unſre Zeitgenoſſen weniger daran „denken, geſchwind und vielgewinnend, als „gemeinnützig und durch freye Entſagung „ſtill verdienend zu leben.“ — Wohl aber ſind ich darin eine durch nichts vergütete Unannehmlichkeit, die im Ueberleben alles deſſen und aller derer beſteht, wodurch und mit denen man das Leben eigentlich genoſſen hat. Als vor einigen Jahren der Herr Buchhändler Wagner ſtarb, mit dem ich über 30 Jahre in mancherley Verkehr geſtanden, ohne daß er eben meinem Herzen wichtig geworden war, ſo wollte mir ſein Verluſt dennoch recht lange nicht aus dem Sinn; das, was man noch erleben kann, ſcheint gar keinen wahren Erſatz für das verlorne Erlebte abgeben zu können. Als ich den 18. März 1806 das Hündchen verlor, mit dem ich, der die Hunde ſeit ſeinem 40ſten Jahr ſehr geliebt hat, funfzehn Jahr, ungeachtet ſeiner wunderlichen Laune, die ihm nicht erlaubte, ſich mit den Häuslingen, oft ſelbſt nicht mit mir vertraut zu machen, gelebt hatte, wie viele Monate wandten ſich nicht

einer sehr anziehenden Lektüre, noch mehr aber von einer lebhaften Unterredung hüten, beydes bringt mich ums baldige Einschlafen, das ich für eine große Glückseligkeit halte, und dessen Aufschub ich mir nie durch Nachschlafen des Morgens habe ersetzen können. Hippel ließ sich von seinem Bedienten von halb 10 bis 10 die Zeitungen vorlesen und pflegte zu sagen: diese Vorleserey lehrt mich so trefflich das Einschlafen, daß ich es vollkommen kann, so bald ich ins Bett komme.

Der Eintritt in mein Bett, an das ich eine ganz besondre Anhänglichkeit habe, hat seit langer Zeit schon etwas feyerliches für mich, und geschieht nie ohne einen Gedanken an den Tod. Ob ich gleich über das künftige Leben nie nachgrüble, so ist doch der Gedanke daran jedesmal ein Windstoß auf die Aeolsharfe meines Lebens, zwar keine Melodie, aber doch eine Harmonie wie im Somnio Scipionis, wodurch das Einschlummern befördert wird.

Mit einer fast an Gefühlsmangel gränzenden Inmichgekehrtheit ertrag ich alle Menschen, bin aber in der Wahl ihrer zu

meinem Gebrauch ſchwüris, vielleicht gar lecker oder übermüthig.

Des Dienſtes, den ich für eine Art von Unterthänigkeit halte, die dem Staat das volle Recht giebt, alles zu fordern, was im Beſtallungsurbar benannt iſt, hab ich mit Leib und Seele gewartet, und es macht mir noch wahres Vergnügen, mich mit rechtlichen Leuten über ihn zu unterhalten, ſo wie es mich oft bis zum Bitterwerden verdrüßt, wenn ich Miethlinge ſehe, die es dem Bauer zum geißelwürdigen Verbrechen machen, wenn er ſich ſchlechtbezahlten, oft willkührlichen Dienſten harter Herrſchaften zu entziehen verſucht, während daß ſie ihr ganzes Leben in Vernachläßigung beſtimmter, die Seelenkräfte gar nicht überſteigender und faſt durchgängig reichlich bezahlter, leider meiſtens Federdienſte hinbringen.

Vom weiblichen Geſchlecht, aus dem mir manches Einzelweſen ſehr anziehend und lieb geworden, hatt' ich keine ſo hohe Meinung wie Hippel. Die Nothwendigkeit weiblicher Keuſchheit leuchtet mir indeſſen ſo ſtark ein, daß es mich jedesmal verdroß, wenn man mit ihr lauten Spaß trieb, oder ihre Widernatürlichkeit mit leichtſinnigen

Gründen zu erweisen suchte. Zweydeutige Scherze, besonders in Gegenwart der Weiber, waren mir daher von jeher so unleidlich, daß mir, dessen Phantasie oft nicht die reinste war, nur selten eine kleine Zweydeutigkeit entschlüpfte. Ein Weib, das über diesen Punkt nicht äußerst verschämt war, ward mir auf immer verächtlich, fast noch verächtlicher, als eine Religionswidersacherin. Da die Weiber, meines Erachtens, öfterer die Eva, wie wir den Adam äußern, so hab ich, wie schon oben erwähnt, stets sehr dringend angerathen, zuerst die Mädchen sorgfältiger zu erziehen, weil ohne ihr vorgängiges Gedeihen die Knabenerziehung nicht glückliche Fortschritte machen und gar nicht auf die Dauer bestehen kann.

Mögen Rumfort, Cadet de Beaux ꝛc. noch so viel herrliche Erfindungen zur Verminderung der Wirthschaftkostbarkeit machen, mag Erfahrung ihre Ausführbarkeit noch so laut bestätigen, so lange nicht der fast unglaublichen Denkbiegsamkeit der Weiber über alles, was Luxus, Moden und überhaupt die Sinnlichkeit (Frivolität) betrifft, durch frühern Unterricht eingeschränkt und auf das, was dauerhaften

Nutzen ſchafft, hingeleitet werden wird, ſo lange wird das ſtarrſinnige Beharren bey der Mutterweiſe die Anwendung jener Erfindungen hindern, und der Gebrauch der Sparküchen und Knochenſuppen ꝛc. nicht allgemein werden. Manche Frauen geſtehen die Vortheile ein, gleichen aber den Schuldnern, die bey Erblickung des Creditors ſeiner Mahnung durch ein freundliches: „ach ich bin ihnen noch immer ſchuldig" zuvorkommen, aber gemeinhin die ſaumſeligſten Bezahler ſind. Von der vielfältigen Wahrnehmung, daß viele Frauen den in den Kinderjahren genoßnen guten Unterricht in den ſpätern beynah ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, weiß ich mir keinen beſſern Grund anzugeben als den, daß ihr Unterricht nicht elementariſch geweſen, daß man alſo ihre eignen Geiſtesquellen nicht fließend gemacht, ſondern ihre Köpfe wie Ciſternen behandelt, die bey ausbleibendem friſchen wiſſenſchaftlichen Regen austrocknen. Ob durch das immer häufiger werdende Beſuchen wiſſenſchaftlicher Vorleſungen, beſonders in Tagesſtunden, die der Mütterlichkeit und Hauswirthſchaft ungekürzt bleiben ſollten, jenem Waſſermangel werde abgeholfen werden, läßt

ſich aus mancherley Urſachen ſo ſtark bezweifeln, als ſich, als Erfolg jener Zuhörereyen, eine gröſsre Dürre in andern zur Weiblichkeit natürlicher gehörenden Erlernungen beſorgen läſst. Unſerm Geſchlechte würde es nicht beſſer ergehen, wenn nicht Amts- und andre Lebensbedürfniſſe uns zur Unterrichtsfortſetzung nöthigten, und unſre wiſſenſchaftlichen Waſſerbehälter vor der Austrocknung bewahrten.

Mehr als einmal hab ich mit faſt ſiegwartiſcher Empfindſamkeit und catulliſcher Ueppigkeit geliebt, aber auch ſchon längſt eingeſehen, daſs ich beyde Arten zum Beſten des Leibes und der Seele hätte unterlaſſen können und ſollen, und daſs jedem Manne viel Vorſicht bey dieſer Leidenſchaft Pflicht ſey, zumal die Aufforderung zu ihrer Befriedigung bei einem auch nur etwas gebildeten Manne nie ſo ſtürmiſch iſt, es ſey denn, daſs er ſich ſelbſt unnöthigerweiſe dazu verwöhnt habe. Man lache indeſſen nicht über mich, wenn ich bey dieſer Gelegenheit mit einem honny soit, qui mal y pense bekenne, daſs ich das Hausmittel des Greiſes David, deſſen im erſten Capitel des erſten Buchs der Könige gedacht wird, nicht ver-

werflich halte, besonders wenn man die lezten Worte des vierten Verses zu beobachten nicht vergißt.(*) Nach blos augenblicklicher sinnlicher Lustbefriedigung ohne alle Beymischung eines physischen, wenn auch nur von meiner Seite gedachten Vergnügens, hab' ich so wenig greifen, als mich zum Trinken hinsetzen können, um zu trinken, daher ich mich auch nur auf drey von ungefähr gehabte förmliche Räusche besinne.

Des erste Glas Wein über das Maaß, welches ich vertragen kann, warnt mich jedesmal durch eine gewisse traurige Stimmung, die es in mir veranlaßt, vor dem Mehrtrinken. Ein Dienstmann, von welcher Sektion er sey, kommt selten ohne Kraftbanquerout davon, wenn er nicht über diese zwei Einnahmen und Ausgaben Buch hält.

Aus meiner Denkungsart über die Weiber läßt sich indessen die Möglichkeit meines Herausfindens aus dem Labyrinth der Liebe

*) Im Vertrauen, daß keiner von meinen Lesern schlimmer deßhalb von mir denken werde, werd ich dem dritten Bändchen der Gedanken und Meynungen einen kleinen Aufsaz über etwas, das in diese Materie einschlägt, beyliegen.

erklären, und ob ich gleich mit ſchönen und klugen Weibern manchen Straus hatte über die mir aus Gewohnheit zur Natur oder aus Natur zur Gewohnheit gewordne Spötterey im Ton oder in der Miene, wenn ich Damen etwas verbindliches ſage, ſo iſt doch nie eine Frau meine wirkliche Feindin geweſen, und der Umgang mit dem andern Geſchlecht hat mich zu mancher Verſtandsübung und Sittenverfeinerung getrieben, an die ich ohne den Handels-Verkehr mit ihm vielleicht nicht gedacht, noch weniger ſie beſſer ausgebildet hätte.

Wieland, der nun auch ſchon am 23. Januar 1813. geſtorben, ſagt, als Stellvertreter des Apollonius von Thyana: „der „Hang zur Wolluſt, durch Vernunft verä„delt, geläutert und gemäßigt, kann glück„lich organiſirte und unter günſtigen Ge„ſtirnen, wie man ſagt, geborne Menſchen „auf einem ſehr angenehmen Wege zu einem „nicht gemeinen Grad von ſittlicher Voll„kommenheit, innrer Harmonie, Zufrieden„heit und Lebensgenuß führen.“ (Wielands Schrift. 32. B. Agathodäm. 1. B. n. 6.) und die Richtigkeit dieſer Bemerkung bezeug ich Wielanden in meinem jetzigen hohen Alter.

Nach einer bis nahe an die goldne Hochzeit gelangten kinderlosen Ehe muß doch auch etwas über mein ehemänniſches Betragen ſeine Stelle finden, und da Freund Hippel, der nie verheyrathet geweſen, ein dreymal aufgelegtes Buch über die Ehe hat ſchreiben können, ſo will ich doch auch ein Wörtchen über die alte Heyrathsſitte ſagen. Mir ſcheint die Ehe das Gleiche mit der bürgerlichen Verfaßung zu haben, daß ſie einem manchmal unangenehme Tage, wenigſtens Stunden macht; wer möchte aber wohl ohne bürgerliche Verfaſſung leben und ihrer kleinen Beſchwerlichkeiten wegen auf ihre vielen großen Vortheile Verzicht thun? Wie im Staat, ſo iſt auch in der Ehe alles auf das mutuum adjutorium (wechſelſeitige Hülfsleiſtung) berechnet, und wenn eine Hand nicht die andre wäſcht, ſo bleiben beide ſchmutzig. Alle andere, außer dieſem wechſelſeitigen Beyſtande, von Philoſophen und Juriſten angegebene Eheſtandszwecke haben mir daher immer, theils nebenſeitig, theils untergeordnet geſchienen, und ich kann daher auch die Verbindung zweyer, im Alter ſehr verſchiednen Perſonen, nicht gut heißen. Einige Jahre älter wie die Frau

ſollte der Mann aus mehr als Einer Urſache ſeyn. Poetiſche Liebe ſind ich zur Eheſtiftung entbehrlich, dagegen die Sorge für anſtändiges, wenn auch nur bey Sparſamkeit zureichendes Auskommen ſo unentbehrlich, daß ich ohne ſelbiges eine glückliche Ehe beynah für unmöglich halte. Nächſt dem gehörigen Auskommen ſetz ich das wechſelſeitige Zutrauen, deſſen natürliche und gewöhnliche Folge die Freundſchaft iſt, die eigentlich im ganzen Umfange nur unter Eheleuten ſtatt findet, und die ich zu den höchſten Lebensgenüßen rechne, weil ſie ſchon durch ein Nebeneinanderſeyn befriedigt. Ich ſpreche darüber aus Erfahrung, da ich weiß, wie behaglich es mir war, wenn meine Frau mit ihrem Buch oder ihrer Handarbeit ſich in meiner Stube aufhielt, ohne alle weitre geſprächliche Unterhaltung, ob mir gleich das geſprächsarme Beyſammenſeyn mit bloßen Beſuchern ganz unendlich läſtig fällt und ich daher lieber zu manchem ſelbſt hingehe, um das Weggehen in meiner Gewalt zu behalten. Auch die Schönheit mag ich nicht zu den Nothwendigkeiten des Eheglücks zählen. Einer meiner alten Bekannten hatte unter ſeinen ſtereotypiſchen Einfällen auch den:

Schönheit vergeht, Häßlich bleibt immer; und er hat Recht, denn es fragt ſich, ob ſich nicht der Eindruck der Schönheit bald bis zur Unbemerklichkeit verliehre, und der der Häßlichkeit noch ſchneller ſein Unangenehmes ſchwinden laſſe? Ich glaube, ein recht kluges, aber häßliches Weib ſey letztres nur in der erſten Viertelſtunde, bleibt ſie es aber einem auf die Dauer, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie durch und durch und bis zur Ungebühr häßlich iſt, oder daß ihr Verſtand nicht Bildung und Gewandheit genug erhalten hat. Die Geſichtshäßlichkeit eines Frauenzimmers erregt ſelbſt dadurch, daß die Natur ſie manchem Mitgliede des ſchönen Geſchlechts zu Theil hat werden laſſen, eine Ahnung, es müſſe doch irgend etwas andres Schönes zur Entſchädigung für jenes Häßliche erhalten haben, ſo daß Lady Montagu ganz Recht haben mag, wenn ſie verſichert, ſie ſey in den türkiſchen Weiberbädern überzeugt worden, daß, wenn es Sitte wäre, nackt zu gehen, das Geſicht kaum bemerkt werden würde.

Ausgemacht bleibt es wohl, daß zum glücklichem Eheleben ſehr viel gehöre, und daß der oder die, welche rein glücklich es führen zu wollen gedenken und hoffen, am

beſten thun, wenn ſie es nicht zum Verſuch kommen laſſen, um nicht zu erfahren, daß man auch auf dieſer Reiſe Rechnungen ohne Wirth mache.

Sankt Paul hat, obgleich in einem andern Sinn, von der Ehe geſagt; es liege in ihr ein groſſes Geheimniß: ich mag daher auch über und aus der meinigen nicht ſchwazzen. Daß elektriſche Wolken meinen Eheſtandshimmel bisweilen getrübt haben, kann ich nicht leugnen; dies ſcheint in der Natur der Matrimonial-Atmoſphäre zu liegen. Eben ſo aufrichtig bekenn ich aber auch zur Ehre meiner mit mir alt gewordenen, verſtändigen und in allen weiblichen Geſchäften keiner nachſtehenden Suſanne Eliſabeth, daß mir in meinem Leben keine ihres Geſchlechtes begegnet ſey, die ich zur Gattin für mich paſſender gefunden hätte, und der frühere Tod des einen von uns wird gewiß dem Nachbleibenden viel Thränen der aufrichtigſten Trauer koſten.

Zum Beſchluß noch etwas über meine Leſerey, über Tod und Religion.

Da ich bei Büchern ſo dachte, wie Holofernes nach Buch Judith XII., 12. über die Weiber, die in ſein Lager kamen, ſo las

las ich jedes Buch, das in mein Haus kam, las aber und lese noch jedes Buch ohne Unterschied so schnell, wie man es mit Romanen thut, und überlaß es meinem einst erwehnten esprit primsautièr, was er daraus behalten will oder kann. Nachzudenken beim Lesen ist eben nicht meine Sache, Auszüge zu machen noch weniger, und nur selten streich ich eine Stelle mit dem Bleystift an. Ein vornehmer Mann, der den Gracian und Chesterfield fleißig studirt hatte, sagte mir einst, als ich ihn um die Mittheilung eines Buchs ersuchte: „Wenn ich nicht „wüste, daß sie mich von langer Zeit her „schon kannten, so gäb ich es ihnen nicht, „weil ich vieles darin angestrichen habe, und „solche Beystriche Selbstbekenntniße sind, die man nicht jedem machen mag.“ *)

Soviel bleibt mir indessen fast immer vom Geiste des Buchs, daß ich, wenn auch nicht einen Aufsatz darüber, wie der ganz treffliche von Regierungsrath Hellbrück über Göthes Wahlverwandschaften

*) Aus dem Durchsehen fremder Bücherrechnungen im Buchladen hab' ich selbst manchen richtigen Schluß auf den Charakter des Käufers gemacht.

(im Januar der Jenaischen Literatur-Zeitung von 1810) machen, ich doch dem andern mein Urtheil darüber sagen, mit ihm darüber reden und ihm widersprechen konnte, wenn er etwas anführen wollte, was nicht im Buche stand — jetzt (1813) ist es auch in diesem Stück anders, und ich lese eigentlich nur für den Augenblick, in dem ich lese.

Ein weitläuftiges Vernünfteln über mein Lesen zu ersparen, will ich die Bücher nennen, von denen ich mich erinnre, sie mehr als einmal gelesen zu haben.

Gellerts Fabeln, Renkirchs Telemach, Koppens Uebersetzung des befreyten Jerusalems von Tasso, den Horaz, den Tibull, den Tacitus de moribus Germanorum und das Leben des Agricola, den Baco de augmentis scientiarum und seine sermones fideles,*) den Haller,

*) Als der Graf Purgstall, jetzt kaiserlicher Kammerherr und Gubernialrath, der ein und ein halb Jahr, die Philosophie unter Kant zu studiren, sich hier aufhielt, von mir verlangte, ihm bey seiner Abreise in die französische, italiänische und schottische Welt ein Buch zu schenken, auf welches ich selbst großen Werth legte, so gab ich ihm eine Duodezausgabe vorbenannter zwey Schriften, in denen ich sehr vieles angestrichen hatte.

Hagedorn, Uz, Kleist, Creuz, Musarion, Agathon und Oberon von Wieland, das meiste von Göthes und Schillers Werken, Vossens Luise und Homer, Klopstocks Meßias, Shakespear von Wieland, Eschenburg, Schlegel, Montesquieu, Rousseaus Emil, N. Heloise, Briefe an Diembert und Beaumont, Machiavels Discorsi und Principe, Diderots Theater, beynah alle Lessingschen Schriften, viele von den Voltairschen, Robertsons Einleitung zu seiner Geschichte Carls V., Hume Versuche, A. Smith vom Nationalreichthum, den Boileau, viele Stücke von Moliere, Racine und P. Corneille, Youngs Klagen und Nachtgedanken, Miltons verlornes Paradies von Bodmer und Zachariä, Geßners Schriften, vieles von Rabner und Zachariä, Müllers Geschichte der Schweiz und Briefe an Bonstetten, Gleims Grenadierlieder und Hollodat, viele von Weissens und Bürgers Gedichten, Mösers Geschichte von Osnabrück, Bonnets Betrachtungen der Natur, Reimarus natürliche Religion, den Priester von Wake-

field, den Thom Jones, Yoricks Reisen, den Gilblas von Santillana, ein Paar Bände von Don Quixote und Tristram Shandy, die ich beyde nie beendigt habe — erstere will ich aber noch lesen,*) vieles im Seneca und von Cicreros kleinen Schriften, Mengs Betrachtungen über die Mahlerey, Engels Philosoph für die Welt, Tiedges Urania, Pope Versuch vom Menschen, Thomsons Jahreszeiten, Winkelmanns Geschichte der Kunst, Schaftsbury, Hartleys Betrachtungen über den Menschen, Spinozas Opera omnia, Glovers Leonidas, den Ossian in vier Uebersetzungen, Raynals histoire des établissements etc., Pauw sur les Americains, Bruyere, Duclos sur les moeurs du tems, die Söhne des Thals von Werner, das Niebelungen-Lied, Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Litteratur, Göthes Wahrheit und Dichtung, und zwar nicht in beßrer Ordnung, als wie sie hier benannt sind. Mein Lieblingsbuch wurde Montaigne, den, wenn ich

*) ist 1811 geschehen in der Seltanschen Uebersetzung.

genöthiget wäre, von allen Büchern mir Eins zu wählen, ich mir unbedenklich zum Gesellschafter wählen würde.

In Delille's Gedicht sur l'imagination fand ich im sechsten Gesange, der le bonheur et la morale überschrieben ist und mir am besten zugesprochen hat, folgende Stelle über ihn, die ich mit froher Zustimmung, wie jene so eben (15. Febr. 1814) gelesene aus J. Müllers Werken (6ter Band pag. 326) hersetze.

Riche du fonds d'autrui, mais riche par
son fonds,
Montaigne les vaut touts: dans ses
brillants chapitres
Fidele à son caprice, infidele à ses titres,
Il laisse errer sans art sa plume et son
esprit,
Sait peu ce qu'il va dire, et peint tout
ce qu'il dit.
Sa raison un peu libre et souvent negligée
N'attaque point le vice en bataille rangée,
Il combat en courant, sans dissimuler rien,
Il fait nôtre portrait en nous faisant
le sien,
Aimant et haïssant ce qu'il haït, ce qu'il
aime,

Meine Rasirmesser stecken noch in dem alten Futteral, dessen sich mein Vater bediente. Aus dieser Anhänglichkeit entspringt gewiß auch das Vergnügen, welches mir das Besorgen kleiner Hausgeschäfte macht, mit denen ich mich öfterer und mehr beschäftigen möchte, wenn meine Frau nicht ihrem Departement mit einer Art von Eifersucht vorgestanden hätte, oder die Prediger-Wittwe, die seit länger als ein Viertel Jahrhundert bey uns ist, es mir erlaubte. Im Knabenalter gab ich dem Stubenmädchen meine Frühstücksemmel, wenn es mir das Bett selbst zu machen gestattete. Zum Küchenzettel geb ich gern mein votum consultativum, vergeß aber bis zur Tischzeit mehrentheils seinen Inhalt, besonders, wenn er keins von meinen Lieblingsgerichten, die zu der strengsten Hausmannskost gehören, enthält. Die Tasse, aus der ich, nach viele Jahre lang abgeschafftem, jetzt (1813) aber wieder mit großem Appetit genossenen Nachmittagscaffe, zwischen 6 und 7 Thee mit Honig trinke, wasch ich mehrentheils selbst aus.

Meine Anlage zum Auffinden der comischen Seite, oft bey für ganz ernsthaft ge-

haltenen Sachen, gewöhnte mich zu einer Jovialität, die mir oft ſehr treulich half, vornehme Menſchen ganz ſäuberlich vom hohen Standes- und Geburts-Roß herabzubringen und ſie ſo in Fußgänger neben mir zu verwandeln. Bey ihren vier Beinen weniger ward es mir dann minder ſchwer mit ihnen gleichen Tritt zu halten, ja ſie manchmal im Gehen zu unterſtützen. Feyerlichkeit iſt die Hauptcircumvallationslinie der Vornehmen, ſie iſt die Contreſcarpe ihrer Veſtung, die ſie ſorgfältig ſichern müſſen, wenn ſie vermeiden wollen, von klugen Menſchen der untern Stände unter das gewöhnliche Cantonmaaß geſtellt *) und bis auf Zoll und Strich abgeſchätzt zu werden. Der längſt geſtorbne Großcanzler Freyherr von Fürſt, war ein Amtsſtolzer, auf Geburt haltender Juſtitzgelehrter, peinlicher, ſonſt aber ſehr redlicher Mann, der ſich gegen ſeine Untergebnen ſehr hoch hielt und nahm. Einſt wurd ich von der damaligen Cammer abgeſchickt, mit ihm eine Verabredung zu

*) Rochefaucault ſagt: die Gravität iſt ein Geheimniß des Körpers, um Mängel der Seele zu decken.

treffen; bey dieſer Gelegenheit entwiſchte mir ein luſtiger Einfall, den er mit Erwiederung aufnahm, und von dieſem Moment an verging mir das reſpektuöſe Grinſeln ſo, daß er nicht mehr dazu kommen konnte, mir die ſpaniſchen Reuter der Großcanzlerſchafft vorzuhalten.' Der bekannte Herzog von Nivernois ſchrieb an den franzöſiſchen Staatsſecretair: Je voudrois, que mon caractère put ſe porter à un peu de hauteur, qui, quand elle ſera jointe avec de la ſageſſe et de la raiſon, fera toujours un bon effet à Rome. Je ſens, que cette qualité me manque, mais je ne chercherai pourtant pas à affecter de l'avoir, parceque ne l'ayant pas interieurement, il ſeroit impoſſible, que je l'affectaſſe ſi bien, que le naturel ne me trahit ſouvent, et je penſe, qu'il ne faut jamais ſe propoſer ſyſteme de conduite, qui ne ſ'accorde pas avec le caractère, qu'on a. Car celuici venant à dementir le ſyſteme, comme il arrive toujours en ce cas, la conduite d'un homme ne peint plus, qu'une bigarrure, liſſue d'inegalités, ce qui eſt fort prejudiciable à la reputation et par conſequence aux affaires. (Oeuvres

posthumes du Duc de Nivernois p. Fr. Neufchateau. Paris 1807. Göttingſch. G. A. No. 7. von 1809 p. 67.)

Der verſtorbne Miniſter von Gaudi, der ein kluger, äußerſt witziger, gewandter Mann war, gab durch ſeine Scherztreiberey faſt zu oft Gelegenheit, ſich mit ihm al pari zu ſetzen. Hier fällt mir eine Stelle aus der vorher ſchon angeführten Recenſion der „Lettres et Penſees du Prince de Ligne bey, wo es heißt: „Das Esprit„machen iſt zwar nicht die ſchändlichſte, „und aus natürlichen Gründen nicht die ge„wöhnlichſte Neigung der Großen, hat aber „doch viel dazu beygetragen, den Menſchen „den wahren Halt des Gemüthes, der nur „aus einer innern vollen Ueberzeugung ent„ſteht, durch das Blitzen des Espritmachens, „das gerade des Heiligſten und Ehrwürdig„ſten am wenigſten ſchonte, zu rauben. Es „verführt auch die Großen ſelbſt, mehr in „geſetzloſe, gefährliche, ſchlecht berechnete „Plane hinein zu gehen, als ſie wahr„ſcheinlich ohne ſelbiges gethan hätten. Wo „Witz und Bonmots für Gründe gewöhn„lich gelten, da hat der Geiſt der Unruhe, „der Durſt nach Gloriole nur zu leicht ge-

„wonnen Spiel, dieſer kleinliche Geiſt, wo „er vorherrſcht, kann zu den unterhalten„den Geſellſchafften bilden, erſtickt und be„ſchränkt aber faſt unfehlbar den lebendigen „Sinn für das Edle und Höhere.“

Vielleicht iſt es bloße Chimäre, daß mein Herz von keinem Menſchen, wenn ich auch noch ſo viel Gutes und Schönes von ihm leſe oder höre, recht Notiz nimmt, bevor ich ihn nicht ſelbſt nahbey geſehen: der franzöſiſche Dichter du Rozay mag wohl eben den Whim gehabt haben, denn er ſagt irgendwo: L'ami n'aime un ami, qu'alors qu'il le connoit; das connoit erkläre ich von den leiblichen Augen, weil es ſonſt zu trivial wäre. Dieſem Halten auf Ocular-Inſpektion ungeachtet, hab ich mich einigemal häßlich getäuſcht, theils weil ich mich auf fremde, öftere Beſichtigung zu viel verlaſſen, theils weil ich auf einem ſonſt reinen Geſicht das Händchen nicht bemerkt, das die Natur am Rande beygeſetzt hatte, wie ſonſt in alten gedruckten Büchern bey merkwerthen Stellen zu geſchehen pflegt. Mein Glaube an die Wahrheit der Phyſiognomik iſt aber deshalb nicht verſchwunden, ſo weit ich übrigens entfernt bin, La-

vaters Grundſätze alle anzunehmen; vielmehr iſt eben dieſes Glaubens wegen mir meine Kurzſichtigkeit, der ich aber durch das mir auch jetzt noch auffallende immerwährende Brillentragen einiger Naſen nicht abhelfen mag, ſehr beſchwerlich, da ſie mich in der Geſellſchaft an der Geſichterlektüre hindert und mir es auch nie erlauben wird, Erfahrungen zur Beſtätigung der Schädellehre des D. Gall zu machen, die ich, ſo wie die Luftſchifferey und den animaliſchen Magnetismus für Erfindungen halte, durch welche man in der Folge gewiß große Fortſchritte in den wichtigſten Dingen machen wird.

Ueber Menſchengeſichter hab' ich ein beßres Gedächtniß, als über die ſchönſten Gegenden und Gemälde, welche ich daher leicht und oft beynah ganz vergeſſen habe.

Hören konnt' ich in meinen jüngern Jahren unglaublich ſcharf, um ſo empfindlicher iſt mir die Harthörigkeit, die mich in der Nacht vom 25. Auguſt 1804. auf einmal befiel und mir einen unangenehmen Strich durch meine geſellſchaftlichen Genüſſe und Mittheilungen machte, deſſen Wegſchaffung nicht mehr zu hoffen iſt, da er immer

gröber wird. Woher mag es aber gekommen ſeyn, daß bey einem vielmonatlichen Klingen in den Ohren ich nur immer den Ton des Glöckleins vernahm, das ich als Knabe des Morgens, wenn ich nach der Schule ging, läuten hörte? Nie hörte ich einen andern. Der Sprachton eines Menſchen drückt ſich gleich ſo ſehr mir ein, daß ich ihn ſofort daran wieder erkenne und ſelten irre.

Meines jovialiſchen Humors ungeachtet, hab ich viel Mürriſches und Ungefälliges in meinem Betragen, und ob ich gleich jedem gern alles, was ich vermag, zu Gefallen thue, beſonders wenn ich reellen Erfolg davon abſehen kann, ſo fällt mein Ja doch ſelten in dem erſten Moment; ich fange gemeinhin mit einem, oft ſogar ſtörriſchen Nein an und erhole mich hernach zum freundlichern Ja. Wer meine manchmal heftige Vorſchnelligkeit und Aufwallung unbemerkt oder unerwiedert vorbeyſchießen läßt, findet mehrentheils im zweyten Augenblick an mir den ſanftmüthigſten Menſchen; innere Beſchämung macht mich dann ſehr nachgebend.

Meine Neigung, allen Menſchen etwas zu gefallen zu thun und zu dienen, iſt ſo uneingeſchränkt, daß man mich oft über mein Bemühen, meinen Hausleuten eine Arbeit zu erſparen oder zu erleichtern und Gänge zu verkürzen, ausgelacht hat, und daß ich es nie habe begreifen können, wie ein Herr ſeinen fortreitenden Diener, der, auf einem unruhigen Pferde ſitzend, den Huth verliert, lieber abſteigen und Zeit verlieren laſſen kann, als ihm den Huth aufzuheben und zuzureichen.

Wenn meine Leute eine beſchwerliche Arbeit beſonders unverdroſſen ausführen, ſuche ich ihnen gleich dafür aus Erkenntlichkeit eine kleine Freude zu machen, ſo wie ich mich förmlich ärgre, wenn ich Menſchen ein Thier auf irgend eine Art überladen ſehe.

Meine ſtets bereitwillige Dienſtleiſtung*) leidet aber eine Einſchränkung, ſobald ſie

*) Ueber die Dienſtfertigkeit ſollte man die Begriffe der Kinder in Zeiten gehörig berichtigen, und ſie beſonders auch belehren, daß Geſchenke geben und Dienſte erzeigen, an innern Werth ſehr verſchieden ſind, ja daß erſteres oft beinah gar keinen Werth habe, wenn der Geber ſich dadurch nichts

mit etwas beträchtlichen Geldkoſten verbunden iſt. Dieſe Art von Knauſerey weiß ich mir, da ich ſonſt nicht die mindeſte Anlage zum Geiz oder zum Sparen habe, nur daraus zu erklären, daß ich mein größtentheils von meiner Gattin herkommendes Vermögen auf keinerley Weiſe durch Ausgaben für Fremde ſchmälern möchte, zumal ich eher als ſie zu ſterben glaube und ſelbſt Geld zu verdienen gar nicht geeignet bin — mit meiner eignen Perſon und allem, was dieſe zu leiſten vermag, bin ich ſtets dienſtfertig. Sonderbar iſt es, daß die meiſten Menſchen das Helfen mit Geld für die eigentlichſte Hülfsleiſtung halten, ob ich gleich gefunden habe, daß mancher Rath und Gang oder manches Geſpräch, ſogar manche Verweigerung der Geldhülfe nützlicher geweſen ſind, als wenn man Geldſummen geliehen oder geſchenkt hätte.

Da ich von Natur lebhaft bin, ſo gebricht es mir auch nicht an Ungeduld; indeſſen kann ich doch unglaublich-lange gedul-

von ſeinen Bedürfniſſen entzieht, oder aus leichtſinniger Weichlichkeit wegſchenkt. Im letzten Fall wird der Empfänger dadurch manchmal verſchlimmert.

dig warten, ſobald es verlangt wird und ich es verſpreche; iſt der Termin vorbey, dann bin ich merklich ungeduldig und empfindlich gegen den, der mich warten läßt. Meine Abneigung gegen das Warten macht es mir ſogar unangenehm, andre zu ſehen, die warten laſſen; ich thue es niemals. Dieſer Widerwille entſpringt vielleicht aus meiner Achtung für die Zeit, die man doch wahrlich dem Wartenden raubt. Ich finde daher im Wartenlaſſen eine Art von Hartherzigkeit, deren ſich die Weiber öfter wie die Männer ſchuldig machen. Möchten doch kleine und große Dienſtleute bedenken, wie viel Schaden ſie oft dem thun, den ſie Stundenlang im Vorzimmer warten laſſen, ob ſie ihn gleich in einer Minute hätten abfertigen können.

Für den gemeinen Mann iſt meine Vorliebe faſt leidenſchaftlich, weil ich ihn für die eigentliche Baſis des Menſchengeſchlechtes und alles ſeines Böſen und Guten halte. Wenn ich daher etwas von ihm fodre, ſo beurtheile ich die Miene, die er bey der Ausrichtung macht, nach der, die ich ſelbſt machen würde, wenn man mir eben das beföhle. Aus dieſer Urſache nehme ich meinen

Dienſtboten manches unfreundliche Geſicht nicht übel und ſchein es nicht zu bemerken, welches ich auch bey andern verdrüßlichen Hausvorfällen beobachte, ſo bald ich ſehe, daß ſie nicht vermieden werden können, wenn man nicht ſehr viel Angenehmes des häuslichen Lebens entbehren will. Das Schwere des Dienens iſt ganz gleich der Leichtigkeit des Befehlens. Würde aber den Befehlenden nicht ſeltner ihr Recht beſtritten und den Gehorchenden die Dienſtpflicht erleichtert werden, wenn beyde ſich zum Freundlichausſehen gewöhnten? Die Geſichtsfreundlichkeit iſt ein Oel, welches das Starre geſchmeidig macht und das Rauhe glättet. ,

Oberwähnte Vorliebe iſt die Quelle meiner unaufhörlichen Luſt zur Verbeſſerung der Landſchulen, ſo wie der vielen Mühe, die ich mir gegeben habe, das große Werk der Erbunterthänigkeitsaufhebung bey denen, die dazu beytragen konnten, oft mit Zudringlichkeit zu befördern.*) Allein ſo häufig

*) Die Sclaverey verhindert die Vereinigung des Intereſſe zwiſchen Armen und Reichen, zwiſchen höhern und niedern Ständen. Der Reiche, welcher Sclaven im Ueberfluß hat, kann der Arbeit des Armen entbehren, und der Arme hat auf

mir auch dabey Intereſſirte das Edle und Nützliche der Loslaſſung im Geſpräch zugaben, ſo ſuchte man doch auf allerhand Wegen die Erreichung des Ziels zu hindern und ſchnitzte immer Sproſſen zur Leiter, ward aber nie damit fertig, um ſie an die Knechtſchaftswand anlegen und auf ihr die Freyheit erſteigen zu laſſen. Es wurde viel davon geredet, auch manches Unwiderlegbare geſchrieben, zur Erfüllung dieſes großen Menſchheitwunſches aber wenig gethan, bis endlich das Edict vom 9ten October 1807. dieſem großen Uebel ein Ende gemacht hat, ob es gleich bey der Ausführung noch an manchen Stellen hapert, doch Gott Lob nicht ſo wie in Liev- und Eſthland. Beneideten nicht die großen Edelleute im ehemaligen Preuß. Antheil von Pohlen ihre Standesbrüder im Ruſſiſchen, wo die anſehnlichſten oft recht arg behandelt wurden, aber die Freyheit hatten, ihre Unterthanen nach Will-

keine Weiſe Vortheil von dem Vermögen des Reichen. Nur eine Berührung des gegenſeitigen Intereſſe leitet zu einem Verkehr unter beyden.

Mitfords Geſchichte Griechenlands, überſetzt von Eichſtädt. 1 B. S. 274.

kühr zu plagen, welches im Preußiſchen nicht Statt fand.

Auch bin ich ein eingefleiſchter Preuße, ſo daß ich, das Clima etwa abgerechnet, dieſes mein Vaterland über alles liebe und nicht einſehe, wie man ihm andre Länder an Juſtiz, Moralität und politiſcher Freyheit vorziehen kann. In der letzten Zeit hat ſich zwar manches geändert, mancher Text ſcheint verloren gegangen und blos durch Melodietriller erſetzt zu ſeyn; allein es wird ſich hoffentlich alles wieder zurecht finden, wenn die Menſchen werden gelernt haben, mit feſter Beſonnenheit von mancher guten Einrichtung, oder vielmehr erſt guten Verordnung zur erſtern, Gebrauch zu machen. Ich pflegte daher vor einigen Jahren meinen ſtöhnenden Freunden zum Schweigen zu rathen, damit nicht unbillige Staatshaushalter durch vieles Nachfragen erführen, wie mild es in Preußen hergeht. Das ſi tacuiſſes philoſophus manſiſſes läßt ſich öfter anwenden, wie man denkt; in ſpätern Zeiten iſt es indeſſen ſo ziemlich zu einer, wenn gleich vielen nicht behagenden, Parität gekommen.

So ſehr ich Freund der ländlichen Natur bin, ſo kann ich doch nie blos ſpazieren gehen, noch weniger einen vielbeſuchten Luſtort beſuchen, und kenne daher die der Stadt nahgelegenen beynah alle nur den Namen nach. Ich muß ſtets an einen gewiſſen Fleck, aus einer gewiſſen Urſache hingehen und, um einen Spazierort zu genießen, allein ſeyn. Im Berlinſchen Thiergarten hatt' ich mir daher die entlegenſten und einſamſten Plätze ausgewählt. Auch kann ich in der freyen Natur nichts ausarbeiten, meine Gedanken zerſtreuen ſich gleich wie ein Rauch, und der Gegenſtand verſchwindet mir aus dem Geſicht. Beym Spazierengehen in Geſellſchaft halt ich mich gleich an die begleitenden Menſchen und kümmre mich weiter um nichts.

Gelacht hab ich gewiß über mehreres und mehrere, als ich vielleicht hätte lachen ſollen, weil ich Lachen und Weinen für beynah gleich kräftige Ableiter verdrüßlicher Wetter des Lebensſchachtes halte, zum erſtern aber mehr Neigung hatte. Wenn ich mich mit Hippel in Geſellſchaft befand, oder nur ein Dritter, wär' es auch nur ſein Aufwärter geweſen, zugegen war, ſo

fiel ich gleich mit ihm ins Luſtige und neckte ihn mit ſeinen mancherley Sonderbarkeiten; waren wir aber ganz allein, ſelbſt erwärmt vom Champagnerpunſch, ſo kam uns nie Lachen in den Sinn, weil wir dann immer über Dienſtſachen oder über Natur und Kunſt der Menſchen ſprachen. Ueberhaupt bin ich im Tete a Tete zum Ernſt geneigt, und ſag ich dabey etwas zum Lachen, ſo gehört es mehr zum bittern Salzen, als zum Honig.

Gehaßt hab ich meines Wiſſens keinen, und ob ich gleich Vergeſſen und Vergeben durchaus nicht zu paaren verſtehe, oder vermag, *) ſo bin ich doch immer ſtolz oder gutmüthig genug geweſen, im Hülfsfall keinem ein Verſehen gegen mich anzurechnen. In meiner frühſten Jugend hatte eine viel ältere Couſine mich in Abweſenheit meiner Eltern, kindiſcher Streiche wegen, an den Ofenfuß gebunden, und ich behielt ſeit dieſer Beſtrafung, die mir ungerecht geſchienen, eine

*) Lehmann läßt in ſeiner Beſchreibung von Graubündten die Veltliner ſagen: pardonar le iniurie è da chriſtiano, ma obliar le da bellia.

eine Art von Scheu vor ihr und Abneigung gegen ſie, die ſich ſelbſt in den Jahren nicht verlohr, wo ich ihr weit übern Kopf gewachſen und ſie meiner Dienſte bedürftig war, die ich ihr auch bis an ihr Lebensende nie verweigert habe. Ich muß hier eine Stelle aus des vortrefflichen klugen Kraus Briefe an ſeinen Herzensfreund Auerswald herſetzen, weil ſie eine ſehr richtige Bemerkung enthält. „Einer Bosheit ſind „ich mich leider fähig genug, nämlich einen „Menſchen blos darum zu haſſen, weil ich „ihn lieben will und doch nicht lieben kann. „Die Unmöglichkeit oder Schwierigkeit, ihm „von Herzen gut zu ſeyn, macht mich ſinn„reich in Erfindungen von allerley Urſachen, „die ich, ſtatt ſie in mir mit aufzuſuchen, „nur in ihm allein vorausſetze, und das „Bewußtſeyn, ihm darin vielleicht Unrecht „zu thun, macht, daß ich ihm wirklich gram „werde, und ſo geſchieht es dann, daß, „weil ich nicht halb lieben kann, ich Men„ſchen, gegen die ich ſchlechterdings nicht „gleichgültig bleiben will, wirklich haſſe, „wenn ich finde, daß ſie ſich nicht ganz lie„ben laſſen.“

meine Augen traurig nach der Stelle, wo dies Thierchen zu liegen pflegte!

Der Gedanke, daß ich vielleicht nächstens ohne einen einzigen Jugendfreund allein stehen werde, schlägt mich oft nieder, und Montaigne's Versicherung: „gestorben seyn sey nichts, aber das Sterben sey so eine Sache," möcht ich lieber so ausdrücken: das Sterben sey nichts, aber das Lebenbleiben, nach dem die uns lieb waren gestorben sind, sey eine schlimme Sache — die Wahrheit dieser Bemerkung hab ich sehr lebhaft empfunden:

a) den 29. Novbr. 1790 beim Tode meiner Schwester Justina, die ein kluges braves Weib war;

b) den 23. April 1796, als Hippel starb;

c) den 19. Sept. 1801, als der Hospitalpfarrer Fischer das Leben verließ. Ein von allen Seiten vortrefflicher Mann, reich an natürlicher Einsicht und an wissenschaftlichen Kenntnissen, ohne auf beyde groß zu thun; im höchsten Grad aufrichtig und wahr. Im Ernst mild wie Honigseim, im Scherz zart wie ein Vergißmeinnicht, auf dessen Worte und Werke die Begriffe

von Mein und Dein, keinen Einfluß zu haben ſchienen, weil er durch und durch ächt geiſtlich und goldreine religiös war. Wer dieſen Johannes kannte, mußte ihn lieben und ehren. Die Bitte auf dem Todbette an ſeine Freunde: nicht um ihn zu trauren, iſt wohl unerfüllt geblieben, und ſeiner herrlichen Predigten wird noch immer mit großem Beyfall gedacht, da ſie einzig in ihrer Art waren. Dieſer edle, weiſe, liebreiche Mann war auch mir gut, und mit ihm iſt mir mehr geſtorben, als ich bey ſeinem Leben denken konnte;

d) den 25. Auguſt 1808, da der Profeſſor Kraus in die andre Welt ging. Das Leere, das nach ſeinem Tode in meinem Geiſt und Gemüth entſtand, vermag ich nicht zu beſchreiben; noch immer fühl ich, daß mir der Freund fehlt, mit dem ich über alles ſprechen konnte, weil wir uns beſtändig wechſelſeitig verſtanden. Wer erfahren hat, was aus dem ſich nicht verſtehen, ſelbſt zwiſchen ſonſt guten und geſcheiten Menſchen für üble Folgen ſich ereignen

können, wird wiſſen, was das Leſen einer Seele in der andern für eine Glückſeligkeit, was ſein Verluſt für eine gegründete Urſache zu trauren iſt.

Möchten mich doch meine wenigen noch lebenden Freunde nicht durch ihren Tod zum vollkommnen Freundſchafts-Eremiten machen.

* * *

Von ſeiner Religion muß Niemand viel reden, ihre Theorie gehört ins Kämmerlein, ihre Praxis in die Welt, in jenem muß ſie herzlich und in der Welt und im Hauſe thätig ſeyn;*) doch will ich über mein Beten ein Paar Worte anführen. Im väterlichen Hauſe wurde formaliter gebetet, in meinen Mitteljahren kamen die Formulare mir aus dem Sinn, fielen mir aber in den ſpätern wieder ein, und ihr Buchſtabe verwandelte ſich in ein Geiſtiges, ſo daß er mich nicht hin-

*) Im dritten Bändchen der Gedanken und Meinungen wird man vielleicht einen ſchlechtgeſchriebenen kleinen Aufſatz über meine Dogmatik finden, die aus der mir ganz zuſprechenden des de Wette verbeſſert werden kann.

hinderte, wahre Andacht dabey zu haben. Meine Idee von Gott erlaubt mir eigentlich kein Beten, ich bete aber doch, weil dieses Erzählen meiner Lage und Gedanken, wenn ich es Gott, der doch alles ohne mich weiß, vortrage, eine Herzenserleichterung ist, die, wenn ich mich ihr überlasse, ihre gute Wirkung nie verfehlt.

In Pestolozzis Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Zürich 1797. fand ich vor einiger Zeit folgende Stelle Seite. 217. die sich unsre Zeit merken sollte. „Die Religion „muß die Sache der Sittlichkeit seyn, als „Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen „nicht Religion, und das Finanzgeschrey „der durch ihre philosophischen Irrthümer „und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten „bankerout gewordnen Staatskünstler, daß „wir wieder zur Religiosität zurückgestimmt „werden müssen, dieses Finanzgeschrey einer „Staatskunst, die, nachdem sie das Men„schengeschlecht auf das Aeußerste gebracht „hat, sich auch nun selber auf diesem Aeußer„sten befindet, wird uns, so wie es ist,

„weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit,
„noch irgend wohin bringen.“ *)

Der erste Unterricht, den ich in der Religion genoß, war, wie gewöhnlich, geistbetäubend, in der Folge ward ich dogmatisch gerichtet, und als mir über die Principien und Postulate dieser Methode Zweifel ein-

*) Wer diesen Aeußerungen eines klugen und frommen Mannes zustimmt, was wird er zu den obrigkeitlichen Verkehrungen zu neuen liturgischen Fabrikationen sagen, und zu den Mode werdenden Bibelgesellschaften, die durch Vermehrung der Exemplare das vernünftige Lesen dieses herrlichen Buchs allgemeiner zu machen wähnen? Luther sagt von der Taufe: Wasser thut's alleine nicht — und das gilt gewiß auch vom Besitz einer Bibel. Freylich ist es leichter, Bibeln zu verschenken, als sie brauchen zu lehren. Hätte nicht dieser Bibelspende eine genaue Revision der Lutherschen Uebersetzung, ob ich sie gleich im Ganzen für unübertrefflich halte, vorausgehen sollen? denn nach allgemeinem Urtheil ist doch manche Stelle verfehlt und manches nicht aus der Urschrift verdeutscht. Wie denn auch mancher zu veraltete Ausdruck zum Besten der Verständlichkeit hätte abgeändert werden können. Sollte es eine Veruntreuung der Bibelcasse seyn, wenn man ein Paar sorgfältig ausgesuchte Lesebücher zum einheimischwohlfeil durch sie unter das Volk gebracht hätte?

fielen, die ich mir nicht zu lösen vermochte, so gerieth ich auf den Abweg, mich über Religions-Angelegenheiten weder mit mir selbst, noch mit andern einzulassen. Jerusalems Betrachtungen ꝛc., besonders das letzte Stück, weckten mich aus diesem Schlummer, und Semler ꝛc. half mir vollends auf die Straße, die ich meine richtige nennen möchte, und so wenig liturgischen Glauben ich auch habe, so besorg ich bey meiner herzinnigen Ergebung in Gott doch gar nicht, daß die Kleinheit seiner Portion im Stande seyn werde, ein Glückseligkeits-Interdikt auf meine künftige Zeit zu legen.*)

Garve schreibt an Zollikofer (Briefwechsel Seite 248.) ganz aus meiner Seele:

*) Schiller sagte: „Scepticismus und Freygeisterey „sind die Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürlichen „Erschütterungen, die sie in gut organisirten „Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die „Wahrheit, je quälender der Zweifel, desto größer „die Aufforderung zur Ueberzeugung und festen „Gewißheit."

Schillers Biographie. Wien 1810. Seite 97.

„Für mich sind das die glücklichsten Augen„blicke meines Lebens, wo der Begriff von „Gott und die Ueberzeugung, daß er da „sey, in meiner Seele lebhaft wird. Mehr „brauch' ich nicht zu meiner völligen Beru„higung, als dieses Einzige. Nur daß er „da sey, nur daß ein höchster Verstand „und eine höchste Güte irgendwo vorhanden „sey und die ganze Welt und auch mich „kenne und regiere, nur dieses wünsch' ich „mit Gewißheit einzusehen. Alles übrige „mag in Dunkelheit und Zweifel verhüllt „seyn. So lang jene Wahrheit feststeht, „so kann in dieser Dunkelheit keine Gefahr „für mich stecken. Aus mir wird gewiß „das Beste, was aus meiner Natur wer„den kann."

Nachträge.

Ueber meinen Zorn laß ich nie die Sonne untergehen, und bin nach einer Schelterplosion wieder so gelassen und freundlich, als ob sie gar nicht vorgefallen wäre, oder ich auf ihre gute Wirkung sicher rechnen könnte. Rachsucht ist mir daher so fremd, wie Drohen, beydes veracht ich förmlich, und da mein haarscharfes Gewissen mir nicht die mindeste eigne Schwachheit ungerügt hingehen läßt, so schieb ich gerne meine Rache dem ins Gewissen, der sich an mir versündiget.

In meinen jüngern Jahren war ich ein unermüdlicher Briefschreiber, wurde aber in spätern Jahren, außer gegen Hippel, lässiger. Doch war ich durch Borowsky in eine Correspondenz gerathen mit dem Diaconus und Beichtvater der Gemahlin König Friedrich Wilhelms II., Lüdeke, den ich noch von seiner Hofmeisterschaft im Domhardtschen Hause her kannte, und dessen unerschöpfliche Witzergießungen in Prose und Versen bis zu seinem Anno 1806. erfolgten Tode aushielten.

Der Umgang mit klugen lebenskundigen Menschen hat für mich unendlichen Werth, der mit blos gelehrten fast gar keinen. Bey

Tiſch bin ich in ſpätern Jahren geſprächiger geworden, als ich es in frühern war, wo ich oft kein Wort ſprach und durch mein Schweigen zu manchem falſchen Urtheil über mich Anlaß gab. Große Geſellſchaften ſind mir beynah ſo zuwider, wie mir das wechſelſeitige Küſſen der Männer unſchicklich vorkommt. Schon hat mir das Küſſen der Weiberhände von je her läſtig und übel angebracht geſchienen, weil ich den Kuß für eine Beſiegelung des freundſchaftlich Geſagten, oder für ein Mittel halte, Gefühle zu bezeichnen, die man nicht auszudrücken vermag. Es ſcheinet mir die Aeußerung einer innern Exaltation und der Handkuß eine hohe Dank- und Achtungsbezeugung zu ſeyn.

Ich bin ein ſchlechterer Wirth als Gaſt, in welcher letztern Qualität ich mich verpflichtet halte, dem Wirth einen Erſatz für die Aufnahmkoſten durch meine Converſation zu geben, wenigſtens einen Beytrag dazu. Die Wirthsrolle ſpiel ich nicht mit der gehörigen Gewandheit, die ein Wirth haben muß, wenn er ein wirklich zufriednes Tiſchleben ſtiften und erhalten will, ob ich gleich meinen Gäſten mit dem frohſten Herzen

Essen und Trinken gebe und auch mit ziemlicher Sorgfalt darauf bedacht bin, daß nur Zusammenpassende auch zusammen eingeladen werden. Eine Schwalbe macht zwar keinen Sommer, aber ein Gast kann zuweilen die Freudenkeime aller übrigen welk machen, und man sollte daher solche Sortirungen nicht für unbedeutend halten. Wer zur Unterhaltung bey Tisch nicht beytragen kann, müßte auf das Zugastgehn Verzicht thun, so wie ein stummer Wirth jedesmal durch reichlicheres Anrichten den Gästen eine Entschädigung für seine Redekargheit zu geben verpflichtet wäre.

Einen ganzen Tag in Gesellschaft zu seyn, hab ich auf alle mögliche Weise zu vermeiden gesucht, und an denen, die es ohne Zwang ertragen können, meistens etwas noch viel ärgeres, als bloßen Sybaritismus wahrgenommen.

Im kleinen Cirkel, im Zwiesprach mit einem klugen Mann, möchte wohl mein Seelenfeuerzeug die mehrsten Funken gespräht haben. Zum Klubbmithalten hab ich mich nie entschließen können, und außer meinem Hause brachte ich in den ersten zehn Jahren meines hiesigen Aufenthalts nicht zwey Abende

zu. In den Jahren 1807. 8. und 9. litt dieſe Gewohnheit wohl manche Ausnahme, indem ich zu activen und paſſiven Soupers, und dem mir unlieben ſpäten Aufbleiben genöthiget wurde; Freude und Geſchmack hab ich aber nicht daran gefunden und bin daher gern und leicht, doch nicht ganz, nach dem Abzuge der fremden Stadtbewohner zu meiner alten Lebensweiſe möglichſt zurückgekehrt.

Bis ich Soldat wurde, waren die Abendſtunden meine angenehmſten zum Leſen und Schreiben. Im Felde lernt ich früh aufſtehen und ſchlafen gehen, und behalte letzteres noch gerne bey. Nachtfleißige Langſchläfer haben nach meiner Bemerkung immer etwas pedantiſches und doch unordentliches an ſich. Obgleich Morgenſtunden ein unbeſtreitbares Vorzugsrecht zu Geſchäften haben *), ſo habe ich doch immer, was meines Amtes war, auch gleich nach der Mittagsmahlzeit vornehmen können. Vor dem Schlafengehen muß ich mich aber von

*) Prometheus ſagt in Göthes Pandora S. 13.
— Aller Fleiß der männlich ſchätzenswertheſte
Iſt morgendlich, nur er gewährt den ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.

Den 8ten August 1810.

Nachdem ich den Schluß meines 74sten Jahres zum Nachlesen der Selbstabschrift meines Lebens-Testaments verwandt habe, so will ich an meinem 75sten Geburtstage codicillarisch noch zufügen, wie mir bey diesem Durchlesen ein- und aufgefallen ist, daß durch die verschiedenen Einschiebsel der Vortrag keinesweges gewonnen, daß vieles zur Erleichterung des Lesens in beßre Ordnung und Verbindung hätte gebracht werden können und sollen; da ich aber weder die Kunst des sogenannten Renterirens, das die Näthe der Einflickereyen unbemerkbar macht, verstehe, noch es den Metallgießern nachzumachen im Stande bin, die, wenn sie am gegoßenen Stück große Risse und Blasen

bemerken, sich zum Einschmelzen und Umguß entschließen können, so hab ich lieber alles bleiben lassen, wie es einmal gerathen war. Die dem Alter anklebende Krittelsucht hätte mich überdem zu Abänderungen verleiten können, die oft verschlimmern, statt zu verbessern. Alte Füße stoßen überall auf dem Steinflaster an, nicht eben weil letztres, gleich dem Königsbergischen, holprich ist, sondern weil sie unvermögend sind, sich leicht genug über die Unebenheiten zu erheben. Auch würde ich durch alle beabsichtigten meliores compositiones doch dem nicht haben Genüge leisten können, was Herder von solchen Aufsätzen fordert, und was ich zur Lehre und Besserung für andere als gutes Wort in der Beylage C. mit abdrukken zu lassen beschlossen habe.

Weit entfernt, ein Lobredner vergangener Zeiten und ein Prophet ihrer künftigen Verschlimmerung zu seyn, würd ich ohne die Ueberzeugung von ihrer Zunahme im Guten den menschlichen Verstand für keine göttliche Wohlthat erkennen, und es für eine Anwandlung von Menschenhaß halten, wenn ich, ungeachtet bemerkter Abnahme eigner Kräfte, mich entschlösse, die Hände mit unthä-

tiger Hingebung in den Schooß zu legen. Denn wenn auch mein Leben ſeit einiger Zeit noch leiſer wie ſonſt dahin ſchleicht, weil mein ſchwächer gewordnes Gehör mir einen immer kleiner werdenden Antheil an der Geſellſchaft zu nehmen erlaubt und ich mich in ihr auf die Defenſive einſchränken muß, ſo, daß ich lieber aus dem Wege trete als begegne, lieber antworte als frage oder anrede, lieber Beſuche abwarte als ſelbſt abgebe, ſo glaub ich doch nicht, daß Necker Recht hat, wenn er in ſeinem vorangeführten Manuſcripts Seite 49 ſagt: les vieillards menent une vie penible, lorsqu'ils ſont encore en état de tout apprecier, de tout ſentir. La riante perſpective de l'avenir ne leur appartient plus, et quand ils veulent parler du paſſé, on ne les écoute gueres: chacun court vers les combats du monde — c'eſt beaucoup, quand on les ſalue en paſſant — ſondern halte dieſe Aeußerung für ein genommnes Aergerniß eines grämlichen Egoismus, den man indeſſen einem Necker nicht verübeln kann, und ſetze zum Beweiſe meines Behagens am Urtheil über mich, eine Stelle aus einem Briefe des Miniſters von Schrötter

vom 11. Januar 1810 in die Note — risum teneatis amici.*)

Besaß' ich vorzügliche Schriftstellergaben, so schrieb ich gern ein Büchlein über das Alter**) in dem vielleicht manches vor-

*) Nun wirklich zum Schluß, und diesen recht überzuckert und in Ambrosia, wo nicht verwandelt, so doch getaucht. Ich soll sie grüßen von einer der schönsten Frauen unter den Frauen — und von welcher? die nicht mehr und nicht weniger als eine Königin der Frauen, ja die Königin selbst ist. Haben Sie denn keine Nachricht vom guten S.? Er ist in der vollkommensten Besserung E. M. und er hat es mir selbst geschrieben. Nun das freut mich, grüßen Sie ihn doch vielmahl und sagen ihm, daß es mir nahe gegangen, daß ich nicht hab Abschied von ihm nehmen können. Die Nachricht von E. M. gnädigem Andenken wird ihn sehr glücklich machen, aber sterben muß er doch bald. Mein Gott warum denn das? Er wird seinen isolirten Zustand und das Andenken an die zwey letzten Jahre nicht ertragen können ꝛc. — —

Deshalb aber, lieber S. brauchen Sie nicht aus Spaß Ernst zu machen, und sie können mir immer dreist ein Dementi geben.

**) Es sey mir erlaubt hier eine Stelle aus einem Buche abzuschreiben, von dessen kühnen Aeußerungen ich viele für zu gewagt, viele unrichtig.

kommen würde, was Cicero in seinen quatuor causis, cur senectus misera videatur,

einige aber sehr treffend gefunden habe, und das wohl eine ruhige, bey Leibe nicht absprechende Prüfung verdient. „Die scheinbare Entkräftung, welche in der letzten Zeit des Lebens „eintritt, ist vielmehr ein Zeuge, daß der Keim „höherer Kräfte die Hülle des jetzigen Daseyns „zu zerreißen strebt, daß die Bedürfnisse und der „Dienst des Lebens erfüllt, die Schuld des jetzigen Daseyns bezahlt sey, und daß nun das „Individuum der Freyheit und dem Genuß eines „höhern Daseyns entgegenreift. — — — — „Das schwache Alter, nach einem thatenreichen „Leben, ist nicht zu beklagen, sondern selig zu „sprechen, und oft geschieht es, daß noch in „den Stunden des letzten Verlöschens die Schwingen eines neuen höhern Daseyns, wie schnelle „Blitze sichtbar werden. Ja, der schwache Greis, „welcher nach einem Leben voller Blüthen und „Genüsse, nach wohl durchkämpfter Jugend „und nach vollendetem Tagewerk, das Maas „der innern Kräfte vollkommen verzehrt hat, „und welcher nun ohne Liebe und Haß, ohne „Bedürfniß und Wirksamkeit nach außen, ohne „Bewußtseyn, ja selbst ohne Gedanken der schönen durchlebten Zeiten, ohne Blick in das künftige, ohne Empfindung der Gegenwart, hülfloser scheint als der Säugling, ist vor andern „glücklich zu preisen, welche das Leben, das sich „allein im Wirken vollendet, unnöthig gespart

nicht berührt hat, weil er es zu seiner Zeit nicht wissen, ja kaum ahnen konnte, denn Regnier sagt in seiner fünften Satyre:

„haben. Es ist dieser hülflose Zustand eines „schwachen Alters ein sanfter, allmähliger Ueber„gang durch neue Kindheit in den Leib der „Mutter — in die Erde. Und dieser neue „Zustand des Ungeborenen, wo in stiller Auflö„sung der letzten Bande, in des Grabes tiefem, „letzten Schlummer, die Keime eines bessern „Daseyns aus der Gährung des Alten bereits „werden, entläßt jenen, schon bey scheinbarem „Leben Eingeschlummerten früher und leichter „zur neuen Ergänzung. Wenn uns denn end„lich, mit der letzten Kraft der Jugend, alle „Geliebten, alle Freuden einer bessern Zeit ge„storben, wenn uns ohne Genuß und heure „Thräne, vermocht an fremder Liebe und Mit„leid, ja vergessen von der mit uns lebenden „Welt, kaum noch das dumpfe Gefühl unserer „Kraftlosigkeit geblieben, sind wir am wenigsten „von jener einigen Güte verlassen, welche über „das Schwache und Verlassne, über das zarte „Beginnen der Kindheit und über hülfloses „Alter am väterlichsten wacht. Und wenn „selbst die noch übriggebliebenen Freunde an der „Gruft stehen, wird jene Hand treulich über „uns walten, welche uns einst im Mutterleibe „pflegte. Das Leben ist vergangen, seine Erin„nerungen kehren nicht wieder, und ein Zustand

Chaque age a ses plaisirs, son gout et ses humeurs,
Et comme nostre poil blanchissent nos plaisirs.

„hat uns aufgenommen, welcher einer Gefühl und Empfinden jenem des Ungeborenen im Mutterleibe gleich ist. Die Verwesung in ihrem gewaltsam beschleunigten, oder allmähligen Gange ist dieser Zustand. Die Erde oder untergeordnete Naturen verzehren schnell, was nicht mehr unser war, und der Keim eines neuen Daseyns, frey selbst von den letzten Banden, welche ihn an den Planeten fesselten, von nichts Irdischem ferner mehr gehemmt, so berührt, wird von dem Strahl einer höhern Verklärung aufgenommen."

Schuberts Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. 1ster Thl. Seite 390 und 91 ꝛc.

Und da ich gestern (den 6. Octbr. 1811.) in des rühmlich bekannten Leonhard Meisters Meisterianis oder über die Welt und den Menschen, über Kunst, Geschmack und Literatur ꝛc. St. Gallen 1811. las, so sprach mich das, was in diesem lesenswerthen, unterhaltenden Buche von Seite 391 — 407 steht, so lebhaft an, daß ich der Lust es zur Beylage D. zu machen nicht widerstehen konnte, und hoffentlich verzeihen mir die Leser die dadurch vermehrte Seitenzahl.

und Voltaire verſichert

Qui n'a pas l'esprit de ſon age,
De ſon age a touts les malheurs.

Sein Hauptcapitel würde gewiß von der Nothwendigkeit, ſich bis an das Lebensende beſchäftigt zu erhalten, handeln. Denn meine Liebe zur Leibes- und Geiſtesthätigkeit iſt noch nicht verſchwunden, erhält vielmehr den Muth zu leben in mir ſo lebendig und aufrecht, daß ich denen, die ſchon alt ſind oder es noch werden können, auch hier nicht unterlaſſen kann laut zuzurufen: Hütet euch vor der Unthätigkeit, bemäntelt nie die heimliche Neigung zum Nichtsthun mit dem Vorwande der Kraftabnahme, glaubt vielmehr, daß in einer den Kräften angemeſſenen Anſtrengung die Stärkung liegt, die den Eintritt der Hinfälligkeit (marasmus senilis) verzögert, in der die eigentliche Beſchwerlichkeit des Alters beſteht.

Als ich heut erwachte, ſchrieb ich mir nachſtehende Reime auf:

Die Thätigkeit, die treues Streben übet,
Beſtimmt des Menſchen Werth, ſie giebt ihm, laut
Erfahrung,
Geſundheit, frohen Muth, Beſtiedigung, Obdach,
Nahrung,
Schützt vor der Langeweile, mildert

In seinen Sämannsschweiß ein mildes Erndtehoffen,
Und, achtsam aufs Geschäft, zerstreut
Sie seidst die tiefste Traurigkeit.
Wohl dem, den jung ihr Reiz sich ihr zu widmen treibet,
Der bis zum Sterbtag' ihr hold und ergeben bleibet.

Der bis an sein spätes Lebensende unermüdet beschäftigte Heyne hatte gewiß ganz Recht, als er sagte: Senectuti ingruenti aditus obsepiri potest animi virium intentione, obniti, ne velis esse senex, est aliqua retardatio. (J. Müllers Werke. Thl. 18. Seite 58.) und ich denke in der Stunde, in der ich Anno 1736 geboren wurde, daher meinen Dienst in der deutschen Gesellschaft mit einer Vorlesung über Wahrheit und Freymüthigkeit anzutreten.*)

Ein Jahr vor Kants **) Tode sprachen wir über häusliche Angelegenheiten, und

*) Abgedruckt im letzten Stück des vaterländischen Museums, Januar 1811 und im 3ten Bändchen der Gedanken und Meinungen ꝛc.

**) Bey seinem Namen fällt mir ein, daß seine Schriften viel durch ihre Herausgabe im späten Alter verloren haben. Es fehlte ihm bey ihrer Erscheinung schon an Lust, Muth und Kraft, manches in ihnen näher zu bestimmen, und es dadurch zu berichtigen, oder zu vertheidigen. Die

er frug mich, ob ich mir nicht bey Zeiten einen Wasiansky *) zulegen wollte? „Sie „glauben es nicht, wie vortreflich es ist, „einen Freund gefunden zu haben, dem „man sein ganzes Hauswesen überlassen „kann, mit voller Ueberzeugung, er werde „es wie sein eignes verwalten," ich war aber damals so wenig wie jetzt der Meinung des philosophischen Erzvaters, der doch auch manches kleine Hausgeschäft, bis ganz zuletzt, selbst persönlich übernahm, weil ich den bloßen Entschluß zu solcher Hingebung für ein Zeichen halte, daß das Gefühl der höchsten Schwäche zum Durchbruch zu kommen auf dem Sprunge stehe, und daß man diesem so lange als möglich vor oder auszubeugen trachten müsse. Kann nicht in solchem Dienstfordern und Leisten die Freundschaft vom Forderer als Herrschaft gemißbraucht werden? Muß Sie nicht den Leister bis zur Dienerschaft erniedrigen?

Meine

gehörige Blutwärme ist auch in der Schriftstellerey gar nicht unwichtig.

*) Pfarrer bey der Tragheimschen Kirche, dem Kant alle seine Geschäfte uneingeschränkt übergeben hatte, wie man aus Wasianskys Schrift über Kant umständlicher ersehen kann.

Meine Hausverwaltung wird mir oft freylich ziemlich lästig, allein ich halte mich für verpflichtet, sie so lange zu besorgen, als ich noch irgend Kraft in mir spüre. Nichtgebrauch ist oft so schädlich wie Mißbrauch. Wer wollte sich durchs Schwachwerden der Augen verleiten lassen, sie auf immer zu verbinden?*) Und obgleich der Zustand eines

*) Im 71sten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften rc., fand ich Seite 141 folgende Stelle aus La Harpe, die meine Meinung bestätigt: „La vie humaine n'a point assés de „plaisirs, pour se passer du travail, et les „plaisirs eux mêmes ne peuvent se diversifier „assés en se repetant, pour se perpetuer sans „dégout," der ich noch ein Paar andere, eine aus Herder und eine von Wieland, über die menschliche Unsterblichkeit beifügen will: „Theilnehmen müssen wir, wir stehen im Strome der „Zeit, wo eine Welle die andere treibt; nützlich „oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft „wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte. „Der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch „in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der „Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo „fortklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf „und hinunter tönen, wären diese gleich dem gemeinen Ohr unhörbar, sie sind dennoch da, sie

ganz kindisch gewordenen und fast nur Thier gebliebenen Menschen, der blos ißt, trinkt

„können weiter, und erwecken harmonische Mit-
„taute. Nicht durch Schriften wirken wir allein
„auf die Zukunft, viel mehr können wir es durch
„Anstalten, Reden, Thaten, Beyspiele und Le-
„bensweise, dadurch drücken wir unser Bild leben-
„dig in andre ab, diese nehmen es an und pflan-
„zen es weiter, unsere Hand sey emsig, unser
„kurzes Leben werde durch Theilnehmung und
„Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt,
„bei diesem hohen und richtigen Gefühl werde man
„leicht des Namens vergessen, mit dem unsre
„Person bei Leibes Leben genannt wird. Nicht
„unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und
„der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist,
„unser Herz, die besten Bestrebungen unsers Da-
„seyns, die edelste Form, die wir von andern
„in uns, auf andre aus uns brachten. — Licht
„ist das stillste aber das wirksamste Element der
„Natur, es ist der stille Träger fortwirkender
„Schöpfungskraft; so sey auch unsre Thätigkeit
„für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben,
„daß durch sie, wie durch verschlungene Lichtstrah-
„len eine neue Schöpfung lebe — die Seele des
„Menschen ist nicht aufs Jetzt eingeschränkt, sie
„muß ihrer Art nach vom Vergangnen für die
„Zukunft leben, und eben der ist der verstän-
„digste oder gleichsam der eigentlichste Mensch, der
„die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses in

und ſchläft, ihm ſelbſt keine Leiden verurſachen mag, ſo hat doch dieſer Anblick jederzeit ſoviel Herzzerreißendes für mich gehabt, daß ich mir das Beibehalten der Beſonnenheit bis zum letzten Lebensaugenblick, ſtets als eine wahre Glückſeligkeit gewünſcht habe, wo möglich verbunden mit etwas Kraft zu

„jedem Augenblick verüber iſt, aufs fortgeſetzte „Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet.

Herders Werke über Philoſophie und Geſchichte, 12r. Bd. S. 101. 102. 112 und 304.

„Es iſt etwas ſo menſchliches und herzerhebendes in der Vorſtellung, auch dann, wenn uns „der Tod den Augen und dem Umgang entrückt „hat, im Gedächtniß einer unſerthanen Welt fortzuleben, ihr noch werth und durch das, was „das Beſte von uns war, noch nützlich oder angenehm zu ſeyn! Ganz gewiß haben die edelſten „und beſten Menſchen dieſen Gedanken gehegt „und geheiligt, und da es blos von uns abhängt, „ob er blos Täuſchung geweſen ſein ſoll, oder „ob wir ihm Wirklichkeit geben wollen, warum „ſollten wir ihren Geiſtern eine Befriedigung verſagen, die uns ſelbſt nützlich werden kann?

Lucians ſämmtl. Werke, überſetzt von Wieland 3r. Bd. Beylage zum Demonax S. 264.

körperlicher Thätigkeit, weil, wenn eine oder die andere ganz wegfällt, die Kette zerreißt, vermittelst welcher man mit andern Menschen zusammen hält. Wie mäßige Ermüdung, dergleichen ich mir durch kleine Arbeiten im selbst angelegten (seit Ostern 1814 verlaßnen) Gärtchen zu schaffen suche, das Einschlafen befördert, das ich für keine Kleinigkeit halte, und bisher genossen habe, so denke ich, muß die fortwährende Leibes- und Geistes-Beschäftigung das Sterben erleichtern, oder eigentlich unmerklich machen, und wohl mir, wenn auch mir das herrliche Loos fiele, im letzten Moment sagen zu können nach Simeon: „Herr, nun lässest du „deinen Diener in Frieden fahren," nachdem seine Augen genug gesehen haben von dieser Welt, um gerne zur andern überzugehen, und nach Paul Gerhardt zu singen:

Wo ich bisher gewesen,
war nicht mein rechtes Haus:
Mein Ziel ist ausgemessen
und gern trat ich hinaus,
Leg, was ich hier gebrauchet,
sehr ruhig alles ab,
Und wenn ich ausgehauchet,
verscharr man mich ins Grab.

Den 2. Februar 1811.

Ich wollte den abermaligen Nachtrag zu meiner Biographie erſt an meinem 76ſten Geburtstage niederſchreiben, allein die Verſe Virgils

tarda senectus
Debilitat vires animi mutatque vigorem.
Aen. IX. 610.

die ich im Federſchen Umriß vom Leben der Churfürſtin Sophie von Hannover angeführt fand, machen mich wegen der Erlebung des 8ten Auguſts beſorgt, und ich ſchrieb daher ſchon heute dieſes Poſtſcript. —

* * *

Nach Aufhebung der in der Biographie erwähnten Commiſſion des Normal-Erziehungs-Inſtituts ſetzte die Sektion des Cultus und allgemeinen Unterrichts im Miniſterio des Innern mich und den jetzigen Marienwerderſchen Conſiſtorial-Rath und Superintendent Röckner zu allgemeinen Commiſſarien für das Inſtitut an, und trug uns die Unterſuchung der vom Regierungs-Rath Graff gemachten Bemerkungen über das Benehmen des Oberſchulrath Zeller, während des mit den Predigern abgehaltenen Lehrcurſus und mit den Kindern, auf.

Diese Revision zeigte nun zwar, daß das Experimentiren mit den Kindern den Oberschulrath zu manchen Misgriffen, theils beim Aufsetzen der Lehrbücher, theils in der Kinderbehandlung verleitet hatte, aber auch, daß er manche eigenthümliche Eigenschaften besäße, die Pestalozzische Methode in Gang und Schwung zu bringen. Es wurden indessen verschiedne Abänderungen mit Zellers Zustimmung in der Lehrart und Disciplin gemacht, er selbst aber von der Direktion des hiesigen Instituts abgerufen und ihm ein andrer Wirkungskreis angewiesen.

Da Zeller, dem ich seine Fehler schon immer freundschaftlich offen angezeigt, und der die Richtigkeit meiner Ausstellungen oft aus dem Schaden ihrer Nichtbefolgung erkannt hatte, sich den Commissarien zutrauungsvoll überließ, so lief diese Institutsrevolution recht gut ab, und laut Briefen und Aktenstücken waren auch die Berlinschen Vorgesetzen zufrieden.

Das lebhafte Interesse, das die Königin Luise während ihres hiesigen Aufenthalts sowohl an dem Institut, als an Zellers Persönlichkeit nahm, und das gnädige Vertrauen, mit dem sie auch mich jederzeit

behandelt hat, muß mich entſchuldigen, daß ich Ihres Todes, deſſen ich ſchon erwähnt habe, nochmals gedenke.

Nicht der König allein, ſondern der Staat überhaupt hat durch dieſen Sterbefall einen unerſetzlichen Verluſt erlitten. So abgeneigt Sie ſich immer von aller Einmiſchung in Regierungs-Angelegenheiten mir und andern gezeigt hatte, ſo hat doch zuverläßig Ihr bloßes Mitdaſeyn oft durch eine ſanfte Aeußerung, ſo zu ſagen im Vorbeygehen, viel Gutes geſtiftet, manches Böſe oder Läſtige abgewendet. Ihr irdiſches Daſeyn war ein himmliſcher Genius für den Sie ehrenden und liebenden König, dem ſeine tiefe Trauer, wenn ſie auch nie aufhörte, nicht verdacht werden kann. Wer Sie näher gekannt hat, beklagt gewiß den, zwar Ihr ſelbſt vortheilhaften Hingang in eine Welt, in der Ihre jetzige Lage gegen die unvortheilhafte in der unſrigen ſehr abſtechen muß, allein ſo wenig mich auch die um Sie angelegte Welttrauer befremdet, ſo kann ich doch die Art von Hauſirerey nicht billigen, die geiſtliche und weltliche Denkmal-Unternehmer mit Ihrem Andenken treiben, und die in Spie-

lerey, wo nicht gar in etwas ärgeres ausartet. Von den zahllosen über Sie erschienenen Aufsätzen in Versen und in Prosa entspricht vielleicht keiner dem, was Sie war. Am meisten hat mir der Schluß von Jean Pauls kleinem Stück in der Herbstblumine gefallen:

„Ehe Sie geboren wurde, trat ihr Genius vor das Schicksal und sagte: ich habe vielerley Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrthenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer- und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone — welche von allen darf ich dem Kinde geben? Gieb sie ihm alle deine Kränze und Kronen, sagte das Schicksal, aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt. Am Tage, wo der Todtenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius wieder, und nur seine Thränen fragten — da antwortete eine Stimme: Blick auf — und der Gott der Christen erschien."

nächſt dieſem die Mänien und Apotheoſen meines Freundes, des Major von S.*) ein Neujahrsgeſchenk für ihre Verehrer mit dem Motto

Quae praestat virtute sua, ne prisca vetustas
Laude pudicitiae secula nostra premat,
Quae Veneris formam, mores Junonis habendo
Sola est coelesti digna reperta toro.
Ovid. ep. ex Ponto Lib. III.

in 6. Abſchnitten Vorwort, Aufwallung des Gefühls, Beſänftigung, Luiſa's Stimme, die Monumente, Schluß, ſchön und herzlich gedacht in verſchiednen Versarten.

Am natürlichſten ſcheinen mir die letzten Lebensſtunden Luiſens, die Ihr Bruder, der Erbprinz von Strelitz, geſchrieben haben ſoll, obgleich der Name des Prinzſolmſchen Kindererziehers, Karl Hahn, auf dem Titel genannt ſteht, und die mir die Prinzeſſin Solms mit einem Brief voll innigſter Trauer zuſchickte.

Bekäme das Publikum die Briefe zu leſen, die der König an meinen alten Freund Borowsky eigenhändig geſchrieben, ſo würde es ſich ſehr lebhaft von dem tiefen

*) Jetzt General-Major 1815.

Herzleide des Königs überzeugen. Ich erinnre mich nicht, verständigere, gefühlvollere, die Verlustempfindung inniger aussprechende Briefe gelesen zu haben. Könnte doch ein König einen Freund haben.

* * *

Bey der Classification, die der König den 13. Januar 1810 mit dem rothen Adler-Orden vornahm, wetteten ein Paar bedeutende Staatsmänner um Göthe's Wahlverwandtschaften über die Frage, ob ich den Orden bekommen würde? und der Neinsager gewann. Ich müßte meine ganze Biographie durchgegeistert, oder man müßte sie mit weniger Achtsamkeit gelesen haben, wenn man bezweifeln wollte, daß mir diese Uebergehung auch im mindesten empfindlich gewesen sey, ob es mich gleich verdroß, unter den Bekreuzten Menschen zu finden, die kein, und manche übergangen zu sehen, die ein wahres jus quaesitum auf solches Ehrenzeichen hatten. In meinen Zusätzen zu den Gedanken und Meinungen ꝛc., wird man einiges über diese Materie finden, hingeschrieben zur Zeit, als die Zertheilung des rothen Adler-Ordens in Classen zur Sprache gekommen war.

Am 24sten Januar 1811, den ich als den Geburtstag Friedrich II. zu feyern gewohnt bin, begegnete mir einer meiner Freunde auf der Straße mit den Worten: „ich gratulire —“ und wozu denn? „zum rothen Adlerchen“ den ich am 28sten sauber eingekapselt mit einem Cabinetsschreiben erhielt — so war ich denn auch ein Kreuzträger geworden, dem es aber mehr Vergnügen macht, zu sehen und zu hören, wie man ihm diese Staatsbeehrung nicht misgönnt, und sich darüber freut, als er sie sich selbst zu Herzen nehmen kann, doch ohne abzuleugnen, daß mir dieser Beweis des königlichen Andenkens wohl gethan hat, und daß ich Seiner Königlichen Majestät sehr aufrichtig dafür gedankt habe.*) Als ich jenem Neinsager nach seiner Ursache fragte,

*) Da der Staatsrath Nicolovius den Orden in derselben Ritterereation erhalten hatte, so rückte unser Freund, der Gymnasien-Director Hamann in Nr. 13. der hiesigen Hartungschen Zeitung nachstehendes Distichon ein:

N. et S. equestre decus adeptis.
Pectora tanta licet fulgor via ornet equestris,
Nisce tamen fulgor nobilis inde redit.

erwiederte er mir: „Sie ſollen einmal in „einer Sache für einen fremden vornehmen „Mann an den König geſchrieben haben, „und dieſe Freyheit ſoll ihnen übel genom„men ſeyn" — das erſte iſt richtig, das letzte kann ich nicht glauben, weil mir der König auf meine damalige Dreuſtigkeit eigenhändig geantwortet hatte: „Meinen Dank „übrigens für ihre Freymüthigkeit und die „ohne Zweifel dabey gehabte gute Abſicht." und hätte jener Fall den ſo höchſtrechtlichen König wider mich einnehmen können, ſo würd ich auch bey der zweyten Ordensvertheilung übergangen ſeyn, denn in meinen Briefen und Verſen an die mir unvergeßliche Königin hat er beim Durchſuchen Ihrer Papiere gewiß manches gefunden, was Ihn ſelbſt betraf.

Den 20ſten May 1811.

Vor einigen Tagen hört ich in einer Theegeſellſchaft eine kleine Gruppe ſich mit den gewöhnlichen Converſationsſprüngen von der Freundſchaft unterhalten, und ob man gleich manche meiner Aeußerungen aus Rückſicht auf mein Alter höflichſt beſtritt, ſo will ich doch einige derſelben niederſchreiben.

Liegt es blos an der Schwäche des hohen Alters und an seiner absoluten Unfähigkeit zu manchen leiblichen und geistigen Genüssen, oder liegt es an der warnenden Wiedererinnerung des vielen schon Erlebten, daß es beynah unvermögend ist, neue Freundschaften zu schlüßen, ja selbst die in spätern Jahren angeknüpften gehörig fortzusetzen? Führt etwa der Spiritus Rektor, der dem Dicasterio der Seelenfähigkeiten vorsteht, im hohen Alter sein Regiment mit härterm Eigensinn, und hält er Verstand, Willen, Einbildungskraft und Empfindung so streng im Zügel, daß keines von ihnen seinen eignen Schritt fortgehen und sich über irgend etwas nach Belieben ein und auslassen kann?

Einbildungskraft und Empfindung sind die Wählerinnen in der Freundschaft, und ob sich gleich der Verstand das Bestätigungsrecht zueignet, so ergiebt sich doch der Wille, dieser Stiefbruder des Eigensinns, selten seines Einspruchrechts und läßt es sich noch seltner nehmen, so daß mehrentheils dem Willen und dem Eigensinn die endliche Entscheidung überlassen bleibt: es dürfte daher wohl im Eigensinn, der mit den Jahren so lange zunimmt, bis der Marasmus senilis

auch ihm ein Ende macht, die Hauptursache der Abneigung und Unfähigkeit des Greisenalters gegen und zu Freundschaften, zu suchen seyn.

Außer dem Eigensinn mischt sich vielleicht noch ins Spiel eine Art von Argwohn, die aus dem Gefühl eigner Schwachheit und aus der Besorgniß entsteht, dieser Schwachheit wegen von andern wenig, oder gar nicht, oder nur zum Schein geachtet zu werden. Dieses Mistrauen, das man die Hektik der Freundschaft nennen könnte, hält den Greis ab, die ihm von andern dargebotene Hand anzunehmen und ihre Darbietung mit einem herzlichen Druck zu erwiedern.

Es kann aber diese Abneigung und Unvermögenheit des Greises auch in dem Umstande liegen, daß er den Menschen abgemerkt hat, wie sie beynah alles nur für sich selbst thun, und daß die ihm schon fehlende Kraft oder Zeit, andre für sich zu benutzen, ihn abgeneigt macht, sich von ihnen benutzen zu lassen.

Gleichalte Menschen scheinen, wo nicht einen förmlichen Widerwillen gegen einander zu haben, so doch aus dem Gefühl eignes

Unvermögens auf die gleiche Unvermögenheit des andern Theils zu ſchlüßen, und daher eine nähere Verbindung entbehrlich zu finden.

Mit jungen Menſchen einen Freundſchaftsbund einzugehen vermag der Greis auch nicht. Ein neues Bret läßt ſich an kein altes leimen, an dem alter Leim klebt, und wer mag ſich die Mühe machen, den Altersleim abzuſchaben, wer wollt es wagen, ihn mit dreuſten Hobelſtrichen wegzuſchaffen?

Vereinen ſich Greis und Jüngling, ſo veranlaßt und unterhält dieſe Verbindung gemeinhin bürgerliche Nothwendigkeit oder häußliches Bedürfniß, und nähern ſie ſich ja aus Gemüthlichkeit, ſo wird man finden, daß die Neigung der Alten zu den Jungen mehr von der Weichlichkeit der elterlichen Liebe, die der Jungen zu den Alten mehr von einer eigennützigen Schmeicheley oder Leichtſinnigkeit, oder kalter Ehrfurcht an ſich hat.

Zwey gleichjunge Herzen ſchießen ſympathetiſch an einander, und ihre Freundſchaft hat daher etwas von der Unbedachtſamkeit der Schul- und Kriegs-Cameradſchaft an ſich, dagegen ſympathiſirt das verknorpelte und verknöcherte Alter eigent-

lich mit nichts, und ſeine etwanige Geſchmeidigkeit iſt ſelten mehr als eine manierirte, die dem zarten Gefühl der Jüngern nicht zuſpricht. Faſt glaub ich die Freundſchaft ſey etwas ſo zartes, edles, kräftiges, daß der Menſch ihm nur vom 25ſten bis zum 50ſten Jahre gewachſen ſeyn könne.

Den 26ſten May 1811.

Da mein Leben jetzt nur an der Greisalters-Krücke zu gehen vermag, und Geiſt und Leib nur wenig ſelbſt zu thun im Stande ſind, ſo kann ich höchſtens anführen, was ich andre beginnen ſehe.

So wohnte ich vor einigen Wochen einer feyerlichen Einweihung der erſten Bürgerſchule in meiner Vaterſtadt bey, und hörte ihren Rector eine mit zu viel Perſonalitätspfeffer gewürzte Rede halten, in der zwar viel gut Gedachtes und Geſagtes vorkam, aber ſelbſt von dieſem ſchien mir manches am unrechten Ort, zu unrechter Zeit, und beſonders einem Theil ſeiner Zuhörer nicht angemeſſen, ſo daß ich beſorge dieſer übrigens kraftvolle Mann werde ſich aus Mangel an Zeit- Ort- und Perſon-Takt in der Folge auch an den Kinderköpfen ver-

verſehen und vergreifen, und zu ihrer Ausbildung weniger beytragen, als man von eigentlichen Bürgerſchulen erwartet, die, wenn man ihren Zweck erwägt, manches Schwierige mehr, als die Gelehrtenſchulen in und an ſich haben, dafür aber auch, wenn er erreicht wird, zum allgemeinen Wohlſtande, mehr als dieſe, beytragen können.

Vorgeſtern war ich eingeladen, auch eine Kelle Kalk auf den Grundſtein der in der Nähe des botaniſchen Gartens zu erbauenden Sternwarte zu werfen; in die ihm beygeſellte Capſel war, außer einer kurzen Notiz über den jetzigen Wiſſenſchaftszuſtand in Königsberg, auch folgendes Verslein von mir geſteckt:

Zur Zeit, da jeder Stand- und Meß-Punkt auf der Erde
Verrückt war, da ſprach unſer Friederich,
der Recht und Wahrheit liebt „Es werde
die Sternwart hier gebaut, damit der Preuße ſich
am Himmel in das Laufen alter Sterne,
ohn' ſich zu irren, finden lerne.
Denn ſo lang Beſſel's hier den Horizont beſchauen,
kann man ganz dreuß den Sternen trauen.

Professor Bessel, der nicht nur in seiner Lieblingswissenschaft ein vollendeter Mann, sondern auch im bürgerlichen Leben sehr liebenswürdig ist, hatte von mir ein Paar Worte zum Einlegen verlangt, und ich schickte ihm vorstehende, gewiß mehr zum Scherz, als im Ernst, so wie auch Anno 1813. einige Inschriften auf eine schwarze Steintafel, von denen er folgende vorzog:

der Erdendruck (1800) verwehrte uns
hier nicht den Weg zum Himmlischen,
rieth aber zu dem alten bekannten:
Per aspera ad Astra.

Sonderbar ist es doch, daß in den preußischen Unglücksjahren mehr für die Wissenschaften gethan und auf sie verwendet wird, als in jenen Zeiten geschah, in denen die Monarchie unter Friedrich II. sich so wohl befand, und für den Nahr- und Wehrstand reichlich gesorgt wurde. Sollte die jetzige Ausgabwilligkeit aus einer verborgen liegenden Ahnung entspringen, daß es unmöglich sey, sich aus dem Versinken der physischen und politischen Kräfte auf einem andern Wege zu retten, als auf der wissenschaftlichen Culturbahn? Es wäre

nicht das erstemal, daß Mittel, durch die man gewisse Zwecke zu erreichen beabsichtigt, Wirkungen hervorbringen, die, wenn man letztre vermuthet hätte, nicht würden angewandt seyn.*) Bey manchen Gesetzschreibern trift das bekannte: sie wissen nicht was sie thun, und thun Verkehrtes, im Glauben, sie thun Gott einen Dienst daran — ein — und ist ein Wink zu reichhaltigem tröstlichen Nachdenken, über viele große wunderliche sonst unerklärliche Ereignisse — so denk ich denn auch beim Anschauen der zeitigen vielfältigen Schulreformen manches, was mancher, in diesem Fach mit Geräusch und selbst mit Eifer Arbeitende nicht denken, was ihm kaum ahnen mag — Wer einst dieses lieset, denke auch weiter nach, helfe aber doch, so gern wie ich, Pestalozzis Elementarmethode verbreiten, weil ich glaube, es liege in seiner Zahlen-, Form-, Gesangs-, Lehre der

*) Heute, den 1sten May 1816, las ich in Buchholz Journal für Deutschland (2r Bd. 4s Hft. Seite 500.) folgendes: „Was in der Welt Gutes geschieht, kommt in der Regel gegen den Willen derer zum Vorschein, die es herbey geführt haben." O Gott Lob! Gott Lob!

Hauptſchlüſſel zur Verſtand- und Charaktereröffnung. — Möchte doch dieſem großen Drey in allen Schulen eine beſondre Claſſe gewidmet und dieſe von allen Kindern beſucht werden, vor ihrer Aufnahme in die unterſte Claſſe der Gelehrten- und Bürgerſchulen. Sollte man aber darauf ausgehen, die peſtalozziſche Methode in die Wiſſenſchaften einzuſchwärzen, ſo beſorg ich ſehr, dieſer Schleichhandel könne und werde keinen Bildungsſegen bringen.*)

Den 7ten Auguſt 1811.

Den letzten Tag meines 75ſten Jahres hab' ich alſo erlebt, und wie muß ich Gott danken, daß ſeinen Schluß keiner von den Unfällen betroffen, unter denen die im groſſem Brande vom 14ten Junius d. J. Verunglückten beynah erliegen, und die vielen Tauſenden das Ertragen, der durch man-

*) Wie läßt ſich aber das erklären, daß man während des Strebens nach Unterrichts- und Erziehungs-Verbeſſerung zur Ausbreitung des Reichs der Wahrheit, ſo vieles in der Staatsverwaltung treibt, das den Betrug und die Lüge gang und gebe machen und den Charakter des Volks verderben muß? (im Juny 1812.)

cherley Veranstaltungen erschwerten Lasten noch saurer machen. Der Gang durch das bürgerliche Leben hat seine eignen, von ihm unabtrennbare Schwierigkeiten, allein auch viele Vortheile — die Hauptkunst der Gesetzgebung soll darauf ausgehen, erstere zu vermindern, letztere zu vermehren, und kann ihres Zweckes nicht ärger verfehlen, als wenn sie von den Eigenthümlichkeiten der Menschennatur abweicht und, dieser Verfehlung wegen, ihre Vorschriften immer abändern muß — der Windwechsel auf der See ist nicht so schädlich, wie das häufige Declariren oder Zurücknehmen der Verordnungen — wenn der Oberaufseher der Löschanstalten nicht früh genug einen festen Plan entwirft, was er dem Feuer überlassen will, um das übrige zu retten, so greift das Feuer gewiß so um sich, daß ihm am Ende auch das Anfangs Rettmögliche hingegeben werden muß. — Ueber diesen Text liesse sich in unsern Tagen viel predigen, wer aber die Morgenandacht aus Schlafsucht versäumt, schläft auch gemeinhin in der Nachmittagskirche — das öffentliche oder Geschäftsleben scheint so verpfuscht zu seyn, daß darüber etwas zu sagen nur die Pfuscherey vermehren

möchte, die man in den politiſchen Zeitſchriften treiben ſieht. — Gehe es alſo ohne meine Begleitung zum Grabe oder zur Wiedergeburt und zu neuem beßerm Wandel, mir genüge es, heut ein Paar Worte über leibliches Sterben nieder zu ſchreiben.

Im Laufe dieſes Jahres ſtarb einer meiner Jugendfreunde, als er von einem Freundſchaftbeſuche aus dem Schlitten ſtieg, ſo, daß er nicht mehr ſein gewöhnliches Wohnzimmer erreichen konnte, und einen meiner Verwandten überraſchte der Tod bey ſeinen Akten, das Verdauungspfeifchen im Munde. Was mag wünſchenswerther ſeyn, plötzlich zu ſterben oder langſam, jedoch ſchmerzlos?

Nachdem ich in dieſer Nacht, in der mich ein Feuerlärm um 1 Uhr aufweckte, über dieſe quaeſtio non minus curioſa quam otioſa nachdachte, neigten ſich meine Wünſche zur letzten Todesart.

Das plötzliche Sterben iſt ein Glücksfall, der einen ſo überraſcht, daß man beynah nichts von ihm weiß, oder nicht erfährt, was man an ihm hat. Dagegen läßt ſich beym langſamen, NB. ſchmerzloſen, ein Genuß denken, der um ſo angenehmer

seyn muß, je sichrer man ihn auf die Rechnung einer nicht werkarmen Lebensführung schreiben darf, und da im Vergleichen der Dinge eine besondre Anmuth steckt, so möchte wohl kein Stand- oder Zeitpunkt geeigneter seyn zu einem Vergleichanstellen, als der auf dem stillen Wege aus dem irdischen zu einem überirdischen Leben. Freylich gehört eine gute Lage eigner lieblicher Umstände dazu, um durch das Mistliche derselben in keine Verlegenheit über sich oder andre zu kommen, woraus wenigstens Geistesschmerz entstehen würde. Ich glaube, der Tod sieht nur häßlich oder schrecklich aus, wenn er dem Lebenden plötzlich vor die Augen tritt; erwartet man ihn ruhig und sieht ihn allmählig sich nähern, so müsse es einem so gehen wie einem Ehemann, der eine häßliche, aber Geist- und Gemüthreiche Frau heirathet, die ihm immer lieber wird, je länger er mit ihr lebt und sich von ihren guten Eigenschaften Kenntnisse schafft.

Ich breche hier ab, weil mir einfällt, daß ein hohes Alter, wie das meinige, nicht minder unvermögend sey, über das Sterben richtig zu denken, wie die Jünglingsschaft, da jenes dem Tode zu nahe, diese von ihm

zu entfernt zu ſtehen ſcheint, es überdem mehr eine Gefühls- als eine Verſtandsſache ſeyn dürfte, den rechten Punkt zur Abfaſſung eines richtigen Urtheils hierin zu treffen. Ehrlich verſichern kann ich indeſſen, daß ich das langſame Sterben nicht aus Neigung zur Lebensverlängerung vorziehe — ihm aber die Schmerzloſigkeit zur Conditio ſine qua non mache, denn um dem Schmerz auszuweichen, kann kein Tod zu ſchnell kommen. —*)

*) Wenn alles ganz ſo käme,
Wie du gewollt es haſt,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb dir keine Laſt,
Wie wär's dann um dein Sterben,
Du Menſchenkind, beſtellt?
Du möchteſt faſt verderben,
So lieb wär dir die Welt.

Nun fällt eins nach dem andern,
Manch ſüßes Band dir ab,
Und heiter kannſt du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Bogen iſt gebrochen,
Und deine Seele hofft.
Das ward ſchon oft geſprochen
Doch ſpricht man's nie zu oft.

De la Motte Fouqué.

Den 16ten August 1811.

Gestern vernahm ich, daß einige, die mich am Geburtstage des Königs (3. Aug.) einen kleinen Aufsatz vorlesen hörten, mit meinem Thema unzufrieden gewesen — ich suchte zu beweisen, daß die Severität diejenige Eigenschaft sey, der ein Regent die Oberherrschaft über seine guten Eigenschaften einräumen müsse, wenn er nicht die guten Absichten der letztern wollte unerfüllt bleiben sehen. Meine Vorliebe für die Strenge, ohne die, meiner Meinung nach, keine Ordnung bestehen, kein Fleiß gedeihen kann, die man meinem Dienstbüchlein vorzuwerfen pflegt, bewog mich auch diesesmal, zu behaupten, daß kein Regent, kein Haupt eines Collegii, kein Hausvater, kein Freund, kein Kunstrichter ohne Severität vor Gott und auch nicht vor Menschen mit Ehren bestehen könne. Der Anblick unsrer Zeit giebt einem hierüber, nach dem gemeinen Ausdruck, den Glauben in die Hand und beweißt, daß der von leichtsinnigen oder unwissenden Regierungs-Handhabern ausgeübten Strenge nicht anders, als durch die Severität des obersten Regierers abzuhelfen sey. Sie schafft selbst den harten Mitteln,

die manche Zeitläufte durchaus unvermeidlich machen, eine Zusammenhaltung, deren Dauer den Bedrückten und Leidenden Zeit schafft, sich von der Nothwendigkeit solcher Zeithärte zu überzeugen, und erspart ihnen das Unangenehme, das der Befehlswechsel veranlaßt, der nur schlechte Melodien von Verbesserung und Erleichterung ableyert, die dem, der ein gutes reines Gehör hat, ein Greuel sind. Die Severität eines Regenten kann nie schaden, und selbst ihre Härte, im Nothfalle als einziges Mittel angewandt, wird, wenn sie diesen Zweck erreicht, so wenig gehaßt werden, wie der Uebelgeschmack einer Arzeney von dem durch sie geneseuen Kranken. — Wer ohne Severität lebt, scheint mir auf dem Wege zu seyn, der vom Fleiß abführt, ohne den, man sage was man wolle, selbst das größte Genie ein prächtig schönes Meteor wird.

Als ich gestern den Discours de la gloire de Frederic las, den Johannes Müller am 29sten Januar 1807, in der Berlinschen Akademie vorgelesen,*) und in

*) Johannes von Müller sämmtliche Werke. 8 Thl. Seite 376.

dem ihm manches, ich weiß nicht warum, übel genommen und mißverſtanden wurde, und Mitanlaß zu ſeiner Entfernung gegeben hat, fiel mir nachſtehende Stelle auf: S. Chryſoſtome, dans ce beau ſtile, dont l'harmonie eſt encore moins admirable, que la proprieté des expreſſions, a la cuotume de compréndre touts les vices et touts les defauts ſous le nom general de pareſſe (ραθυμία), c'eſt de l'effort de la volonté, que depend l'exellence de chacun dans ſa poſition — *) und dieſe Anſtrengung des Willens, (wie Göthe es überſetzt) was kann ſie leichter und beſſer befördern, als die Severität. Machten ſich die Menſchen nur näher bekannt mit ihr, ſie würden bald finden, daß ſie keine Störerin wahrer Vergnügen iſt. —

Meine Severität im Urtheil über manche mimiſche Darſtellungen der ſchon vorer-

*) In der Vorleſung vom 30. Januar 1806, über den Untergang der Freyheit bey den alten Völkern, hatte eben Johann Müller ſchon geſagt l. c. S. 123. „Alle Selbſtſtändigkeit, alle Größe der Menſchen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß was er will, und immer und nachdrucksamſt es will, dem werden die Mittel nicht fehlen.

wähnten wahrlich großen Künstlerin Henriette Schütz hat mich gar nicht gehindert, an einigen derselben recht großes Vergnügen zu finden, ob sie gleich die Besorgniß erregten, daß die Lust sie nachzumachen den Sitten Ihrer Zeitgenossen nachtheilige Versuche auf die Bahn bringen könnte — daß Madame Schütz, diese sehr interessante genialische Frau, die Grenzen der mimischen Kunst sehr erweitert, ist nicht zu leugnen, es fragt sich aber, ob es nicht besser wäre, wenn man den malerischen Ausdruck der leiblichen und geistigen Menschengestalt der Malerey und Sculptur, ob sie gleich nur immer Einen Moment benutzen können, ausschließlich überliesse? In der fortschreitenden Darstellung scheint mir eine Art von Verführung zu liegen, deren man die Malerey und Sculptur beynah gar nicht, die Tanzkunst aber desto öftrer beschuldigt, und die man meines Erachtens vergeblich mit dem Vortheil, den sie der Schauspielkunst bringen soll, entschuldigt. — Mir wenigstens scheint es für die dramatische Vorstellung gefährlich, sehr viel von ihrer Darstellung aufzunehmen — weil ein so tiefes Eindringen in die Gefühle, Minen und

Stellungen, mehr innre Hochhebung erfordert, als die Schauspielkunst nöthig hat. Als Zuschauer Ihrer Merope bin ich in diesem Glauben bestärkt, die so ausgeübte mimische Kunst reißt leicht ins forte, wo man mit dem piano besser auskommen würde — der in der mimischen Kunst erlangte Meistergrad wird sie um so mehr hindern, ihn auch in dem heroischen Schauspiel zu erhalten, als es mir geschienen, und aus der Art, wie ich sie ernsthafte und scherzhafte Stücke aus Göthe, Schiller, Voß ꝛc., declamiren gehört und gesehen habe, noch klarer geworden, die Natur habe sie zur großen komischen Schauspielerin geboren werden lassen, sie habe sich aber aus mir unbekannt gebliebenen Ursachen zur tragischen erzogen oder erziehen lassen. —

Ob einst die Leser mit diesen abschweifenden Gedanken und Meinungen zufrieden seyn werden? Die Jugend erhält Erlaß der noch fehlenden Jahre (veniam aetatis), um für altklug gehalten zu werden; sollte das Alter sich nicht auch einen solchen nachsichtigen Erlaß erbitten dürfen, um mit jugendlicher Dreustigkeit sich auslassen zu können?

Auch mag mir Johann Falk verzeihen,

daß von seinen Aeußerungen über Madame Händel-Schütz, die ich gestern (den 11. Oktbr.) im Almanach Urania gelesen, viele Stellen mir nicht zugesprochen haben, manche ganz unrichtig vorgekommen sind — der öftere Umgang mit solchen Künstlern veranlaßt nicht selten Urtheilsbestechungen, die der Ausspecher selbst nicht vermuthet, und denen er dann deshalb unterliegt.

Am 5ten Junius 1812.

Seit wenigstens einem Jahr hat wohl kein über den Gang der Dinge ernstlich Nachdenkender seinen Tag anders, als mit dem Seufzer angefangen und beschlossen: in quae tempora nos reservasti Domine! Leichtsinnigen Köpfen und habsüchtigen Händen scheinen Steuer und Ruder der Staatsgaleeren überlassen, und die Verordnungen mit Fleiß auf Schrauben gestellt zu seyn, um sich seiner entschuldigen und leichter andre beschuldigen zu können — das Land wird fast weniger von fremden Tygern und Hyänen zerfleischt, als es von Elephanten zertreten wird, die wohlgenährt ihre Rüssel mißbrauchen, weil ihr Cornak es an der nothwendigen Aufsicht fehlen läßt. Die

Abfasser der Ediktparentationen kommen mir vor wie die Leichenbegleiter, die sich darum nicht kümmern, woran der Todte gestorben ist, wenn sie nur ihre Schmausportion reichlich und Citronen in die Hand bekommen, um den Leichengeruch nicht zu empfinden. Würde nicht den wahren Offensivkriegen neuer, kleinen und großen Schwarzenberge ein Ende gemacht werden, wenn der sein Land doch gewiß liebende Regent den staatswirthschaftlichen Todesengeln Stillstand geböte?

Ein biblischer Schriftsteller sagt: Wehe dem Lande, des König ein Kind ist; aber doppelt weh möchte man ausrufen, wo der Regent, ob er gleich die Majorennität völlig erreicht hat, dennoch die Vormundschaft alten und jungen Roués überläßt. Wenn die Nachwelt aus den Edikten und Akten die Leiden der Unterthanen erkennen wird, wird sie nicht die Klagen derer gerechtfertigt finden, die die Hauptquellen des europäischen Verderbens aus den großen Residenzen herleiten, und aus der übermäßigen Gleichmüthigkeit der Regenten, durch die sie ihre eigne Unthätigkeit beweisen und dem Unfleiß böser Regierungsgehülfen einen gar zu

freyen Spielraum lassen? So wahr und schlimm das alte plectuntur Achivi dum delirant reges ist, so ist es gewiß noch schlimmer, wenn die im Rathe sitzenden Achivi rasen, und der Regent nicht Lust oder Muth hat, der Tollvater der Dienstachiver zu seyn.

Den 24sten Junius 1812.

Die Franzosen, die seit einigen Monaten Preussen heuschreckenartig verzehren, machten es vor einigen Jahren als Feinde arg, als Freunde treiben sie es gewiß noch ärger, theils weil den gallicanischen übertriebnen Forderungen nicht mit genug Muth und Klugheit widerstanden wird, theils weil die Franzosen, meiner Meinung nach, in allem schlimmer geworden sind. Der vom Marschall bis zum Fuhrknecht herab eingerißne Luxus bestätigt das bekannte male parta male dilabuntur. Hat aber Napoleon nicht in seinem Solo einen Sprung gemacht, der ihm nicht wohl bekommen wird? Der feuchtkalte Boden Rußlands ist vom westlichen Boden Europens so verschieden, daß zu vermuthen ist, die französische Leichtsinnsblüthe werde die Kälte nicht ertragen können, und

der

der corsische Kunstgärtner Mühe haben, den Stamm selbst unbeschädigt zu erhalten.

Napoleon, dem es bisher gelungen, seine Feinde durch den ersten Schlag so zu erschrecken, daß sie den zweyten nicht abzuwarten wagten, hat die Russen an seine großen Anstalten sich nicht kehrend gefunden. Sie warten die weithergekommenen, aus allerhand sich nicht kennenden, nicht liebenden Völkerschaften zusammen getriebnen Soldaten in ihrem eignen Lande ab, und wenn der über diese Kaltblütigkeit höchst unwillige Kaiser sie mit seinen, keinesweges mehr wie sonst gestimmten, Heeren angreifen wird, so bezweifle ich seine Obsiegung. Gesetzt aber auch, es gelänge ihm die erste Schlacht, so scheinen die Russen durch die übereilten Friedensschlüsse von Campoformio, Preßburg, Tilsit, belehrt zu seyn, eine zweyte könne glücklichere Erfolge haben, und haben sie dieses nicht gelernt, so versteht ihre Staatsverwaltung nicht ihre großen Kräfte zu brauchen, welches eben so nachtheilig ist, als der Mißbrauch der kleingewordnen in andern Ländern. Einem Gerede zu Folge soll Napoleon der Kaiserin Maria Louise und den Räthen, die ihm in Mainz zum Frieden

gerathen, erwiedert haben: tout ou rien — und auf dem hiesigen Schloß hab er, wie es heißt, nach Erhaltung einer Nachricht aus Rußland gesagt: il faut vaincre ou mourir. Durch das unwahrscheinliche Zutreffen des erstern wird das letztre desto wahrscheinlicher, besonders da man in der französischen Armee ein stilles, oft auch laut werdendes Unzufriedenseyn mit diesem wahrlich übermüthigem Kriege wahrnehmen will, welches nach einer verlornen Schlacht üble Folgen haben kann. Von der Roßbachschen Leichtfüßigkeit haben sich nach der Schlacht bei Eylau neue Proben gezeigt, und sollte das Vernehmen von den Erfolgen der Wellingtonschen Beharrlichkeit in Spanien gegen die große Zahl und den Muth der Gallier die Russen nicht belehren, wie man die Franzosen behandeln müsse, um sie erst müde, dann verdrüßlich, und endlich so kleinmüthig zu machen, daß sie von ihren Gigantenprojekten zuletzt von selbst abstehen?

Die Nationalität der russisch geborenen Großen ist von ganz andrer Art wie die von Napoleon seinen gemachten Großen eingeimpfte. Jene kämpfen für den vortheilhaften Absatz ihrer Gütherpro-

dukte zur Befriedigung ihres eignen Wohllebens, diese für den augenblicklichen Genuß zusammengeraubter, beweglicher Güter, die sich keinesweges so wie der Bodenreichthum vermehren lassen. Außerdem kann der, welcher Muth hat sein Hausrecht zu gebrauchen, ziemlich sicher auf die Verjagung des unverschämten Ueberfallers rechnen.

Vom russischen Clima, Boden und Volksgeist ist zwar das nicht zu erwarten, was in Spanien möglich ist, aber Clima, Boden und Volksgeist der Russen ist den Franzosen noch weit entgegengesetzter, als in Spanien, und es würde daher der russische Feldherr, der den Wellington sclavisch nachahmen wollte, zu der übelberüchtigten Nachahmer-Heerde zu zählen seyn. Alexanders Ueberwindung könnte doch nur den siegsüchtigen Uebermuth Napoleons befriedigen, dagegen könnte die Besiegung Napoleons, den Russen höchstwichtige Vortheile und Ruhe, ja sogar den deutschen, italienischen und holländischen Nationen ihre ehemalige Selbstständigkeit schaffen. Sollte in dieser Verschiedenheit der Erfolge nicht ein Grund mehr liegen, Napoleons

Demüthigung eher zu erwarten, als Alexanders Zugrunderichtung?

Das Kriegsglück mag indessen für Rußland oder Frankreich entscheiden, so bleiben beyde doch immer große Reiche; was wird aber werden aus meinem kleinen Vaterlande, dessen Boden zur Unfruchtbarkeit jetzt bis auf viele Generationen vertreten wird? Im Fall die Franzosen flöhen, würden die verfolgenden Russen es nicht noch unheilbarer verwüsten? Werden unsre unzählbaren Edikte und Verordnungen die, durch sie oft vermehrten, Schäden heilen? Läßt sich zu einer Zeit, in der nach Hallers Ausdruck oft kaum das Wissen hilft und Irrthum sicher schadet, Hülfe von der Miethlingschaft erwarten, die gewöhnlich nur auf Befriedigung ihres Stolzes, auf Vergrösserung ihres Vermögens und auf Sättigung ihrer Sinnlichkeit ausgeht?

Schon hatte die erste Convention nach dem Tilsitschen Frieden die Landesübel vermehrt, und doch fährt man fort, durch wiederhohlte Verhandlungen diese verschmitzten, sogenannten Freunde zu neuen Forderungen zu berechtigen, und ihnen Mittel an die Hand zu geben, ihre Härte und ihr

Wohlgefallen am Vernichten und Quälen zu beschönigen. Scheint es doch, als glaube man, es liege im Druck neuer Lasten Kraft, die alten desto geduldiger zu tragen.

Wer Gelegenheit hat die französische Armee näher zu beschauen, wird finden, daß in dem Zwischenraum vom letzten Kriege bis zur Verbindung mit Preussen, selbst die gemeinen Soldaten roués geworden sind, die das Schwelgerische und Aergerliche jener Orleansschen Umgebungen wiederholen. Die mehrsten ihrer schnell hochgestiegnen Befehlshaber scheinen in die gemeine Natur ihrer erziehungslosen Jugend zurückzufallen, und den Soldaten Beyspiele der Grobheit, Habsucht, Freude an Zerstörung und sinnloser Frivolität zu geben. Der Geistes- und Herzens-Sanscülotismus hat mit der Bekleidungspracht der Armee um die Wette zugenommen, und die Einfachheit der vorigen Heereinrichtung sticht gegen die Putz- und Equipagenvermehrung der jetzigen so augenscheinlich ab, als sie die Landeslasten zu Befriedigung dieser Bedürfnisse vergrößert. Bivouaks, ununterbrochne Märsche, bisweiliger Mangel an Sold und Lebensmitteln härten den Soldaten keinesweges ab, wenn

kann, es sey nichts so böse, daß es sich nicht endlich in Gutes sollte auflösen können. Wohl dem, der es zu erleben hoffen darf und es dann klug und dankbar genießt.

Vom Kriege, dessen Ende meines Erachtens nicht anders als sehr nachtheilig für die Franzosen ausfallen kann und wird, wie ich es schon unterm 24sten Junius niedergeschrieben habe, sag ich kein Wort, ob ich gleich manche seiner Unannehmlichkeiten, besonders durch beständige Einquartierungen, merklich gefühlt habe, und ihr Aufhören noch nicht absehe. —

Mit erndteverderblichem Regen hat der heutige Tag begonnen, vielleicht erholt er sich zum Sonnenschein und sieht dann so schön und lieblich aus, wie die herrlichen Blumen, die, mir in Töpfen und Sträussern von einigen Freundinnen zugeschickt, ich auf meinem Tisch um eine Tasse schönen Caffee gestellt fand.

Mit meiner Gesundheit geht es, die Gehörsabnahme ausgenommen, ganz leidlich für mein Alter, und meine Laune scheint einer Seestadt zu gleichen, die von der Landseite streng und hart eingeschlossen, das Meer frey hat, auf dem die Zufuhr sie vor

dem Hungertode sichert, und der die Hoffnung auf möglichen Entsatz von der Wasserseite den Vertheidigungs-Muth stärkt.

In meinen Beschäftigungen und sparsamen Zeitvertreiben hat sich nichts geändert, weil ich es für Unrecht halte, sich vom Tode müssig überraschen zu lassen.

Vom längst verstorbenen berühmten Arzt Selle hört' ich neulich erzählen, er habe seinen Tod berechnet gehabt, und in den letzten Lebensstunden sich einen Spiegel vorhalten lassen, um zu beobachten, wie er stürbe; ist es aber nicht beynah kindische Neugierde und eine vergebne Mühe, Beobachtungen anzustellen, deren Resultate man weder für sich noch für andre weiter nutzen kann? Hätte Selle seine Spiegelbemerkungen zum besten seiner Kunst und Wissenschaft aufzeichnen können, so würd ich sie ihm nicht verdacht haben.

Sollte nicht das stille Hingeben in den Tod das Schicklichste für die letzten Lebensstunden seyn? Montaigne war andrer Meinung, und ich war es auch; allein kommt Zeit, kommt Rath, und dieser letzte, glaub ich, sey der beste.

In den letzten Wochen des abgewichnen

Himmel gebe nur, daß seine Leser nicht des Verfassers langes Liegen auf Gänsefedern ihm ansehen mögen.

Undank wäre es, wenn ich hier nicht des Fräuleins von Ostau gedächte, die mir viele Abende auf eine Art vorlas, wie es hier wohl viele Männer und Frauen nicht nachthun würden. Schon vor vielen Jahren hatt' ich dieses liebe, in allen weiblichen Hand- und Geistes-Künsten ausgebildete Mädchen kennen gelernt, und war ihr, als sie durch die Zeitumstände auch in Nahrungssorgen gerieth und sich zur Gesellschafts-Fräuleinschaft durchaus nicht entschliessen wollte, anräthig, eine kleine Schule einzurichten, wider welches Gedankens Ausführung ihre altadelige Familie so vieles auszusetzen fand, als ich darauf zu bestehen Ursach hatte, indem ich dem Adel, zu dessen Widersachern ich keineswegs gehöre, so viele Vorurtheile ich vielen seiner Mitglieder noch ankleben sehe, zu zeigen wünschte, daß das Schulmeistern den 16 Ahnen nicht den mindesten Abbruch thue, wie ich denn überhaupt der Meinung bin, daß der geistliche Stand der Protestanten gewinnen würde, wenn sich junge Edelleute zum theologischen

Studio entschlossen, zumal sie das jus zu studiren gewohnt sind, und mit der Arzneygelahrtheit auch schon begonnen haben.

In der Folge haben die damals Abrathenden eingesehen, daß sie ein gutes Loos getroffen, indem sie ein ruhiges, sie nährendes Wesen mit ihren Jüngerinnen treibt, deren Zahl sie nicht über 12 oder 15 vergrößern will, weil ihr gewissenhafter Unterricht in Allem, mit Ausnahme des Singens und Zeichnens, ihr nicht erlaubt, die Schule zur Gelderwerbs-Kunst zu mißbrauchen, wie solches leider nur zu oft der Fall und eine Ursache ist, warum in vielen Mädchen- und Knaben-Schulen die Jugend so wenig in litteris als moribus zunimmt.

Zur Verwunderung meiner Bekannten habe ich mich zwar von dieser schweren Krankheit sehr erholt, indessen ist mir doch eine Körperschwäche zurückgeblieben, die mir keinen langen Spaziergang erlaubt, und von der ich keine Erlösung verhoffe, nachdem der von jeher probatgefundne Gebrauch des kalten Wassers von innen und außen bisher nicht hat helfen wollen. Gott aber muß ich danken, daß ich noch immer bey Tag und des Abends ohne Brille lesen und schreiben

kann; zwar steh' ich im Gedächtniß, wie in vielen andern, dem verstorbnen Wieland weit nach, der noch im 80sten Jahr Cicero's Briefe — und wie! übersetzen konnte, und behalte daher vom Gelesenen beynah gar nichts, indessen versteh ich es doch während dem Lesen, nehm an allem, was zur Menschenbildung beyträgt, ziemlich lebhaften Antheil, und habe daher auch den 2ten Band von Göthe aus seinem Leben mit Vergnügen gelesen und sehr lehrreich gefunden. Was er über das Vortheilhafte des Spielens in Gesellschaft Seite 320 sagt, hat mir sehr eingeleuchtet, da ich mich erinnre, daß ich manchmal ein Paar Stunden am Spieltisch, selbst mit Nutzen für den Dienst, gesessen habe, und so hat mir auch die Bekanntschaft mit Welling, Agricola, Valentin, der Aurea catena Homeri, deren er Seite 300 gedenkt, keinesweges geschadet, oft haben mich sogar die Sonnenblicke, die aus ihren dicken Nebeln und Sonnenfinsternissen hervorstrahlten, überrascht und in Erstaunen gesetzt.

Den 8ten August 1813.

Mein lieber Freund, der Consistorialrath Krause hat sehr Recht, wenn er in seinem heut früh um 6 erhaltnen Glückwunsch zu meinem Neujahr sagt: „Es war ein ern„stes Jahr, auf das sie heute zurücksehen, „sie standen in demselben zweymal vor den „Pforten der Ewigkeit, ihnen selbst schienen „sie sich öffnen zu wollen, und dann begleiteten sie zu denselben die edle Gefährtin „ihres Lebens." Meine Krankheit hab ich so gut überstanden, wie es sich von meinen gestern vollendeten 77 Jahren, nur immer erwarten läßt, aber die Nachwehen vom Verlust der mir so theuren Lebensgefährtin werden sicher nicht schwinden, bevor ich nicht auch heimgegangen seyn werde. Ach der längste Tag des Jahres, der 31. Jun., war der, der mir den gewiß längsten Schmerz brachte. Ich habe an meiner Gattin mehr verloren, als ich glaubte, daß man verlieren könnte. Sie war so gut, so vernünftig, so ganz für mich geschaffen, und eben darum ist in meinem sonst unabgeänderten Hause eine Leere entstanden, die sich durch nichts ausfüllen läßt, seit dem sie nicht mehr neben mir da ist. Ein einziger

Denn nichts vergeht ja — drum getrost,
Lebt wohl, auf Wiedersehn.

Und giebt's kein wiedrerkennendes,
So giebt das Paradies
Gewiß doch reichlichen Ersatz
Für das, was man verließ.

Vor einigen Tagen traf ich beim Aufschlagen des Gesangbuchs auf das wunderliche Gespräch zwischen einem Verstorbenen, (Gehabt euch wohl ihr meine Freunde) dem Chor der Leichenbegleiter (Nun laßt uns seinen Leib begraben) und einer Stimme, (Aus Erde hat ihn Gott formirt) und da ich in Prosa bisher vergeblich Abschied genommen, so dacht ich, mit einem gereimten werde es vielleicht mehr Ernst werden, und schrieb vorstehendes nieder. Möchte es doch den Lesern keine Langeweile machen, vielmehr sie nach der Lesung bewegen zu einem freundlichen und redlichen: **Gehab dich wohl du guter Freund.**

Den 9ten May 1814.

Aergerlichkeit über das, was man hätte thun können und sollen und nicht gethan hat, so wie über manches, das geschehen ist und

und nicht hätte geschehen dürfen, scheint einen stilus curiae in die schriftlichen und mündlichen Urtheile über Napoleon eingeführt zu haben, der die künftige Geschichte oft in Verlegenheit bringen wird, zumal da manche eifrigstböse von ihm Redende nicht umhin können, Dinge von ihm anzuführen, die offenbar zeigen, er wäre nicht so schlimm gewesen, hätten ihn nicht noch Schlimmere umgeben. Man lese, was Fox im Jahr 1802 über ihn urtheilte (Ludens Nemesis 1r Bd. S. 508) und was der Verfasser des Aufsatzes Napoleons Ausgang, der zu seinen vorzüglichsten Tadlern gehört, in der Nemesis S. 542 ꝛc. von ihm sagt:

Der Aeußerung, daß man Napoleon vor ein öffentliches Gericht stellen solite, kann ich bis jetzt nicht beystimmen. Wer so erstaunliche Unternehmungen gewagt, oft sogar ausgeführt hat, gehört vor kein, immer doch nur kleines, Reichsgericht, er muß ganz dem Weltgericht überlassen werden, das ihm gewiß sein Recht strenger wird widerfahren lassen, als es eine Guillotine je vermocht hätte. Sollten Heuchler und Schmeichler, die sich nicht auf den Strom der Wahrheit wagten, bevor ihnen nicht

Da die Begebenheiten des letzten Jahres mir für den kräftigsten Kopf der Zeit noch viel zu groß scheinen, so hat mich Schwachen nur sehr weniges von dem in den unzähligen Zeitschriften für und wider Verzeichneten angesprochen, alles aber vom Daseyn der lenkenden Vorsichtshand aufs lebhafteste überzeugt. Wie hätten sonst unzählige falsche Maasregeln und Mißgriffe doch zum Ziel führen, scheinbar ganz erschöpfte Kräfte solche Kraftwirkungen hervorbringen, soviel zum Ertragen der Noth und des Elendes behülflich seyn können? Aus dem Chaos brachte der Schöpfer eine Weltordnung hervor; wer weiß, war nicht persönliche und sachliche Weltverwirrung nothwendig, dem Licht beßrer Ordnung, den Durchbruch zu erleichtern und zu sichern, so, daß man über manche Staatsverwalter beten müßte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wußten nicht, was sie thaten.*) Sollte

*) Puffendorf soll gesagt haben: denen, welche das Ruder der öffentlichen Verhältnisse lenken, sind Rathschläge von Privatpersonen ein Gespötte.

Ladens Nemesis IIr Bd. 2. St. S. 226. in einem schönen Aufsatz über Geistesverkehr, besonders Preßfreyheit.

es nicht zu menschenfeindlich seyn zu denken, daß sonst gebildete Staatskünstler nicht gute Absichten gehabt hätten? Ich bin geneigt zu glauben, die Vorsicht lasse, um ihrer guten Absichten willen, selbst die zu ihrer Erreichung verkehrt angewandten Mittel doch gut gedeihen. Der himmlische Vater wird nie müde, in schwachen Kindern mächtig zu seyn, und so wird es auch ein glückliches Ende nehmen mit mir, der sich diesem Vater unbedingt hingegeben hat.

Nachschrift den 11ten August 1814.

Von den kleinen Opfern, womit Freunde und Freundinnen mir eine Theilnahme an meinem Geburtstage bezeuget, rührten mich am meisten ein Paar Blumen-Kränze und Sträuße, die mir meines Hauswirths Motherby allerliebste Kinder, Nanzi und Robert, brachten. Gott segne sie und ihre genialischen Eltern!

Die vorzüglichste Art, mit der man diesesmal den 8ten August ausgezeichnet hat, scheint meine eigne Ahnung, daß er wohl mein letzter seyn werde, auch in meinen Freunden erweckt zu haben. — Wie mein Gott will, so geschehʼs allezeit, sein Will

und Friedrich Wilhelm. Wird auf diesen Regententagen, nicht etwas recht Großes beschlossen, und die Ausführung des Beschlossenen auch fest gesichert, dann darf die europäische Welt kaum weiter hoffen, von den Regierungsverkehrtheiten erlöst zu werden, in die man den Papst, auf den ich einst sehr viel hielt, den König von Spanien, auf dessen Erkenntlichkeit ich stark rechnete, die hannöverschen Regenten, von denen ich wohl nichts besseres erwartete*) und den Großherzog von Baden, der in der Unähnlichkeit mit seinem Großvater eine Ehre zu suchen scheint, zurückfallen sieht.

Ist unter den bisher erschienenen Gelegenheits-Schriften gleich keine, meines Erachtens, von Uebertreibung ganz frey, selbst die Schriften des mir von Alters her höchst

*) Man lese die im Oktoberstück der Zeiten von 1814 abgedruckte Verordnung, die bürgerliche transitorische Gesetzgebung für S. K. M. sämmtliche deutsche Lande excl. Hildesheim betr. Carltons-House, unterzeichnet George R. und Graf Münster, und die ihr beygefügten freymüthigen Betrachtungen über die Lage der Dinge in Hannover.

ſchätzbare Nicolaus Vogt, und Schmidts Wiedergeburt Deutſchlands nicht ausgenommen, ſo ſteht doch in manchen über Frankreich ſoviel Kluges und Ausführbares für Deutſchland, daß die Congreßiſten ihre Misgriffe einſt nicht mit Unwiſſenheit werden entſchuldigen oder ſagen können, es wären ihnen wenigſtens keine Büchergeiſter erſchienen, um ſie zu warnen, der Welt nicht neue Qualen zu bereiten. Wenn wir aber Luc. XVI leſen, der Vater Abraham habe dem reichen Mann in der Hölle, der ihn bat, ſeine Brüder, die auch Moſen und die Propheten hatten, durch eine Geiſtererſcheinung ad ſaniora bringen zu laſſen, geantwortet, „hören ſie Moſen und die Prophe„ten nicht, ſo werden ſie auch nicht glau„ben, ob jemand von den Todten auferſtän„de;" muß einem dann nicht auch vor dem Erfolg des Congreſſes bange werden?*)

Den 29ſten Junius 1815.

Vom Alter (ſenectus) macht man ſich keinen rechten Begriff, ſo lange man nicht

*) Siehe mit mehrerem de Pradt ſur le Congrés de Vienne 1815. 2 Tomes.

mit dem militairisch berühmten, 1814 als Dessauscher Oberhofmeister gestorbnen Herrn von Berenhorst, seiner fleißigen Reisebemerkungen und, meines Erachtens, treflich durchdachten, kleinen Aufsätze über den theoretischen und praktischen Kriegsdienst, zu denen ihm seine Feldzüge gegen die Franzosen und Türken Stoff genug gegeben, sehr angenehm unterhalten. Möchte ihn doch mein Zureden bewogen haben, einst aus diesen Materialien etwas über die Jahre von 1805 bis 1814 zu schreiben. Seine Geschichte des Feldzuges von 1809, des Gefechtes bei Saalfeld, über den kleinen Krieg ꝛc. haben bereits gezeigt, daß er dazu geeignet sey, und daß er weder so einseitig noch so wortverschwenderisch seyn würde, wie der sonst verdienstvolle Herr von Massenbach. Bescheidenheit und Kenntniß sind in ihm glücklich gepaart, und Gott Lob, daß der 18te Juny 1815, der den von 1757 bey Collin vergessen macht, ihn, den sonst schon oft stark verwundeten, gesund gelassen hat.

Was wird aber der Erfolg der großen Siege seyn? Ein andrer wichtiger General schrieb mir unterm 30sten December 1814,

„wie

„wie viel müßt ich ihnen schreiben, wenn „ich ihnen alles mittheilen wollte, was ich „über den Congreß, seine Natur und Eigen„schaft und über die — denke, die mit Fe„derposen verderben, was durch Waffen mit „dem Blute so vieler Tausenden gewonnen „war."

Der große Zustrom glücklicher Ereignisse scheint die Ueberlegungskraft derer, die letztere zum Besten des preussischen Staats anwenden sollten, so zu überfluthen und zu betäuben, daß sie die Besonnenheit verlieren, und von einer Versäumniß der Zeit und Umstände, von einer Künsteley, — zu immer neuen übergehen, besonders da ein guter, lieber, den Verhandlungen gewiß satt und müder König ihnen nicht mit Ernst zuruft: — weiter solls nicht nach euren Köpfen und Herzensschwächen gehen, sondern nach meiner reinen Einsicht. —

Den 5ten July 1815.

Ich sah der Beantwortung meines letzten Briefes an den Minister Schrötter, mit dem ich ihm seinen letzten Brief, wie unter uns abgemacht war, zurückgeschickt hatte, entgegen, und gestern brachte mir

der Landhofmeister von Auerswald die Nachricht, der Minister sey den 30. Juny gestorben, und ich möchte zu seinem Bruder, dem hiesigen Canzler von Sch. gehen.

Einige Jahre früher hätt' ich diesen Auftrag gewiß nicht übernommen, noch weniger ihn leidlich ausführen können. Jetzt half mir die Gleichmüthigkeit des hohen Alters, die den leidigen Vortheil hat zu denken, alles schon erlebt zu haben, oder wegen der Nahheit des Todes nicht mehr erleben zu dürfen.

Der Staatsrath Nicolovius hatte mir noch unterm 20sten Juny geschrieben: „M. Schr. hat ihnen wohl schon geschrieben, „oder thut es in kurzem. Ihre Gesundheit „haben wir neulich an einem sehr vergnügten Mittage in balsamischem Rheinwein „von 1811, aus hellklingenden englischen „Gläsern getrunken; kann er von Ihnen, „von Hippel und von Kant erzählen, „so leuchtet sein Gesicht —" und nun ist auch dieser mein vieljähriger Herzensfreund, den ich wahrlich nicht zu überleben gedachte, nicht mehr unter den Lebenden, denen er unzählige große und kleine gute Dienste gethan, deren Nichtanerkennung und Nichtbenutzung ihn oft würden tiefpersönlich gekränkt haben, hätte er über diesen Punkt nicht eine ihm ganz eigne Fassung gehabt, die ihm durch die Erfahrung, daß das kluge

Verworfne oft wieder angenommen würde, sehr erleichtert wurde.

Mein ihm oft sehr lebhaft geäußerter Wunsch, seine Sammlungen wie Sully zu benutzen, ist leider unerfüllt geblieben und wird es auch wohl bleiben. — Zwar hätte manchen diese Arbeit merklich beschämt, aber wie viele hätte sie nicht auch bessern und belehren können!

Du bist heimgegangen, vollendeter Mann und Vater, zu deiner dir immer treu gebliebenen Agnes und deinem Eduard, dessen früher Tod deine schönsten Erwartungen zerstörte und den deinigen gewiß mit veranlaßte. Eure Seelen sind nun vereint, wäre es die meine doch auch schon mit Euch und allen mir schon vorausgegangnen sehr Lieben!

Den 14ten July 1815.

Endlich hab' ich in der Beylage zu Nr. 30 der Haudespeuerschen Zeitung, den Tod des Ministers, selbst ohne seines Alters Bestimmung, angezeigt gefunden.

Wie wahr hat D. Pappus im Liede: Ich hab' meine Sache Gott heimgestellt, gesungen:

Man trägt eins nach dem andern hin
Wohl aus dem Auge und aus dem Sinn,
Die Welt vergisset unser bald,
Sey jung oder alt.

Sollten aber zurückbleibende Blutsverwandte sich nicht von dem Verdacht solcher

der Leibesschmerz, noch weniger aber das Seelenleiden, das mir der Anblick der oft recht kleinfügigen umständlichen Kunststücke macht, die man anwendet, um das Vaterland, das sich wahrlich noch ärger als ich zerfallen hat, wieder auf die Beine zu bringen; als ob Seiltänzerey nöthig wäre zum Gehenlernen*)

Kommt einst, wie ich wünsche und hoffe, die Welt zum Gebrauch der geradeinhertretenden gesunden Vernunft, wird sie sich nicht wundern, daß man so vielfältig die nah vor den Augen liegenden Hausmittel übersah und nach fremden Aerzten und Recepten sich umthat, für deren Wissenschaft und gute Wirkung noch keine Erfahrung Bürgschaft eingelegt hatte, und deren umständliche Herbeyschaffung das Zuspätkommen zur Heilung besorgen ließ? Ist es recht, die Völker in

*) Der edle, liebe, preussische Ober-Präsident von Winke sagt auf der ersten Seite seiner wohlgerathnen Darstellung der innern Verwaltung Großbrittaniens (Berlin 1815) mit großem Recht: „unter den mannigfachinteressanten „Ansichten, welche eine nähere Kenntniß von Groß„brittänien darbietet, ist unstreitig die merkwürdigste „der leise und einfache, doch feste und kräf„tige Gang der großen Staatsmaschine und der „ganzen innern Verwaltung des Reichs, ohne „sichtbare Einwirkung der Regierungsgewalt" und auf der 148sten S. heißt es: „die übeln Seiten „der zu wenigen Regierung werden unendlich in „England überwogen durch die Unmöglichkeit zu „vieler Regierung."

Schlaf zu manipuliren und ſich an die Aus-ſprüche der Clairvoiance nicht zu kehren?

Vor einigen Tagen las ich in den Schick-ſalen eines Schweizers während ſeiner Reiſe nach Jeruſalem und dem Libanon (2r Bd. S. 147) folgende Stelle: „Was ich ſchon früher in Ober Egyp-„ten und auch tiefer im Lande geſehen, war „falſches Waſſer. Die Fläche war blen-„dend und gab ſogar den Widerſchein der „Gegenſtände im waſſerähnlichen Spiegel, „man glaubte ganz in der Nähe eines ruhi-„gen Stroms oder Sees zu ſeyn und bald „an das Waſſer zu gelangen, ſo wie man „ſich aber näherte, verſchwand das trügliche „Bild, und kein Tropfen Waſſer war zu „finden, ſtatt deſſen aber brennender Sand. „Als die Franzoſen durch die Wüſte nach „Damiette marſchirten, ſah man eine große „Menge durch dieſes vermeinte Waſſer ver-„loren gehen.“

Wem fallen nicht bey dieſem falſchen Waſſer die Conſtitutionen ein, von denen überall viel geſprochen und geſchrieben wird, die in der Theorie ihren unabſtreitbaren Werth haben, ſich aber nie gegen ſelbſtſüch-tige Praktikanten aufrecht erhalten können, wenn dieſen zum Durchſetzen ihrer Eingriffe in alles, was über wechſelſeitige Rechte und Pflichten der Regenten und Völker in jenen abgemacht war, zahlreiche ſtehende Heere zu Gebote ſtehen, die mit ihrem Feuerathem

des durch Sie Verlornen zu überlassen, will ich sie durch einige mir weit entfernter liegende unterbrechen.

Die Wahrnehmung, daß man in dieser Gährungszeit allerhand Mittel zur Beförderung des Auswurfs der Verwaltungs-Unreinigkeiten anwendet, die aber bey der Art, wie man sie abwartet, kein Klarwerden hervorbringen, und daher der auf ihre Beyschaffung verwandten Kosten nicht werth sind — diese Wahrnehmung brachte mich auf den Gedanken, in meinem vermuthlich letzten Lebensjahre die Beförderung eines Werks zu suchen, das der deutschen Welt Ehre, Freude und Nutzen bringen sollte, und ich schrieb daher an den König, was der Leser in der Beylage G finden kann; allein zu Folge der beygefügten Antwort muß die Bearbeitung des alten literarischen Deutschthums, nach wie vor, Stückwerk bleiben, weil es dem Privatfleiß der Gelehrten wohl aus mancherley Ursachen schwerlich gelingen wird, ohne öffentliche baare Unterstützung das angefangne gute Werk zu vollenden und dem Publico den Zugang zu diesem Studio zu erleichtern.

Mein Trost nunmehro ist das bekannte in magnis voluisse sat est, dem ich den Wunsch beyfüge, daß der mir sehr gerühmte deutsche Geist unsers Kronprinzen in Ihm bleiben, und daß die jetzigen Schlegel, Hagen, Büsching, Gräter, Docen,

Grimm ꝛc. nicht ohne eine über diesen Gegenstand ihnen gleichgesinnte Nachkommenschaft sterben mögen.

Den 16ten July.

Obgleich mein Vorwort für die deutschen Musen keine gute Stelle gefunden, so ließ ich mich doch vom gutgemeinten Vorbitten nicht abschrecken, sondern wandte mich für einen jungen Doktor der Philosophie, den sein vaterländischer Sinn vom Universitätswege auf die Militairstraße geführt, an den Prinzen August Ferdinand von Preussen, als den Obergeneral der Artillerie, und empfahl meinen Brief, aus Beysorge, er möchte das gewöhnliche Buchstabenschicksal haben, der Schwester des Prinzen, Louise Radzivil, die mir noch aus den Königsbergschen Trübsalen her als eine höchst gütige und für alles Schöne und Gute den empfänglichsten Geist athmende Fürstin bekannt war, mit der Bitte, von diesem kräftigen Geiste das nöthige zum Besten des jungen Mannes meinen Buchstaben einzuhauchen. Die von der Prinzessin erhaltne so schön geschriebne, als höchst gefällige Antwort ist zu schmeichelhaft für mich, um mitgetheilt werden zu können.

Hilft mein guter Wille nicht, so wird es mir Leid thun, nicht um den Empfohlnen, den eigne Verdienste doch mit der Zeit weiter befördern müssen, sondern um des

Schaden willens, den es dem wahren Dienst bringt, wenn man die dazu wirklich fähigen lange auf ihr Weiterkommen warten läßt. *)

Den 20sten July.

Beym Lesen der Aushängbogen der Biographie hab ich abermals gefunden, daß es keineswegs einerley ist, sein Geschriebnes blos geschrieben oder gedruckt zu lesen. Der Druck scheint die neunjährige Quarantaine zu ersetzen, die eine Handschrift, laut dem horazischen nonum prematur in annum halten soll, und die König Friedrich II., da er eine eigne Druckerey hatte, bey seinen Versen mehr hätte benutzen können und sollen. Jetzt, da alles bis auf die Schlußbogen schon in der entfernten Druckerey, und also alea iacta ist, läßt sich den selbstbemerkten Deficits im Vortrage ꝛc. nicht mehr abhelfen, und ich muß zufrieden seyn, wiederholentlich versichern zu können, daß ich von keiner Person oder Sache etwas gesagt habe, was ich nicht für wahr gehalten.

Freylich hab ich manche Personen, die mir außer ihrer Dienstlage, blos als Menschen betrachtet, lieb und werth waren, aus

*) In der aus Spa unterm 4ten August erfolgten Antwort benachrichtigen mich Se. königl. Hoheit, daß, wenn mein Empfohlner, nach allgemeiner Vermuthung, seine Examina gut bestände und die Offiziere seiner Brigade ihn vorschriftmäßig zum Cameraden wählten, Sie ihn mit Vergnügen dem Könige zur Bestätigung vorschlagen würden.

Rückſicht auf jene nicht ganz vortheilhaft geſchildert, hätt ich aber aus Vorliebe für ihre Perſönlichkeit dem Sachrecht Unrecht thun ſollen?

Shakespear läßt den Brutus im Julius Cäſar ſagen: „Wenn dieſer Freund dann „fragt, warum Brutus gegen Cäſarn auf„ſtand? iſt meine Antwort: nicht weil „ich Cäſarn weniger liebte, ſon„dern weil ich Rom mehr liebte.“ und in ſeinem Was ihr wollt ſagt Olivia: „ein Mann, der als verſtändig bekannt „iſt, verſpottet nicht, wenn er auch nichts „thut, als tadeln.“

Und hat die preuſſiſche Staatsverwaltung, die freylich beſſer iſt, wie viele andre ſind, den guten Ruf ſchon wirklich verdient in dem ſie bey manchen Schriftſtellern ſteht, wenn das, was der Inländer von ihr ſieht, jenen Ruf wiederlegt?

Wer wollte die Vermehrung der Straßenorgeln und die etwas richtigere Beſtiftung ihrer Walzen für wahren Fortſchritt in der Muſik halten, und von ihren etwas erträglicher gewordnen Liederweiſen Verbeſſerung in der Tonkunſt erwarten?

Kann man es oft genug ſagen, daß durch zu raſches Einreiſſen und Abſchaffen und zu künſtliches Bauen und Einführen, die Wirkungen kluger Einfachheit (mit großem Recht ſancta genannten ſimplicitas) gehindert werden, und daß ohne Herausreiſſung aus den Sümpfen des leiblichen und geiſtigen Müſſig-

A.

Bittſchrift an König Friedrich II.

Au nom des Dieux des Marc — Aurele et des Henri, ne jettés pas au feu cette humble requette d'un fidele ſujet, qui, après s'être conſumé ſelon ſon devoir au ſervice de ſon Souverain, croit avoir acquis par-là quelque droit à une gracieuſe audience de ſa part.

J'ai ſervi V. M. comme officier dans les deux dernieres campagnes, et le General Ramin, auſſi-bien que le colonel Frittwitz et le Major Lützow pourront dire, ſi j'ai ſervi avec zéle. Ma ſanté trop foible pour ce genre de ſervice, m'obligea de le quitter: je me donnai alors aux finances, les croiant un metier fort honorable ſous les auſpices de l'Antimachiavel, et j'oſe me flatter d'y avoir travaillé à la ſatisfaction de mes ſuperieurs.

Mais il eſt des evenemens, qui abiment tellement les forces, qu'ils les rendent incapables de repondre à la meilleure volonté, et comme je crois, que c'eſt manquer au Souverain, que de continuer une carriére, lorſqu'on ne ſe ſent plus

les forces neceſſaires pour la fournir comme il faut, je me vois obligé de mettre ma charge aux pieds de mon Roi.

Je ſuis pauvre, aiant eu toujours le cœur trop bien placé pour regagner par des menées illicites ce que j'ai mangé de mon peu de patrimoine pendant le tems de mon ſervice militaire, de ſorte, que mes apointemens, venant à ceſſer, je ſerai obligé de vivre à la campagne avec la frugalité de Cincinnatus, ſi V. M. ne daigne pas accorder une penſion, quelque petite qu'elle ſoit, à un pauvre ſujet, qui ſelon les apparences n'en jouira pas longtems. Mais ſi vous me la refuſés, Sire, il me faudra ſuivre le ſyſteme du Philoſophe de Sans-Souci,

Plein d'une vertu plus forte
J'épouſe la pauvreté,
Car pour dot elle m'apporte
L'honneur et la probité.

Le ſouvenir d'avoir ſervi le plus grand de Rois avec fidelité ſans reſerve et ſans reproche ſera ma conſolation, et euſſe-je même le malheur de ne pas obtenir la grace, dont je me flatte, et d'être abandonné de mon Souverain, je n'en demererois pas moins avec le même reſpect, la même ſoumiſſion, et le même zéle.

Sire
de Vôtre Majeſté
le treshumble et tres obeiſſant ſerviteur et fidele ſujet
B.

B.

Prolog bey Eröffnung der Bühne.

Weil sich die Schauspielkunst am besten
Bey der Illusion befindt,
Und so im Osten, wie im Westen,
Frau Evens Kinder Lügner sind,
Dann auch, weil man mit froher Miene
Gemeinhin mehr als durch die traurige gewinnt,
So öffnen wir heut unsre Bühne,
Mit Carl Goldonis Lügner.
Thaliens deutsches Schicksal bleibt
Fast überall die Noth, von Ort zu Ort zu wandeln,
Und, was Paris in Prachtgebäuden treibt,
In Bretterbuden zu verhandeln.
Dies deutschen Schauspielkunst Geschick
Treibt meine Heerde auch; wir suchen drum das Glück
Ohn' Scheu vor Kosten und Beschwerden,
Und folgen auch dem Ruf nach kleinen Städten gern,
Doch ob der hies'ge Hoffnungsstern
Nicht bloßes Irrlicht war, und ob wir finden werden,
Was wir bedürfen, das, Meßdam's und meine Herrn
Beruht auf Ihnen.
Die Neuheit eines Spiels, das hier noch nie erschienen,
Verspricht viel Gutes zwar, denn obgleich jedermann
Selbst Hauscomödie spielen kann,
So steht es doch nicht jedem an,
Mit seiner Rolle sich vor allen seh'n zu lassen, —
Allein — doch fort mit Ahnungen,

Die sich zur Heiterkeit des Schauspiels minder passen,
Als Eifersucht zur Ehstandsruh.
Wir spielen gern, und sehn Sie uns so gerne zu.
So wird ihr Gern sehr schön zum unsrigen sich
passen.
Zwar manche Augen, die kein Scenenspiel gesehn,
Sind oft viel schwerer zu befriedigen,
Als andre, die es tausendmal gesehn,
Viel schwatzen von der Bühne Kunst und Gaben
Und vom Gefühl für Witz und Tugend wenig haben;
Die Augen jener Art flehn wir um Nachsicht an,
Und werden alles thun, was man auf Reisen,
Wo man sich nie in voller Galla weisen
Und Schirm- und Kleider-Prunk vollständig tragen
kann,
Von Passagieren fordern kann.
Bringt es dann unser Spiel so weit,
Daß solcher Augen Zärtlichkeit
In Eugenien weint, und in der Jagd,
Wenn andre klatschen, stillen Beyfall lacht,
So haben unsrer Seits wir es schon gut gemacht,
Und wenn nun das Parterre es auch so trefflich
macht,
Als es zum Willkomm uns bedacht,
Und wofür warmen Dank all unsre Herzen fühlen,
So wird beim Abschieds-Compliment
Mein Herz, wenns diese Stadt vor größern Stadt-
gewühlen
Geschmackreich und wohlthätig nennt,
Wahrhaftig nicht den Lügner spielen.

Epilog beim Schluß der Bühne.

Wir haben geſungen, getanzt und geſpielt,
Und was man irgend nöthig hielt,
Euch zu gefallen, iſt von unſrer Seit geſchehn.
Wir haben euch lachen und klatſchen gehört,
Und manches Auge naß geſehen,
Mithin iſt, was das Schauſpiel wünſcht und ehrt,
Und eurer Seits auch manches mehr geſchehen.
Mit einem luſtgen Schauſpiel ſchloß
Ich das Theater auf, und unſer Spiel genoß,
Goldonis Glück, die Ehre, allen,
Die gerne lachen, zu gefallen.
Allein, weil man doch nicht ſtets lachen kann und mag,
So haben wir den letzten Schauſpieltag
Den ſanften Thränen heilgen wollen.
Ihr ließt für Shakespears Julie ſie rollen,
Und Julens noch tiefgerührtes Herz
Dankt Euch jetzt, meine Herrn und Damen,
Tief, tief für ſich und in Thalens Namen,
Durch ihrer Augen Abſchiedsſchmerz. — —
Zwar weiß ich, daß manchmal das Spiel
Zu ernſth war, und nicht ſo ganz gefiel,
Allein, wir ſind zur Zeit auch nur Provinzialen
Und können mit den Sonnenſtralen
Des Lebens derer, die die Kunſt verſtehn,
Die Wirthe, die nur ſtets auf baare Münze ſehn,
So warm und wohl ſie thun, doch nicht bezahlen,
Und rechnen gerne drum
Auf ein recht zahlreich Auditorium. —
Nun ſeht euch nur ein wenig um,
Iſt nicht das größre Publicum
Das, was am liebſten wohlfeil lacht,

Natur bestimmt sey? Was er geworden? Weshalb nicht mehr? Was ihn daran verhindert? Was ihm dazu geholfen? Fragen, deren sich keiner überheben sollte. Jede Pflanze, jeder Baum hätte, wenn er Vernunft besäße, das Recht also zu fragen; in seinem Namen thut das der Naturforscher, der Haushalter. Naturforscher und Haushalter über uns selbst sind wir mit angebornen unveräusserlichen Naturrechten.

2) Sogleich treten uns bey diesen Fragen eine Menge Gegenstände vor, die unsre Aufmerksamkeit fordern. Wir gaben und versagten uns unsre Fähigkeiten und Neigungen nicht selbst. Wir riefen uns nicht an die Stelle, wo wir von Kindheit auf unsre Bildung oder Mißbildung erhielten, was uns hier förderte oder aufhielt, wirkte auf das ganze Leben; die Hindernisse, die uns in den Weg treten, samt dem Schaden, der uns daher erwuchs, sind unersetzbar, sie dauern fort, drücken vielleicht auch andre und mißbilden sie. Das sie abgethan werden, dazu sind wir ihnen also unsre Beyhülfe schuldig. Wenn mit Nennung der Namen, mit treuer Beziehung der Lage der Sache, der Umstände, sich hundert anklagende Stimmen erheben, so bestürmen, so zerreißen sie, hart wie es sey, das Ohr der tauben Fühllosigkeit endlich. Gedrängt wird sie, aus öffentlicher Beschämung zu thun, was sie aus edelfreyem Willen nicht thun mochte. Sie muß die drückendsten Hindernisse der Menschenbildung hinwegthun, sie muß bessern. Die aus dem Fegfeuer jugendlicher Qualen ertönenden Stimmen haben sie dazu gezwungen, ja überwältigt.

3) Dankbar zeichne der Selbstbiographie die Schutzengel seines Lebens aus, die ihm, meistens so unvermuthet, trostreich begegneten, ihn retteten, ihm

forthalfen. Nicht nur iſt dies das angenehmſte Geſchäft dankbarer Erinnerung, die auf den lichtvollſten Augenblicken des jugendlichen Lebens am liebſten weilet, ſondern eben dieſe gefühlvolle Auszeichnung erhebt andre gleich Bedrängte, ruft andre gleich Edle zu hülfreichen Schutzengeln der Verlaſſenen auf. Wie Undankbarkeit das ſchändlichſte Laſter im menſchlichen Leben iſt, ſo wird Dankbarkeit der ſüße Weyrauch, der auch das Widrigſte im Leben mit der Erquickung begabet. Noth und Mühe ſind dem Zurückdenkenden wie ein Traum vorüber, die Feſſeln der Pein ſind von unſern Händen hinweg, der lichte Befreyer ſteht vor uns unſerm Herzen eingeprägt, unſre Erinnrung unauslöſchlich. Milde Gabe des Himmels; Balſam, den ein mitfühlender Geiſt dem leidenden Geſchlecht der Sterblichen, durch das Geſetz gab, daß in der Erinnrung das Bittre ſelbſt ſüß werde, wenn wir es wohl anwandten, und daß uns in unſerm Leben nichts ſo aufrichtet, ſtärkt und belebt, als das genoſſene Mitgefühl Andrer. Wie Sterne einer andern Welt erſcheinen uns dieſe Edlen; wie Sterne einer andern Welt glänzen ſie ewig in unſerm Herzen erquickend und erwärmend. Niemand iſt, der auch in der fremdeſten Lebensbeſchreibung dergleichen Erſcheinungen nicht mit Wohlgefallen leſe; ſanft bezaubert lieben und loben wir an andern, was wir ſelbſt vielleicht nicht leiſten konnten. Wohlan! andre höhere Gemüther werden es leiſten, und du munterteſt ſie dazu an.

4) Ueber Fehler der Jugend hüpfe man nicht hinweg, ihre Folgen ziehen ſich durchs ganze Leben. Dies baut ſeine Alter wie ſeine Stockwerke übereinander, unter dem Dache wohnt ſichs unſicher, wenn der Grund

des Gebäudes schlecht gelegt war. Vorzüglich bemerke man den geheimen Feind, der uns mit folgte, unsre liebste Eigenheit, sobald sie wider Plan und Regel war. Sie zeichnete uns immer aus, machte uns oft anstoßen, noch mehr vergessen, noch mehr versäumen. In jugendlichen Jahren sehen die Menschen ihr nach, bewundern sie gar lächelnd. Im ernstlichen Alter richten und strafen sie solche desto unerbittlicher, desto schärfer. Weh ihm, den die Versetzung hierin nicht verzärtelte, dem sie frühe scharfe Censoren weckte! und wohl ihm, der das scharfe Regelmaas der Cynier nutzte! Verzärtelte Lieblinge des Schicksals sind in spätern Jahren sich und andern zur Last, ihre nicht abgeriebnen Ecken und Breiten drücken und verwunden. Dagegen ist nichts liebenswürdiger, als die gelehrige, sanfte Gemüthsart eines Menschen, der sich selbst überwinden, sich selbst ablegen, der das Joch in seiner Jugend tragen lernte. Non ignara mali miseris succurrere disco (Selbst bekannt mit dem Unglück lernt ich Unglücklichen beystehn. Virgil) ist vielleicht die zarteste Sentenz, die je eine menschliche Lippe sprach, mit den innigsten Banden ziehet sie schwache an starke, hülflose an hülfreiche Menschen und macht beyde durch einander glücklich.

5) Es ist ein Naturgesetz im Gange des menschlichen Schicksals, daß wie, früher oder später, jeder Fehler in den Folgen sichtbar werden muß, alle Unregelmäßigkeiten unsers Charakters durch Anstöße uns fühlbar werden, denn auf Ordnung und Harmonie ist die Welt gebaut. Gegenseits ist auch kein edles Bestreben, das sich nicht durch sich und in seinen Folgen lohne. Vor allem lohnen Wohlgefallen, Großmuth, Liebe;

daß man noch so manche wilde Zweifel gegen die Vorsehung, in Ansehung der moralischen Welt, hegt, kommt daher, weil man diese selten recht aufdecken und das innre Leben der Menschen enträthseln mag.

Durch Selbstbiographieen kommt es an den Tag, und wie wird durch sie die Vorsehung gerechtfertigt. Ein selbst geschriebner Brief Tibers von den Qualen seines Gemüths auf seiner wollustreichen Insel sagt hierüber mehr, als eine lange Declamation sagen konnte. — Schritt für Schritt wird in unserm Leben der stille Gang der Adrastea merkbar. Da ist keine Schuld, die sie nicht straft, kein Gutes, was sie nicht lohnte. Wir sind uns sogar bewußt, was uns abgebüßt noch auf unsrer Rechnung stehe und seinen Augenblick der Einforderung erwarte, wofür und wogegen uns dieses oder jenes komme, womit wir es verdient oder veranlaßt haben? Wie es wegzutilgen sey u. s. f. Immer nur durch überwindenden nie versinkenden Muth, nur durch Zutrauen und Hoffnung, durch Tugenden höherer Ordnung in jeder Art verbessert man vergangne Fehler und bringt oft ein reineres Gute hervor.

Diese Führung der Adrastea im menschlichen Leben, die manche Blüthe abwirft, um Früchte zu reifen, sie sey das Augenmerk jedes moralischen Selbstbeobachters und Geschichtschreibers. Nicht uns leben wir, sondern dem Ganzen, das Ganze wirkt auf uns und preßt uns, ihm anzuhören. Der gebildetste Mensch ist der, dem für sich und Jedermann die moralische Grazie ganz und willig in seiner Brust wohnt.

6) Unziemend sind also bey jeder Selbstbeschreibung jede ekle Nachschmeckereyen jugendlicher Leichtfertigkeit, von denen auch Rousseaus Confessionen nicht frey

sind, eine Beichte (Confession) soll diese Selbstdarstellung nicht seyn, jene gehört Gott und dem Beichtiger. Voll lüsterner Begier nach verlebten Jugend-Jahren ist sie eben als Beichte unanständig und häßlich. Wer über sich spricht, soll ein reifer Mann seyn, der zwar, wie Franklin es nennt, die Irrthümer und Abwege seines Lebens nicht verschweiget, sie aber auch nicht wiederholen möchte, und linde nur an ihren Platz stellt. Dafür bedarf er auch keiner Bußthränen, noch weniger jenes ewigen Murrens gegen Gott und sich selbst, das uns in frommen Tagebüchern so sehr zur Last fällt. Der Selbstbeschreiber habe sein Tagebuch geendigt, und rede über sich, wie über einen Fiktion, oder, da dies nicht leicht möglich ist, wie ein Wiederkommender, der sein Leben, wie es auch ausfiel, geendigt hat, und es jetzt seinen Mitgeschöpfen, als ein verlebtes Naturproduct darlegt. Weder ärgern will er, noch prangen, aber lehren, nutzen, dies ist seine wohlthätige Absicht.

Kein Leser wird so leicht seyn, der in Erinnerung dessen, was ihm auch mangelhafte Lebensbeschreibungen gewährten, dergleichen nicht in diesem reinen Umriß, in dieser seelenvollen Gestalt wünschte. Wohlan! er greife selbst zum Werk, denn auch Er hat gelebt; nicht dem Publicum, aber Sich ist er diese Recapitulation, dies zweyte geistige und schönste Leben seines Lebens schuldig; es wird ihm hie und da Reue, vielleicht süße oder bittre Thränen, durchaus aber eine mannichfaltige Belehrung über sich selbst, und am Ende eine staunende Verwunderung gewähren, die sich in heitern Dank auflöset. Jeder wird sein Leben unter einem eignen Bilde ansehen, alle aber werden darin übereinkommen, daß es

ein geschäftiger Traum von Wirklichkeiten war, die uns nur umgeben, zu denen wir mit gehören, und auf welche wir selbst sehr wesentlich wirken. „Ein Schatten des Schattens ist der Mensch„ sagt Pindar, und doch ist er das erste Rad unserer sichtbaren Schöpfung, für sich und für andre trägt er, als Engel oder als Dämon, Tod oder Leben in seinen Händen.

D.

Das spätere Alter, nach Körper und Geist, in meinem 69sten Jahre.

Nur mit leisem Tritt beschleicht mich das Alter, darum aber täuscht es mich nicht. Ganz nothwendig, ich verhehl es mir nicht, zieht es die Vorboten des Todes nach sich, Verhärtung der festern Theile, Minderung und Verderbung der flüssigern, Anhäufung der Irdischen im Blute, Verstopfung der Gefäße, Abspannung der Muskeln und Nerven, Bangigkeit in der Brust, Erkältung des Herzens und Eingeweides, Krümmung des Rückgrades, Zittern der Gliedmaßen, Schwindel im Kopf, Verdunkelung der Sinne, kurz, Einschrumpfung des ganzen Körpers, und öfters damit auch zugleich des Geistes. Sehr bald also bin ich nicht mehr, bin nur ein Schatten von mir — — weiß ichs nicht aus eigner Erfahrung, daß auch noch das Daseyn des Geistes, theils behaglich, theils möglich seyn kann? Und wenn bis ins 70 — 80 und 90ste Jahr, warum nicht immer noch ein Jahr länger, und hernach wieder ein Jahr? Und wenn es nicht mehr Blumen und Früchte trägt, warum nicht immer noch

Mittel? In wiefern kann immer und ewig auch die Lebensflamme, so wie jede andre, vorm Erlöschen bewahrt werden? — Unter den Mitteln findet Baco (Hist. nat. Cent. IV. 6. 293) am wirksamsten, glückliches Gegengewicht zwischen Kraft der Trägheit und der Bewegung, oder, wie er sich ausdrückt, ungehinderte, selbstgewählte Geschäftigkeit, bey wenig Verlust der Lebensgeschäfte, regelmäßige Abwechslung in den Verrichtungen, leichte Herrschaft über sich selbst. Am längsten setzt er hinzu, dauert theils das ländliche Leben, theils das klösterliche.

Bey guter Leibesbeschaffenheit und Lebenserregung erhält sich sehr lange nicht nur die Lebenskraft, sondern auch die Kraft zur Fortpflanzung; Massinissa erzeugte einen Sohn im 86sten, Cato der Censor im 80sten, d'Urfe im 100sten, Poggius im 70sten Jahre, — — gern entsag ich höherer physischer Kraft, ob aber im Alter mit dieser nicht auch zugleich die geistige Idee schwinde? Je nun, in der Regel hat der Greis bey langsamerm Umlauf des Bluts, bey kälterm und trocknerm Temperament auch weniger Muth und Entschlossenheit. Giebt es aber nicht für jeden Temperamentsfehler ein Gegengewicht? — Auch dies wahr, daß eben wegen Kälte des Naturels, theils wegen vieler Erfahrung und mislungner Pläne, der Greis sich nicht leicht neuerer, mühsamer, anhaltender Arbeit unterzieht, nicht leicht sich für Etwas stark interessirt. Giebt es aber nicht Ausnahmen? Sind nicht überhaupt in jedem Alter, auch im jugendlichen und männlichen thätigere, Geister nur Ausnahmen? Immer doch wendet man ein, zeichnen sich die Spätlinge in ihren Früchten, weniger als frühere, durch Saft und Kraft aus — daß bey der Leibesfrucht dieß nicht nothwendig der

Fall

Fall ſey, ſehen wir bey Maſiniſſa ꝛc., bey der Geiſtesfrucht vermag doch wohl ohnehin der Geiſt mehr als der Körper, der Verſtand mehr als die Sinne. Wenn auch im ſpätern Alter die von Blut und Nervenſaft mehr oder weniger abhängenden Fähigkeiten, z. B. Erinnerungs- und Einbildungskraft, zugleich mit dem Körper geſchwächt werden, ſo gewinnen gerade, unter ſolcher Schwächung der untern Seelenkräfte, die obern um ſo viel freyern Spielraum. Je höher der Geiſt ſich über den Dunſtkreis der Sinne erhebt, in deſto reinerm Himmel bewegt ſich ſein Licht. Ob aber auch wirklich Verſtand und Imagination, ob die Wirkſamkeit von jenem mit der Wirkſamkeit von dieſer, geradezu und durchaus unverträglich ſey? — Verräth Homer nicht zugleich hohen Verſtand und unerſchöpfliche Imagination? — — auch hier, denk ich, liegt weniger an Reichthum, als am klugen Haushalten. Bey ſorgſamer Benutzung auch eines mäßigen Kapitals, und bey immer neuer Umſetzung, trägt es auch wuchernde Frucht, nur bedarf

1) täglicher Beobachtung, Uebung und Anwendung;

2) öfterer Erinnerung an die geſammelten Beobachtungen;

3) Auswahl, Anordnung derſelben, immer neuer Vermählung und Miſchung. Warum ſollte der Greis nicht eben ſo geſchickt dazu ſeyn, als der jüngere Mann? Ob aber auch wohl zu warmer anſchaulicher Darſtellung von Empfindungen und Leidenſchaften, die der Greis nicht mehr, oder doch nur in einzelnen Augenblicken, auch in ſchwächerm Grad, in ſich nährt? Warum nicht? Keineswegs am wärmſten und anſchaulichſten ſchildert eine Leidenſchaft derjenige, der von ihr gegenwärtig und ganz ergriffen iſt. Ein ſolcher iſt

wenn man sich von seiner Sucht und Neigung, die ganze Welt zu seinem Fußschemmel zu brauchen, einigen Begriff zu machen vermag. Aeschines in seiner Justizcommissarien-Rede über die Krone (nach Raumers Uebersetzung S. 36) sagt: „Besiegt zu werden im Kriege ist nicht das größte Unglück, wenn aber jemand mit Gegnern streitet, die seiner nicht würdig sind (oder die er nicht dafür hält) und er erliegt, das mag als ein doppelt so großes Unglück gelten, und ich setze aus voller Ueberzeugung hinzu, sogar ein drey- und mehrfacher, wenn man in der Folge einsieht, man hätte voraussehen können und sollen, daß sich natürliche Dinge entgegen setzen würden, deren Ueberwindung keine menschliche Kräfte gewachsen sind, da man noch nie die Kunst sich retten gesehen hat, wenn die Natur es übernommen, sie zu zerstören."

Erwägt man vieles, was man selbst von dem Kaiser ganz ergebnen Franzosen ihm nachsagen hört, so muß man beynah glauben, der Zugriff über die unerwartete Abberufung Moskaus habe ihm einen großen Theil seiner sonstigen Besonnenheit benommen; hätten ihm sonst nicht Bedenklichkeiten einfallen müssen über die Möglichkeit, ein Volk bezwingen zu können, dem Nationalhaß, Clima und Witterung beistanden, und dem gerechter Unwille, sich auf eignem Grund und Boden und aus keiner vernünftigen Ursache angegriffen und geschmäht zu sehen, auf manche, in seiner bisherigen Kriegs- und Regier-Kunst noch nicht gehabte, wenigstens noch nicht angewandte Gedanken helfen würde, und daß es durch derselben Benutzung dem Feinde, der sie ihm nicht zugetraut, doppelt gefährlich werden konnte? Wie dann aber den Kaiser, sowohl, als seine Marschälle, sammt und sonders,

freylich manche in höchst-trauriger Gestalt, entwischen lassen, wird wohl ein Räthsel bleiben, da von den Cosacken keine Memoires zu seiner Auflösung zu erwarten stehen.

Muß ein Nachdenkender aber nicht erstaunen, wenn er sieht und hört, wie bald ein herrliches Instrument durch Ueberspannung der Saiten, oder einen muthwilligen Schlag auf den Resonanzboden unbrauchbar gemacht werden kann, und mit welchen höchst leichtsinnigen Hoffnungen sich die französische Nation abspeist, schmeichelt und befriedigt, wie eine kurze Erholung von noch bey weitem nicht ganz überstandenen Leiden den Quäcken (criticum repend L.) des Eigendünkels und der Anspruchssucht frisch in ihr wieder aufgrünen läßt! Wird jetzt nicht in Deutschland ein muthiger Entschluß gefaßt, so kann vielleicht noch ein sehr blutiger Feldzug folgen, der aber, wenn er dem Wunsche aller klugen und biedern Männer gemäß gefaßt wird, es höchst wahrscheinlich macht, daß Napoleon, wenn ihm nicht der Kopf, wie seinen Kriegern Arm und Beine, erfroren ist, sich zu einem rechtlichen Frieden zum Besten des Continents entschliessen werde. Möchte man ihm dabey die Gränzen doch nicht mit eben der gierigen Arroganz verengen, mit der er sich einst die seinigen erweitert hat! Gedemüthigter Stolz, Muth über die fehlgeschlagne Hoffnung, Europens einziger Despot werden zu können, Haß und Ingrimm wider das von ihm sonst so gering geachtete Rußland und den ihm gewiß verhaßten König von Preussen, Verdruß über das verwendete und durch Contributionen ersetzte französische Geld und Blut, welches letztre er wohl am geringsten in Rechnung bringen mag, könnten sonst diesen größten Emporkömmling

andre Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Conflikt eines vernünftig richtenden Bewußtseyns mit der zwar modificabeln, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so, daß wir unsre Fehler und Irrthümer wie ungezogne Kinder, spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb seyn würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet wären. — Jeder Irrthum, der aus dem Menschen und aus den Bedingungen, die ihn umgeben, entspringt, ist verzeihlich, oft ehrwürdig — sich von einem eignen Irrthum loszureissen, ist schwer, oft unmöglich bey großem Geist und großen Talenten, wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt, und halsstarrig dabey verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines Originalirrenden kann uns erzürnen, die Hartnäckigkeit des Irrthumscopisten macht verdrüßlich und ärgerlich.

Heinrich Jacobi sagt in Allwills Briefsammlung (Königsberg 1792 S. 218) „Jedes Uebermaaß „an Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, hierzu kommt bey den „Allwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine besonders zarte und lebhafte Sinnlichkeit, eine große Gewalt des Affekts, und eine ungemeine Energie der „Einbildungskraft zum Grunde liegt. Ich nenne den „Affekt vor der Einbildungskraft, weil die Einbildungskraft der Allwille vernehmlich eine Einbildungskraft des Affekts, und weniger als bey andern Menschen ein freieres Geistesvermögen ist. Die Mischung „dieser Grundsätze ist in keinem Einzelnen dieselbe, „und so haben auch in jedem Einzelnen der Verstand, „die Besonnenheit und der Wille ihre eigne Art und „Weise. Man kann aber ohne Gefahr annehmen „bey dieser Gattung, daß, wo der hellere Kopf „ist, auch ein höherer Grad der Ruchlosigkeit sich einstellen wird. — Der ganze Mensch, seinem sittlichen „Theile nach, ist Poesie geworden, und es kann mit „ihm dahin kommen, daß er alle Wahrheit verliert, „und keine ehrliche Faser an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieses Zustands ist ein eigentlicher Mysticis-

„aus der Gesetzesfeindschaft und ein Quietismus der „Unsittlichkeit."

Zuerst fiel mir bey dieser Stelle Napoleon ein, nachher aber auch ein hoher preussischer Staatsbedienter — dessen Namen ich meinen Lesern zuzusetzen überlasse.

F.

Allgemeine Zeitung Nr. 340 von 1815, aus der Mainzer Zeitung.

Keine Macht hat in dem langen und blutigen Kampfe gegen Frankreich ihren Zweck so ganz erreicht, wie England. Die vier Welttheile, die sich nicht mehr entbehren können, sind ihm zinsbar. Von seinem Ocean umgürtet, auf dem es in stolzer Sicherheit den Continent durch seine Bedürfnisse am sichersten beherrscht, hält es alle Meere unter seinem gebietenden Dreizack. Besonders verdroß es dieses Handelsvolk, daß der Continent es entbehren lernen wollte. Unsre Hanseleute sollen seine Factoren bleiben, und diesen Zweck hat es erreicht. Durch die Rückkehr der Bourbonen — deren angeborne Rechte ich übrigens pflichtmäßig anerkennen muß — ist in Frankreich ein Gährungsstoff geworfen, der das unglückliche Land sobald nicht zur Ruhe kommen läßt. Die alte Eifersucht Englands kann sich an dem gräßlichen Schauspiele weiden; in den ersten funfzig Jahren hat sie ihre gedemüthigte Nebenbuhlerin nicht zu fürchten. Die Engländer sind ein großes Volk. Es ist aber mit Völkern, wie mit einzelnen Menschen, die großen kommen den kleinen etwas hoch zu stehen. Was das große Brittanien betrifft, so weiß man in vier Welttheilen viel davon zu sagen. — Unter den Landmächten ist Rußland Europa am furchtbarsten. Seinen Menschen wird es an jedem Orte der Fremde, wenigstens eben so gut als in der Heimath, gefallen. Im Auslande führt es den Krieg mit weniger Gefahr und Kosten, als andre Völker, und im eignen Lande anzugreifen, läßt es den Boden und Himmel für sich kämpfen. Es verbindet

Ew. Königl. Majestät allerunterthänigst zu bitten, Sie möchten Allergnädigst geruhen:

nur fünf Jahre durch jährlich 3000 Thaler zum Druck altdeutscher Gedichte und zur Anfertigung eines vollständigen Glossariums über unsre herrliche Sprache anzusetzen, demnächst die eine Hälfte der Leibrente von 600 Thaler, die ich für unentgeldliche Anrechnung meiner Gründe zum hiesigen botanischen Garten genieße, zum Anschaffen botanischer Bücher und Naturalien, die andre aber zur Beförderung der deutschen Sprachkenntniß dem Berlinschen Universitäts-Etat nach meinem Tode einverleiben zu lassen.

Die Erfüllung dieser zwey Bitten, verbunden mit den Erinnerungen an die Glorie letztvergangner Jahre würde mir auf den wachsenden Ruhm des deutsch-preussischen Namens eine überausherrliche Aussicht gewähren und meinen letzten Lebenstagen eine Erheiterung verschaffen, die meinem Gemüth nicht weniger wohlthuend seyn würde, als das Gefühl der Ehrfurcht und Liebe, welches für den größten und besten deutschen König gewiß in sein Grab mitnehmen wird.

Königsberg den 4ten April 1816.

J. G. G.

Ich mißkenne nicht den Werth der alten Denkmäler der deutschen Sprache, kann aber zur Sammlung und Aufbewahrung derselben bey den bedeutenden Staats-Ausgaben, welche die neue Zeit fordert, nach Ihrem Antrage, vom 4ten April d. J., keine Summe aussetzen, und über die Verwendung Ihrer Leibrente wird sich künftig erst bestimmen lassen.

Berlin den 1sten Juny 1816.

Friedrich Wilhelm.

Druckfehler und Auslassungen.

S. 9 Z. 8 v. u. st. Punkte im Büchlein lies Punktierbüchlein

— 12 — 11 statt in lies im

— 15 — 19 st. Bouchours l. Bouhours

— 24 — 7. v. u. st. éleves l. élevés

— 25 — 16 st. prefere l. prefera

— — — 23 st. maileur l. meilleur

— 32 — 4 v. u. st. Tonhände lies Ton-Hände.

S. 45 Z. 7 ſt. Bretes l. Brettes

— 64 — 13 ſt. rethoriſcher l. rhetoriſchem

— 67 — 4 v. u. ſt. des erſten platt l. glatt

— 84 — 3 v. u. ſt. terey l. tiererey

— 114 — 10 v. u. ſt. aber l. eben

— 119 — 8 v. u. ſt. principe lies prencipe

— 163 — 9 ſt. willigern l. willigen

— 174 — 1 ſt. ſtargardſchen l. ſtargordſchen

— 181 — 17 ſt. parle l. parlé

— 188 — 3 ſt. Alderonn l. Calderone

— 192 — 5 ſt. Geuſe l. Gauſe

— 210 — 14 nach am wenigſten lies paſſen

— 211 — 7 ſt. Pompeja l. Pompeji.

— 214 — 1 ſt. wo ſelbſt l. woſelbſt

— 216 — 5 wegzulaſſen zu

S. 220 Z. 2 v. u. st. als l. was

— 224 — 12. st. dein l. den

— 231 — 10 st. sterben l. stehen

— 247 — 9 v. u. zweymal st. n l. m

— 254 — 18 st. font l. faut

— 254 — 2 v. u. st. depespere l. despere

— 255 — 10 st. fait l. fait

— — — 16 st. d'evau l. d'eau

— 268 — 9 v. u. nach sie indessen muß einem doch immer das Evangelium Luc. 8.: es ging ein Sämann aus zu säen, einfallen.*)

*) Wie hätt' ich mir in diesen heitern Gesprächsstunden, in deren einer mir die Höchstsachsinige Königin versprach, Subscribenten für meine Biographie zu sammeln, denken können, daß die damals sich leiblich wohlbefindende junge schöne Frau schon am 29ten Jul. 1810 nicht mehr im Erdenleben seyn würde! Schade, daß Sie so früh gestorben ist. Ihrem Verstande, Ihrem kindlichen Sinne, Ihrer Gemüthlichkeit, Ihrer Lernlust, Ihrer wissenschaftlichen Anspruchlosigkeit, bey Ihrem Hange Alles glücklich zu machen, bey Ihrer Fassungsgabe für Zeit und Umstände, und Ihrem Gefühl für wahre Religiosität, hätte Sie ein Muster ächter Landesmutterschaft wer-

In dieser Zeit gab es eine Ebbe und Fluth von Russen, die man für die Beschützer Preußens erklärte. Ihr Benehmen erinnerte mich an vieles, was ich vor mehr als 40 Jahren über sie gedacht, und von ihnen gesehen hatte. Was ich von ihnen sah und hörte, und die zurückgebliebenen Spuren ihres Aufenthalts in Preußen, schmälerten eher mein Zutrauen zu ihrer Cultur- und Humanitäts-Verbesserung, als sie selbiges erweiterten. Da es mir überhaupt für einen kleinen Staat nachtheilig zu seyn scheint, sich dem Schutz eines weit mächtigern zu überlassen, so möcht' ich bey irgend freystehender Wahl am wenigsten anräthig seyn, Engländer oder Russen zu seinen Schutzengeln anzunehmen. Bey letz-

den können, und wär' es auch gewesen — caetera quis nescit — weht Ihr, daß Sie gestorben ist? Wer weiß, ist es nicht sogar gut, daß Sie hier keine Heilige geworden, wozu viele Eigenschaften in Ihrer Seele lagen, deren Ausbildung aber Zeit und Umstände, besonders persönliche, unterbrachen. Wie reichlich hätte Sie sich aber für alle Leiden entschädigt gehalten, hätte Sie Ihres Todfeindes Napoleon Versetzung nach Elba und St. Helena und Ihres Friedrich Wilhelms siegreiche Einzüge in Paris nur ahnen können!

tern herrscht eine Nationalrohheit, die blos mit dem Goldfirniß des Luxus übertüncht ist, durch den aber der Hang zum Verwüsten überall durchschimmert. Erstere, nur auf Vortheile monopolistisch bedacht, werfen mehrentheils Hülfsalmosen baar, ist zu spät zu; freuen sich übrigens über die Staatskrankheiten jedes andern Landes, so bald sie hoffen, zu seiner, vielleicht unmöglichen, Genesung Palliativarzeneyen für recht hohe Preise liefern zu können.

Einem unpartheyischen Geschichtschreiber Preußens wird es an Beweisen dieser hartscheinenden Aeußerungen nicht fehlen, wenn gleich die gute Königin mein Mißtrauen durch ihr grenzenloses Zutrauen zu beseitigen suchte, doch mag sich später wohl ihr Glaube in vielen Stücken geändert haben. *)

Die mir damals noch nicht ganz fehlende gesellschaftliche Lebhaftigkeit schaffte mir unter

*) Freylich ist manches in den spätern Zeiten Geschehene unbegreiflich wunderbar und verdient Dank und Lob. Werden aber die Urtheile über viele Ereignisse und besonders über manche Helden des Tages im Jahr 1850 nicht anders lauten, wie im Jahr 1815?

den preußischen, dem Hofe nachgezogenen Dienstleuten manche interessante Bekanntschaft, die mir mit unter Gelegenheit gab, die oft wunderliche Zusammensetzung vieler preußischen Regierungsrecepte einzusehen, mir das Verfehlen vieler guten Absichten zu erklären, und mich zu überzeugen, daß ohn' eine starke Reform in realibus und eine gewiß nicht schwächere in personalibus kein Klügerwerden aus erlittenem Schaden, mithin keine Besserung sich erwarten lasse. Erinnerung an vergangne Fehler ist unangenehm; Erwartung künftiger, nicht kleinerer, ist schreckhaft. Wer ein Böses abschafft, und nicht Gutes in die Stelle setzt, macht mehrentheils Uebel ärger; ja selbst, wenn man das Gute hinstellt, ohn' es gehörig in Gang zu bringen und seinen Fortgang möglichst zu sichern, erfolgt entweder bald unvortheilhafter Stillstand, oder das Gute kann sich erst in der dritten Generation hervordrängen.

Unter diesen Bekanntschaften nenn' ich hier nur den Minister Baron Hardenberg.*)

*) jetzt 1815 Fürst und Staatscanzler.

Sein Sinn und Takt für Schönheit aller Art, seine Feinheit im Ausdrucke, seine gewöhnliche Popularität, seine scharfsinnigen Reflexionen, seine gleichgewinnende Offenheit in der Unterhaltung, die er am unsichtbaren Faden der Bedächtlichkeit sicher zu lenken verstand, ließen mich ihn ungefähr so ansehen, wie eine große Gegend, die mit ihren mahlerischen Parthieen Aug' und Herz in Anspruch nimmt, die man aber erst lange studieren müßte, um von ihr ein Landschaftsgemählde liefern zu können. Bey meinem ersten Besuche fiel mir, da er sich seiner Gehörschwäche wegen dicht vor mir hinsetzte, die Bewegung seines feinen Mundschnittes auf. Mund und Augen scheinen bey ihm einige Verbindungsfäden mehr zu haben, als ich an andern Menschen bemerkt. Ueberhaupt fand ich sein Leibliches mit einer Seelenfarbe überstrichen, die einen geneigt machte, ihm die höchste Gemüthlichkeit zuzutrauen, und in seiner bloßen Körperneigung bey einer Begrüßung eine Mitneigung des Geistes zu finden. Was hätte Lavater nicht aus der Reinheit und Festigkeit seiner Handschrift herausspintisirt! Sein mir bekannt gewordenes Benehmen mit dem schö-

nen Geschlecht machte mich, zufolge des alten Sprüchworts: jung gewohnt, alt gethan, für seinen fundum animae, und die Beweglichkeit seiner Leidenschaften für die im Geschäftsbetriebe nothwendige Beharrlichkeit besorgt; allein manche Erfahrung redete das Wort für ihn in diesem Stücke, und legte eine Art von Bürgschaft für ihn ein, die sich aber in der Folge, als er vom russischen Kaiser sehr ausgezeichnet zur Administration gelassen wurde, nicht ganz bewährt hat. Denn was er nach seiner im Mai 1810 erfolgten Anstellung als Staatscanzler zur Wiedergenesung des gefährlich kranken preußischen Staats durch manche seiner sonderbar erkohrnen Auserwählten *) hat

*) Ueber einen will ich doch etwas aus einem mir mitgetheilten Briefe hersetzen: „Sie fragen mich, ob „ich ihren Lieblingsmann in Wien und Paris kennen gelernt? Wie sollt' ich nicht, und zum sicherssten Beweise, daß es geschehen, vernehmen Sie „über ihn Folgendes aus eignen und andrer Beobachtungen:

„In seiner Physiognomie ist etwas Negerartiges, „das aber, statt anzuwidern, an die liebliche Marine in Vaillants Reisen erinnert.

„Seine Augen funkeln von Schlauigkeit, Freundlichkeit, können aber auch nach Umständen sehr

vornehmen lassen, hat wohl manche poetische Hoffnung auf ihn herabgestimmt, die Wünsche für bess'res Ersinnen und Gedeyhen künftiger Vorkehrungen sehr lebhaft gemacht und die Unpartheyischen in der Meynung bestärkt, daß ein von Natur oder durch Kunst höchst liebenswürdiger Mann, wenn er seinen vorzüglich klugen Kopf den Reizen und Schlauig-

„ernsthaft und nachdenkend aussehen, welches bey„des er mir von Natur nicht zu seyn scheint wegen „seiner Schnellgeistigkeit.

„Sein Kopf ist gewiß ausgezeichnet fürtrefflich, „daher haben ihn die, welche ihm im Herzen eben „nicht sonderlich gut seyn mögen, und ihn deshalb „schon von sich entfernt hatten, immer wieder an „sich gezogen; denn er soll an Auskünften unerschöpflich, doch in der Wahl der Mittel mitunter „höchst leichtsinnig seyn, doch ohne auf Schaden „oder Bösesthun förmlich auszugehen, wie bey vie„len, auch nicht zur ergroßen Nation gehörenden, „der Fall ist. In Gesellschaft hab' ich ihn sehr un„terhaltend, vielseitig und scharfwitzig gefunden. „In seinen jüngern Jahren soll er allerliebste Hand„stückchen gedichtet haben; seine spätern ernsthaften „sind wohl alle mit Recht unvergleichlich. Ich möch„te von ihm sagen, er könne alles und thue alles, „wie es ihm einfällt; muß aber, wer so allthätig „und vermögend ist, nicht zuletzt das wahre Gefühl „für Rechtlichkeit bis zu einer gewissen Durchtrie-

Ueber die an das Wunderbare grenzenden politischen Ereignisse, die den Völkern zur Erkennung ihres Kraftreichthums verhelfen können, zu dessen Gebrauchserleichterung alle Stände und Geschlechter freywillig so große Opfer bringen, daß wenn sie fehlschlügen, ihre Wiedererholung beynah unmöglich seyn würde, von deren guten Anwendung aber man sich gewaltige Erfolge, und unter diesen als den größten: Napoleons nothgedrungne Zurückkehrung zu Vernunft und Gerechtigkeit, so wie einen baldigen dauerhaften Weltfrieden versprechen kann, über alle diese Zeitwunder sag ich, ungeachtet meines seit ihrem Eintreten unerschütterlich gebliebnen Glaubens an das Glücken der guten Sache, nichts, um nicht zum Mitschwärmen über den heiligen Krieg hingerissen zu werden. Sie bleibe Gott, dem Kronprinzen von Schweden*)

*) Daß der Kronprinz von Schweden, wider den ich von Anbeginn ganz im Stillen mistrauisch gewesen, den großen Hoffnungen von ihm keineswegs entsprechen, daß Moreau bei Dresden sein Leben verlor, wer wollte darüber trauren? Würden undeutsche Menschen nicht in der Folge die großen Thaten der Deutschen, die Preussens

und dem erwarteten Sieger von Hohenlinden, dem treflichen Moreau*), heimgestellt. Vielleicht ist schon mehr als zu viel davon geredet und geschrieben, ohne Eingebung des wahren heiligen Geistes. — —

Schriftliche und mündliche Glückwünsche, begleitet von Kuchen, Blumen ꝛc., unterbrachen mich hier, und ohne die durch sie abgeänderte Stimmung meines Gedankenspiels, hätt ich vielleicht Lust zur Fortsetzung des letztvorstehenden, oder einen Rückfall in meine Trauer bekommen; beyden zu entgehen schlüß ich lieber diese, vermuthlich letzte, Nachschrift zu meiner Biographie mit dem Wunsche: Gott lasse mich noch den großen Frieden erleben und dann den Tod der Gerechten sterben!

Blücher, Gneisenau, Bülow, York, so herrlich vollbrachten, auf die Rechnung dieser französischen Köpfe geschrieben haben? (den 19. Jul. 1814)

*) Heute den 12. Decbr. hab ich den trefflichen Aufsatz über das Schicksal des Generals Moreau in Ludens Nemesis (1. Bd. IV St. S. 476) mit großem Vergnügen gelesen, der unter andern auch Moreaus Urtheile über Napoleons letzte Unbesonnenheit enthält.

„ſiner Monatſchrift ſehr gut angedeutet iſt,
„lieſſen kaum den hohen Sinn für Natur-
„ſchönheiten, Wohlthätigkeit und über-
„haupt die beſſern Eigenſchaften des edeln
„Menſchen ahnen.“

Den 7ten November 1815.

Als vor einigen Tagen mich ein alter Bekannter fragte: ob ich auch in meiner Lebensbeſchreibung alles treulich angeführt hätte, wo von mir durch Rath und That auf Perſonen und Sachen eingewirkt wäre, und ob ich bey der Gelegenheit nicht auch manches über Erkenntlichkeit und Undank, meiner Erfahrung gemäß, hätte einflieſſen laſſen? ſo erwiederte ich ihm ganz kurz mit den Worten: ſelten und nein.

Da indeſſen Einer dieſe Frage gethan, ſo kann ſie vielleicht auch mehreren einfallen, und ich will daher meine Meinung darüber nicht verſchweigen.

Was können ſolche Anführungen helfen? Wer auf Erkenntlichkeit rechnet und ſie annimmt, hat den ganzen Lohn für das Gethane auf einmal dahin, und es bleibt ihm nicht der ſtille, angenehme, wahre Genuß, den die Erinnrung an eine gute That verſchaft.

Wer über Undank bittre Empfindlichkeit äußert, zeigt, daß er das Gute nicht des Guten wegen gethan, und beym Gutesthun ſcheint mir der kleinſte Tropfen Selbſtſucht

einen

einen Flecken auf das weiße Gewand der Gutmüthigkeit zu machen, der mit keiner, noch so schön schäumenden Seife der Kunstvernunft sich ausreiben läßt. Wer sein Leben so unverholen führt, wie ich das meinige zu führen gesucht habe, thut am Besten, wenn er auf seine guten Werke und Handlungen gar nicht zurück sieht, er mag durch selbige Schulden abgetragen, oder Geschenke gemacht haben. Zum erstern war er verpflichtet, und das letztre hat ihm gewiß mehrentheils größre Freude als Mühe gemacht, weil Geben wahrlich seliger ist, als Nehmen.

Wem seine Nachwelt wirklich etwas zu verdanken hat, kann sicher darauf rechnen, daß die Besten aus ihr es ihm erkennen werden. Dem bey seinem Leben empfangnen Dank benimmt eine Art von Beschämung viel von seiner Anmuth, und ist, beym Lichten besehen, der Mensch, der von Gott so unendlich viel Gutes empfängt, das er Ihm, der Alles hat, nicht erwiedern kann, nicht verbunden zum Mittheilen an seine Nebenwelt, in der es oft an vielem, sehr vielem mangelt? Christus, der den Hang der menschlichen Natur zum Eigennutz genau kannte, rieth daher zum richtigen Messen, weil mit gleichem Maas würde wieder gemessen werden.

Da eine Vorrede über sich andern Gelegenheit zur Nachrede geben kann, so

Seite geht mir auch in der Nacht ein Licht auf, an Deiner Hand geh ich voll Zutrauen mitten zwischen den Schatten des Todes hinüber ins höhere Leben. Und wenn mich auch auf der Reise so mancher Begleiter verläßt, mein Begleiter bleibst Du. Vor mir giengen Andre, Andre werden mir folgen. Du allein, o Gott, bist immer zugegen, auch jetzt und hier so innig, so hochbeseligend, wie einst dort, jenseit der Gruft.

Ueber das Alter hat J. H. Meister einen Aufsatz geschrieben, der vom Prof. Heinr. Hirzel nach dem Französischen bearbeitet, gewiß gelesen und beherzigt zu werden verdient. (Winterthur 1810.)

E.

Den 25sten bis 28sten Decbr. 1812.

Da ich des Kaisers der Franzosen im zweyten Bändchen der Gedanken und Meinungen S. 54 und in meiner Biographie oft mit Ehren und Beyfall gedacht habe, so halt ich mich gewissermassen verpflichtet, nach dem, was sich in diesen Tagen ereignet, auch über ihn mich etwas auszulassen.

Die Wahrheit des bekannten: sic transit gloria mundi, wird jetzt wohl Niemand abläugnen, wenn er die Franzosen, die er vor wenigen Monaten mit den größten und stolzesten Ansprüchen und Hoffnungen, mit der tiefsten Verachtung des Feindes, üppig bekleidet und ausgerüstet, in so großer Anzahl mit Gesang und Klang nach Rußland marschiren sah, jetzt, Hohe und Niedre, nackt und bloß, oft der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ermangelnd, in Skelettgestalt,

truppweise und einzeln, zum Theil zu Fuß, zurückkommen und ihrem beynah in gleichem Elend entflohnen Kaiser nachziehen sieht. Gewiß hat letzterer bey seinem rein übermüthigen Einmarsch in Rußland nicht gedacht, es könne ihm so schlecht, ja sogar noch schlechter gehen, wie Carl XII., vielmehr müsse ihm alles so glücken, wie dem Sohne Pipins, von dem er gewiß eine viel andre Meinung hatte,*) wie J. G.

*) „Ueberhaupt besteht Carl nicht vor dem Gericht, „das ihn mit dem moralischen Maasstabe, der am „Ende doch der einzige ist, richtet. Denn so „wenig als in seinem Privatleben, hat er auf dem „Thron auf die Stimme der Pflicht geachtet. „Was die Leidenschaften forderten, oder sein Ver„stand für nützlich erkannte, das geschah oft mit „wilder Verleugnung der gewöhnlichen Gefühle „von Anstand, Sitte und Recht. Dagegen bleibt „die Naturkraft, die in ihm war, ein ewiger „Gegenstand der Bewunderung und ein imposanter „Beweis von der Stärke menschlichen Erkenntniß„vermögens und von der Macht eines festen „Willens; die Weltgeschichte kennt nur wenige, „die an Einsicht und freyem Geiste ihrem Zeitalter „so weit vorgeeilt wären, die so bestimmt wußten, „was sie wollten, die so sicher die Gelegenheit an „der Stirnlocke erhaschten, die für die Zwecke der „Klugheit eine solche Herrschaft über sich selbst „hatten, und die die Vortheile, die Verstand, „Energie und Glück ihnen gaben, zu so großen „Planen benutzten, als er. Auch war in ihm „eine so große Fülle der Kraft und eine so hohe „Selbstständigkeit, daß er in jedem andern, auch „im gebildetsten Zeitalter, sich als ein Stern erster „Größe erwiesen, und jedes, je nachdem der „Gang der Dinge es gab, erschüttert oder ver„herrlicht hätte. — Er war ein zum Glänzen, „Verwunden und Verblenden geschliffnes Zeit„schwert, das oft Völker zu politischen Dresch-

Den 17ten August 1813.

Lebt wohl, bald ist der letzte Vers
Des Lebensliedes aus,
Doch seiner vielen Strophen klang
Nicht jede blos für's Haus.

Und klingen sie im Alter gleich
Nicht kräftig mehr und klar,
So denk ich doch sehr gern der Zeit,
Wo alles anders war.

Mein gutes Weib gieng schon voran,
Alleinseyn ist nicht gut:
Ich folg ihr drum gern bald dahin,
Wo man nur Gutes thut.

Vom Leben und für's Leben ist
Erinnrung Hauptgewinn;
Dank für das Frohgenoßne giebt
Auch für den Rest noch Sinn.

Ist gleich schon abgebraucht der Stahl,
Mit dem die Schneid' geprunkt,
Trift auch das Aug, jetzt schwach, nicht mehr
Beym Schuß den Scheibenpunkt.

Benimmt der Taufscheintag dem Schlaf,
Dem Wein und Brod die Kraft,

Die Stärkung, ohne Aesculap,
Der müden Jugend schafft.

Wird träg und flach der Geistesstrom,
Das Zungenruder schwer,
Das Füllhorn der Gesprächigkeit
Nur zu geschwind oft leer.

Blieb von der Launenheiterkeit,
Die im Gesellschaftskampf
Aufblühte, Flammen schlug, gleich nichts,
Als Asche oder Dampf.

Das Gartenbeet, von dem ich gern
Duftreiche Sträuschen schnitt,
Der Acker, der auch Früchte trug
Für den, der Mangel litt,

Stehn beyde gleich vom Schnee bedeckt,
Ganz Blum und Aehrenlos — —
Mit Wucher giebt den Einsaatfleiß
Zurück der Erdenschooß.

Es wird des Lebens Art und Kunst
Oft nur zu viel geliebt,
Weil man vom Tode wähnt, er nimmt
Mehr, als er wieder giebt.

Allein, fürwahr, um Art und Kunst
Ist's nicht durch ihn geschehn,

warnt mich' der bekannte Doppelsinn des Wortes Nachrede vor weitrer Einlassung in diese Materie.

Den 8ten May 1816.

Der zu Nachträgen etatsmäßig gewordne Tag erscheint zwar erst von heut über drey Monat, auch fehlt es mir nicht an Hoffnung, daß der Tod meine Lossprechung von der Lebensunmündigkeit bis dahin aussetzen werde; da ihm aber nicht zu trauen ist, so will ich lieber den für den 8. Aug. bestimmten heut, wenigstens anfangen, denn

Morgen, Morgen und nicht Heute
Sagen stets die trägen Leute,

zu denen ich nicht gern gezählt werden möchte.

Seit dem 7. November ist mir eigentlich nichts begegnet, außer daß ich

1) vor einigen Wochen meinen letzten Mitschüler verloren, der seit vielen Jahren hier ein höchst spärliches Leben führte, stets über Mangel an Einnahme klagte, indessen doch 12,000 Rthlr. baar im Kasten und überdem ein großes Vermögen nachließ, das seine Neffen hoffentlich besser benutzen werden; daß ich

2) nachdem ich mich zum Druck meiner Zeitreime freywillig entschlossen, ich mich von meinem Freunde Hüllmann auch zum Abdruck der Biographie bey Leibesleben bereden lassen, als wodurch ihm, ihrem künftigen Bekanntmacher, alles Scrupuliren über

manche Stellen erspart und mir die Gelegenheit benommen wird zu Beyschriften, die den Vortrag nicht glätten, und deren Uebelstand zu verbessern ich durch Ein- und Umschmelzung zu Einem Ganzen nicht mehr Kraft genug habe; und daß ich

3) am 10ten Februar einen Fall gethan, der meinen Kraftvorrath schrecklich angegriffen und meine Schmerzscheu durch ein vierwöchentliches, höchst peinliches Betthüten auf eine harte Probe gesetzt hat. Zum Glück erlaubte mir mein freygebliebner Kopf an den täglichen Besuchen meiner Freunde Theil zu nehmen und wahr zu finden, was der Philosoph Jacobi sagt: „Heitrer Sinn „und immer froher Muth, wenn der Mensch „sich dieses immer geben kann, so giebt er „sich das Höchste. In der Freude erscheint „die Wahrheit, in Freude erscheint das Le„ben." (Allwills Briefsammlung 1792 S. 285.)

Da zu meiner Wiederherstellung die Pflege der Hauspostorin Schmidt sehr vieles beygetragen, so halt ich mich verpflichtet, vor dem Publico ihre meinem Hause seit 1787 geleisteten vielen Dienste anzuerkennen, ob gleich sie selbst vermuthlich diese Biographie nicht lesen wird, und da ich ihr nicht ihre Mühe durch Seufzen und Klagen erschwert habe, so wär es wohl höchst unschicklich meinen Lesern vorzustöhnen. Fröhlich sey also mein Herz, ist gleich nicht ganz vorbey

Pahl in der Horde, und Herr von Kotzebue im ersten Bande seiner Geschichte des deutschen Reichs.*)

Wird man es nicht für das Unglück eines klugen, aber zugleich leidenschaftlich ehrgeizigen Mannes halten müssen, in einer Zeit geboren zu seyn, in der seine Wahrnehmung der Beschaffenheit der übrigen Regenten ihn im Tumult der Kriegsglücksbegünstigung zum Mißbrauch seiner Kraftüberlegenheit so lange aufreizt, bis er entweder Alles niederschlägt, oder ins Schwerdt seiner eignen Größe stürzt.**) Sollte nicht Napoleon

„garben zusammen mähte." (Siehe Heidelbergsche Annalen von 1811. Nr. 3. und von 1812. Nr. 73.

*) Wenn der Geschichtschreiber, der alles in ein schlechtes oder schiefes Licht stellt, eben so sehr wider Pflicht und Kunst hat, wie der, der alles zum besten kehren will, so hat meines Erachtens Herr von Kotzebue Unrecht, indem er Kaiser Carl eben so behandelt, wie er einst die deutschen Ritter in seiner Geschichte Preussens behandelt hat. Fast scheint es, er habe, um den Kaiser Carl zu zeichnen, einen ihm so sehr gehäßigen Napoleon unter sein Papier geschoben, ob er gleich S. 200, nachdem er den von ihm mit Recht erhobnen K. Heinrich I., wegen seiner an den Brennaburgern genommnen grausamen Rache, getadelt, den Geschichtschreiber nichtswürdig nennt, der nur Einen Augenblick seines hohen Berufs (ein Wortführer der Nemesis zu seyn) vergißt. Wie konnte er, der dem Sohne Carls den Beinamen des Heiligen nicht bestreitet, dem Vater den Beinamen des Großen verweigern?

**) In Nr. 52 der Allgemeinen Zeitung von 1816, fand ich von ihm S. 206 folgendes: „von vielem „Bösen, das durch ihn geschah, lag nicht der „Keim im Grund seiner Seele, sondern in den „Umständen, die sich auf der Peripherie seines

schen, manchmal leise zu sich selbst gesprochen haben: O Taleyrand! Taleyrand! — Dieser Intelligenzausbruch beweist offenbar, daß uneingeschränktes Hingeben an starke Leidenschaften den Untergang des Verstandes zur schern Folge hat, daß das Schrecklichste und Schändlichste ist, wenn der Verstand Unverstand wird. Hätte sich der Kaiser, dem doch wohl keiner einen ausgezeichneten Verstand absprechen wird, nicht zu grenzenlosem Hoch- und Ueber-Muth und zu einer, jede hürgerliche Beschränkung verachtenden Herrschsucht verleiten lassen, so wär Er der Lieblingsheld der Geschichte geblieben, ein höchstwichtiger bleibt er ihr gewiß, aus mal künftige Jahrhunderte ihm noch für Wohlthaten werden danken müssen, über deren Erlangungsmittel freylich die Gegenwart Blutsthränen vergießt, die aber ohne seinen Sturm und Drang vielleicht niemals, wenigstens viel später, manchen Reichen zu Theil geworden wären.

Ein ihm vom Himmel ertheiltes Mandat läßt sich kaum abläugnen, daß er es aber für ein Mandatum cum libera gehalten, und bey seinem täglich wachsenden Stolz es unterlassen hat, die vorgeschriebenen limiter zu ergänzen, ist allein seine Schuld, wofür er aber in dieser Zeit auf eine Art hat büssen müssen, von der man sich nur eine Vorstellung machen kann,

„Eitelkeit zeigten, und jenen Mittelpunct ihm „sich selbst sichtbar machten. Eine gewisse Weich„herzigkeit!? (Sucht, nie verlegen scheinen zu „wollen) bewog ihn oft zum Unwahrseyn, und „da die Lüge eine Hyder ist, der statt Eines ihr „abgehauenen Kopfs stets zwey wieder wachsen, „wer kann sich wundern, daß die Herkulesse so „selten sind, die ihr alle Köpfe auf Einen Hieb „abzuhauen Lust und Vermögen haben."

zu finden. Die Jugend schüttelt, vermittelst ihrer Lebhaftigkeit, Freude und Leid bald ab, beyde brausen in ihr auf und laufen über. Die Theilnahme im Alter, besonders die traurende, ist andrer Art und benimmt sich anders. Das Zittern des Alters veranlaßt kein Ueberlaufen, aber es schüttelt die Masse, besonders die des Trauerstoffes, desto dichter zusammen.

Das Sterben meiner Gattin hat beynah alle Erinnrung an die Ereignisse des zurückgelegten Jahres aus meinem Gedächtnisse vertilgt, und wenn ich die, wohl in keinem vernünftig vaterländischgesinnten Kopf und Herzen je verlöschenden Gefühle und Ueberzeugungen über eine bis zum Erstaunen kostspielige Staatsverwaltung, als ein vor der Hand leider unheilbares Uebel, übersehe, und mit freylich sauer werdender Geduld und Ergebung mittrage, so scheint nichts vorgefallen zu seyn, als etwa, daß ich mancherley der Zeit angemessene Verse gemacht habe, von denen auch einige unter dem Titel: Ein Vierblattsklee, gewachsen unter Eis und Schnee, gedruckt sind, daß ich den Minister Stein wiedergesehen, und mit dem nicht mit Un-

recht bekannt gewordnen Moritz Arndt Umgang gehabt, worüber ich auch etwas in der Biographie beygeschriftelt habe, daß ich ferner dem Professor Vater, zu dessen Geburtstagsfeyer ich am 27sten May eingeladen war, das ihm vom Kaiser Alexander, wegen seiner Verdienste um die russische Sprachlehre ertheilte Creutz des Wladimirordens dritter Classe, welches ich an eben diesem Tage vom Geheimen Staatsrath von Schön erhalten hatte, nach einem Auftrage des Ministers Stein eingeknüpft habe, und daß mich die hiesige königl. deutsche Gesellschaft, meiner Einwendungen ungeachtet, zu ihrem zeitigen Direktor erwählt hat, von welchem Aemtchen ich eben keine Freudenkäppchen erwarte, weil ich das Dirigiren überhaupt für eine schwere Sache, das Dirigiren einer Versammlung studirter Menschen für die allerschwerste halte. Ich will es indessen wagen, ob sich das Wagen gleich für einen eisgrauen Kopf nicht sonderlich schickt und höchst selten gut einschlägt. — Zum Glück ist meine neue Würde keinen Stempelabgaben und Strafen unterworfen, die ich bei Antretung meiner traurigen Erbschaft näher habe kennen lernen müssen.

In der Denkſchrift, die Herr v. Baczko in der hieſigen königl. ökonomiſchen Geſellſchaft vorgeleſen, findet man mehr richtige Nachrichten von Friedrich Leopold Freyherrn von Schrötter, königl. preuß. Staatsminiſter, Ritter des ſchwarzen und rothen Adler- und des ruſſiſch kaiſerlichen Alexander Newsky-Ordens ꝛc.

Der Recenſent dieſes Aufſatzes in Nr. 283 der Halliſchen Literatur-Zeitung ſchließt mit nachſtehenden, gewiß nichts Unwahres enthaltenden Worten:

„Nützliche Selbſtthätigkeit, dieſer Genius „des Daſeyns, war vielleicht das eigenthüm„lichſte Bedürfniß des Verewigten. Gepaart

geur, qui ſeroit paſſé au moment du deſaſtre, ſ'il revenoit quelques jours après, admireroit, en voyant de loin le nouveau toit, la promtitude, avec laquelle il auroit été élevé, mais en ſ'approchant ſon admiration ſe changeroit en pitié, „il faut que l'aveuglement de celui, à qui appartient cette maiſon, ſoit grand, diroit il, ſ'il ne voit pas, qu'elle écroulera bientot comme la premiére.“ Elle écroulera en effet, malgré touts les ſoins, que le maitre pourroit ſe donner, pour l'appuyer et la ſoutenir, et ſi cette homme repetoit pluſieurs fois la méme faute, le méme reſultat ſe repeteroit auſſi. Foulions avec courage et patience dans les decombres, jusqu'à ce que nous en ayons trouvé de ſuffiſament affermis par le tems, et prenons la peine de les diſpoſer de façon à ce qu'ils puiſſent recevoir le fondement du nouvel édifice, que nous voulons conſtruire.

Pieçes intereſſantes etc. p. 67.

„mit Einſicht und Scharfſinn, mit Sach-
„kenntniß und Kraft, betrieb er alle Ge-
„ſchäfte mit wahrem Dienſteifer, großer
„Einſicht und der muſterhafteſten Ordnung;
„die ſeiner Leitung anvertrauten Provinzen
„verdanken ihm ſehr viel nützliche Anſtalten,
„Neuoſtpreuſſen ſeine damaligen Schulanſtal-
„ten, mithin ſeine Bildung. Er kannte treff-
„lich jenen Ausſpruch des Plinius: rebus
„gerendis pauca capita ſufficiunt, multis
„opus eſt manibus. Eine ſchöne Anwen-
„dung dieſer Worte und ein redendes Denk-
„mal ſeiner glühenden Vaterlandsliebe iſt
„die berühmte Charte von Preuſſen, die,
„ſeinen Namen führend, denſelben verewigt.
„Die Lücken der früher, nach dem Geiſt der
„damaligen Zeit, vernachläßigten wiſſenſchaft-
„lichen Bildung füllte er ſpäter durch den
„unermüdlichſten Fleiß und eine große Be-
„leſenheit aus. Beförderungsmittel hierzu
„waren eine ausgeſuchte Bibliothek, ſeltne
„Sprachkenntniſſe und der fortwährende
„Umgang mit Gelehrten und Künſtlern.
„Hierbey verdient Kant eine beſondre Er-
„wähnung, der, ſo ungern er ſich aus
„Königsberg entfernte, dennoch einige Zeit
„auf dem Lande (Wohnsdorf, das damals
„noch des Miniſters alter Vater beſaß) ver-
„lebte. Eine durchaus merkliche Feſtigkeit
„ſeines Charakters, verbunden mit einem
„gewiſſen Anſtrich von Härte, der in ſeinem
„Bildniß vor einem Bande der neuen Ver-

zu tief von ſich ſelbſt und ſeinem Gegenſtande erfüllt — zum Ausſcheiden und Ordnen iſt er noch nicht kalt und ruhig genug, erſt hernach unter Rückerinnerung wird er fähig, ſein Werk nach Zahl, Maas und Gewicht aufzubauen. Bey Empfindungen und Eindrücken müſſen wir das blos Phyſiſche von dem höhern Reiz unterſcheiden, der dem natürlichen Bedürfniß die Einbildung und die Moralität giebt (ad calorem robuſtum ſpirituum facit Venus ſaepe excitata, rare peracta. Baco hiſt. vitae et mortis § 67); öfters noch ſüßer iſt die Trinkſchaale, die uns die Rückerinnerung darreicht, als der Genuß der Gegenwart. — In wiefern zwiſchen dem Greiſe und Jüngling allen Unterſchied nur das Alter macht, ſo würde von ihnen geſagt werden können, was Ariſtoteles unter Anſpielung auf ſeine beſten Jünger vom rodiſchen und lesbiſchen Wein ſagte: ſie ſind beyde ſehr gut, der erſtre aber iſt ſtärker, hingegen der letztre milder. — Nicht ſo faſt an Kraft gebricht es dem Greiſe, als an Kraftgefühl, nicht ſo faſt an Geiſt als an Muth, er traut bey kältrem, ſchwächerm Körper ſich weniger zu. Dieſes Mißtrauen aber, das er leicht noch beſiegen könnte, nähren bey ihm von allen Seiten eine Menge Menſchen, die ihn entweder gern von ſich abhängig machen, oder ganz wegſtoßen möchten. — Guter Greis, ſtärke denn vielmehr das Zutrauen, als das Mistrauen, entwöhne dich ja nicht vom Selbſthandeln und Selbſtdenken — wird dir auch das Fortſchreiten, mit dem Kopf wie mit den Füßen, im Alter beſchwerlicher, gieb es darum nicht auf, ſetze lieber mit eigner Beſchwerde, lieber etwas langſamer, täglich deinen Gang fort, ſowohl phyſiſch als geiſtig, ſonſt verlernſt Du unvermerkt das Gehen. Es iſt

weder ein weiser, noch redlicher Arzt, der dich bereden wollte, im Alter habe man nichts besseres zu thun, als der Ruhe zu pflegen. So wenig irgend ein Klima, eben so wenig ist irgend ein Lebensalter zur Hervorbringung gar aller Früchte ganz untauglich — wenn auf einer Seite die Kälte des Blutes sich dem Geiste mittheilt, warum nicht eben so die Wärme des Geistes seine Bewegung dem Blute? (hier sind einige Anno 1742. 38. 35. 37. 29. geborne Schweizer angeführt. —) Wende nicht ein, ich sprach hier nur von ausgezeichneten Männern — sie dienen zum Muster und Vorbilde, man ahme sie in bescheidner Entfernung nach, auch für uns sey nulla dies sine linea, damit auch einst für uns, unter naher Vollendung des Tagewerks, jener beseligende Zuruf erschalle Matth. XXV. 22, 23.

Selbstgespräch des Greises um Mitternacht.

— — Ernstes Schweigen herrscht um mich her — beynah ganz verschwunden ist vor mir die äußre Welt. Wie aber? Nur desto inniger fühl ich mein eignes Daseyn, mich selbst. Im Innern regt sich auch nach dem Absterben der Sinne ein Bewußtseyn, mein Selbstgefühl. Also denn, wenn für mich die äußre Welt nichts mehr ist, und ich nichts mehr für sie, so entdeck ich doch eine eigne Welt in mir selbst, in mir selbst sind ich Leben und Lebensgenuß, in mir selbst den Vorgenuß der Unsterblichkeit, in mir selbst sind ich selige Unterhaltung mit eignem Geiste, und mit dem unendlichen Allgeiste, der dem meinigen so nahe ist und sich ihm mittheilt — du Gott bist, der ist, der war, und der seyn wird, wenn ich nur Dich habe, so frag ich nicht nach Himmel und Erde. Ewig mein Vater, ich ewig Dein Kind, Dir zur

Umstand dabey hat etwas milderndes, der nehmlich, daß ihr Sterben vor mir sie vor den tausend Unannehmlichkeiten der Rechts- und Unrechts-Menschen bewahrt hat, denen ein Mann, wenn er auch schon recht alt ist, besser begegnen und widerstehen kann, wie eine hochbetagte, durch mancherley schmerzhafte Krankheit geschwächte Frau. Diese Unannehmlichkeiten hoff ich noch glücklich zu besiegen, aber die Trauer um Sie wird nie von mir weichen, so sehr auch meine Freunde auf das Recht der Zeit über Leiden und Freuden rechnen. Am 24sten Juny sah und hört ich die Erde auf ihren einfachen Sarg herabtönen. Möchte man doch auch mich meiner Vorschrift gemäß, so in dem bereits fertigstehenden Sarge der Erde übergeben, die unser aller Mutter ist, durch die aber der gerade Weg zum Vater geht, der ewig ist.

Nach einem frommen Leben starb meine Babet bald nach dem Eintritt ins 80ste Jahr so schnell, daß zwischen einem kleinen Gespräch mit mir und ihrem Tode kaum eine Minute verstrich. Bey einer gewissen Anhänglichkeit an das Leben, die ihr eigen war, halt ich den schnellen Gang aus dem

geliebten Leben für eine ihr von Gott besonders erwiesene Wohlthat. Würde sie mir doch zu Theil, da mir der Lebensverlust ohnedem nicht der wichtigste scheint.

Die Feyer meines Geburtstages war für Sie ein Geschäft, auf das Sie sich schon viele Wochen vorher zubereitete. An den heutigen hatte Sie auch schon gedacht. An den vorigen erwacht' ich jedesmal herzlich froh und freute mich der Thränen, die ihren Glückwunsch zum wiedererlebten begleiteten: wie verschieden werden heut meine Empfindungen am Tische des Landhofmeisters von Auerswald seyn, der heut zu seiner Feyer einige unsrer Freunde in die Loge eingeladen hat, wie verschieden von denen, die mein Herz unter den wenigen Freunden fühlte, die Sie zur Feyer dieses Tages an ihrem Haustisch zu versammlen pflegte! Ich kann mit Recht sagen, alles ist bei mir anders geworden, seitdem diese Eine von mir geschieden ist, so gewiß ich glaube, daß sie jetzt glücklicher lebt, als sie hier hätte leben können.

Der Mensch ist zu selbstsüchtig, möcht ich sagen, um im Denken an das Glück andrer wahren Trost über sein Verlornes

Obgleich in meinen Spätlingen Seite 306 schon ein Brief dieses edlen geistreichen Weltmanns gedruckt ist, so besorg ich doch nicht, durch die Mittheilung dieses letzten an mich die Geduld meiner Leser zu mißbrauchen.

Berlin den 4ten Juny 1815.

Ihr Brief vom 4ten v. M. hat mir, lieber S. viel Freude gemacht, nicht blos dadurch, daß Sie mich wieder etwas von sich haben wissen lassen, sondern Sie haben auch einen großen Stein des Anstoßes, der seit fünf Monaten auf meinem Herzen lag, vorläufig wenigstens etwas fortgerückt. Die letzten 10 bis 11 Wochen kann ich auf meine Krankheit und meine jetzige Cur, welche ich auch für eine halbe Krankheit ausgeben kann, schieben, da sie mir fast alle Arbeit untersagt — in den vorgehenden war ich zum Briefschreiben nicht aufgelegt, und Gott weiß, ob ich es jetzt bin, denn wenn ich an Sie schreibe, such' ich von alten Zeiten her so gern von meinem innern Leben, von meiner innern Welt mich zu unterhalten, und mag Sie gern an meinen Gefühlen Theil nehmen lassen; dazu aber gehört, sie sich selbst ins Leben zurückrufen zu können. Diesem Leben aber bin ich durch die harten Schläge, die das Schicksal mir geschlagen hat, beynah ganz abgestorben. Wenn Sie sagen, Sie könnten mit keinem so sprechen wie mit mir, so antwort ich, ich habe hier auch keinen Ableiter für meine Empfindungen, kein menschliches Geschöpf, dem ich sie mittheilen kann; sie müssen daher wo nicht ganz erstarren, doch am Ende so sich abstumpfen, daß sie in eine Art von Ohnmacht ausgehen.

Wo soll man in unsern Jahren einen Freund finden, der uns die Gefühle der Jugend und die Freuden der vergangnen Zeiten in die Gegenwart übertragen könnte? Alte Freunde sollten daher, nachdem die Zeit sie gesichtet hat, sich immer näher an einander schließen. D. E., der mir ihren Brief brachte, sagte mir, Sie

ſchienen ſich zu verjüngen, was mich ſehr freut. Sie ſollten immer noch herkommen', wenigſtens rechne ich darauf, daß, wenn ich verkrüppelter Invalide mich 100 Meilen nach R. zu ſchleichen ſuchen will, ſie doch wohl 7 Meilen bis dahin werden zurückgegangen ſeyen — das, lieber S., könnte ein herrliches Feſt abgeben, bis dahin können wir noch herrliche Nachrichten aus Frankreich haben. — Fühlend den Unterſchied zwiſchen 1806 und jetzt, opfern wir dann Speiſe und Trank und aießen zuſammen, wahrſcheinlich zum letztenmal, eine Libation zum Andenken derer, die uns ſo werth waren und nicht mehr ſind, und derer, die noch ſind, und wahrſcheinlich auch nicht lange mehr ſeiu werden. Sollten ſich dabey Thränen als Zeichen reiner Gefühle des diesſeitigen Menſchen in unſre Augen drängen, ſo wollen wir ſie für Winke halten, die uns der Hierophant jenſeitiger Geheimniſſe giebt, der jedes reine Gefühl noch weniger wie jedes Haar vom Haupt verloren gehen läßt.

Den 6ten Juny.

Ueber Politica ſchreib ich Ihnen am Ende dieſes Briefes. — Was Sie mir von innern Einrichtungen und dieſem Thun und Treiben ſagen, ſo läßt ſich darauf ſchwerer antworten, als einen Commentar zur Offenbarung Johannis machen. Schon vor einigen Jahren ſagte ich: ich fürchte mich weniger vor Napoleon, als vor unſern inländiſchen X und Y Zünen, und dies um ſo mehr, als am Tage liegt, daß von den vielen, muthwillig aus Trümmern zuſammengeſetzten Gebäuden in kurzem wieder kein Stein auf dem andern bleiben kann.*) Einen Hiram, dieſes zu ordnen, kann nur Gott ſenden — das Komiſche bey der Sache iſt, daß jeder dieſer Baumeiſter mit den andern unzufrieden iſt. — —

*) Si un homme, dont la maiſon ſe feroit ecroulée, impatient de ſe mettre à couvert, en conſtruiſoit auſſitot une nouvelle ſur les decombres mémes de l'ancienne, diſpoſé à peupres comme ſa chûte les auroit laiſſés, le voya-

keiten seiner Umgebungen beyderley Geschlechts zu gutmüthig Preiß giebt, nicht ein ganz tüchtiger Staatsverwalter seyn und sich vom Verdacht partheyischer oder nicht genug fleißiger Haushalterey frey machen könne.

Daß ein vornehmer Mann mich je so für sich eingenommen haben sollte, wie Er, erinnere ich mich nicht; *) auch äußerten die un-

„benheit abstumpfen, und zuletzt selbst ein schlech„tes Ende nehmen?

„Kurz Ihr Freund ist ein höchst genialisches an„genehmes Weltwesen; hat gewiß vielen Einfluß, „dessen er sich weder berühmt, noch es zu seinem „persönlichem Vortheil benutzt, daher seine häusli„chen Umstände nicht vortheilhaft seyn sollen; ob „er nun gleich ein herrlicher Kopf und ein gemüth„licher Mensch ist, so möcht' ich doch um keinen „Preis Er seyn."

*) Göthe läßt den Serlo, der als Marinelli den Hofmann rein ohne Caricatur vorstellte, zum Wilhelm Meister, der die Rolle des Prinzen in Emilia Galotti spielen sollte, sagen; „der vornehme „Mann ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich „negativ ist, und eine langanhaltende Uebung vor„aussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Be„nehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt, „denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches,

ter ihm Arbeitenden eine besondere Anhänglichkeit an ihn. Sollte in der Verstandeskraft eines Obern, mit der er Ideen angiebt, und in der aus ästhetischen Gefühlen entspringenden Nachsicht gegen die mit anhaltendem Fleiß an den Untern allein zu erreichende Ausführung dieser Ideen der Leim liegen, der den Vogel auf dem Zweige zurück hält, den er in Wind- und Wetter-Zeiten sonst verlassen würde? Ob solches nachsehende Betragen zur Regel gemacht, oder nur als Ausnahme geduldet werden soll, mag ich nicht entscheiden, wünschen muß ich aber doch, daß der Himmel

„stolzes Wesen; man soll vielmehr nur alles ver„meiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll „sich nie vergessen, immer auf sich und andre acht „haben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, „nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt schei„nen, durch nichts bewegt werden, sich niemals „übereilen, sich in jedem Moment zu fassen wissen, „und so ein äußres Gleichgewicht zu erhalten verste„hen; innerlich mag es stürmen wie es will. Der „edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässi„gen, der Vornehme nie. Dieser ist wie ein wohl„gekleideter Mann, er wird sich nirgends anlehnen, „und jedermann wird sich hüten, an ihn zu strei„chen. Er unterscheidet sich vor andern, und doch

die Geistes- und Herzens-Tugenden aller Staatsmänner zum Einverständniß und wechselseitigem Anerkennen ihrer Verdienste bringen, und sie vor leichtsinniger Nachsicht gegen den sträflichen Mißbrauch solcher Connivenz bewahren möge, weil dadurch gewiß das Gedeihen ihrer Rathschläge befördert werden würde.

Gelegentlich bekam ich einen selbstgeschriebenen Brief des Herrn von Hardenberg in einer Sache zu lesen, die sowohl seine eigne Person, als den Staatsdienst betraf, reich an Sachkenntniß, voll Schonung für andre, ohne seiner Selbstwürdigung etwas zu verge-

„darf er nicht allein stehen bleiben, denn wie in je„der Kunst, also auch in dieser soll zuletzt das „Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden. So „soll der Vornehme, ohngeachtet aller Absonderung, „immer mit andern verbunden scheinen, nirgends „steif, überall gewandt seyn, immer als der erste „erscheinen, und sich nie als ein solcher aufdrin„gen. Man sieht also, daß man, um vornehm zu „scheinen, vornehm seyn müsse; man sieht, warum „Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen ge„ben können, als Männer, warum Hofleute und „Soldaten am schnellsten zu diesem Anstande gelan„gen.“

ben, oder der Wahrheit oder der Gerechtigkeit zu nahe zu treten. Uneigennützigkeit und Vorsorge für Andre leuchteten auf diesen drei Folioseiten wie Sterne, doch nicht etwa wie die auf einem Nürnberger Globus coelestis, sondern wie am schönen Abendhimmel in der Natur. Der Aufsatz war geschrieben zu einer Zeit, wo politische Rücksichten ihn bereits aus aller Diensthätigkeit gesetzt hatten. Aber quantum est in rebus mane, und also auch wohl in litteris.

Zu eben der Zeit lernte ich auch den Minister von Stein kennen, mit dem ich in spätern Zeiten bekannter wurde, wo ich mehr von ihm sagen werde.

Den 2ten Juni 1807 ꝛc.

S. 265 Zeile 7 v. u. st. hier lies Ihr

— 277 — 11, nach balhornisirten l. Unser König mag wohl mit Pilatus gedacht oder gesagt haben: „ich waſche meine Hände in Unschuld;" allein hat der römische Landpfleger durch solches Händewaschen seinen Nahmen von den Blutflecken der Creuzigung Christi gereiniget?

S. 294 Zeile 13 nach Himmels fehlt folgende Note:

Was ich in N. 339. des rheinischen Merkurs von 1815 und in N. 78. der allgemeinen Zeitung von 1816 gelesen, zeigt, daß Christus nicht alle Teufel aus dieser fahrenden Heiligen getrieben, daß ein politischer sich wieder bey ihr eingefunden, und sie in die Kunst der Hexe von Endor und der Pythia eingeweiht habe. Wehe dem Lande, dessen Regent ein Mystiker wird, oder sich mystifizieren läßt. Und muß man nicht eins oder das andre besorgen, wenn man die heilige Bundesakte liest, die laut der Petersburg'schen Hofzeitung dort am Weyhnachtstage publicirt, und vermuthlich in Paris, vielleicht gar von hoher Hand aufgesetzt ist? Sollte nicht Einer ihrer Unterzeichner bey sich gedacht haben: dumm Zeug, dumm Zeug! Denn obgleich in einem Hamburgischen Blatte gesagt wird: „der „gewöhnlichen Tripel- Quadrupel- Allianzen wa„ren so viele, daß die Geschichte sie größtentheils „vergessen hat; allein eine Tripel-Allianz wie die„se, ist die originellste aller Conventionen dieser „Art, und einzig in der Geschichte der Diplomatik. „Eine solche Allianz der verehrtesten und frömmsten „Monarchen bleibt eine unvergleichliche Denkwürdig„keit unsers Zeitalters.“ !!!

Ob nun gleich dieses — Werk beynah von allen Herrschaften und Regenten, den türk'schen Sultan vor der Hand ausgeschlossen, angenommen ist, wird

es damit nicht gehen, wie mit den ehemaligen nach Zeit und Umständen gebrochnen und vergeßnen Tripel-Allianzen? Wird man dann nicht wieder sagen müssen: Verlaßt euch nicht auf die gekrönten Menschen, denn sie sind auch weiter nichts als Menschen?

S. 296 Zeile 2 v. u. nach zu werden, fehlt: ich hab' es daher dem Könige nie verdacht, wenn ich ihn mit den Hofdamen mehrentheils ganz unbedeutenden Spaß treiben gesehen.

S. 298 Z. 10 v. u. st. Wahres — lies: wahren Werth in sich zu haben schienen

S. 300 Z. 9 st. vervollkomte l. vervollkommnete

S. 313 Z. 11 v. u. st. würde l. würden

S. 336 Z. 8 st. Oberflügel l. Aarflügel

S. 352 Z. 11 st. Salzen l. Salsen

S. 360 Z. 3 v. u. st. Sinnlichkeit l. Feinsinnlichkeit

S. 361 Z. 6 v. u. st. wissentschaftlichen l. wissenschaftlichern

S. 378 Z. 13 v. u. nach das l. man

S. 381 Z. 11 st. Herr l. Erbuchhändler

S. 384 Z. 8 st. . setze !

S. 409 Z. 5 st. vestutas l. vetustas

S. 410 Z. 4 nach haben fehlt: mir hat ihre Lesung vielfältig den Wunsch abgenöthigt: möchte doch dieser so richtig, so bieder, so gut denkende Landesvater nicht so oft handeln lassen, wie nicht gehandelt werden würde, wenn er mancher selbstgedachten menschlichen Mißbilligung den Vorzug geben wollte vor der Dämonologie vorschneller Räthe, die, einer Hauptabsicht der neuen Staatsverwaltung zuwider, mehr Geschreibe, mehr Offizianten und gröstre Verwaltungskosten einführen, als die alte brauchte und die neue nöthig hätte. *)

*) In der allgem. Zeitung N. 52. von 1816. wird aus dem Morning Chronicle erzählt: der Kaiser von China habe in einer Verordnung die Schuld eines Volksaufstandes seinen Ministern und zum Theil sich

S. 410 Z. 5 nach Freund haben fehlt die Note **)

selbst zugeschrieben und gesagt: „ob ich gleich meine „Minister so oft gewarnt, daß mir die Zunge und „Lippen trocken wurden, so haben sie mich doch „nicht verstehen wollen, haben nachtässig regiert, „und mich durch ihre Sorglosigkeit in die Crisis ge„bracht, in der wir uns jetzt befinden. Ich bin be„reit, mich selbst zu prüfen und mein Herz zu bes„sern, kurz mich ganz der gnädigen Leitung des „Himmels hinzugeben." Ich setze zum letztern mein ne quid nimis, und spreche mit Catemo in seinem herrlichen Prediger (Cap. 10, v. 5.): es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist.

**) Moritz Arndt ist andrer Meynung, und sagt in seinem ohnlängst gelesenen Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten, Berlin 1813.: „Es sey, Gott weiß durch „welchen albernen Unverstand, die große Glocke der „Zeit geworden, die Unmenschlichkeit auszusprechen, „ein Fürst dürfe und könne keinen Freund haben, „und leere Egoisten und dumme Klügler, die solches „aussprechen, wüßten von der Welt und ihrer Re„gierung nichts" — so hart und mehr als hart diese Aeußerung klingt, so gesteh' ich, den wohl Keiner einen Egoisten und Klügler schelten wird, doch aufrichtig, daß weder die Beweise noch die ange-

führten Beyspiele mich von meinem Glauben abgewandt haben, und bezweifle sogar, daß Moriz Arndt den Granvella oder Kaunitz sich zum Freunde gewählt, oder sich von ihnen hätte wählen lassen.

Sollten indessen einmal die Fürstenkinder, nach seinem Entwurf NB., in völliger Unwissenheit ihres künftigen Herrscherstandes in völliger Abgeschiedenheit vom Hofe erzogen werden, so könnte man hoffen, doch aber auch nur schwach, denn das Gefühl der obersten Gewalt scheint die moralische Electricität so zu vermehren, daß zur Behandlung solcher Personen eine Behutsamkeit erfordert wird, die sich meines Erachtens durchaus nicht mit der heilsamen Offenheit der Freundschaft verträgt.

S. 413 Z. 8 v. u. st. ergiebt l. begiebt

S. 416 Z. 1 st. etwanige l. etwanige

S. 412 Z. 9 v. u. nach betraf fehlt: weil ich von dem Könige, den ich aufrichtig hochschätze, immer nicht habe begreifen können, wie er sich vielfältig mit seinen großen und kleinen Umgebungen so benimmt, daß der künftige Tacitus bey seiner Charakterschilderung in mancherley Verlegenheit kommen, und vielleicht den hochedeln Menschen durch den sich zu we-

nig zutrauenden, und andern zu viel nachsehenden König in Verdacht bringen wird. Einfachheit der Sitten, Klarheit des Verstandes und Gemüthlichkeit sind drey dem Könige unabstreitbare Eigenschaften. Findet man sie aber wohl in vielen von Ihm unterzeichneten Landesverordnungen gehörig ausgesprochen, wird ihnen nicht oft in und durch die Ausführung widersprochen? Ich bin fest überzeugt, daß letztere weniger Hindernisse finden, und manches sogar Glück machen würde, wenn man das thäte, was der König im Rath beym Vortrage und auch im gemeinen Leben sagt und sonst äußert.

Der gedruckte Gesetzbuchstabe scheint oft den Geist des Gesetzes zu tödten, und der Lebendigmacher giebt es wenige. — Ich muß daher wohl bis an mein Lebensende bey der mehrmals geäußerten Meynung beharren, daß die Umgebungen der Fürsten die Hauptquellen des guten und bösen Rufs der Fürsten sind, und daß es der Nachwelt viel, mehrentheils vergebene Mühe kostet, der Regenten eigne Ehre aufzudecken.

so wie deren eigne Schande zu erweisen. Sollten die Fürsten daher nicht desto behutsamer in der Wahl ihrer Umgebungen seyn?

S. 417 Z. 14 v. u. st. war l. waren

S. 418 Z. 8 v. u. st. Nahe l. Nähe

S. — Z. 5 v. u. st. liegenden l. liegenden

S. 419 Z. 9 st. trüstlichem l. tröstlichem

S. 427 Z. 7 st. cuo l. cou

S. 431 Z. 8 st. kleinen und großen l. kleiner und großer

S. 449 Z. 3 v. u. st. Teufel l. Tafel

S. 452 Z. 7 st. hier l. ihr

S. 455 Z. 10 v. u. st. 31 l. 21

S. 456 Z. 8 st. Krankheit l. Krankheiten

S. 479 Z. 3 st. war l. wär'

S. 483 Z. 3 v. u. fehlt auch unsrer Ehren mannigfalt

S. 494 Z. 9 v. u. st. cette l. cet

S. 502 Z. 15 v. u. ſt. Iſerton l. Iſerten

S. 508 Z. 11 v. u. nach gehalten: fehlt: muß es mich daher nicht um ſo mehr verdrüßen, daß der Cenſor an manchem Höchſtunſchuldigen ein Aergerniß genommen, und vermöge ſeiner Streichlicenz mein Buch um manche Wahrheit gebracht hat, weil er nicht bedacht, daß eines rechtlich geſinnten Schriftſtellers Hauptpflicht iſt, Wahrheit zu ſagen, um zum Wahrſeyn zu leiten und es zu befördern: wie kann er aber dieſen Zweck erreichen, wenn ein Fremder aus Schüchternheit ꝛc. von dem geſagten Wahren nach ſeinem eignen Gutdünken manches unterſchlägt?

S. 510 Z. 12 v. u. ſt. das l. der

S. 512 Z. 5 v. u. ſt. nieder l. minder

Viertel abbrennen zu lassen. Zwar mögen noch viele gemauerte Palläste zu Lazarethen, Casernen und andern militairischen Behuf stehen geblieben seyn, allein die Gelegenheit, eine große Armee an Einem Ort, ziemlich bequem unterbringen zu können, ist doch verloren, und statt des Schutzes wider die Witterung werden sich sehr große nicht ungewöhnliche Kriegsübel einfinden, die vermuthlich Napoleons Verderben mehr beschleunigen werden, als die Manövers der russischen Generale, die ihm indessen schon das Leben sauer machen, und in denen er sich häufig zu verrechnen scheint.

Die preussischen Truppen haben sich bis Mietau zurückgezogen, und glückt es dem Fürsten Wittgenstein, im Verein mit der Besatzung von Riga, das schwächere Macdonaldsche Corps zu überwältigen und sich des zur Belagerung von Riga bestimmten Artillerie-Parks zu bemächtigen, nöthigt dann eine schwedische mit der englischen zusammenstoßende Flotte die Dänen, von der französischen Parthey abzutreten, so werden Napoleons Angelegenheiten, gewaltig ins Gedränge kommen, und er wohl einsehen müssen,

müſſen, daß auf den Extremitäten Europas ſein Glück nicht grüne und blühe.

Madrid iſt wieder in den Händen der Engländer, und bis die für Spanien beſtimmten 120,000 Conſcribirten an Stelle und Ort kommen, kann es mit den Franzoſen in Rußland ſchon zum kläglichſten ſuimus Troes gekommen ſeyn! Denn hoffentlich läßt Kaiſer Alexander, der Gott Lob im Miniſter Stein einen höchſt muthigen und perſönlich in die Weltangelegenheiten eingeflochtnen Rathgeber hat, ſich durch verlorne Schlachten nicht zum Frieden mit Napoleon, ſo ſehr letzterer ihn wünſchen mag, herabdemüthigen — kommt jetzt ein rechtlicher zu Stande, ſo erſetzen die ruſſiſchen Handelsgegenſtände bald das verbrannte Moskau und alles Verwüſtete — nur müſſen Regierungskünſteleyen nicht die Natur in ihrer Wirkung ſtören — auch Preuſſen wird ſich von ſeinem Elend und Erniedrigungsſtande wieder erholen, wenn — caetera quis neſcit, und alſo ſapienti ſat — *)

*) Da Fürſten und ihre erſten Staatsbeamten meiſtmehrentheils durch Teufel- Luſt- Spiel- ꝛc. Partheien abgehalten werden die vielbändigen Memoires de Sully durchzublättern, ſo würd' ich allen rathen,

baldigen Vergessenheit frey zu erhalten und bey Fremden dem Glauben vorzubeugen suchen, daß die reiche Erbschaft sie über den Verlust des großen Todten hinlänglich tröste?

Aeußerungen, die mir bey Gelegenheit dieses Todesfalles zu Ohren gekommen, haben mir neue Beweise von der Richtigkeit der Vorkehrungen über die Behandlung, besonders schriftstellerischer Nachlässe gegeben.

Oft werden selbst testamentarische vermittelst der interpretatio doctrinalis der Erben, da sie vor der strafenden interpretatio autentica des Testators sicher sind, ganz bey Seite gesetzt, wie viel freyere Hand bleibt also in Fällen, wo es nur auf ungestempelte Papiere ankommt!

Wer über das Schicksal solcher Nachlässe nicht gleichgültig ist, oder zum Voraus über die Nichtigkeit seiner Vorkehrungen zu ihrer Behandlung lachen will — hat kein andres Mittel, als ihr durch Vernichtung derselben zuvor zu kommen, oder sie mit einem gutmüthigen transeant cum reliquis etc. ihrem Schicksal zu überlassen. —

Den 26sten July 1815.

Vor einiger Zeit entschloß ich mich, alles was ich seit 1806 gereimt habe, drucken zu lassen, ein herzoglicher politischer Zionswächter versagte aber das Imprimatur aus Gründen die nur ein irrendes Gewissen konnte gelten

laſſen; nachdem ſich aber ein freyer denkender Cenſor und Drucker gefunden, ſo werden die Leſer meiner Biographie einſt urtheilen, ob ich mich am Staate verſündigt, durch Bekanntmachung einiger Züge ſeines Sündenzuſtandes, aus dem ihn zwar die Geiſtes- und Leibeskräfte ſeines Volks militairiſch erlöſet haben, in welchen aber Rückfälle zu beſorgen ſind, nachdem man die Mäuſe geſehen, die der langkreißende Wiener-Congreßtag geboren, und da in dem politiſchen Sanitäts-Collegio manche Aerzte und Chirurgen ſitzen, die mit ſtumpfen Inſtrumenten operiren und lange Recepte verſchreiben, um ſich das Nachdenken über die Wahl der echten Specien zu erſparen, die ſich ihrer Fehlgriffe nicht ſchämen, und froh ſind wie ein Dorfſiedler, der für Schulzens herrliche Melodie zu Blühe liebes Veilchen eine Variation glücklich erfunden zu haben wähnt; die, weil ſie es mißlich halten, das warmgewordne Volkseiſen mit bloßen Händen anzufaſſen, elendslederne Conſtitutions-Handſchuhe*) anziehn,

*) In Nr. 272 des Rheiniſchen Mercurs von 1815 fand ich heut (den 11. Aug. 1815) die ſehr wahre Stelle: „Die treflichſte Verfaſſung, welche ein „Machthaber dem Volke, ohne deſſen Zuziehung „und Einſtimmung giebt, iſt ein Werk des Deſ„potismus, eine Verletzung der heiligſten Rechte „der Völker, nur nach ſelbſtſtändig ausgeſprochnen „Bedürfniſſen regiert zu werden.“ Hier fiel ich aus der Recenſion der Bemerkungen über

Und oft den höchsten Ernst zur Farce macht?
Da überdem die Schauspielmacher,
Die unsre Herrn und Meister sind,
Für's große Chor unschwär'ger Lacher,
Von denen man nichts als das Legegeld gewinnt,
Den Federkreisel treiben können.
So wird man's uns doch auch vergönnen,
Dem großen Haufen nachzugehn. —
Stolz auf das Lob, das wunderschön
In Ohr und Herzen dringt, wenn es der Kenner
gibt,
Voll Dank für jeden, der das Schauspiel liebt,
Verlassen wir die uns erbaute Bühne,
Auf der wir nichts gespielt, was nicht sein Gutes hat;
Und wenn gleich mancher aus der Stadt,
Miskennend seine eigne Miene,
Ungern des Nachbars Antlitz auf der Bühne
Nicht kenntlich genug gefunden hat;
So soll's, beim Wiedersehn, auf unsrer Bühne,
Für Geiz und Eifersucht und Menschenhaß,
Und was es sonst im Ernste und zum Spaß,
Für Thoren gibt, die klügre Menschen quälen,
Nicht an Exempeln, nicht an guten Lehren fehlen.
Doch wer sich dann getroffen findt,
Den bitt ich zum voraus nicht über uns zu schmälen,
Er bleibt das Urbild — wir, wir sind
Nur blos von ihm demüthige Copeyen,
Und werden uns nur herzlich freuen,
Wenn die Theatermalereyen
Den Spleen, der oft auch Tugend quält, zerstreuen.
Mir aber sey heut auch verziehn,
Wenn ich, nach Weiberart, ein wenig schwatzhaft bin.
Mit einem tiefen Knix komm ich da wieder hin,

Wohin ich eben kommen wollte,
Als ſtatt des Complíments ein dankbar Thränchen
rollte.
Wir ſchlieſſen heut, — das wißt Ihr wohl,
Allein, ob ich in ſchönen Tagen
Mein Spielwerk unter Euch von neuem treiben ſoll,
Das weiß ich nicht — erlaubt es drum, zu fragen.
Und wenn ich wieder kommen ſoll,
So klatſcht — — auf Wiederſehn — lebt wohl.

C.

Herders ſämmtliche Werke aus der Litteratur und Kunſt, 12 Th. S. 29 bis 36.

Denkwürdigkeiten ſeln ſelbſt: müſſen, zu welchem Stande man auch gehört, rein menſchlich geſchrieben ſeyn, und dann intereſſiren ſie den Menſchen. Uns Deutſchen, zumal bey unſerm Charakter, unſern Sitten, unſrer Verfaſſung und Lebensweiſe, iſt dieſe Gemüthlichkeit unentbehrlich, ja vielleicht unableglich. Der galante Scherz mit der Welt und ſich ſelbſt, geſchweige mit der Politik, iſt uns ſelten gegeben. Menſchliche Denkwürdigkeiten aber wann wären ſie unterſagt? Ja von wem würden ſie, ſeiner eignen Bildung wegen, nicht gefodert?

Maas der Adreſſen in Denkwürdigkeiten ſeiner ſelbſt.

1) Niemand erröthe, beſchämt oder zitternd, daß er von und über ſich ſelbſt ſchreibe; als ein Vernunftweſen iſt er Rechenſchaft über ſich ſich ſelbſt ſchuldig. Wozu er von der

Den 27sten May 1813.

Da mein Valete vom 8ten August 1812 nicht das letzte gewesen, ich aber für die Erlebung des diesjährigen 8ten Augusts keine sichre Bürgschaft habe, so will ich statt die Himmelfahrtspredigt meines lieben, höchst canzelgerechten Consistorial-Raths Krause anzuhören, abermals einen kleinen Nachtrag zu meiner Biographie niederschreiben, nachdem ich ihr schon manches unchronologisch, doch mit der Jahrszahl Bezeichnetes eingeschaltet habe.

Zu den Hauptereignissen meines bald sich endenden 77sten Jahres gehört wohl eine Krankheit, die am 25sten Oktbr. 1812 begann und mich über zwey Monate zum Bett- und Stubehüten nöthigte. Was ich am ungernsten durch sie verloren habe, ist der eigne Anblick der unerhörten und der

sich den nur 126 Seiten starken Geist seiner Staatsverwaltung, Altona 1810, anzuschaffen und die 39 kurzen Abschnitte zu beherzigen — Schade, daß der Extraktmacher nicht die Stellen aus den Memoires bezeichnet hat, denn die, die nicht nach dem Sully leben, werden vielleicht bezweifeln, daß er sich so in seinen Denkwürdigkeiten ausgedrückt hat. —

Nachwelt gewiß unglaublichen Art des Rückzuges der so zahlreich, stark und schön nach Rußland gezognen, und so schwach und häßlich von da zurückkommenden Heere Napoleons. Einige Offiziere, die bei mir einquartirt gewesen, von denen ich nur ein Paar an mein Bett konnte kommen lassen, überzeugten meine Ohren und Augen von ihrem Elende.

Wird es den Geschichtschreibern dieses Zeitraums nicht ergehen, wie denen, welche die Anfänge der großen Roma beschrieben, an welche den festen Glauben in frühern Zeiten Beaufort und in der neusten Niebuhr uns so ziemlich benommen haben, und muß man den Zweifeln dieser nicht oft mehr trauen, als den Zeugnissen jener?

Meinen mir während der langen Krankheit ihre herzliche Theilnahme bezeugenden Freunden erwiederte ich, meiner leiblichen großen Schwachheit ungeachtet, diese mit so herzlicher Lebhaftigkeit, daß auf die meisten Besuche ein stärkres Fieber folgte, und der Arzt zuletzt alle Unterhaltung mit ihnen untersagen mußte. Was ich während der Krankheit aufschrieb, wird man jedesmal mit seinem Datum bezeichnet finden. Der

deren schlechte Räthe wenig Dauer verspre-
chen, so, daß bey den vielen künstlichen

eine Wiederherstellung der landstän-
dischen Verfassung des Herzogthums
Würtemberg, in Beziehung auf die
Verhandlungen der Ständeversamm-
lung im Königreich Würtemberg,
Stuttgard 1815 (in den Nr. 237 bis 240
der Hallisch. Liter. Zeitung) nachstehendes bey:
„Um so gewisser wird in unsern Zeiten, für welche
„das rara est temporum felicitas, ubi sentias quae
„sentias, libere dicere, et quae dicas, libere
„sentire vel per dissentientes liceat, so oft schon
„als Wunsch oder als Dank zum Motto genom-
„men ist, auch von Seiten der Regierungsmacht
„den Volksrepräsentationen Anlaß gegeben werden,
„das Geheimhalten ihrer Ansichten, Gründe und
„Thaten sich abzugewöhnen, und über Dinge,
„welche das allgemeine Wohl und den Menschen-
„verstand des Unterthanen betreffen, und über
„welche nicht der Stand und das Amt allein den
„Verstand oder eine Infallibilität giebt, sich der
„von französischer Polizeygewalt nicht mehr ge-
„hemmten und hoffentlich auch von der Briefsie-
„gelverletzung nicht mehr gefährdeten Circulation
„von Gründen und Gegengründen nicht zu ent-
„ziehen, selbst auf die Gefahr, hier etwa auch auf
„Advocaten zu stoßen, welche alles für den andern
„Theil bedeutende verschweigen, und durch die
„Sache selbst, die sie vertheidigen zu wollen
„scheinen, durch Andichtung der anstößigsten Maxi-
„men und die unhaltbarste Verkettung derselben
„compromittiren. — Wenn man sein Recht kaufen
„muß, fällt die Schuld auf den, welcher für das
„Unrecht bietet. Keine Moral kann dem Recht
„verbieten, das Unrecht zu überbieten. Das Ge-
„benwollen für Unrecht und die Lust des Neh-
„mens sind die Sünden, die der Geber für sein
„Recht nicht zu tragen hat. Nur wer für Unrecht

Umgestaltungen und Umschmelzereyen eintreffen wird; was Joh. Müller an Dohm schreibt: le plus grand ennemi du bien, c'est le mieux. (Werke 16. Bd. S. 207.)

Vergebens denken, sagen und schreiben tausend rechtlich kluge Menschen, es sey ohne uneingeschränkte Preßfreyheit, ohne beträchtliche Verminderung der stehenden Heere bey allgemeiner Verpflichtung zum Kriegsdienst, ohne gehörige Behandlung der Landwehr, ohne Volksvertreter, die berechtigt sind, Abgaben zu bewilligen und auf die Vereinfachung der Einhebung zu sehen, und ohne Einführung einer von der Formalitätstortur freyern Justiz, ein vergebliches, schon der Mitwelt zum Spott dienendes Bemühen, Constitutionsrisse zu entwerfen, deren Ausführung schiefe, schon während des Baues einstürzende Gebäude hervorbringen muß.

Meine Verse werden dem Uebel zwar nicht abhelfen, allein durch Reden sein Gewissen frey zu machen (dixi et liberavi animam meam) ist doch auch nicht verwerflich, zumal man schon in einer Weißischen Operette mit Wahrheit sang:

Oft kommt der Trost aus Winkeln her,
Wo man ihn nicht vermuthet.

„giebt, besticht, und hat zwey Seelen auf seiner „Seele, die des Bestochnen zum Theil und seine „eigne, weil sie das Unrecht durch jedes Mittel „will."

Den 12ten August 1815.

Erst heute hab ich Zeit und Lust, über meinen achtzigsten Geburtstag, wie über seine Vorgänger, einige Worte meiner Biographie beyzufügen.

Sein Morgen verging unter dem Empfange von Besuchen, von Blumen, besonders zweyer symmetrisch gestengelten aufgeblühten Centifolien, auf deren einem Blatte der Ueberbringer, Professor Vater, die Worte vigere pergas gedruckt hatte, und andern kleinen Bescherungen, womit man ihn auszuzeichnen die Güte gehabt; und da mein gewöhnlicher Bewirther von seinem, als königlicher Stellvertreter in Danzig auszurichtenden Huldigungsgeschäfte noch nicht zurückgekommen war, so wurd' ich 1½ Meile von der Stadt bey meinem Freunde dem Dr. Jachmann beköstigt auf seinem Landgute Trutenau, in Preussen bekannt durch eine von seinem Schwiegervater J. J. Kanter angelegte Papiermühle, auf der auch Preßspähne gemacht werden, die die englischen übertreffen sollen.

Die Versammlung war bey einer von Martha Jachmann besorgten guten Mahlzeit recht froh, und da unser Toastmeister, krankheitswegen ihr nicht beywohnen konnte, so beschloß ich die Tischereignisse mit einigen Reimen, die in der neuen Ausgabe also lauten:

Ich sah mit herzlichem Behagen
Was heut für mich die Freundschaft that,

Wortdank dafür lohnt's nicht zu sagen,
Drum lieber selbst befolgten Rath.
Den Achtzger-Hafen zu erreichen,
Wem's glücken soll, muß ängstlich nie
Bey Gegenwindes Sorg und Müh
Der Frischmuthsklaune Segel streichen:
Sie schafft das Rettungsboot, durch sie
Erhält die Tragkraft neue Schwingen
Durch Lebenskraftquellen zu dringen,
Und so, schon alt, sich zu verjüngen —
Auf's Glücken laßt die Gläser klingen.

Als ich des Abends nach Hause kam, ward ich im Garten meines Wirthes Motherby durch eine geschmackvolle Erleuchtung, bey der es nicht an Lampen, Farben und Opferfeuer gebrach, sehr überrascht, und legte mich erst nach 11 Uhr in mein Bett, wo ich unter stillem Dank für die zurückgelegten 79 Jahre bald einschlief und am Morgen mit guten Vorsätzen zum bestmöglichsten Gebrauch meiner sehr abnehmenden Kräfte im neu angefangnen Jahr erwachte. Brächte dieses doch der deutschen Welt den Frieden, den sie durch so große rühmliche Anstrengung sauer verdient hat, und der ihr gewiß zu Theil werden könnte und müßte, wenn festgesinnte Wahrheitsfreunde sich nicht von Freunden der Lüge auf Nebenwegen vom Hauptziel ableiten liessen, sondern unwandelbar bey dem Glauben blieben, daß jede Gnade, die sich nicht aufs Recht gründet, eine Ungerechtigkeit sey, und daß man durch den Nichtgebrauch seines Rechts sich schuldig mache aller Leiden, die

aus solcher Versäumniß in der Zukunft entstehen.

Welcher Deutsche, besonders welcher Preusse ist nicht verpflichtet, recht andächtig zu beten: Domine salvum fac regem, denn der erste Aussprecher dieses salvum dachte dabey gewiß an die Gesundheit, die sich durch keine diplomatisch — politische Pharmacevtic erkünsteln und noch weniger erhalten läßt.

O Domine, Domine, salvum fac regem! Amen,

Amen — das heißt es werde wahr.
Stark bleib' der Glaube immerdar,
Der König sey der rechte Mann,
Der alle Uebel heben kann,
Fängt Er's nach eignem Sinn mit rechten Händen an.

Hätten ihn doch die herrlichen Erfolge seines einfachen, hochherzigen Aufrufs an sein Volk, durch den Er einen Aufschluß gab über die im Bewußtseyn des Rechts und in der Ausübung der Pflicht bestehende Volksthümlichkeit, hätten sie ihn doch überzeugt, daß Er die Seele seines Volks in seinen Händen trägt, daß sie sich nicht darin durch künstliche Gesetzgebungen festhalten läßt, und daß der Regent sich keinesweges anders frey macht von der Verantwortung des Uebels, das ihm vor Augen kommt, als wenn er es abwendet, denn das bekannte dixi et liberavi animam meam kann höchstens den zum Gehorchen Verpflichteten beruhigen.—

Sollte die aus dem Morning Chronikel in Nr. 52 der allgemeinen Zeitung von 1806 aufgenommene Nachricht aus China, daß nehmlich der dortige Kaiser erklärt habe: „Der Zustand seines Volks sey die Schuld „seiner Minister und zum Theil seiner selbst, „er habe letztere so oft gewarnt, daß ihm „Zunge und Lippen trocken geworden, sie „hätten ihn aber nicht verstehen wollen, „hätten nachläßig regiert und ihn durch ihre „Sorglosigkeit in die Krisis gebracht, in der „er sich jetzt befände; daß er aber bereit „wäre, sich selbst zu prüfen, sein Herz zu „bessern und sich der gnädigsten Leitung „des Himmels hinzugeben, der über Ihm „sey," — sollte dieses Erkenntniß und Bekenntniß nicht ein lautes capo tibi hoc für Europa seyn? Die wahre Buße besteht aber nach Luthers Lehre aus Erkenntniß, Bekenntniß und Besserung, ohne welche die beyden erstern nichts helfen können, vielmehr die Schwachheitssünden zu Bosheitssünden werden lassen.

Den 6ten September 1815.

Am 30. August brachte mir der Schwiegersohn des verstorbenen Ministers von Schrötter, Präsident von Goldbeck, ein Paar unvollendet gebliebne Briefe des erstern an mich, beyde vom 4ten und 6ten Juny und fast wörtlich gleichen Inhalts, welches ich gar nicht zu erklären weiß.

Jahres hab ich die zur Druckerey bestimmte Abschrift der Biographie nachgelesen, und muß wünschen, daß die künftigen Leser mit dem Vortrage zufriedener seyn mögen, wie ich selbst, dem er durch die vielen spätern Einflickungen noch holpriger geworden zu seyn scheint. Eine Umarbeitung ist mir weit übern Kopf gewachsen; findet ihr Herausgeber einst einige Stilkampen zu häßlich, so mag er sie ebnen und dem Ganzen zu einer schönen Wiesenglätte verhelfen, deren Blumen und Kräuter dem auf ihr wandelnden alle Sinne erfreuen.

Valete, favete — vermuthlich wird dieses semel pro semper ausgesprochen.

Den 10ten September 1812.

Der alte Hugh von Trautwangen sagt im 3ten Bande des Zauberringes von Fouque S. 155: „Mein Leben zieht sich nun„mehr in die gewöhnliche Abgestorbenheit „eines kinderlosen Greises zurück und „schrumpft zusammen, wie andre erfrorne „Blätter auch;" wenn man aber auch noch so alt und nur nicht ganz kindischunempfindlich geworden ist, so hört man doch beim Gehen das Rauschen der auf dem Boden

liegenden erfrornen Blätter; ihr Geräusch weckt auch mich, und zwar aus dem Zweifelstraume, in den mich die sich widersprechenden Gerüchte über den großen Krieg auf russischem Boden einwiegten, indem vielfältiges Streiten über seinen Ausgang mich betäubt hatte. Nachdem ich mich wieder wach geschüttelt, glaub ich nach wie vor, Frankreich könne nicht gewinnen, und Napoleons großes Anstreben werde den russischen Coloß nicht zum Umfallen bringen. Selbst die Glieder, die er ihm dann und wann abhaut, fallen zerschmetternd auf die blutjungen französischen Krieger. Der Charakter der russischen Großen und des Volks, die Fremdheit des Climas, das öftre Bivouaquiren auf naßkalter Erde, die weit auseinander liegenden Wohnstätte der Einwohner, die Schwierigkeit der Armeeverpflegung und ihrer Vollzähligerhaltung, die der russischen Cavallerie weit an thierischen Kräften untergeordnete Reiterey der Franzosen, von der mir einst ein kluger Pohle sagte, er müßte lachen, wenn er einen französischen Reiter sähe, aber weinen über das Pferd, auf dem er säße — die größre Stoßkraft des russischen Infanteristen beim Gebrauch

selbst sehr alt (senex) ist. Die jüngern Menschen trauen ihm bald zu viel, bald zu wenig zu, und glauben sich entweder verpflichtet, dem unter einer gewissen allgemeinen Achtung Altgewordnen mit einem besondern Zutrauen zu seinen Kräften schmeicheln und ihn dadurch wenigstens über deren Abnahme beruhigen zu müssen, oder sie halten sich für berechtigt, bey bemerkter sichtlicher Kraftverminderung sich aus den Grauköpfen nichts machen zu dürfen.

Wozu hilft mir diese Bemerkung? Zu einer gemüthlichen Zufriedenheit in meinen einsamen Stunden und zur willigen Anstrengung alles dessen, was mir von Herz und Geist noch übrig geblieben, um denen, die mir durch Unterbrechung meiner so zu sagen freywilligen Muse ihr gefälliges Erinnern an einen alten Mann zu erkennen geben, meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen.

Den 4ten July 1815.

Unser Leben währet 70, wenn es hoch kommt sind es 80, sagt David im 10ten Verse des 90sten Psalms mit großem Recht, denn was nach Ueberschreitung dieses Termins noch gelebt wird, hat nur Etwas dem

Leben Aehnliches, das mehr im Empfinden der Kraftabnahme beſteht, als es wirklichen Kraftgenuß zuläßt. Indeſſen war es eine Thorheit und Ungerechtigkeit zugleich, wenn man ſich über eine längere Dauer des Lebens ärgern, oder nicht Gott auch für ſie danken wollte, beſonders wenn das Lebvermögen noch nicht ſo erſchöpft iſt, daß man blos ſchwerfallen und drücken, aber gar nicht tragen oder heben könnte.

Mit meinem Alter muß ich ſehr zufrieden ſeyn, denn erlaubt es mir auch nicht, aus freyer Hand zu geben, ſo doch mit dankbarer zu empfangen und denen, die ſich mit mir unterhalten, nicht alles ſchuldig zu bleiben. Hab ich doch ſogar zum Erſatz meines Jugendfreundes L'Estocq einen neuen Freund im General Freyherrn von Valentini gewonnen, deſſen Zutrauen in den vielen Zwieſprachen, während ſeines hieſigen Aufenthalts, mir bis zu dem Grade zu Theil geworden, daß er mir bey ſeinem Ausmarſch zu den jetzt faſt beendigten Wunderkriege ſeine ſämmtlichen Papiere zurückgelaſſen.

Viele Wochen hat mich das Durchleſen ſeines vieljährigen intereſſanten Briefwechſels

des Bajonets verbürgen mir schon das Unterliegen der Franzosen, die Nachtheile eines langen Aufenthalts im Norden ungerechnet. Verspätete sich das handelssüchtige England nicht, wie gewöhnlich, mit Landungen und Geldbewilligungen, wie sehr könnte die gute Sache des Continents jetzt befördert werden!

Bey allem Respekt vor Napoleons militairischer und politischer Intelligenz, scheint es mir doch, daß er den Entschluß zu diesem Kriege in einer Geistesabwesenheit gefaßt habe, und daß sein Beharren einen neuen Beweis für das alte: Hochmuth kommt nicht weit vor dem Fall, abgeben werde.

Behält Rußland die Oberhand, so werden die im Glück übermüthigen und im Unglück niederträchtigen Pohlen, die ganze Schwere der wider sie geballten Siegerfaust fühlen, nicht unverdient für die Insolenz öffentlicher Reden bey augenscheinlichem Mangel an Kraft zum Handeln, und wirkt Alexanders gemüthliche Gesinnung nicht kräftig auf seinen persönlichen Freund Friedrich Wilhelm, so stürzt Preussen in einen Elendsgrund, aus dem ihm selbst ein sehr weiser, höchst strenger und langregierender König erst mit vieler Mühe wird helfen können.

Ein höchst unangenehmer Umstand ist der dicke Nebel, den Kaiser Napoleon um sich verbreitet, aus dem er nur nach eignem Gutfinden Neuigkeitsblitze zur Aufhellung fahren läßt, denen man aber es oft ansieht, daß sie nur Colofoniumseffecte sind; indem die Bülletinschreiber häufig das mendacem oportet esse memorem vergessen. Zählt man nach französischen Angaben die verwundeten, gefangnen und getödteten Russen, so liegt beynah ihr ganzes Heer im Grabe und in Gefangenschaft, wogegen das der Franzosen die Kunst des Sichfestmachens verstehen müßte.

Da die kleine Vendée Blutströme kostete, und nur durch sanfte Künste beruhigt werden konnte, wie kann man erwarten, daß Spanien und Portugall, vom Geist der Vendée ergriffen, durch Soldaten sollten bezwungen werden, die einer ihnen von jeher verhaßten Nation gehören — und ist England gleich nach der Geschichte keinem treu geblieben, so wird es doch Spanien nicht verlassen, aus Hoffnung auf die künftigen Handelsgewinnste, die es vom nicht leicht erwachenden Trägheitsschlafe der Spanier erwartet. Hätte die Natur den vielen

großen Gaben Napoleons die Mäßigung zugefügt, wer könnte diesem Glücksgünstlinge widerstehen — aber, aber — nemo ante obitum beatus. —

Am 24sten September 1812.

Die Eroberung von Smolensk war der Vorbote von der am 14ten September erfolgten Einnahme Moskaus — die Russen liessen den wirklich erfolgten Sieg auf dem Schlachtfeld von Mosaisk liegen, wo ihn Napoleon aufnahm. Nun wird er in der grössten europäischen Stadt vielleicht 200,000 Mann dicht um sich versammelt halten und, wenn ihm nicht das Friedemachen wieder glückt, seine Plane mit besser genährten Truppen aufs neue im Frühjahr durchzusetzen beginnen.

Man glaubte, die kräftigen, obgleich geschwächten Russen würden noch einen Kampf für Moskau wagen, nach dessen Verlust diese Stadt vermuthlich eine Flammenbeute geworden wäre — sie sind aber bey ihren, wahrlich nicht unschicklichen Krebsmanövern geblieben, und die Franzosen sind in Moskau. Muß man nicht dabey auf den Gedanken kommen, daß die Russen auf

irgend etwas bauen, was ihnen endlichen Sieg verspricht? In England wird diese Besitznahme gewiß viel Aufsehen machen, und eine Hauptbedingung des Friedens, die Abgabe der Länder an der Ostsee an Pohlen, oder wenigstens ihre Besetzung mit französischen Truppen bis zum Frieden mit England, seyn.

Noch steht freylich die Parthie zwischen Rußland und Frankreich wie quatre à neuf, kann aber Eine von letzterm verlorne Schlacht ihnen nicht weit mehr schaden, als alle bisher von ihnen gewonnene dem erstern? Mag auch der Muth den Gallier und ihr Vertrauen zum Intelligenz-Übergewicht Napoleons steigen, so kann doch erst ein langer Friede zeigen, ob letztrer ein wirklich großer Mann sey und nicht blos ein glücklicher Weltbezwinger zu einer Zeit, da auf manchen Thronen Wesen saßen, die nur im gewöhnlichen Lehnstuhl ohne Schwindel zu sitzen vermochten.

Den 4ten Oktober 1812.

Ein furchtbar genialischer Streich war es wohl, daß man sich entschloß, das den Russen fast heilige Moskau bis auf ein

man ihm in Zwischenräumen Plünderungen und Mißhandlungen erlaubt. Solche Nachsichten reizen zwar manchmal zu augenblicklicher Kühnheit und Gefahrverachtung auf, sind aber auch ein Hebel, der den, welcher sich zu ihnen gewöhnt, oft träger und kraftloser macht, wenn er diesen Hebel nicht gleich bey der Hand hat und sich eigner Armkraft bedienen soll.

Läßt sich unter diesen Umständen nicht hoffen, daß die Franzosen ihre Demüthiger in den Russen finden werden, wie ich es ihnen schon im vorigen Kriege lachend prophezeyte, wenn die bey mir einquartirten Offiziere von den Russen mit Verachtung sprachen? Als einige von ihnen an meinem Tische nach den Entfernungen von Petersburg und Moskau fragten und die Tage bis zur Hinkunft nachzählten, sagte einer, der mehrmal in Rußland als Courier gewesen war, sehr trocken: on n'y arrive pas si vite, und betonte das arriva merklich. Werden die Franzosen zurückgetrieben, und thun die Schweden dann, was man von ihnen hofft, die Engländer, was sie zu thun schuldig sind, und die Deutschen, wozu sie Recht und Pflicht auffordern, o dann wird

der Rhein noch wieder germanisch, und Europa von der drückenden französischen Umarmung durch den fränkischen Besitz von Dalmatien und der Nordküste entbunden werden. Möchten dann sich auch die Franzosen wieder Egyptens bemächtigen, um den, stets nach Verkehrsmonopolien strebenden Britten entgegen zu stehen und die Handelsopulenz nicht zu überwiegend in die Hände Einer Nation gerathen zu lassen; die französische kann ihrer Natur nach nie eine so strengcommercirende werden, als die englische es sich seit langer Zeit zur Natur gemacht hat, und wir würden immer noch ein gutes Mitleben geniessen.

Den 8ten August 1812.

Nach einer unruhigen Nacht, die mir meine Pamina durch ihr mütterliches Suchen nach den ihr gestern abgenommnen Jungen gemacht, bin ich heut in mein sieben und siebzigstes Jahr getreten; der Himmel gebe, daß es nicht dem vorigen an großen Geldverlusten, Krankheiten meiner Lebensgefährtin und andern Zeitereignissen gleichen möge, denen man nichts als Geduld und den Glauben entgegen setzen

der ist der beste, — heißt's in einem meiner Lieblingslieder. —

Vorgestern sagte mir ein kluger lieber Mann: er bewundre meinen noch immer beybehaltnen Einfluß, bei meiner zunehmenden Anspruchlosigkeit, und ich erwiederte ihm: eben diese von jeher geäußerte Anspruchlosigkeit hilft mir die Mitmenschen überzeugen, daß ich es mit keinem schlimm meine und keinem zu etwas rathe, was ich an seiner Stelle nicht selbst würde gethan haben; nachdem man mich immer so handeln gesehen, hat man mich im Besitz dieses von mir sehr werthgehaltenen Glücks gelassen, und glaubt jetzt mich ganz berechtiget zu seinem Genusse.

Wenn nun gleich der freundschaftlich frohe Ton, der unter den vom Herrn Landhofmeister von Auerswald zur Feyer meines Geburtstags in der drey Kronen Loge eingeladnen Gästen herrschte, jetzt schon verhallt ist, so ist doch der Toast, den ein Freund, der bey seiner sonstigen Abneigung von allen Versen ein höchst glücklicher Toast-Improvisator ist, bey Tisch ausbrachte, mir geblieben, und ich trag ihn hier ein:

Eilen und weilen zu leben
Das ſey der Sterblichen Streben!
Eilen, die Schwingen des Geiſtes zu mehren,
Weilen, am Erbe des Lebens zu zehren.
Sehet, der glückliche Weiſe,
Der unſerm freyenden Kreiſe
Jährlich den Segen ertheilt,
Er hat geeilt und geweilt.

Den 12ten December 1814.

Nie hab ich der Welt einen zweyten Tacitus herzlicher gewünſcht, als in dieſem Wienerkongreß-Jahr; die Geſchichte hat keine ihr gleiche,*) obwohl dem tridentiniſchen wenigſtens in einigen Leiblichkeiten ähnliche, Verſammlung und höherer Zwecke wegen aufzuweiſen, denn noch nie lebten drey ſo große Fürſten ſo lange, in ſolcher Lage mit einander wie Franz, Alexander

*) So eben las ich den 16ten Febr. 1815 in der Königsbergſchen Hartungſchen Zeitung, es habe Anno 1515 ein Celeberrimus regum congreſſus in Wien ſtatt gefunden, zu Verleaung aller Uneinigkeiten zwiſchen den chriſtlichen Regenten, worin geſeſſen hätten Kaiſer Maximilian, die Könige Siegmund von Pohlen, Ludwig von Böhmen, Wladislaus von Ungarn, einige Königinnen und Bothſchaften von England, Spanien und Rom ꝛc.

gangs und der physischen und psychischen Schwelgerey, keine wahre Heilung der Regierungskrankheiten sich erwarten, aber wohl besorgen läßt, daß das sichtbare Zunehmen der Krämpfe am Ende zu einer gewaltigen Cur zwingen werde?

O Presse, Presse, wann wirst du gehörig frey seyn, um die Bösen zu nöthigen, selbst gut zu werden, ihres eignen und des allgemeinen Bestens wegen!*)

Den 9ten August 1816.

Viele Glückwunschbesuche und das stattliche Mittagsmahl des Herrn Canzlers von Schrötter, bey dem Freund Hüllmann einige Blätter vorlas, bey deren Anhörung ich sehr verlegen mag ausgesehen haben, hinderten mich, das Zeugniß über die, wider Vermuthen gestern erreichte Vollendung meines achtzigsten Jahres niederzuschreiben, und es würde vielleicht auch ganz unterbleiben, wenn dieser Nachtrag nicht das letzte zu meiner Biographie seyn sollte.

Außerdem ist in den letzten Tagen dieses Jahres nichts vorgefallen, außer daß ich am 26sten July acht Meilen in einem Tage zu fahren wagte, um noch einmal das Ostsee-Gestade zu sehen, an dem ich vor mehr als

*) Siehe Grävells Briefe über Preßfreyheit Hall. Lit. Zeitung von 1816 Nr. 135 und besonders: Fabers durch und durch sachkundigen kleinen Aufsatz: Puisse-t-il se trouver, trop politique. Altmagne 1814.

70 Jahren, wenn mein Vater den dortigen Oberförster Knöpfler besuchte, mir mit bunten Steinchen und Muscheln die Taschen füllte.

Damals wurde an das, jetzt beynah zur Mode gewordne Baden in der See weder von Kranken noch von Gesunden gedacht. Gern hätt ich es selbst noch einmal versucht, allein das meinen Hausgenossen bey der Abreise gethane Versprechen hielt mich davon ab, so schwer es mir auch wurde, mir blos den Wellenschaum an die Füße rollen zu lassen.

Statt des ehemaligen Muschelauslesens beschäftigte mich die Bemerkung, daß Anstalten, wie z. B. gedruckte Instruktionen, Chirurgen, Gensdarmen ꝛc., zur Benutzung eines Badeortes weder aufmuntern noch helfen, wenn nicht zuförderst auch für die Ansetzung eines tüchtigen Speisemeisters für Menschen und Thiere, für einen leidlichen Versammlungsraum auf einem von Natur so dürftigen Lokal, wie das Dorf Cranz jetzt ist, gesorgt wird. Hier befand sich damals eine beträchtliche Anzahl von Personen mehrentheils in räuchrigen Fischerhütten, beynah alles Schattens und eines leidlichen Wirthshauses ermangelnd — die Sorge für einen guten Weg liegt der Regierung hier besonders ob.

Doch was geht das mich weiter an, mich, dessen Geistes- und Leibeskräfte seit einigen Monaten so abgenommen haben, daß es ihm an keine Reise an die See oder an den Rhein, sondern nur an die letzte Lebensreise zu denken geziemt. Ich, den so gut wie den großen

Quintus Horatius Flaccus, pedibus delectat claudere verba, will daher meine letzten Worte mit einigen Reimen beschliessen, die als Produkte meiner vorgestrigen Schlaflosigkeit des Lesers gutes Einschlafen beschleunigen mögen.

In keinem Ausdruck liegt auf Erden
So viel, wie im: Es ist vollbracht.
Denn sicher eines Planes werden,
Kann man, bey schärfstem Vordedacht,
Nur erst wenn's heißt: er ist vollbracht.

Wie mancher Anfang hat des Schönen
Fast zu viel Knospen, und verspricht
Mit Blüth' und Früchten reich zu krönen,
Allein gewiß verbürgt er nicht
Den Kranz, den das Vollbracht nur flicht.

Aus unvollend'tem Guten keimet
Manch Giftkraut, das die Flur entstellt,
Und wer mit der Vollendung säumet,
Verkennt sehr oft den Lauf der Welt,
Wenn vor dem Ziel er ihm mißfällt.

Das Ende nur krönt alle Werke,
Nur durch des Schlußsteins Festigkeit
Erhält die Wölbung ihre Stärke,
Nur das: es ist vollbracht verleiht
Auf Schicksalswegen Sicherheit.

Zufriedenheit, nach der im Leben
Der Mensch sich heiß und dürstig sehnt,
Wird nicht zu Theil dem kühnen Streben,
Das rasch nach ihrem Segen greift,
Den das es ist vollbracht erst reift.

Auch Alters Schwachheit drücket nieder,
Wenn lebhaft der Gedank erwacht:
Der Kräfte Abnahm führt geschwinder
Zum Tode, der gewiß es macht:
Auf Erden sey es nun vollbracht.

Beylagen.

fremde Hände sichre Brücken geschlagen, die ihn durch immerwährendes Ja und Lob ärger machten, als er von Natur gewesen seyn mag, sollten diese berechtigt oder im Stande seyn, eine solche höchstsonderbare Menschengeburt recht zu richten?

Carnots Brief an Ludwig XVIII*), das Schreiben Eines, der nichts ist, an alle, die nichts sind,**) und Lettre du Marquis de Chabannes au Comte de Blacas, Londres 1815,***) verdienen mit Nachdenken gelesen zu werden.

Den 7ten July 1814.

Was soll ich nun sagen? Widerrufen kann ich nicht; aber was liesse sich nach so vielem erlebten Unglaublichen hinzusetzen zur Lehre, zur Strafe — zur Besserung aber wohl nicht. Ein Volk, wie die Franzosen, läßt sich nicht anders, als mit Strenge in Grenzen halten, und Gutmüthigkeits-Uebereilungen reizen seinen stolzen Leichtsinn, statt ihn zur Buße, das ist zur Erkenntniß und Besserung zu leiten, zu neuen Versün-

*) Nemesis 3r Bd. 3s St.
**) Nemesis 2r Bd. 4s St.
***) Rheinischer Merkur Nr. 255.

digungen an denen, die ihm Güte erzeigten. Sieger, die den Kriegsgletscher zu schnell schmelzen lassen, bringen selbst die Wasserstürze hervor, die sie selbst überschwemmen, und leiten Ströme auf zur Ungebühr angelegte Mühlen, die nicht weiter mahlen sollten.

Nach den Zeitungen hat Frankreich durch den Frieden vom 21sten Novbr. 1815 gewonnen 168 □ Meilen Land, 500,000 Menschen und 2,717,000 Fr. Ertrag. Und klingt es nicht wunderlich, wenn es heißt: „es könne in einiger Hinsicht jedoch zum Trost gereichen, daß Frankreich diese Bedingungen nicht ertrotzt hat, sondern daß sie von den Verbündeten vorgeschrieben sind,“ wem fällt dabey nicht ein: tant mieux pour eux, tant pis pour nous?

Wie konnte man den Franzosen einen Frieden geben, der sie in allen ihren bösen Eigenschaften bestärken, und den entthronten, nach Elba verbannten Napoleon zum Lachen bewegen muß, ob er gleich, wofern er nicht mit einer schrecklichen Mentalreservation von der Herrscherbühne abgetreten ist, über sein letztes Benehmen ernstlich weinen sollte. Das menschliche Herz ist

freylich ein trotzig und verzagt Ding, wie konnte aber das seine, das so viele Jahre getrotzt hatte, plötzlich so ganz verzagen, und sich nicht zum letzten Trostversuch ermannen, um an der Spitze eines ihm treu gebliebnen Haufens zu sterben? Ein solcher Entschluß hätte das Urtheil über ihn wahrlich schwieriger gemacht.

Den 8ten August 1814.

Daß das Abschiednehmen nicht tödtlich sey, erfuhr ich abermals an meinem neun und siebzigsten Geburtstage, den ich heut, mich so wohlbefindend, erlebt habe, als es in diesem Alter geschehen kann; ich will mich daher auch nicht ferner mit solchem Adieusagen befassen, sondern still fortleben in der möglichst ruhigen Erwartung des Ausganges aus der Welt, über die ich freylich gar nicht zu klagen, zu welcher gehörigem Gebrauch ich aber viel weniger Kraft habe, als meine gütigen Freunde mir einreden wollen.

Das gewiß nicht angenehme Gefühl: ertragen zu werden, begleitet mich in jede Gesellschaft, die ich daher auch immer mit einer Art von Zwang besuche, um meinen Freunden, die mir gänzliche Zurück-

ziehung widerrathen, nicht eigensinnig zu scheinen.

Die Begebenheiten und Erfahrungen im Kleinen und Großen, welche die abgewichenen zehn Jahre zu dreyßig Jahren gemacht haben, machen es mir daher nicht im mindesten befremdlich, daß ich, der schon vor zehn Jahren ein Greis war, in diesem Jahre noch merklicher wie in den vorigen an Leib und Seele abgenommen habe. Bey der zugenommnen Schwäche der Augen und Ohren, für die es beynah über Vermögen zu sehen und zu hören giebt, bin ich mithin viel unfähiger geworden, den Sprüngen und Läufen des Weltkreisels gehörig auszuweichen oder zu begegnen. Zum Glück ist mir ungeschwächt geblieben die Erwartung des Bessern und der Glaube, daß durch alle Leiden der Gegenwart nicht zu theuer erkauft werde die Zukunft, und ich spreche getrost Flemmings und Heyne's letzten Reime nach, erstre aus einem Sonnet, das er drey Tage vor seinem Tode machte:

— — — — — — Freunde. — — —
Ich sag euch gute Nacht, und trete willig ab,
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.

die dürren Constitutions-Blätter nach Gefallen der Eingriffslustigen entweder in die Luft wehen oder anzünden; beydes desto leichter, mit je mehr Buchstaben jene Blätter beschrieben sind. Möchte man dann nicht dem Könige David nachsprechen, der nach Samuel B. 2. Cap. 24. V. 14., dem Propheten Gad antwortete: „laß mich in die „Hände des Herrn fallen." Wer kann den Britten das Streiten gegen die Truppenvermehrung verdenken? Gegen Kugeln und Bajonette schützt keine Magna charta, und wäre sie auf mosaischen Steintafeln und im Stil der heiligen Bundesakte geschrieben.*)

Adam Müller sagt in seinen Staatsanzeigen (1. B. 2. St. S. 111.) „Es ist nicht „alles Gold was glänzt, und gegen den Willen „eines bewafneten und geharnischten Zwing-

*) In Pestalozzi's Schrift an die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth seines Zeitalters und Vaterlands (Iferton 1815), in der so viel goldne Worte auch über das Regierungswesen stehen, heißt es S. 264: „Aber alles nur „auf den äußern Formen der Staatsverfassungen „ruhende Recht der Bürger ist ohne innre „sittlich und geistlich gebildete Bürgerkraft, in „den Republiken wie in den Königreichen, nur „Staub, den die öffentliche Macht in allen ihren „Abtheilungen und Behörden der Schlechtigkeit „ihrer Bürger, mir nichts, dir nichts, in die „Augen werfen kann, wenn und wo sie nur will. — Selber das Bedürfniß einer geschriebnen und „mit wörtlicher Genauigkeit beurkundeten Bestimmung unsrer Rechte setzt den Mangel unsrer „innern Kräfte schon zum voraus."

„herrn, der über kurz oder lang auftreten „kann, schützen Ideen und Verfassungen „nur dann, wenn jene die öffentliche Mei„nung völlig durchdrungen, und diese in „einem Volke so tiefe Wurzeln geschlagen „haben, daß sie nur mit dem Leben des „Volkes selbst vernichtet werden können."

Wenn die geistige Kraft nicht dafür sorgt, die leibliche unter ihrer Gewalt zu halten, so wird sie von letztrer bald überwältigt werden. „Kinder und Völker müssen nicht „blos im Talent, beredt und klug zu seyn, „dem Ulysses gleichen, sondern auch im Ver„mögen, den Bogen zu spannen, ihm nachge„bildet werden." (Jean Paul im Museo Seite 94.)

Die Constitutionenschreiber möcht ich den Freyern der Penelope vergleichen, die ihr Wesen so lange auf Ithaka trieben, bis der starke Landwehrmann Ulysses kam und sie vertilgte.

Wohl uns, daß wir von unserm Vaterlande nicht glauben dürfen, was die bekannte Lespinasse dem Grafen Guibert, lange vor der Revolution, von Frankreich schreibt: „Ein Mann voll Thatkraft und Seelenadel „ist hier ein Löwe im Keficht, dem das „Gefühl, das er von seiner Kraft hat, zur „Folter wird. Er ist ein Riese, verdammt „auf Knieen zu rutschen." (im 69. Brief Seite 324.)

Wohl uns, wenn wir uns in unserm

Friedrich Wilhelm einen Ulysses denken, der endlich müde werden wird, die Spielereyen der Buhler anzusehen, und dann, gewarnt durch das, was der russische General Klinger in seinen Reisen vor der Sündfluth, den klugen, frommen, wackern Khalifen S. 159 und 235 und an andern Orten sagen läßt (Klingers Werke 6r. Bd.), Gebrauch wird machen vom Bogen seines gesunden Verstandes und edeln Herzens, den Schnitzwerk und Prunkpüschel nicht stärker spannen, noch sichrer treffen lehren, oder helfen können. —

Den 19. Juny.

Bey einem Haar wär ich am 8. dieses, eines gewaltsamen Todes gestorben in meiner Stube, durch einen abermaligen Fall, der mir Blut und Schmerzen gekostet, und meine Besorgniß der Nichterreichung des 8. Augusts nicht vermindert, doch ohne durch die Stirnverwundung mich trübsinnig zu machen.

Ich lese jetzt wieder meiner geistreichen Wirthin, die im Jahr 1813 die, von mir leider nie gesehnen, Rheingegenden*) besuchte, mit Vergnügen vor, und finde diese

*) Das unlängst beendigte Schauen und Lesen der malerischen Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf, (Frankfurt a. M. 1806) hat mir manchen Seufzer gekostet, und meines Erachtens haben die, welche die Ehrenfestzüge in den Rheingegenden gemacht, Unrecht,

Beschäftigung mir so angenehm und zuträglich, wie nur immer ein Landschaftmaler den Anblick der Lichtwallungen beym Sonnenuntergange finden mag.

Wäre Frau Johanna bücherkundiger oder süchtiger, so würden ihre Ansichten froher und trauriger Lebensereignisse minder zart, rein und treffend seyn. Der weibliche Scharfsinn ist von so eigenthümlicher Art, daß er dem Geist des Mannes manche Befriedigung schaft, welche diesem selbst bey aller wissenschaftlichen Ueberlegenheit oft nicht zu Theil wird, oder fehlschlägt; wie denn überhaupt ein vertraulicher Zwiesprach mit genialischen Frauen, je weniger technisches oder blos historisches er an sich hat, dem Geist das Wegsteigen über den Bücherbuchstaben erleichtert und die Windeltreppe solcher Unterhaltung gleichsam mit einem Geländer versieht, das wider die Unfälle des Schwindels sichert, die einem, den nicht ein hohes Alter, wie das meinige, hinlänglich bewahrt, bey lebhaftem Wagen in die Regionen der Empfindung, zustoßen könnten.

Den 21sten Juny.

Um mich am Sterbetage meiner unvergeßlichen Babet nicht blos den Gefühlen

wenn sie die Gelegenheit, diese Zaubergegenden gesehen zu haben, nicht unter die Entschädigungen für manche Beschwerden des heiligen Krieges aufnehmen.

verleiten, der Welt einen Trank zusammen zu quirlen, der ihr bitter, aber zuletzt auch ihm gewiß tödlich werden würde.

Nachschrift vom 20sten Octbr. 1815.

Napoleons Ausschlagen der Friedensbedingungen von Chatillon zeigte offenbar, daß Gott, der Welt zum Besten, das Herz dieses europäischen Pharaos verstockt habe, und wer in der Vorrede der Histoire de l'ambassade de l'archeveque de Prada dans le Duché de Warsovie en 1812. die Stelle: En France comme dans l'Europe on n'a jamais parlé de sang froid de Napoleon. La domination morale, qu'il a exercé sur l'Europe, a depassé la domination politique. Jamais homme avant lui, n'avoit saisi avec un egal empire l'esprit de ses semblables; jamais Rome ne fit jurer per Genium Caesaris, comme Napoleon a fait jurer l'Europe par le sien, und dieses merkwürdige, obwohl von Gascognaden nicht freie Buch selbst, gelesen hat, der wird gewiß nicht die Richtigkeit der Aussage des in der cisalpinischen Republik einst sehr bekannten Grafen Melzi d' Eriles bezweifeln, der von ihm gesagt haben soll, cet homme a le chaos dans la tête et l'enfer dans le coeur, und wohl eben so laut, wie ich es einst that, ausrufen: Gott Lob, daß Napoleon Elba verlassen hat!

Denn seine Waghalsigkeit beförderte das endliche Ende des den deutschen Erwartungen nicht entsprechenden Wienercongresses, verleitete die Franzosen den unverdient erhaltnen milden Frieden zu brechen — der neue Krieg verschaffte den Preussen und Britten Gelegenheit zum Zamaschen Siege bey belle alliance, trieb den in seinem Schicksal untergetauchten Kaiser zur zweyten übereilten Thronentsagung und veranlaßte seine Verbannung nach St. Helena.

Unbeschreiblichen Segen könnten diese Erfolge der Welt bringen, wenn man vor dem Abschluß des neuen Friedens recht beherzigte, was in der Schrift über die Rheinsche Mark und die Bundesfestungen und in Mutte's nothwendigen Bedingungen

eines Friedens mit Frankreich, mit Anmerkungen über die deutsche Wundersakte laut genug ausgesprochen ist.

Vergesse man doch auch nicht, so lange Napoleon lebt, an das bekannte naturam furca expellas tamen usque recurret zu denken — denn kann er nicht noch einmal zu den Amerikanern oder Maratten entwischen. Discite Justitiam moniti — nec spernere. —

Da Beyträge zur Beförderung der Menschenkenntniß und richtigen Beurtheilung berühmter Menschen, wenn sie auch Quälgeister ihrer Zeit gewesen, jedem Wahrheitsfreunde lieb seyn müssen, so trag ich kein Bedenken meinem Schreiben über Napoleon einige Stellen beyzufügen, die ich heute (den 4. März 1813) in Göthe's Farbenlehre im zweyten Bande im Abschnitt über Newtons Persönlichkeit S. 480 bis 484 gelesen habe: „Der Mensch ist dem Irren unterworfen und wie er in einer Folge, wie er immer „anhaltend irrt, so wird er zugleich falsch gegen sich und gegen andre. Dieser Irrthum mag in Neigungen oder Meinungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht jemand seyn wird, der nicht eine solche Erfahrung an sich gemacht hätte. — Je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto tügenhafter wird er, sobald er irret, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin beharrt. — Aengstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird und, um innerlich wahr zu seyn, das Wirkliche für eine Lüge erklärt, und sich dabey ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, verstockt, eigensinnig oder für lächerlich halte. — Es kann sich im Menschen ein höheres Bewußtseyn finden, so, daß er über die nothwendige, ihm einwohnende Natur, an der man durch alle Freyheit nichts zu ändern vermag, eine gewisse Uebersicht erhält. Hierüber völlig ins Klare zu kommen, ist beynah unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber Niemanden ist gegeben, sich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zum gemeinsten Mittel, seine Mängel auf die Umstände, auf

Was bin ich viel besorgt den Odem aufzugeben?
An mir ist minder nichts das lebet, als mein Leben.
Flemmings deutsche Poemata, Lübeck bey
Jauchen, ohne Jahrzahl S. 670.

letztere aus der mit vielem Vergnügen gelesenen Schrift: Christ. Gottl. Heyne, biographisch dargestellt von Heeren, Göttingen 1813 S. 468.

Ich sterb des Todes der Natur,
Des Lebens satt, vor Alter matt.
Es trocknet ab der Stamm, und nur
Hält sich zu dem verhärteten Gebilde
Der Fasern, weich und milde
Das Geistige, das aus der Wurzel Nahrung zieht,
Bis es, vom groben Stoff gelöst, und frey
entfliehet.

Ob nun gleich der dünne Faden, an dem mein Leben noch hängt, in den letzten sechs Monaten merklich dünner geworden ist, so waren doch meine heutigen Morgengedanken Gott Lob ohne die mindeste Furcht vor seinem unvermeidlichen baldigen Abreißen.

Aus meinem letzten Jahr weiß ich nichts anzuführen, als etwa, daß ich in ihm das Alte Testament in Augustis und de Wette's Uebersetzung gelesen und mich in der Meinung bestärkt habe, daß seine Lesung zum moralischen Ausbilden der Jugend

beynah ganz entbehrt werden könne. Für die Geschichte behält es einen sichern Werth, auch sollten Jesus Sirach, Salomons Sprüche, allen Neuen Testamenten beygefügt werden; Christi Bergpredigt bleibt indessen unendlich reicher und nützlicher zur Geistes- und Herzens-Ausbildung, als alles, was Moses und die Propheten, den König David nicht ausgeschlossen, sagen.

Auch hab' ich in den drey letzten Monaten meine Biographie durchgesehen und hin und wieder kleine Beyschriften gemacht, besonders aber, um die mir durch Kolbens lehrreiche, obgleich etwas breitgerathne Schriften und durch die französische Nationalhäßlichkeit doppelt anstößig gewordnen fremden Wörter möglichst wegzuschaffen. Alle zu verwerfen, konnt ich mich nicht entschliessen, indem mir zuträglich scheint, wenigstens die beyzubehalten, die dem Volk durch häufigen Gebrauch verständlicher geworden sind, als sie ihm durch Uebersetzungen oder Umschreibungen würden gemacht werden können. Von wirklichen Abänderungen, die nicht selten nöthig seyn mögen, hat mich die Besorgniß vor Verschlechterung, der das Alter ausgesetzt ist, abgehalten.

die Mäßigkeit und Kraft des Barbaren mit der List und Gewandheit der Civilisation, und zu dem blinden Gehorsam seiner Völker gesellt es den hellen Blick einer verschlagnen Regierungskunst. — In Frankreich treiben sie ein verwegnes Spiel, das für die Ruhe von Europa gefährlich werden kann und kein gutes Ende nimmt. Das Alte wieder herzustellen, wie es noch im Jahre 1789 war, ist so ungerecht als fruchtlos. In derselben Zeit, wo sich in Deutschland eine neue Ordnung gestaltet, die Fürsten in einer zweckmäßigen Verfassung den Rechten der Völker huldigen, und der König von Würtemberg eben erst ein großes Beyspiel von Mäßigung und Billigkeit gab, soll Frankreich schwer erworbne Rechte wieder aufgeben! Wer möchte mit besonnener Ueberzeugung die Behauptung wagen, was die Revolution erzeugt hat, sey nur Unrecht und Verbrechen? weil leider auch das Schändliche in ihr bis zum Uebermaas gedieh? Soll Frankreich fallen, dann fällt es nur durch sich. Ein großes Volk kann nur selbst sich verderben oder retten. Auf jenes deutet was jetzt geschieht. Aber in der französischen Nation lebt die produktive Kraft des Polypen, der auch zerschnitten sich ergänzt. Ihre Eitelkeit liebt nur sich, ihr Land, ihre Sprache, kurz was von ihr kommt und ihr angehört, sogar ihre lächerliche Thorheit. Der Franzos mag als Soldat sich Beute in der Fremde suchen, als Schauspieler oder Tanzmeister die Welt durchziehn, oder als Sprachmeister das Licht der Aufklärung, wie er in seinem Dünkel wähnt, in die finstern Regionen des Auslandes tragen, immer bleibt sein letzter Zweck, sich mit dem Erworbnen in dem einzigen herrlichen Frankreich, und wo möglich in der Weltstadt, gütlich zu thun. Dieser Zug, so lächerlich er an sich, macht die Franzosen zu einem Volke, da der Deutsche mit seinem Verstande und seiner Billigkeit, die allenthalben das Wahre, Gute und Nützliche nach Verdienst anerkennen und schätzen, allenthalben zu Hause ist und gerade in seinem Vaterlande oft am wenigsten. Alle Völker, die in der Geschichte eine Rolle spielen, haben eine unbescheiden hohe Meinung von sich selbst, man darf mit den neuen Engländern

nur die alten Griechen und Römer nennen. Frankreich ist nur zu retten, wenn der König, größer als eine leidenschaftliche Partey, die sich das Ansehn giebt, in seinem Namen zu handeln, den festen Willen zeigt, das Gute zu erhalten, es komme aus der Schreckenszeit der Revolution, oder aus den goldnen Tagen der Monarchie, — denn der Pöbel nur, er sey vornehm oder gemein, geliebt oder ungeliebt, verdammt oder rühmt die Sache nach ihrem Namen; — wenn er Verirrungen vergiebt und Verbrechen bestraft, die Tugend, das Verdienst ohne Rücksicht auf Abkunft und Benennung schätzt, und allen Factionen durch Wort und That beweißt, er sey der Fürst einer Nation, und nicht das Haupt einer Kaste. Der König hat guten Willen, und alles wird ihm gelingen, weiß er damit eine gewisse Freyheit des Geistes und Energie des Charakters zu verbinden. Die Beschuldigung, das Herz des verdorbnen Volkes hänge an dem verruchten Usurpator, ist abgeschmackt. Die Masse des Volks sieht sich allenthalben ziemlich gleich; meint es gut mit dem, von dem sie überzeugt ist, er meine es gut mit ihr."

G.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr.

Ew. Königlichen Majestät unermüdlicher Eifer, das deutsche Wesen in allem auf den höchsten Ehrengipfel zu erheben, hat sich auch durch den Ankauf der Justinianischen Gemäldesammlung so laut ausgesprochen, daß man erwarten kann, der König, der für größtentheils fremdländige Kunstwerke der Malerey so viel verwendet, werde auch für die inländische Dichtkunst sich nicht weniger wohlthätig und großmüthig zeigen.

Ob nun gleich meine 80 Jahre mir nicht erlauben, einen meiner Lieblingswünsche erreicht zu sehen: „daß „zur Beförderung des Studiums unsrer deutschen „Sprache und Dichtkunst, die Werke der vornehmsten „Dichter des Mittelalters in lesbaren Ausgaben erscheinen möchten," so kann ich doch nicht unterlassen